UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY.

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des französischen Volkes.

Erster Band.

BIBLIOTECA UNIVERSITARIA

HF
A747g

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des

französischen Volkes,

oder

Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.

Von

Eduard Arnd.

Fata nos ducunt, et quantum cuique restet, prima nascentium hora disposuit. Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit.

SENECA *de Providentia c. V.*

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

8402
26/11/90
3 vol
B

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland. S. 5. — Vergleich der deutschen und französischen Grenze 8. — Weg nach Paris. Chalons sur Marne 9. — Allgemeiner Blick auf Paris. Wanderungen in den verschiedenen Theilen der Stadt 17. — Verschiedener Ursprung und verschiedene Bedeutung der Städte in der antiken und modernen Welt. Charakter der aus diesen Unterschieden hervorgehenden Gesittung 34. — Der Montmartre. Blick auf Paris und seine Umgebungen vom Montmartre aus 40. — Geschichte des Montmartre. Voltaire und Cuvier. Naturhistorische Bedeutung des Montmartre 44. — Die Parisii. Ihr Ursprung. Ihr Name. Ihre Grenzen. Cäsar in Gallien. Sein Verhältniß zu den Parisii. Aelteste Kriegsthat auf diesem Boden 48. — Uebersichtliche Geschichte des celtischen Stammes. Gallien sein Hauptsitz. Seine frühesten Wanderungen und Eroberungen. Galen. Kimri. Volg. Bedeutung des celtischen Elements in der Entwickelung der französischen Nationalität 61. — Charakter und Verfassung der Gallier 69. — Vergleich mit den Germanen 72. — Religion und Cultus der Celten. Ursprung aller Religion überhaupt. Unmittelbares Verhältniß der ältesten Menschheit zur Gottheit. Auflösung desselben. Naturreligion. Priesterreligion. Politische Religion. Ihr Entstehen, ihr Verhältniß zu einander. Die politische Religion mit Traditionen der Natur- und Priesterreligion durchzogen 80. — Der Druidismus. Seine Natur. Seine Bedeutung. Sein Untergang 97. — Die Naturreligion vom Druidismus beherrscht, aber außer ihm stehend 99. — Allmälige Verschmelzung der Naturreligion mit dem römischen Polytheismus 110. — Zustand Galliens unter den Römern 115. — Lage und Ausdehnung Lutetias unter den Römern. Palast der Thermen. Julianus Apostata wird in Lutetia zum Augustus ausgerufen 121. — Gallien am Ende der alten Welt 129. — Betrachtungen über die Ursachen des Unterganges der alten Welt. Gefühl und Betrachtung des französischen Geistes über diese Katastrophe 133.

Zweites Buch.

Aelteste Formen der bürgerlichen Gesellschaft. Kastenstaaten. Familienstaat. Heroische Monarchie in Griechenland und Italien. Traditionen des Kasten- und Familienlebens 141. — Fortschritt der Entwickelung der menschlichen Freiheit 143. — Germanen. Germanische Individualität. Unterschied der germanischen Individualität von der orientalischen und antiken Menschheit. Idee der persönlichen Freiheit und des sittlichen Selbstbewußtseins 148. — Natur des altgermanischen Staates. Westgothen, Burgundionen und Franken in Gallien 151. — Die Franken. Unterschied zwischen Gallo-Römern und Franken 154. — Die Franken auf den Trümmern des römischen Reiches 157. — Klodwig. Bedeutung des Königthums unter

den Franken 160. — Verhältniß der Franken zu der Masse der Gallo-Römer 165. — Ursprung der Hörigkeit überhaupt. Ihr Bestehen in der alten Welt. Unterschied derselben von der Sklaverei. Die Römer finden die Hörigkeit in Gallien vor und erhalten dieselbe. Die Hörigkeit unter den Römern. Die Hörigkeit unter den germanischen Eroberern. Veränderung des Hörigkeitsverhältnisses unter den Germanen 177. — Rechtliche Gleichheit aller Freien unter den Franken. Unabhängigkeit des Besitzers auf seinem Eigenthume 182. — Grundlage des Verhältnisses der Eroberer unter einander 183. — Stellung des alten Gefolges zum Führer oder Fürsten 184. — Große Veränderung, die in den altheimathlichen Institutionen auf dem eroberten Boden vorgeht 186. — Austheilung des eroberten Landes. Allodien. Beneficien 190. — Hervortreten des monarchischen und aristokratischen Elements 192. — Einfluß der römischen Sitten und Traditionen auf das fränkische Königthum. Einfluß des Christenthums auf die Franken. Einführung des Christenthums in Gallien. Der heilige Dionysius und der heilige Martinus, die Apostel Galliens 197. — Unverträglichkeit des christlichen Princips mit dem antiken Staate. Die Trennung von der Welt in jener Zeit und die Entstehung des Monachismus 202. — Die christlichen Kirchenhäupter werden von den Eroberern in den Kreis ihres herrschenden Standes aufgenommen. Die gallischen Bischöfe 209. — Klodwig nimmt seine Residenz in Paris. Stiftungen der Merowinger in Paris. Klodwig errichtet die Kirche St. Geneviève. Childebert erbaut St. Germain des Prés. Inneres dieser Kirche. Chilperich erbaut St. Germain L'Auxerrois. Kathedrale 224. — Der merowingische Hof. Chilperich. Fredegunde und Leudastes 256. — Fortwährendes Steigen des monarchischen und aristokratischen Elements unter den ersten Merowingern. Sinken der alten Volksfreiheit unter den Franken 261. — Zustand der gallischen Kirche. Sinken der Metropolitangewalt. Erhebung der Bischöfe 264. — Verhältniß der Franken zu ihren Nachbarn, zu der besiegten Bevölkerung. Die Hausmeier 267. – Die Merowinger versinken in Schwäche und Roheit. Erniedrigung der Freien. Schwächung des germanischen Princips. Auflösung des alten Naturstaates 273. — Erhebung der Hausmeier auf den Thron. Pipin wird König 275. — Rückblick auf die altgermanische Welt 277. — Der fränkische Staat unter den Karolingern 281. — Karl des Großen Regierungssystem. Reichstage. Capitularien. Karl's Verhältniß zum Volke, zu den Großen, zur Kirche. Karl's Bedeutung für die intellektuelle Entwickelung seiner Zeit. Rückblick auf die geistige Entwickelung unter den Merowingern. Gelehrte, die Karl der Große um sich versammelt. Unterrichtswesen. Weitere Verdienste Karl des Großen um wissenschaftliche Kultur. Seine Kriege. Persönliche Größe dieses Fürsten. Karl des Großen Einfluß auf die Entwickelung der modernen Welt 297. — Französische Denker und Gelehrte über das Mittelalter und den Einfluß des germanischen Geistes überhaupt. Ihr verderblicher Einfluß auf englisches und selbst deutsches Urtheil 304. — Sinken der karolingischen Dynastie. Theilungen des Reiches. Verschmelzung der Gallo-Römer und Franken. Schwäche der Nachfolger Karl des Großen. Rückblick auf die Merowinger und Karolinger. Klodwig und Karl der Große 315. — Paris unter den Karolingern. Eroberung und Zerstörung durch die Normänner. Die Einfälle der Normänner währen ein halbes Jahrhundert lang. Die Normänner auf ihren weitern Raubzügen. Reliquien. Unterrichtsanstalten. Politische Verfassung von Paris 323. — Karl der Große als letzter germanischer Heros 324. — Hervortreten des Lehnswesens. Römisches und germanisches Princip. Die Kirche. Kirche und Lehnwesen. Letzteres wird die herrschende und ausschließende Gestalt des politischen und gesellschaftlichen Zustandes 333. — Verschiedene Ansichten über Entstehung und Erblichkeit der Lehne. Art und Dauer der Lehne. Weitere Entwickelung des Lehnswesen. Natur und Charakter des Lehnsstaates. Innere Organisation desselben. Feudalhierarchie. Afterbelehnungen. Amtslehne. Serfs und Vilains. Stellung des Lehnsmannes zu seines Gleichen, zu seinem Obern. Rechtswesen im Lehnsstaate. Das Gericht der Gleichen. Der gerichtliche Zweikampf. Das Ritterthum. Sein Ursprung, seine Gebräuche. Verschiedene Ansichten darüber. Sein Einfluß auf die moderne Gesittung. Allgemeine Betrachtungen über die Mängel und Vorzüge des Lehnswesens. Einfluß des Lehnssystems auf die europäische Menschheit 376.

Drittes Buch.

Nordfrankreich am Ende des neunten Jahrhunderts. Ducatus Franciä. Media Francia. Ile de France 379. — Die letzten Karolinger. Karl der Einfältige und Odo. Ludwig der Ueberseeische und Ludwig V. 381. — Hugo der Große. Hugo Kapet. Hugo Kapet wird König. Ursprung und Bedeutung der Krönungsceremonien. Karl von Lothringen. Betrachtungen über den Sturz der Merowinger und Karolinger. Verschiedene Art politische Revolutionen zu betrachten. Unentschiedener schwankender Zustand unserer Epoche. Entschlossener, thatkräftiger Geist des Mittelalters. Gründe hiervon 393. — Veränderungen, die das Lehnswesen hervorbringt. Feste Schlösser. Verbesserung in der Bewaffnung. Ursprung der vollen Rüstungen des Mittelalters. Militairischer Charakter der Epoche. Ihr Kriegsstand mehr zur Vertheidigung als zum Angriff geeignet. Schwierigkeiten bei Ausführung großer kriegerischer Unternehmungen 400. — Die gallische Kirche im neunten und zehnten Jahrhundert. Stellung der Kirche zur Lehnswelt 406. — Die Kirche begünstigt die Erwählung Hugo Kapet's. Der Herrenstand desgleichen. Gründe dafür. Das Volk ist der Erwählung Hugo Kapet's günstig 408. — Verschwinden der Trennung zwischen römischem und fränkischem Gallien 409. — Hugo Kapet's erste Nachfolger. Bedeutung, die ihnen der Königstitel giebt. Der Bund der Kirche mit dem kapetingischen Königthume. Das Königthum strebt sich den Banden des Feudalwesens zu entziehen 415. — Veränderung in der Kirche im elften Jahrhundert. Das Papstthum. Dessen Entwickelung im elften Jahrhundert. Bischöfe und niedere Geistlichkeit. Gregor's VII. Reformen. Wachsende Größe der päpstlichen Theokratie 422. — Das französische Königthum unter Philipp I. Gefahr für die Kapetinger in ihrer passiven Stellung gegen die Lehnswelt. Das französische Königthum unter Ludwig VI. Kräftiges Auftreten dieses Fürsten. Er beginnt die Idee der modernen Monarchie zu realisiren. Bekämpfung der Vasallen 435. — Der Islam. Sein Charakter. Seine Stärke und seine Schwäche 437. — Einfluß der Kirche auf die Feudalwelt. Ursachen des ersten Kreuzzuges, geistliche und weltliche. Folgen des ersten Kreuzzuges. Sinken des Lehnswesens. Erwachen des Dranges nach bürgerlicher Freiheit 445. — Ueberreste des römischen Municipalwesens. Städtewesen in Gallien nach der fränkischen Eroberung 449. — Verschiedener Zustand der Städte in der Feudalwelt. Entwickelung der Gemeinden. Bewegung in den nordfranzösischen Städten vom zwölften Jahrhundert an. Gemeinden in Cambrai und Noyon. Freibrief der Gemeinde von St. Quentin. Freibrief der Gemeinde von Beauvais. Verfassung von Beauvais. Streit zwischen den Bischöfen und der Gemeinde. Errichtung der Communen von Laon und Reims. Aufhebung ihrer Verfassungen. Tiers-etat. Dessen Ursprung. Verhältniß der geistlichen und weltlichen Lehnsherren zu dem nach Befreiung strebenden Bürgerwesen. Einfluß des Bürgerwesens auf die moderne Gesittung 471. — Ludwig VII. Unruhen bei seinem Regierungsantritt. Einäscherung und Blutbad von Vitry. Zustand der christlichen Kolonien im Morgenlande. Der heilige Bernhard. Zweiter Kreuzzug. Suger, in Abwesenheit des Königs, Regent. Suger und der heilige Bernhard. Des letztern Einfluß und Bedeutung. Eleonore, Ludwig's VII. erste Gemahlin. Trennung von ihr. Eleonore's Vermählung mit Heinrich Plantagenet. Das französische Königthum unter Ludwig VII. 487. — Philipp August. Kriege mit Heinrich II. und andern Vasallen. Wachsende Bedeutung der königlichen Macht. Veränderungen in den Sitten der Großen durch die Kreuzzüge. Ein Hof bildet sich um Philipp August. Die großen Hofwürden. Die Pairs. Beginn der Bildung einer nationalen Literatur. Poesie. Pairie. Geistliche, weltliche Pairs 497. — Philipp August in seinem Verhältniß zu den Städten und zur Geistlichkeit. Neuer Krieg mit England. Philipp August entschließt sich zu einem Kreuzzuge. Philipp August und Richard Löwenherz. Erfolglosigkeit des dritten Kreuzzuges. Bedeutung der Söldner in jener Zeit. Brüderschaft der Chaperons. Richard's Tod 506. — Philipp August in Streit mit der Kirche. Er versöhnt sich mit der Kirche. Innocenz III. 508. — Johann von England ermordet Arthur von Bretagne. Johann wird vor das Tribunal der Pairs geladen und verliert fast alle Continentalbesitzungen seines Hauses. Zustand der

Normandie. Besitzergreifung von Anjou und Poitou 516. — Innere Verwaltung Philipp August's. Einfluß der politischen Grundsätze des römischen Rechts. Veränderung, die im Lehnsnexus vorgeht 520. — Verhältniß des französischen Südens zum Norden. Zustand des Südens. Albigenser. Ueber die ältesten Häresien. Orientalischer Ursprung derselben. Ursprung der Opposition der Albigenser gegen die römische Kirche. Ihre religiösen Meinungen. Ihre Sitten. Die Grundsätze der Albigenser mit dem Christenthume unvereinbar. Besiegung der Albigenser. Gewinn für die königliche Macht 532. — Ausbreitung der französischen Nationalität. Der Lehnsadel gegen Philipp August. Großer Bund wider diesen König. Schlacht von Bouvines. Folgen derselben. Persönlichkeit Philipp August's. Sein Tod 539. — Paris seit den Einfällen der Normänner. St. Nicolas des Champs. Die beiden Chatelets. Der Tempel. Philipp August's große Verdienste um Paris. Er umgiebt Paris mit Mauern und Thürmen. Grenzen dieser Umkreisung. Ile de la Cité. Notre-Dame. Recluses. St. Etienne du Mont. Die gelehrten Schulen in Paris. Ihr Ursprung, ihre Privilegien. Pflasterung der Straßen. Errichtung von Brunnen und Hallen. Louvre. Residenz des Königs. Die Großen in ihrer äußern Haltung. Philipp August's persönliches Walten. Moralischer Zustand von Paris. Edle und Bürger. Geistlichkeit und Bürger. Die Studirenden. Sitten derselben. Abailard. 567. — Gebäude im nördlichen Paris. Charakter der Umgebungen von Paris seit der germanischen Eroberung. Allmälige Veränderung des Bodens und des äußern Ansehens des Landes. Typen des Mittelalters. Der Edle. Der Mönch. Der Bürger. Der Hörige. Leben und Sinnesart der verschiedenen Stände 581. — Ludwig VIII. Ludwig IX. Blanka von Kastilien, Regentin. Der Widerstand eines Theiles der Vasallen wird besiegt. Das Papstthum verweltlicht sich immer mehr. Regung einer freiern Intelligenz vom zwölften Jahrhundert an. Streit dieses Fortschrittes mit den Grundsätzen der Hierarchie. Ludwig's IX. Persönlichkeit. Er nimmt das Kreuz. Gährung in den niedern Klassen. Die Pastoureaux. Rückgabe mehrer Lehne an Heinrich III. Karl von Anjou erobert Neapel und Sicilien. Ludwig's IX. Tod. Charakteristische Größe dieses Fürsten. Die Macht der französischen Krone unter ihm. Innere Verwaltung. Ludwig's IX. Stellung zum Feudalwesen. Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfes. Beschränkung des Privatkrieges. Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit. Etablissements de St. Louis. Sinken des theokratischen Princips und des päpstlichen Einflusses 602. — Philipp III. Er begünstigt die niedern Klassen. Philipp IV. oder der Schöne. Stellung des französischen Königthums beim Anfang seiner Regierung. Sinken des Feudalwesens und des theokratischen Princips. Bedeutung der Rechtsgelehrten oder Legisten. Studium des römischen Rechts. Der souverainen Macht günstige Principien des römischen Rechts. Steigende Bedeutung der Legisten. Entfernung der Geistlichen von allen Richterstellen. Ihr Einfluß auf das Volk vermindert sich. Parlament. Ursprung dieses Instituts. Veränderungen, die in ihm vorgehen. Sein Einfluß auf das politische Leben in Frankreich überhaupt. Berufung der Abgeordneten der Städte zu den Reichsversammlungen. Philipp's IV. Streit mit Bonifaz VIII. Bedeutung dieses Streites. Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon. Philipp's IV. wachsender Despotismus. Die Templer. Ihre Stellung. Ihre Isolirung von der Nation. Verfolgungen und Anklagen. Aufhebung des Tempelordens. Clemens V. Verhältniß Philipp's IV. zur Kirche. Epoche der Umgestaltung in der Gesinnung und der äußern Lage des Occidents. Philipp's IV. zum Lehnsadel. Dessen Reklamationen. Philipp's IV. Persönlichkeit 630. — Kurze Regierung seiner drei Söhne. Ludwig X. Sinken des religiösen Princips. Herrschaft des Aberglaubens. Aufrechthaltung des Königthums. Das salische Gesetz bei Ludwig's X. Tode als ein Grundgesetz aufgestellt. Steigende Bedeutung des Parlaments. Karl IV., der letzte unter den Nachfolgern Hugo Kapet's in gerader Linie. Rückblick auf die wichtigsten Ereignisse unter den Kapetingern 636. — Paris seit Philipp August. Das königliche Schloß. Table de Marbre. Sainte Chapelle. Das große Dominikanerkloster in der Rue St. Jacques. Die Bettelorden im Mittelalter. Unterschied zwischen Dominikanern und Franziskanern. Das große Augustinerkloster. Karmeliterkloster am Platze Maubert. Karthause auf einem Theile des heutigen Gartens Luxenburg. Sorbonne. Collège de Navarre. Hôtel-Dieu. Les Quinze-Vingt.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Wir hatten die herrlichen Rheinufer, zum ersten Male von uns erblickt, voll von Bewunderung für ihre alte und neue Pracht, verlassen und näherten uns den französischen Grenzen. Die Ufer „des alten Grenzenhüters der Germanen," so oft von unserm Erbfeinde überschritten und selbst eine Zeit lang von ihm beherrscht, sprachen uns in mancher Beziehung vertraulicher und vaterländischer als unsre nordische Heimath an. Mainz, Köln und die ganze Gegend umher geben ein eben so mächtiges Bild von Deutschlands vielgestaltiger Größe und seinem eigenthümlichen Leben als die glänzenden aber im Boden der Geschichte und Poesie weniger tief gewurzelten Schöpfungen des deutschen Nordens. An den Ufern des Rheins gedachten wir der Zeiten Karl des Großen und Barbarossa's, wo der deutsche Riese seine Hände bis zur Herthainsel und dem Tiberstrome ausstreckte, die zerstörten römischen Städte an den Ufern der Donau und des Rheins in neuer Pracht erstehen hieß und das ganze Land mit kirchlichem und weltlichem Glanze, mit Palästen, Domen, Burgen und Abteien, erfüllte. Hier die festen Schlösser der Edlen auf schroffen Felsen, dort in sonnigen Ebenen die lebendigen Städte des Rhein- und Schwabenbundes — hier glanzvolle Kathedralen und Stifter, dort stille Klöster und Einsiedeleien auf einsamen Höhen oder in frischen Wäldern — welch' vielfarbiges Bild der Menschheit, das selbst noch heute, wo Bedürfnisse und Hoffnungen andrer Art die Geister bewegen, die Phantasie erfüllt!

Der Wandrer, der Norddeutschland bereist, gewahrt dort eine größere Gleichförmigkeit der Natur, des Lebens und der Sitten,

als in den schönen Ländern, die von dem Main und der Donau durchzogen werden. Dieser Unterschied, dessen Wahrheit im Ganzen schwerlich mit Grund widersprochen werden dürfte, geht zum Theil aus dem Geiste der beiden großen Stämme unseres Volkes, mehr aber noch aus dem verschiedenen Ursprunge ihrer Civilisation hervor. Norddeutschland bis zur Weser und Elbe wurde von Karl dem Großen unterworfen und seinem Reiche einverleibt, der Widerstand des tapfern sächsischen Stammes, durch zahlreiche Auswanderungen geschwächt, ward gebrochen und den Besiegten die Sitten und Einrichtungen der Sieger und damit eine größere Einheit aufgedrungen. Später wurden die Eroberungen über die Völker slavischen Ursprunges von der Elbe bis an den Niemen Veranlassung zur Bildung bedeutender Staaten, wenn man die Vereinigung größerer oder kleinerer Herrschaften der Feudalwelt mit diesem Namen bezeichnen kann. Zugleich bildeten sich hier, wo die Rechte der Eroberung sich geltend machten, von Rittern und Fürsten gedrängt, weniger freie Städte und geistliche Herrschaften als im Süden und Westen Deutschlands. Wenn man die Geschichte von Nord- und Süddeutschland im Mittelalter vergleicht, so zeigt letzteres in fast jeder Beziehung eine große Ueberlegenheit. Die meisten Kaiser gehen aus seinen Stämmen hervor, die Reichstage versammeln sich häufiger in den Mauern seiner Städte, in den Schlössern des Adels blühen Gesang und Poesie, an der Spitze der Reichsverwaltung glänzen vorzugsweise die Prälaten seiner Kirchen als Kanzler und Räthe der Kaiser. Zu derselben Zeit ertönen die Wälder und Moräste Norddeutschlands von den langen und wilden Kämpfen gegen die heidnischen Slaven und nur langsam entwickeln sich die aus dem Süden herübergekommenen Elemente einer höhern Gesittung. Der Adel des Nordens und eine bedeutende Zahl städtischer Einwanderer kamen aus dem Süden, großentheils vom Rheine und aus Franken, die Masse der Bevölkerung, der Landmann, war und blieb lange Slave in Sprache und Sitte. Obgleich man einzelne glänzende Zeichen geistigen und bürgerlichen Fortschrittes im Norden wahrnimmt, wie z. B. die Hansestädte, so steht er doch Jahrhunderte lang dem Süden an Bedeutung nach. Die Besiegung der slavischen Stämme von den böhmischen und schlesischen Gebirgen an bis zu den Gestaden der Ostsee wird besonders dadurch merkwürdig, daß die Vermischung der Sieger und Besiegten auf demselben Boden nicht die Veranlassung zu einer neuen Volksgestalt, wie sonst fast immer, geworden, sondern daß hier die Slaven die Ueberlegenheit des germanischen Genius so vollkommen anerkannt,

daß sie ihre Nationalität bis auf die Sprache, geringe Ausnahmen abgerechnet, verloren haben.

Die Ueberlegenheit des Südens bestand bis zur Reformation, wo die im Stillen gesammelte Kraft des Nordens zum ersten Male glänzend hervorbrach und mit geistigen Waffen gegen Rom einen Kampf begann, der ihn zwar nicht, wie einst tausend Jahre vorher, ein Krieg andrer Art, zu einem vollständigen Siege führte, ihm aber seine Unabhängigkeit und ein geistig tieferes Leben erringen half, als sonst irgendwo geführt wird.

Nachdem der verheerende Strom der religiösen und bürgerlichen Kriege des siebzehnten Jahrhunderts sich allmälig in sein Bett zurückgezogen hatte, schien der Süden ermatteter als der Norden. Die Völker an den Ufern der Donau, des Rheins und Mains regten sich nicht mit derselben Lebendigkeit wie ihre Brüder an der Elbe und der Oder. Die Reichsstädte, im Süden so zahlreich, verlernten es allmälig sich selbst zu regieren, die geistlichen Fürsten, obgleich großentheils milden Sinnes, gewährten ihren Unterthanen nur geringen Schutz und verloren allmälig das Gefühl ihrer Unabhängigkeit. Der Adel selbst zeigte sich weniger kriegerisch als sein Standesgenosse im Norden.

Bald nachher bildete sich auf den Trümmern vieler zerstörten Herrschaften ein neues kraftvolles Reich, das, der Reformation seine Stärke verdankend, ihr wiederum zur Stütze dienen und die Germanisirung des deutschen Nordens vollenden sollte. Preußen stieg rasch empor und der wahre Grund hiervon ist, daß es durch den Protestantismus von den Banden befreit war, welche die Entwickelung älterer Staaten so oft gehemmt hatten. Im Norden machte es den Einfällen der Schweden, eines verwandten Volkes, das uns aber im Laufe der Zeiten fremd geworden, ein Ende; im Westen trug es, nicht ohne Erfolg, zur Beschränkung der Eroberungslust Ludwig des Vierzehnten bei. Später gab ihm ein seltenes Glück, in Friedrich dem Großen, den ersten Feldherrn seiner Zeit zum Könige, denn ein neuer Staat bedarf, um in die Reihen seiner ältern Brüder mit Ehren einzutreten und seine Ansprüche nicht zurückgewiesen zu sehen, vor Allem, kriegerischen Ruhmes. Die gewaltigste Bewegung neuerer Zeiten drückte die Entwickelung dieses strebenden Volkes einen Augenblick nieder, aber wenn die etwas zu künstliche und unnatürliche Organisation, die aus seinem überschnellen Wachsthum entstanden, wie ein zu rasch emporgeschossener Körper, von einem harten Schlage tiefer, als ältere und robustere Organisationen, getroffen wurde, so raffte es sich nach kurzer Ruhe,

im Vorgefühle dessen, wozu es bestimmt ist, um so energischer wieder auf. Hoffentlich werden die übrigen Deutschen nie vergessen, was Preußen für sie in der entscheidenden Krisis der Befreiungskriege gethan hat und wie tief Deutschland, ohne die Tapferkeit und Begeisterung des thätigsten und kräftigsten seiner Stämme, gesunken sein würde.

Unter solchen Gedanken durchzogen wir den Garten Deutschlands und genossen mit Seel' und Auge die großen Erinnerungen der Vergangenheit und die Bilder der blühenden Gegenwart, die uns umgab. In Saarbrück nahmen wir von Deutschland Abschied. Es war ein Sonntag. Die Natur glänzte im Schmucke des Maimonds und die Bewohner der kleinen, aber wohlgelegenen und reichen Stadt, in festlicher Kleidung, zeigten sich in ihren Gärten und auf ihren Lustgängen so glücklich und froh gestimmt, daß ihre Zufriedenheit und Heiterkeit auf die zahlreich versammelten Reisenden, die hier Rasttag hielten, überzugehen schien. Wir gedachten in dieser schönen Gegend, an diesem angenehmen Orte, daß wir, am Ende des fernen Gesichtskreises vor uns, größere und mannigfaltigere Eindrücke empfangen könnten, aber nichts uns so vertraulich und beglückend ansprechen würde, als die klaren Gewässer und die grünen Fluren auf der Grenze der vaterländischen Erde.

Metz war der erste Ort, der uns eine Idee von Frankreich gab. Diese Stadt hat unter wechselnden Schicksalen sich immer eine große Bedeutung zu bewahren gewußt. Wir forschten nach Spuren ihrer früheren Größe unter den Merowingern. Erinnerungen an diese Zeit sind aber im östlichen Frankreich noch seltener, als an die Herrschaft der Römer, obgleich die Nachfolger Klodwig's hier lange walteten, denn als die Hauptstadt Austrasiens, das im neunten Jahrhundert den Namen Lothringen annahm *), war Metz einer der Hauptsitze der merowingischen Macht. Die Kathedrale, ein Gebäude von merkwürdiger Bauart, dem dreizehnten Jahrhundert angehörig, ist in ihrem Innern an Inschriften und Denkmalen arm, deren Reichthum sonst so viele große katholische Kirchen zu historischen Museen ihres Landes macht. Metz besitzt mehre bedeutende, aber keine schönen Bauwerke. Die Straßen sind außerordentlich lebhaft, die Häuser hoch und von düsterem Ansehen. Diese Stadt ist mit Ausnahme einiger Kirchen durchaus modern. Doch

*) Lotharingiam a Lothario Imperatore, filio Ludovici, filii Caroli Magni, legimus appellatam. (Hist. Franc. Script. *Duschesne*, I. p. 133.)

giebt der Platz St. Louis mit seinen Arkaden ein Bild des alten Metz zur Zeit Heinrich des Vierten. Metz als Festung ist, wie bekannt, eines der vornehmsten Bollwerke Frankreichs. Die Garnison ist sehr zahlreich und man hat hier Gelegenheit, den Geist und die Haltung des französischen Militairs zu beobachten.

Den folgenden Tag fuhren wir nach dem kleinen Dorfe Jouy-aux-arches, wo wir noch siebzehn Bogen eines Aquäducts sahen, der zur Zeit der Römer das Wasser dieser Gegend nach der in Metz befindlichen Naumachie führte. Wir erinnerten uns der malerischen Ruinen ähnlicher Art in der Campagna di Roma. Obgleich kein italienischer Himmel über diesen Trümmern vergangener Herrlichkeit glänzte, kein Albanergebirge, kein Monte Mario den Horizont begrenzten, so bewegten uns hier, in durchaus moderner Umgebung, diese stummen Zeugen einer so großen Vergangenheit vielleicht mehr als irgendwo anders. Die stille Gegend erschien uns im frühen Morgenlichte und beim herrlichsten Wetter durch diese Ruine belebter als die geräuschvollen Straßen von Metz. — Diese Stadt stand bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts unter deutscher Hoheit, von ihren Bischöfen unter municipalen Formen regiert, jedoch ist ihre Bevölkerung keineswegs deutschen Ursprunges. Das alte deutsche Reich hatte, so wie heute Oesterreich, wie für kurze Zeit Napoleon, Nationen fremden Stammes in seinen weiten Verband aufgenommen, allmälig wandten sich aber die Grenzvölker romanischen Ursprunges den durch Sitte und Sprache mit ihnen verwandten Franzosen freiwillig zu, oder setzten den Eroberungen der französischen Könige nur geringen Widerstand entgegen. Es ist wahr, wenn man sagt, daß einst alle westlichen Provinzen der französischen Monarchie von Dünkirchen bis Lyon zu Deutschland gehört haben, allein der Elsaß ist unter allen diesen Erwerbungen die einzige, die Deutschland als einen wirklichen Verlust betrachten muß, denn dieses Land nährt ein Volk rein germanischeren Blutes, als die deutsche Bevölkerung an der Oder und der Spree. Die Zerstückelung der nationalen Kräfte unseres Volkes und die deshalb nothwendig immer wieder hervortretende innere Uneinigkeit und äußere Schwäche trägt die Schuld dieses großen Verlustes, den aber diejenigen unter uns, welche die Hoffnung einer kraftvollen Einheit ihres Vaterlandes nicht verloren haben, nie aufhören werden zu beklagen.

In den nahen Grenzorten fanden wir keinen auffallenden Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland. Die Bevölkerung, obgleich stark mit Franzosen vermischt und in den höhern Klassen

französischer Sprache und Sitte zugewandt, ist deutschen Ursprunges. Aber in der Nähe von Metz gewahrten wir endlich, daß wir uns unter einem fremden Volke befanden. Das Land vor uns erhob sich wellenförmig, gut bebaut, aber weniger dicht mit Ortschaften besäet als in den bessern Theilen Deutschlands. Was uns am meisten auffiel, war der Mangel schöner Bäume und Pflanzungen in der Nähe der Städte und Dörfer, durch welche ein großer Theil Deutschlands das Ansehen eines Gartens bekommen hat. Eine unparteiische Vergleichung beider Grenzen fällt, Alles zu Allem gehalten, nicht zum Vortheile Frankreichs aus. Die heitern reinlichen Städte Deutschlands im Kranze blühender Gärten, der Ausdruck des Wohlwollens und der Aufrichtigkeit in den Zügen ihrer Bewohner, die hölzernen Dörfer an lebendigen Wassern, im Schatten hoher Bäume, am Saume dichter Gehölze, von einem kraftvollen rothwangigen Volke bewohnt, etwas langsam in Bewegung und Rede, bilden einen merkwürdigen Abstich zu dem verlassenen Ansehen der kleinen Städte in dem größten Theile Frankreichs, den kahlen schmutzigen Dörfern und der braunen, schnell redenden und gestikulirenden Bevölkerung, die dem Fremden den Eindruck macht, als sei sie unter einander in beständiger Fehde begriffen. Wir glaubten damals, daß diese Unterschiede sich auf die Grenzen beider Länder beschränkten. Längerer Aufenthalt und Reisen im Innern Frankreichs haben uns jedoch bewiesen, daß dieser erste Eindruck sich fast überall wiederholt, einige besonders gesegnete Gegenden und die Umgebungen von Paris abgerechnet.

Wir gewahrten auf dem Wege nach Verdun, in geringer Entfernung von der Straße, oft freundliche Thalgründe mit Weilern unter reich belaubten Baumgruppen versteckt, die uns lebhaft an Deutschland erinnerten. In den kleinen, aber freundlichen Kirchen strömte die andächtige Menge aus und ein, meistens aus Frauen und bejahrten Männern bestehend, denn die jungen Burschen standen vor den Wirthshäusern und unterhielten sich lachend und lärmend. Fast alle trugen blaue Blousen, eine ärmliche und unmalerische Volkstracht. Verdun ist eine feste, sehr lebhafte und ziemlich gut gebaute Stadt. Sie wurde bekanntlich 1792 von den Preußen erobert. Wir erinnerten uns hier oft der Schilderungen, die Goethe, in so wahren und reizenden Bildern, von jenen Ereignissen liefert. Ausländer, namentlich aber Franzosen, behaupten oft, und meist nach Hörensagen, daß es den Werken deutschen Geistes an unmittelbarer Natur und sinnlicher Wahrheit fehle, sie werfen uns eine zu vorwaltende Neigung zu abstracten Idealen und metaphysi-

schen Zergliederungen vor, die, nach ihrer Meinung, über unsere Vorstellungen eine Art Schleier werfen, wie etwa der Nebel, der im Frühlinge aus frischen Wiesen und fruchtbaren Feldern emporsteigt und den Wanderer in die Irre führt. Die Erhebung über die sinnliche Natur und unmittelbare Gegenwart ist allerdings ein Hauptzug unseres Wesens und ein edler Vorzug unserer Nation. Diese Richtung tritt in einer so universellen Literatur, wie die unsrige, bedeutend hervor, und Schiller ist, in dieser Beziehung, vielleicht der größte Dichter der letzten Jahrhunderte und überhaupt einzig in seiner Art, aber wir glauben, daß das Ausland sich hier, wie so oft, und zwar großentheils aus eigener Schuld, über uns irrt. Goethe ist seit Ariosto und Shakspeare der sinnlichste, lebendigste, farbenreichste Dichter, und wenn ihn Shakspeare vielleicht in der Schilderung des inneren Menschen übertrifft, so hat Goethe die Natur und die geheimnißvollen Bande, die sie mit dem Geiste des Menschen verbinden, tiefer als irgend ein anderer Dichter geahnt und diese Sympathien in zahllosen Bildern dargestellt, wie seine, in ihrer Art, einzigen lyrischen Poesien beweisen. Als wir die Champagne durchzogen, glaubten wir in dem Tone der Luft, der Farbe der Landschaften, dem Laufe der Gewässer, vermöge jener Schilderungen, bekannte Gegenstände zu begrüßen. Goethe's Talent zeigt sich hier um so glänzender, da diese Gegenden keinen auffallenden Charakter besitzen und die Phantasie selten das trefflich wiedergiebt, was auf sie keinen tiefen Eindruck hervorbringen konnte.

Der Weg nach Paris über Chalons wird immer einförmiger und bietet immer weniger Beachtenswerthes dar. Wir erinnerten uns, daß einst in dieser Ebene die größte Schlacht geliefert wurde, deren die Geschichte des Abendlandes Erwähnung thut. Jornandes *) hat der heroischen Rede Erwähnung gethan, die Attila vor dem Anfange des Kampfes an seine Feldherren hielt. Diese Völkerschlacht, denn es stritten hier Hunnen, Thüringer, Alanen, Gothen und Römer, an Heeresmacht und Blutvergießen der von Ancyra zwischen Bajazet und Tamerlan ähnlich, hatte, wie man weiß, kein großes Resultat, das weströmische Reich wurde durch sie nicht gerettet, sondern löste sich einige zwanzig Jahre nachher auf, eben so wie der wachsende Strom der osmanischen Größe bei Ancyra nur für kurze Zeit aufgehalten wurde. Die verhältnißmäßig kleinen Schlachten von Pharsalus und Actium, von Valmy und Waterloo, haben dagegen das Schicksal ganzer Epochen entschieden.

*) *Jornandes* de Reb. Get. c. XII.

Wir fanden auf dieser ganzen Straße fast nur kleine, häßliche aber sehr lebhafte Städte, kahle Dörfer mit einer übel gekleideten aber heitern Bevölkerung, kurz ein Land, welches das Prädicat „la belle France“, das man von den Reden der Professoren in den Gymnasien bei den Preisvertheilungen an bis zu den Stufen des Thrones beständig wiederholen hört, übel rechtfertigt. Dieses „belle France“ ist ein würdiges Seitenstück zu dem „marry England“, obgleich es wahr ist, daß die Engländer diese schmeichelnde Bezeichnung ihres Landes nur bei Festen und ähnlichen Gelegenheiten brauchen, da, wo sie sich für den Augenblick rechtfertigt, dieselbe aber nicht als eine Art stehenden Glaubensartikels beständig wiederholen. Wir erinnern uns, in dem Werke eines geistreichen Franzosen, Hrn. de Stendhal, der häufig seine Eitelkeit darein setzt, über die seiner Landsleute zu spotten, über seine Reise von Paris bis Basel in seinen „Promenades dans Rome“ folgende Bemerkung gelesen zu haben, die wir, als mit unsern eigenen Eindrücken vollkommen übereinstimmend, wiederholen und bestätigen: „en traversant le plus vilain pays, que les nigauds appellent la belle France.“

Zweites Kapitel.

Wir hatten endlich das Ziel unserer Reise erreicht. Wir befanden uns in Paris, der Stadt der Politik und der Mode, deren Meinungen und Bewegungen Europa mehr als einmal erschütterten, die von den Einen eben so sehr bewundert, als von den Andern getadelt, von Allen aber nachgeahmt wird, dem Theater, wo die Tragödie und Komödie des menschlichen Lebens, mit immer wechselnden Scenen, vor einem Publikum aufgeführt wird, das bei entscheidenden Katastrophen sich auf die Bühne drängt und selbst die ersten Rollen übernimmt. Es war in der schönsten Epoche des Jahres, der Zeit des jungen Laubes und der ersten Blumen, als wir diese Stadt betraten, die sich uns in ihrem verführerischesten Schmucke zeigte. Die Entbehrungen des langen feuchten Winters, die wir später nur zu oft theilten, so traurig, ungeachtet der betäubenden Vergnügungen jeder Art, durch welche die Einwohner

sich seinem schwermüthigen Drucke zu entziehen suchen, verdoppelten den Werth des Frühlings und noch war der Sommer mit seiner Gluht und seinem Staube fern, so beschwerlich in großen Städten. Alle Gärten und Lustplätze glänzten gegen Abend von einer bunten und fröhlichen Menge, die mit der den Franzosen eigenthümlichen Lebendigkeit ein reizendes und in seiner Art einziges Schauspiel gewährte. Auch unterschied man, ungeachtet der anscheinenden Gleichheit unter dieser heitern Bevölkerung, leicht die bedeutende Zahl reicher und ausgezeichneter Personen, die, wie es allmälig Sitte wird, erst gegen Anfang des Sommers sich auf das Land begeben und den Glanz der pariser Frühlingstage vermehren.

Wir hatten, um die Magie des ersten Eindruckes frei in uns walten zu lassen, wenig oder nichts über Paris gelesen und wir eilten nicht, die stille Entwickelung unsres Urtheiles und unsrer Empfindungen, bei der Betrachtung so vieler merkwürdigen Gegenstände, durch Hülfe fremder Einflüsse zu beschleunigen. Bei Dingen von allgemeiner Wahrheit oder bei Gegenständen des Wissens ist es allerdings gut, der besten Autorität zu folgen und seine Meinung bewährtem Urtheile unterzuordnen, da aber, wo es auf Schauen und Empfinden ankommt, beim Genusse der Natur, der Kunst und des bewegten Lebens der Menge, müssen unsre Sinne und unser Geist von fremdem Einflusse möglichst frei sein.

Wir durchwanderten Paris in allen Richtungen, um uns so schnell als möglich eine allgemeine Uebersicht desselben zu verschaffen und einen totalen Eindruck zu empfangen. Letzteres Bestreben gelingt aber dem Ankömmling hier schwerer als in irgend einer andern uns bekannten großen Stadt. Die verschiedenen Theile von Paris haben sich in von einander entfernten Epochen und unter sehr verschiedenen Umständen gebildet und jeder hat viel von dem ihm ursprünglich mitgetheilten Charakter bewahrt. In andern Hauptstädten unterscheidet man gewöhnlich nur zwei Quartiere: das der Reichen und das der Armen — ersteres theilt sich zuweilen in Adel- und Handelsstand, mehr oder weniger gesondert und erkennbar, im Ganzen aber sind diese letzteren Unterschiede gering, denn Politik und Mode bestimmen heute die höheren Klassen verschiedenen Ursprunges sich einander zu nähern und verleihen ihnen eine gemeinsame Gestalt. Die niederen Stände, unter denen man, da sie sich selbst überlassen bleiben, überhaupt mehr Charakter und Eigenthümlichkeit findet, theilen sich in fast allen großen Städten in verschiedene scharf gesonderte Klassen, aber es sind nicht diese Unterschiede, von denen wir hier sprechen. — Jedes der großen Quartiere von

Paris bildet eine Stadt, man kann fast sagen eine Welt für sich. Mit etwas Phantasie könnte man glauben, indem man sie durchwandert, unter verschiedenen Völkern zu reisen. Individualität, Sitte und Lebensart erscheinen in ihnen so verschieden, wie in weit entlegenen Provinzen, die Sprache ist im Grunde das einzige Band, das sie zusammenhält.

Die nördlichen Boulevards entsprachen der hohen Erwartung, die wir von ihnen gehegt hatten. Welcher Reichthum, welche Mannigfaltigkeit, welches Leben zu jeder Stunde des Tages! Es war gegen Abend und wir folgten dem raschen Strome der sich vor uns bewegenden Menschenmasse, ohne zu wissen, wo er uns hinführen würde, als wir uns beim Ausgange der Rue royale auf dem Platze Ludwig XV. befanden. Es ist dies einer der größten und schönsten städtischen Räume, die wir gesehen haben. Gerade vor uns, über dem Flusse, lag der Palast Bourbon mit seinem imponirenden Portal, linker Hand hatten wir die etwas einförmige aber prachtvolle Straße Rivoli und vor uns diesen schönen Platz mit seinem Obelisken, seinen Fontainen, von dem Garten der Tuilerien und den Champs élysées eingeschlossen. Die Abendsonne, die sich auf der goldnen Kuppel des Domes der Invaliden brach, auf den Fenstern der hohen Häuser brannte und Laub und Blumen mit ihrem sanften Licht erquickte, vermehrte die Anmuth dieser Eindrücke. Das Schloß der Tuilerien imponirt eben so sehr durch seine Ausdehnung, wie durch seine Verhältnisse, der herrliche Garten, der daran stößt, voll alter großer Bäume, glänzte von Blumenteppichen, Springbrunnen und Statuen, wie ein Raum aus der Fabelwelt. Leute von jedem Alter, mehr Frauen als Männer, viele schöne Kinder, erfüllten die grünen Gänge, die von den Klängen eines militairischen Concerts wiedertönten. Wir gingen durch das Schloß und den kleinen reich verzierten Triumphbogen nach der Place du Carrousel, aus dem, jetzt etwas vernachlässigt, wenn der Louvre und die Tuilerien verbunden wären, ein anderer Markusplatz, was die Größe der Architektur betrifft, gemacht werden könnte. Wir stellten uns dann auf die Mitte des Pont royal und sahen die hohen finstern Häuser der Quais und darüber im Hintergrunde die grauen Thürme von Notre-Dame, die wie Altväter auf die jüngern Generationen, so anspruchsvoll sich diese auch gebehrden mögen, herabsehen und ihnen zu sagen scheinen: Wir waren vor euch da und wären wir nicht dagewesen, so wäret ihr nicht gekommen! — Kurz nach Sonnenuntergang gingen wir in den Palais royal, der mit seinem Garten von großen und zierlichen Arkaden umgeben, die mit

schimmernden Waaren aller Art versehen sind, an die Bazars von Bagdad in den Mährchen des Orients erinnert. Viele hübsche Kinder spielten in der Nähe des großen Springbrunnens, ihm an Leben und Beweglichkeit ähnlich, unter den Bäumen an zahllosen Tischen saßen elegante Herren und Damen, meistens jung und erfrischten sich mit Kaffee und Eis; ältere Herren wandelten, in die Lesung großer Zeitungen vertieft, langsam auf und ab, junge Leute, Fremde, hielten neugierig verweilend vor den Gold- und Silberläden an. Man behauptet ziemlich allgemein, daß der Palais royal nicht mehr dieselbe Bedeutung für Paris habe, wie einst unter Napoleon und vor 1789, noch immer aber wird der Ankömmling von ihm überrascht.

Ein anderes Mal wandelten wir in den Champs élysées, dem lebendigsten Panorama, wo alle Stände, jedes Alter, die verschiedensten Arten zu sein und zu leben, sich geltend machen. Die vielen hübschen Kaffeebuden auf beiden Seiten des Weges; die Schaukeln und Carrousels; die Taschenspieler, von einer fünffachen Reihe Zuschauer umgeben, darunter über die Hälfte Soldaten in graublauen Röcken und rothen Beinkleidern, immer lachend und guter Dinge, ungeachtet der fünf Sous, die sie alle fünf Tage bekommen; und vor dem Schauspiele des Polichinelle hübsche kleine Kinder mit ihren Wärterinnen in blendend weißen Häubchen, die Kinder erstaunt über die Gestalt und Kleidung des Hanswurstes und die Zahmheit einer großen Katze, die eine Rolle in dem Stücke spielt, und Knaben und Mädchen in bunter Reihe sitzend, friedlich und schon jetzt fast so gesellig wie große Personen, und so aufmerksam wie ihre Eltern bei dem Spiele der Fräulein Rachel oder dem Gesange der Signora Grisi — in der Mitte des Weges zahllose Wagen und Reiter, eben so mannigfaltig wie die Fußgänger auf beiden Seiten; prächtige Equipagen und häßliche Fiaker, englische und holsteinische Pferde neben elenden Mähren; schlanke Amazonen mit wallenden Schleiern und ehrbare Bäuerinnen aus Putheaud und Suresnes auf ihren Eseln, mit rothen Kopftüchern und blauen Röcken, häufig Gestalten, die man eher an der Grenze von Polen als vor der Barriere de l'Etoile zu finden glaubte — dies Alles geht, fährt, reitet durch einander, Jedes nach seiner Art, ohne dem Andern zu nahe zu treten oder sich vor ihm zurückzuziehen und giebt das Bild einer wahrhaft großen Stadt und einer freien lebendigen Gesellschaft, wie sie sonst nicht leicht gefunden wird.

Einen der ersten Tage unseres Aufenthaltes bestimmten wir zu einer Wanderung in den Umgebungen von Notre-Dame, des Palais

de Justice, der Sorbonne, St. Germain des Prés, kurz dem geistlichen und gelehrten Paris. Notre-Dame mit seinen breiten, gewaltigen, tief in den Boden gewurzelten Thürmen und seiner reichen prachtvollen Façade erschien uns im Innern zu arm und zu leer für die Hauptkirche einer so großen Stadt; das dicht daneben liegende Hotel-Dieu sieht ziemlich armselig aus. Wir dachten an die Paläste, in denen in Italien Arme und Kranke gepflegt werden. Der Palais de Justice mit der Sainte-Chapelle, dem schönsten gothischen Gebäude in Paris, entsprach der Vorstellung, die wir uns von einer Kirche, in der Ludwig der Heilige gebetet und dem Local einer so majestätischen Magistratur, wie das alte Parlament von Paris, gemacht hatten. Die enge und schmutzige Rue St. Jacques herauf kamen wir nach dem Collège de France, einer Art Universität, die aber, wie wir in Deutschland sagen würden, nur aus einer philosophischen Facultät besteht und die Anstalt in Frankreich ist, wo am meisten freies geistiges und wissenschaftliches Leben besteht. Nicht weit davon liegt in einer engen Gasse das düstre Gebäude der Sorbonne, der etwas finstern Gelehrsamkeit der ehrwürdigen Gesellschaft würdig, die einst hier ihre theologischen Orakelsprüche, die aber längst verstummt sind, ertönen ließ. Jetzt befinden sich hierselbst die Facultés de Theologie, de Sciences und de Lettres der Université de France. An der Ecole de Droit vorbei kamen wir auf den Platz des Pantheon, dicht daneben liegt St. Etienne du Mont mit seinen schönen Glasmalereien. Das Pantheon gewährte uns, weniger durch sein Portal, als durch seine mächtige Kuppel, einen bedeutenden Eindruck. Als Freund der Geschichte und Poesie begriffen wir den Zorn des Erzbischofes von Paris über die Entweihung der Kirche, die dem Hirtenmädchen von Nanterre gewidmet ist, deren Grab jetzt in St. Etienne verehrt wird. Ihre Legende ist eine der wenigen frommen und rührenden Geschichten, die hier noch im Gedächtniß der niedern Klassen, besonders der Frauen, leben. Welchen Sinn kann überhaupt ein Pantheon haben? — So weit die Pariser Religion haben, sind sie Christen, und die Bevölkerung, die den Hügel bewohnt, auf dem die Kirche der heiligen Genovefa von Nanterre liegt, die jetzt das Pantheon genannt wird, ist noch heute durchaus katholisch — ist es nicht grausam und lächerlich zugleich, die keusche Patronin dieses Volkes aus ihrem Tempel zu verjagen und die Gebeine Voltaire's, des Verfassers „der Pucelle", darin niederzulegen? — Der schöne Palast Luxemburg hätte uns an Florenz erinnert, auch wenn wir nicht gewußt hätten, daß er von Maria von Medicis erbaut wurde. Der Gar-

ten, weniger prächtig, von einem bei Weitem weniger eleganten Publikum als der der Tuilerien besucht, hat einen eigenthümlich gemüthvollen Reiz. Von da wandten wir uns nach St. Germain des Prés, der Kirche der Merowinger, dem ältesten Gebäude in Paris. Es war Sonntag, und in einer Kapelle sangen Landleute und Arbeiter lateinische Kirchenlieder. Das uralte Gebäude, der Gesang und die braunen südlichen Gesichter der Andächtigen, die, wie wir nachher hörten, großentheils Auvergnats und Limousins waren, versetzte uns lebhaft in eine der Kirchen vor den Thoren Roms. —

Die Bevölkerung in diesem Theile der Stadt erschien uns durchaus verschieden von der eleganten, lebhaften, flüchtigen Menge in der Nähe der Tuilerien und auf den Boulevards. Man hätte die niedern Klassen darunter als einem andern Volksstamme angehörig halten können. Viele alte Männer und Frauen und weniger hübsche Kinder. Dabei großer Kirchenbesuch, Buchhandlungen voll religiöser Schriften, viele Geistliche, denen man es ansah, daß sie sich hier mehr zu Hause fühlten, als in der Nähe des Palais royal und eine große Menge junger Leute von meist gutem Ansehen, mit Büchern unter dem Arm und dem fröhlichen kecken Anstande, der der studirenden Jugend in manchen Ländern, wo die Wissenschaften in Ehren stehen, eigen ist, erinnerten uns, daß wir uns hier in der Nähe großer literarischer Institute, der Sorbonne, der Ecole de Droit, der Ecole de Médecine, befanden.

Während Notre-Dame und der Palais de Justice, die Symbole der beiden ersten Bedürfnisse jeder Gesellschaft, der Religion und der Gerechtigkeit — der Ile de la Cité, dem Paris der Vorzeit, treu geblieben sind, hat die bürgerliche Verwaltung, die Municipalität, das republikanische Element, die alte Insel verlassen, die ihr zu eng wurde, und sich ihr gegenüber in einem großen, ernsten, würdevollen Gebäude niedergelassen. Der Platz vor dem Hotel de Ville — la grève genannt — ist von hohen finstern Häusern umgeben und machte auf uns einen um so traurigern Eindruck, da wir an das zahllose, obwohl meist schuldige Blut dachten, das auf diesem Richtplatze des alten Paris vergossen wurde. Das Hotel de Ville ist für die Geschichte von Paris der merkwürdigste Ort, ein wahres historisches Pandämonium. Hier versammelten sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die religiös fanatischen Häupter der Ligue, die Heinrich III. ermorden ließen und Heinrich IV. ächteten und zweihundert Jahre nachher sandte von hier aus eine Ligue anderer Art, der revolutionaire Gemeinderath von Paris, seine blutigen Befehle aus. — Nachdem die Nachkommen der Parisii des

Cäsar im Laufe der Jahrhunderte ihre Insel verlassen, sich weit auf beiden Ufern des Flusses ausgebreitet und an einem der niedrigsten Theile desselben dieses Stadthaus, den Sitz ihrer Gemeinde, gegründet hatten, so zogen sich die bürgerlichen Gewerbe um diesen Mittelpunkt ihrer Vereinigung, dieses Bild ihrer Freiheit, zusammen. Die einzelnen Gewerke schlossen sich in einzelnen Straßen ab, im Geschmacke des Mittelalters, wo Jeder sich zu seines Gleichen hielt und nur an dem, was ihm ähnlich und verwandt war, seine Freude hatte. Daher die Rues de la Tannerie, de la Coutellerie, de la Corderie und andere mehr, die sich in der Nähe des Hotel de Ville befinden, seit lange aber keineswegs ausschließend von Messerschmieden, Gerbern und Seilern bewohnt werden. In dieser Gegend haust eine zahllose, thätige, regsame Menge, weniger katholisch als das Volk, das sich um den Hügel der heiligen Genovefa her angebaut hat, aber doch viel gläubiger als die elegante Welt der Boulevards und der Chaussée d'Antin und der Kirche von St. Gervais treu zugethan, die vom Purpur und Azur alter Glasmalereien glänzt. Der Pfarrer, ein sehr bejahrter Mann von ehrwürdigem Ansehen, bestieg eben die Kanzel, als wir in den Tempel traten, und lobte seine Gemeinde um des Kirchenbesuches und der religiösen Erfüllung ihrer Pflichten willen. Die Versammlung bestand meistens aus Arbeitern und ihren Familien. — Die Zahl der Wasser- und Kohlenträger und Dienstleute jeder Art ist hier erstaunlich, besonders in den Vormittagsstunden. Es kam uns vor, als wären wir in einen Bienenstock gefallen, als wir diese summende geschäftige Menge sahen, die sich aber keineswegs vom Marke der Blumen nährt und nicht in goldnen Farben schillert.

Von hier aus gingen wir durch die Rue St. Antoine nach dem Platze der Bastille, Namen, die eine Fülle von traurigen Erinnerungen an die Mißbräuche der Gewalt und der Freiheit, an die Entartung des Königthums und der Republik, erwecken. Der Platz, auf dem ehemals die Bastille stand, hat noch jetzt ein so zu sagen revolutionaires Ansehen, groß aber unförmlich und von einer geschäftigen aber keineswegs anziehenden Menge belebt. Der steinerne Elephant, den Napoleon hier aufstellen ließ, ist keine geschmackvolle Verzierung und verschwindet auf diesem ungeheuren Platze ganz. Die gegenwärtige Regierung hat hier, der letzten Revolution zu Ehren, eine große Säule errichtet, die, ihrer schönen Verhältnisse ungeachtet, keinen großen Eindruck hervorbringt. Die Umgebungen tragen zu einem Werke der Sculptur und Architektur fast eben so viel als dessen eigene Natur bei.

Von der alten Bastille, die übrigens nicht so groß und fest war, wie man gewöhnlich glaubt, ist kein Stein mehr übrig, und da die heutige Ordnung der Dinge mit der, zu welcher diese Citadelle gehörte, nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, so würde, ohne den Namen dieses großen wüsten Platzes, jede Erinnerung an sie im Volke längst verschwunden sein. Napoleon mag ihre Zerstörung wahrscheinlich bedauert haben, denn wäre sie im Jahre 1814 noch aufrecht und mit einer treuen Besatzung versehen gewesen, so würden die Pariser es nicht so leicht gewagt haben, sich gegen den Kaiser zu erklären. Wir gedachten bei dem Anblick dieses Platzes, wo die Revolution von 1789 geboren wurde, lebhaft daran, was wir einst einen bedeutenden Mann sagen hörten, daß die Greuel der französischen Republik und die Abneigung und das Mißtrauen gegen jeden politischen und bürgerlichen Fortschritt, die dadurch bei den Mächtigen aller Länder hervorgerufen wurden, den Sieg der Civilisation um ein Jahrhundert aufgehalten haben. Denn die europäischen Regierungen hatten unter Friedrich, Joseph, Katharina, Leopold von Toskana und Karl dem Dritten in Spanien, ihren Völkern einen großen Umschwung gegeben und ihnen einen unwiderstehlichen Drang eingeflößt, den Staub des Mittelalters abzuschütteln, dessen Geist längst verschwunden, nur seine unbehülflichen Formen zurückgelassen hatte. Europa war keineswegs in Schlaf versunken, um durch den Donner der Erstürmung der Bastille geweckt werden zu müssen.

Der Name der Republik in Athen und Rom erweckt noch heute die größten Vorstellungen, und ist, so zu sagen, ein Gemeingut der Menschheit geworden. Venedig, die Republik des Mittelalters, ist einer der leuchtendsten Punkte jener großen Epoche, Nordamerika, die Republik der Gegenwart, wird selbst von den entschiedensten Gegnern politischer Freiheit, wenn auch nicht geliebt, doch geehrt. Man vergißt bei dem Gedanken an das Parthenon und das Kapitol den grausamen und ausschließenden Geist der alten Welt, über Dandolo und Morosini die tiefe Unsittlichkeit und die Abwesenheit jeder wahren Freiheit bei den Söhnen der Lagunen, über dem edlen großartigen Sinne Washington's den Mangel alles idealen Lebens, oder um richtiger zu sagen, den groben Materialismus der amerikanischen Organisation — der Name der Republik ist durch alle diese Erscheinungen verherrlicht worden, wie der der Monarchie durch Mark Aurel, Karl den Großen und Friedrich — aber die französische Republik hat eine von Schrecken und Lächerlichkeit gemischte Erinnerung zurückgelassen und, sonderbarer Weise,

nicht etwa blos im Auslande und bei ihren Feinden, nein — sie hat hier, in ihrer Heimath, einen übleren Ruf als irgendwo anders. Waren Robespierre und Danton schlimmer als Marius und Sulla? — Nein, aber sie waren viel, viel kleiner. — Die römische Republik hatte ein so langes kräftiges Dasein geführt, daß ihre Entartung als eine in dem Schicksale alles Endlichen bedingte Nothwendigkeit erscheint. Venedig hat als Staat über ein Jahrtausend bestanden, auch muß man, wenn man an seinen schmachvollen Fall denkt, nicht vergessen, daß es Nationen nicht ebenso, wie Individuen, vergönnt ist, heroisch zu endigen. Die Sonne Amerikas steht noch im ersten Zeichen ihres Zodiakus, und dieses Volk hat eine lange hoffnungsvolle Bahn zu durchwandern, aber die französische Republik kam, wie eine Mißgeburt, mit dem Keime des Todes im Herzen auf die Welt, ihre Entstehung wie ihr Untergang hat keine jener allgemeinen Sympathien erregt, die Allem, was ein großes, wenn auch mangelhaftes Leben in sich getragen, von der unparteiischen Nachwelt gezollt wird.

Wenige Minuten reichten hin, um uns in eine vollkommen verschiedene Umgebung zu führen und Eindrücke von entgegengesetzter Art hervorzurufen. Wir befanden uns auf der Place royale, deren Architektur in die Zeiten Ludwig XIII. versetzt, als das Mittelalter schon vollkommen verschwunden, aber die moderne Monarchie Ludwig XIV. mit ihrem Hofe, ihrer Verwaltung und ihrem großen stehenden Heere, noch nicht ins Leben getreten war. Dieser regelmäßige, von Arkaden eingeschlossene Raum mit seinen altfränkischen Häusern, deren Bauart weder an den ahnungsvollen Styl des Mittelalters, noch an die breiten prächtigen Formen Ludwig XIV. erinnert, macht einen sonderbaren Eindruck. Er bildet den vollkommensten Gegensatz zu dem wilden unregelmäßigen Platze der Bastille. In der Mitte die weiße Statue Ludwig XIII., des platonischen Liebhabers des Fräuleins La Fayette; auf dem grünen Rasenplatze die unschuldigen Spiele zahlreicher Kinder mit ihren Wärterinnen, die hier weder von Wagen noch Reitern gestört werden; auf den Bänken umher viele alte Männer, häufig in noch ältere Costume gekleidet; unter den Arkaden einige kleine Läden, wie in einem Lande, in welchem der Handel noch im Entstehen wäre; wenige Polizeidiener, an denen Paris sonst so überreich ist; kurz eine Art idealen und idyllischen Zustandes, wie man ihn in dieser Stadt sonst nirgends gewahr wird. Wir gingen über die Boulevards, so mannigfaltig und eigenthümlich jeder für sich, nach der Place Vendome, wo wir vor der Säule mit dem Standbilde

Napoleon's verweilten, die allerdings eine edle Zierde dieses schönen Platzes ist, obgleich es bis jetzt noch keinem Monument gelungen ist, die charakteristische Größe dieses Mannes und sein wunderbares Geschick, auf eine angemessene Weise zu versinnlichen.

Drittes Kapitel.

Die gebildeten Völker der alten Welt hatten ihr politisches und religiöses Leben, die Erinnerungen ihres Ursprunges, die Schöpfungen ihres Genius dermaßen in ihren Hauptstädten concentrirt, daß das Dasein ihrer Staaten von der Gründung ihrer Städte an gerechnet wurde und ihr Fall sehr oft den Untergang der Nation selbst verursachte. Nur wenige unter den berühmten Völkern des Alterthums machen hiervon eine Ausnahme, und diese sind, wie z. B. die Scythen, entweder Nomaden geblieben, oder wie die Perser, zwar zu großer Macht, aber zu keiner hohen Stufe der Gesittung, gelangt. Ganz Aegypten betrachtete Meroe als die Stifterin und Ordnerin seines Lebens und das Schicksal des Landes wechselte mit der Lage und dem Charakter seiner Hauptstadt. Erobernd unter Sesostris, als seine Herrscher unter der düstern Pracht der hundertthorigen Thebe wohnten, den verborgenen Quellen des wunderbaren Stromes näher, dem das Land seine Kraft verdankte; auf Stillstand und Abwehr beschränkt, als sie sich in Memphis niederließen, und fremdem Einfluß preisgegeben und allmälig ganz verwandelt, als das Volk des Osiris die düstern Basalt- und Granitfelsen des Nilthals verläßt und in der Stadt Alexander's, bei dem entzückenden Anblicke des Meeres, der Gräber seiner Väter vergißt. Das Volk der Karthager ward den Tag geboren, als die flüchtige Dido mit zitterndem Fuß die Gestade Libyens betrat und den Grund zu der Burg von Byrsa legte und ging an dem Tage unter, da die Gattin Hasdrubal's sich mit ihren Kindern in die Flammen des brennenden Apollotempels stürzte. Die zertrümmerten Mauern Jerusalems sahen zweimal die Flucht der Söhne Jakob's und das Volk des Theseus und des Romulus erhob sich und verschwand mit seinen Mauern.

In der alten Welt war das Innere des Menschen und die ideale Seite seines Lebens nicht auf eine übersinnliche Existenz, auf ein künftiges Jenseits gewiesen, sondern er befriedigte sich in der Gegenwart und sein Herz hing ausschließend an den Bergen und Thälern der Heimath und den Gebräuchen und Gesetzen seines Volkes. Der Bürger wurzelte in der Gemeinde, wie der Baum im Boden, und das Leben des Einzelnen sog unaufhörlich von dem Ganzen Licht und Nahrung ein, wie ein Fluß von seiner Quelle. Alles war lokal und gegenwärtig und die geheimsten Ideen, die verborgensten Tiefen des Lebens wurden an sinnliche Zeichen gebunden. Die Gottheiten waren die Gottheiten des Vaterlandes, die ragenden Mauern der Stadt in geheimnißvoller Weise zu ihrem Schutze bestimmt, standen wie im Bunde mit dem Bürger, die Götterbilder und die Statuen der Ahnen wurden als beseelt gedacht und man glaubte selbst ihren kalten Busen von demselben Feuer eines ausschließenden begeisterten Patriotismus erfüllt, der das Herz der Lebenden durchglühte. — In einer solchen Gesellschaft aus Familien und Stämmen emporgewachsen, großentheils unter freien Verfassungen lebend oder in immerwährendem Ringen nach ihnen begriffen, fühlte sich der Bürger hülflos und elend, wenn er vereinzelt dastand, als ein Glied des Ganzen aber wie ein König frei und groß. Diese hohe Liebe zur Heimath, diese ausschließende, aber lebensvolle Geselligkeit, dieser außerordentliche Aufschwung aller Kräfte, um das Ideal des Vaterlandes zu schmücken, seinen Ursprung zu veredeln, Alles mit seinem Ruhm zu erfüllen, haben einst in der alten Welt, in oft so begrenzten Räumen, jene Fülle hoher Gestalten und großer Thaten hervorgebracht, deren ferne Kunde uns noch heute mit Erstaunen erfüllt. Dieses Vaterland aber war eine Stadt und kein Land, und so sehr es im Laufe der Zeit seine Macht ausbreiten mochte, es umfaßte nur diejenigen mit Liebe und Sorge, die von denselben Mauern eingeschlossen wurden, für Andre blieb sein Herz verschlossen. So innig der Bund derer war, die in derselben Stadt gemeinsame Feste und Opfer begingen, so feindlich war die Gesinnung gegen die, welche außerhalb wohnten und fremden Gesetzen folgten. Alles im antiken Leben war in seiner Art vollkommen, aber scharf begrenzt, hart und abgeschlossen. Die Civilisation der alten Welt hatte eine von der unsrigen ganz verschiedene Gestalt. Sie concentrirte sich in ausschließenden Kreisen und verlor über dem Bilde des Menschen die Idee der Menschheit.

Die Entwickelung der modernen Welt folgte ganz verschiedenen Gesetzen. Sie begann mit der Zerstörung der großen Mittelpunkte

der antiken Civilisation und der Zersplitterung des politischen Daseins der Nationen in den engen und einsamen Kreisen des Feudalwesens, fand aber in dem Christenthume ein großes gemeinsames Band, das dem Alterthume gefehlt hatte. Von dem Augenblicke an, wo die Idee der modernen Menschheit in ihrem großartigsten Ausdrucke: der Kirche, sich auszubilden und zu herrschen beginnt, wird der Mensch über den Bürger gestellt, die Christen aller Nationen fühlen sich als Brüder, und dieses religiöse Gefühl steigert sich in dem Staats- und Völkerrecht neuerer Zeiten zu einem politischen Gesetz. Die verschiedenen Nationen erkennen einander im Ganzen dieselben Rechte und Pflichten und damit im Allgemeinen die Gleichheit zu, die die Religion vorher nur den Einzelnen verliehen hatte.

Die ersten Anfänge der Cultur der alten Welt sind uns verhüllt. Die Geschichte beginnt überall erst da, wo die nothwendigen Bedingungen der Gesittung schon vorhanden sind; die Kindheit der Nationen wie der Individuen, hat ihre Poesie, aber keine Geschichte. Ueberall beim Erwachen der alten Welt finden wir die Nationen, nach Maßgabe ihrer Macht und Zahl, in großen Mittelpunkten vereinigt. Die Geschichte Aegyptens beginnt mit Theben, die Mittelasiens mit Ninive und Babylon; Cekrops, Danaus, Cadmus, Romulus erbauen Städte und die Nationen entstehen erst mit diesen Mittelpunkten ihres Lebens. Die Geschichte des ionischen Volkes in Attika beginnt mit der Vereinigung seiner verschiedenen Stämme in denselben Mauern unter Theseus. Die Civilisation der alten Welt ist demnach eine städtische und daraus erklärt sich zum Theil das ihr eigenthümliche Streben nach municipalen und republikanischen Formen, welches, wenn auch zuweilen unterbrochen, dennoch der überall sichtbare Charakter der hellenischen und lateinischen Welt in ihrer kraftvollen Epoche ist, sobald sie sich von ihren orientalischen Uranfängen vollkommen befreit hat. Daher prangen die civilisirten Länder der alten Welt voll herrlicher großen Städte, die nicht blos der Mittelpunkt der weltlichen und religiösen Autorität, der Wissenschaften und Künste, sondern der Sitz der Nation selbst sind.

Die Geschichte des modernen Europa fängt nicht mit der Gründung von Städten, sondern mit der Errichtung von Staaten an, nicht mit der Erweiterung von Familien zu Stämmen, wie im Orient und in Griechenland, sondern mit der Entwickelung von Völkern; nicht mit der Erhebung von materiellen Mittelpunkten, wie es Hauptstädte, sondern mit der von moralischen, wie es nationale Oberhäupter sind, wenn auch unter verschiedenen Benennungen

und mit verschiedener Gewalt. Die Königsgeschlechter der Gothen, Burgunder und Franken hatten in den frühesten Zeiten für ihre Nationen dieselbe Bedeutung wie die Hauptstädte für die griechische und lateinische Welt, sie waren Mittel- und Anziehungspunkte des volksthümlichen Lebens. Daher hat sich die Blüthe der klassischen Welt unter republikanischen und die der modernen unter monarchischen Formen entwickelt. Die Geschichte Italiens, des Landes, wo das Alterthum geistig und leiblich am längsten fortgelebt hat, bildet die einzige Ausnahme von dieser Regel. Die Republik Venedig war antiken Ursprunges und, erst spät und nie überwiegend, erhielt dies reine Gold ihres eigenthümlichen Daseins, eine Mischung fremder Metalle aus dem Feudalwesen. Ihr Doge war ein Oberhaupt nach Art der Archonten und Konsuln, ihr Adel den hellenischen Eupatriden und den römischen Patriziern ähnlicher als den Baronen des Mittelalters; in dieser Stadt hätte es, wenn die allgemeine Gesinnung der christlichen Welt es nicht unmöglich gemacht, Sklaven, aber keine Leibeigenen im Sinne des Feudalrechts, geben können. Venedig war, wie einst Rom, nicht sowohl die Hauptstadt eines Staates, als vielmehr dieser Staat selbst. Er existirte anfänglich in der gesammten Bürgerschaft, dann in der Kaste der Patrizier, aber selbst später wurde die Cittadinanza, oder das Recht der nicht patrizischen Bewohner Venedigs, nie auf die Bevölkerung der Terra ferma ausgedehnt. Venedig war in dieser Beziehung ausschließender als einst Rom. Rom hatte die Bewohner Alba longas unter seine Bürger aufgenommen und Venedig behandelte die Paduaner immer als Unterthanen. Genua, Pisa, Florenz ꝛc. zeigen eine ähnliche Fortsetzung antiken Geistes, bei weniger reinem Ursprunge, indessen war auch hier die Hauptstadt, der Staat, die Nation selbst; noch jetzt hört man zuweilen den Florentiner von einer „Nazione" in Bezug auf die Bürgerschaft seiner Stadt sprechen.

Gothen, Franken, Sachsen, Longobarden, wußten nichts von der tiefen Anhänglichkeit der hellenischen und lateinischen Stämme für die Gefilde der Heimath, für die Tempel der Götter und die Gräber der Vorfahren. Jedes Land, jeder Boden, gefiel ihnen, der ihrer Jagdlust schattige Wälder, ihren Rossen und Rindern fette Weiden versprach. Die Thäler und Berge ihres Landes waren für sie durch keine großen Erinnerungen geheiligt, denn diese Völker hatten noch keine Geschichte. Die Götter waren nie auf ihre öden Heiden herabgestiegen, sondern wohnten über den Wolken ihres düstern Himmels, sie erbauten keine Tempel, die ganze Natur war

für sie der Wohnsitz ihrer gestaltenlosen Gottheiten. Das Große in dem Charakter und der Individualität dieser Stämme war das thatenvolle Bewußtsein ihrer persönlichen Kraft und Würde und eine dem Orient, wie der hellenischen und lateinischen Race, unbekannte Tiefe des Gemüthes, die sie das Innere des Menschen als die Heimath seiner Freiheit ahnen ließ, daher ihre Entfernung vom Thier- und Bilderdienste der alten Welt, daher ihre unbezwingliche Abneigung gegen den Formalismus des antiken Staats- und Volkslebens, das die unendliche Persönlichkeit des Menschen in so enge Bande schlug.

Diese rohen aber ahnungsvollen Völker wählten, als sie sich der römischen Welt bemächtigten, vorzugsweise die luftigen Gipfel der Berge und die Schatten der Wälder zu ihren Niederlassungen. Wenn sie auch den Glanz der römischen Städte bewunderten und sie als feste Plätze der Vertheidigung und Sicherheit schätzen lernten, so vermieden sie es doch, sich in ihnen einzuschließen. Karl der Große, in Geist und Lebensweise ganz Germane, wohnte, so oft es die Geschäfte seines Reiches ihm erlaubten, in seinen Schlössern, am Saume tiefer Gehölze oder am Ufer großer Ströme.

Die Auflösung der antiken Staaten, deren Civilisation sich überall in großen Städten concentrirt hatte, mußte natürlich auch den Verfall dieser letztern hervorbringen. Schon durch den römischen Despotismus auf das Aeußerste geschwächt, wurde ein großer Theil ihrer Einwohner, in Folge der Völkerwanderung, durch Pest, Hunger und Schwert, dahin gerafft, oder von den Siegern als Geißel und als Beute fortgeführt. Jetzt verloren sie aber, als durch den Sturz des abendländischen Reiches alle politischen Bande zerrissen und ein geregelter Widerstand unmöglich geworden, ihr Gemeindevermögen und die reichern Bürger ihre Besitzungen; beides wurde von den Häuptern der Invasion für sich genommen, oder an ihre Getreuen vertheilt. Auf diese Weise sahen sich die Städte plötzlich sowohl der nöthigen Mittel zur Erhaltung ihrer öffentlichen Anstalten als auch ihres Patriziats, ihrer reichern Bürger, der Curia, des Ordo municipalis, beraubt. Die Paläste, Theater und Wasserleitungen verfielen und die niederen Klassen der Bürger, die, besonders in den letzten Zeiten des Alterthumes, obgleich persönlich frei, sich doch in der äußersten Abhängigkeit von den Reichen und Mächtigen befunden hatten, geriethen durch den Ruin der letztern in das tiefste Elend. Nur das Eigenthum der Kirchen und Klöster wurde verschont und vermehrte sich sogar während dieses Verfalles des bürgerlichen und politischen Lebens. Die Kirche hatte, obgleich

sie seit Konstantin reich und mächtig geworden, noch nicht die Verfolgungen vergessen, denen sie von seinen Vorgängern ausgesetzt gewesen. Das Wesen der römischen Welt: Größe des politischen Lebens auf Kosten des individuellen Daseins, absolute Herrschaft des Ganzen über jeden Theil seines Organismus, Verherrlichung einer äußern und endlichen Existenz durch unbedingte und schrankenlose Ausdehnung ihrer Gesetze, war von den übersinnlichen mysteriösen Principien des Christenthums und seiner innern Unendlichkeit zu grell verschieden, als daß beide Welten auf die Dauer sich hätten innig befreunden können. Das Christenthum hatte das Innere des römischen Staatslebens zwar sehr geschwächt, aber wenig verwandelt, denn dies war und blieb nothwendig, so lange noch ein Rest von ihm bestand, im Wesentlichen dasselbe. Die moralische Physiognomie der Kaiser aus den Familien Konstantin's und Valentinian's, sowie aller spätern, obgleich eifriger Christen, unterscheidet sich wenig von der ihrer heidnischen Vorgänger. Die römische Welt war auf die Herrschaft einer endlichen Idee gebaut, die das Christenthum stürzen oder von der es erdrückt werden mußte. Hätte diese Religion in Rom, zur Zeit seiner Kraft und Freiheit, Eingang finden können, was allerdings wenig wahrscheinlich ist, so wäre sie politisch und lokal und ein Werkzeug des Staates geworden. Da sie dies aber, ihrer idealen und göttlichen Natur nach, nie werden kann, so mußte sie die letzten Reste dieses harten ausschließenden antiken Geistes besiegen und jeden Umstand benutzen, der dazu dienen konnte, ihre kosmopolitische unendliche Richtung zu begünstigen. Rom behielt, so lang es Rom war, immer etwas von dem Blute der Wölfin in sich, die einst Romulus und Remus gesäugt hatte. Die Taube, die über dem Heiland am Jordan geschwebt, konnte auf diesem verbrannten, blutbefleckten Boden nicht ihr ewiges Nest bauen, ohne daß er vorher gänzlich umgewühlt worden. Die Lade des neuen Bundes war den Juden genommen und den Heiden übergeben worden, jetzt ging sie von den Söhnen des Herkules und des Mars auf die des Odin über. Die christliche Idee brauchte zu ihrer Verklärung einen jüngern durchsichtigen Leib als den, der von der Belagerung von Troja an bis zur Schlacht des Maxentius, von Alter und Arbeit versteinert, die Menschheit repräsentirt hatte. Die gallischen Bischöfe und Priester thaten, indem sie sich den deutschen Eroberern anschlossen, nichts als was den Bedürfnissen des Augenblickes und der Entwickelung der Zukunft gemäß war. Die erste Bedingung zu einer vollkommenen Verwirklichung des christlichen Princips war die Auflösung des abendländischen Reiches und damit

der Sturz eines mit den Grundsätzen des Heidenthumes auf das Innigste verwebten politischen Zustandes.

Die römischen Städte in Gallien, und sie waren entweder alle römischen Ursprunges oder wenigstens durchaus römisch geworden, verloren zuerst ihre Einkünfte und damit die Mittel zur Erhaltung ihres Gemeinwesens, wodurch sie sich bisher von dem platten Lande unterschieden hatten. Hatte die Stadt schon vorher keine Mittel besessen, um die Feste des Cirkus und der Theater in herkömmlicher Pracht zu begehen, waren die Reichen außer Stand gesetzt worden, die bei feierlichen Gelegenheiten üblichen Spenden an die ärmern Bürger auszutheilen, so konnten jetzt, nach Verminderung der Einwohner und Verlust der Gemeindegüter, die Kosten für die Erhaltung der Mauern, den Unterhalt der Söldner, des Arsenals u. s. w. nicht mehr aufgebracht werden. Der Mittel zur Vertheidigung beraubt und unaufhörlich von den germanischen Eroberern, die das Land umher in Besitz genommen, bedroht, sahen die Städte sich bald genöthigt, sich einen dieser Dränger zum Schutzherrn zu erwählen, um mit seiner Hülfe sich der übrigen zu erwehren. In jenen rohen und gewaltthätigen Zeiten, bei der Auflösung aller allgemeinen gesetzlichen Ordnung, war der Uebergang von Abhängigkeit zu Knechtschaft plötzlich und unaufhaltsam. Die Bürger dieser Städte geriethen bald in einen der Hörigkeit der Landleute nicht durchaus gleichen aber ähnlichen Zustand, und die letzten Spuren ihrer municipalen Existenz verschwanden. Aus den Steinen der verwüsteten Kurien, Theater und Thermen bauten die Herzöge, Grafen und die seit der Auflösung des abendländischen Reiches und durch den Bund mit den Eroberern zu Land- und Lehnsherren emporgestiegenen Bischöfe, ihre festen Schlösser und Thürme, zur Sicherung und Vertheidigung des neuen Eigenthumes. Da es in den Gesetzen des Lebens und der Natur der Dinge liegt, daß der Verfall schneller als das Wachsthum fortschreitet, so reichten wenige Menschenalter hin, die seit so langer Zeit durch Sittenlosigkeit und Tyrannei im Innersten erstorbene Ordnung der alten Welt aus ihren Fugen zu reißen und die neue Gestalt der Dinge brauchte Jahrhunderte, um, auf Schutt und Trümmern, eine sichere Grundlage zu bauen.

Der Geist und die Formen des öffentlichen und häuslichen Lebens hatten sich seit der germanischen Eroberung in Gallien gänzlich verändert. Macht, Ehre und Reichthum schlugen den Schauplatz ihrer Thätigkeit jetzt da auf, wo früher Armuth und Sklaverei ausschließend sichtbar gewesen. Das Geräusch der Theater und

Rennbahnen in den Municipien war verstummt, die Mauern der Städte sanken, bald verschwand ein großer Theil von ihnen ganz, und da, wo vorher die Freigelassenen, die Sklaven und Hirten der reichen Bürger gewohnt hatten, auf Bergen, in Wäldern und auf Heiden, erhoben sich jetzt die festen Schlösser der Eroberer. Hier ertönte die Luft von ihren Fehden, ihren Jagden und Festen, hier versammelten sie sich, um über ihre Angelegenheiten zu berathschlagen und ihre Vasallen zu richten. Die römischen Städte, denn die germanischen Sieger erbaueten keine — sanken so herab, daß sie ohne die Ehrfurcht vor den Kathedralen und Bischöfen, vor den Klöstern und Reliquien, spurlos, und vielleicht bis auf die Erinnerung, verschwunden wären. Der Kirche gebührt das Verdienst, ihre wenigen Reste und ihre schwache Bevölkerung beschützt zu haben. Sie bildete das einzige Band zwischen den Eroberern und den Besiegten. Was von der antiken Civilisation für die neue Ordnung der Dinge anwendbar geblieben, wurde auf diese Art erhalten: die Trümmer der alten Literatur unter den Geistlichen, die mechanischen Künste des geselligen Lebens unter den herabgekommenen Bürgern, in den verfallenen Mauern ihrer Städte.

Der Untergang des hellenischen und lateinischen Polytheismus unter Konstantin und Theodosius und die Auflösung des abendländischen Reiches hatten das moralische Dasein der antiken Civilisation in ihren Wurzeln angegriffen, sie hätte sich indessen unter etwas veränderten Formen noch lange erhalten können, ohne die Invasionen der germanischen Eroberer, die auch ihre materielle Existenz vernichteten. Ihr rascher Untergang wurde aber vorzüglich durch die Vernichtung der städtischen Mittelpunkte bewirkt, die das Alterthum sich gegeben hatte, wo weltliche Macht, religiöser Glanz, künstlerische und wissenschaftliche Intelligenz, sich vereinigt und auf diese Einheit ihre Stärke und Dauer gegründet hatten. Nachdem im vierten und fünften Jahrhundert die Säulen gesunken waren, die den Bau der alten Welt getragen, so dauerte das Werk der Zerstörung im Einzelnen noch Jahrhunderte lang fort und selbst der Boden dieses Pantheons wurde durch und durch umgewühlt. Die Zerstörung der Städte, deren Dasein dem individuellen und isolirten Streben der germanischen Eroberer entgegenstand, dauerte bis zur Regierung Philipp August's fort, wo die Ueberreste der römischen Civilisation in Südgallien, im Kriege gegen die Albigenser, untergingen. Zwei Ursachen waren es vorzüglich, die dieses lange Werk der Zerstörung veranlaßten: einmal die unaufhörlichen Fehden der Eroberer, von denen Jeder, bei der Abwesenheit aller allgemeinen

Ordnung, die vorübergehende Epoche Karl's des Großen abgerechnet, in seinem Gebiete als Souverain waltete — wird z. B. ein Herzog, Bischof oder Graf von seinen Nachbarn in offnem Felde geschlagen, so zieht er sich hinter die Mauern einer Stadt zurück, seine Gegner belagern ihn, erobern die Stadt und verbrennen sie — dann aber, und dieser Fall war noch häufiger, wurde, bei dem Verfalle der Künste des geselligen Lebens, das Material zu den neu zu errichtenden Schlössern, Thürmen und Klöstern, von den römischen Bauwerken genommen — und wo diese anders finden als in den Städten. Fast unter allen großen Gebäuden, die das Mittelalter in gewissen Theilen Frankreichs errichtet, hat man in neuern Zeiten, bei den so häufigen Nachgrabungen, Spuren römischer Mauern gefunden.

Das Dasein der Menschen war jetzt aus einem städtischen, wie im Alterthume, so zu sagen, ein ländliches geworden. Die Könige selbst lebten, in unaufhörlichen Kriegen begriffen, auf ihren festen Schlössern wie die Edlen, und die Städte, die der Vernichtung entgangen, waren nicht Mittelpunkte einer höhern Gesittung, wie im Alterthume, sondern dienten nur als befestigte Plätze in den Stürmen, die den Boden Galliens vom fünften bis dreizehnten Jahrhundert zerrissen. In diesem Sinne bewohnten die Nachkommen Klodwig's Paris, Metz, Soisson, Rouen und die ersten Kapetinger die Insel in der Seine oder das Schloß des Louvre, nicht als ob hier die Elemente politischer Macht oder einer überlegenen Civilisation vorhanden gewesen, nein, es waren dies durch Natur und Kunst befestigte Oerter, wo sie sich vor Verrath und Ueberfall sicherer als in ihren einsamen Burgen fühlten, deren Aufenthalt sie übrigens, so oft sie konnten, selbst diesem Schatten städtischen und gemeinsamen Lebens vorzogen.

Im dreizehnten Jahrhundert, fast zu derselben Zeit, als die ohnedies sinkenden römischen Mauern in Südgallien, im Kriege gegen die Albigenser verschwinden und die letzte Bewegung der nordischen Eroberung die Ueberreste der antiken Welt in jenen Gegenden zertrümmert, erhebt sich von unmerklichen Anfängen aus, ein neues Princip, eine neue Stufe der Gesittung: die freien Städte und Gemeinden des Mittelalters, die, obwohl sie langsam und mit Mühe einen Platz in der feudalen Organisation gewinnen, dennoch bestimmt sind in Uebereinstimmung mit dem Königthum, die Gestalt Europas, die auf den oft zwieträchtigen Bund der Kirche und der Feudalwelt gebaut war, von Grund aus zu verändern. Wenn die germanische Eroberung sich wie ein Strom erhoben hatte, der die

Berge und Thäler der alten Welt mit ihrer Pracht zerstörte und verschlang, so trat das Bürger- und Gemeindewesen wie ein Baum hervor, der unbemerkt in den harten Eingeweiden eines Felsens wurzelt, aber sich immer und immer ausdehnend, damit endigt, den gewaltigen Block zu brechen. Die Feudalwelt beschloß mit den Kreuzzügen ihr jugendlich heroisches und romantisches Dasein. Von da an beginnt sie zu altern und endlich, wie einst das Alterthum, nachdem das in ihm waltende demokratische Princip gesunken, nur noch in einzelnen Trümmern fortzudauern, die aus dem lebendigen Zusammenhange des Ganzen herausgerissen, ein bleiches und sieches Dasein führen.

Von dem Augenblicke an, wo nach so langer Unterbrechung, die Menschen, aufs Neue sich zu gemeinsamem Schutz, unter denselben Gesetzen, als Gleiche untereinander, in städtischen Gemeinden verbinden, treten, obwohl unter verschiedenen Formen, manche der Erscheinungen hervor, die einst eine ähnliche Gestalt des Lebens im Alterthume begleitet hatten. In diesen Städten erheben prachtvolle Tempel ihr stolzes Haupt und ragen weit in das Feld hinaus, Handel und Gewerbfleiß versammeln sich in ihrem Schatten und kirchliche und weltliche Feste verbinden sich in gemeinsamem Glanz bei den großen Jahresmärkten, an den Tagen der heiligen Patrone der Stadt und bei den Waffenübungen der versammelten Bürger. Als dieser Stand der Städte hervortrat, der seine Kraft in seiner eigenen Arbeit und nicht in der Unterdrückung Anderer suchte und nur zu seinem Schutze bewaffnet war, fangen die Burgen an allmälig zu verfallen, die Bande der Hörigkeit beginnen lockerer zu werden und die Macht der Könige erhebt sich von dem ungewissen und bestrittenen Rechte einer feudalen Oberhoheit zu der Majestät einer wirklichen Souverainität und modernen Diktatur im Interesse Aller.

Aber die Städte des modernen Europa erhoben sich langsam unter dem ungewissen Schutze der Könige, auf die, als aus dem Adel hervorgegangen und unter ihm erzogen, die Erinnerungen ihres Ursprunges und die Gewohnheiten des Lebens oft stärker wirkten als die politischen Interessen, dem offenen Widerstande der Feudalherren und dem Neide der Kirche, die vorher Besitz und Macht nur mit dem Adel getheilt und in dem neuen Element einen störenden Mitbewerber sah. Der wichtigste Fortschritt in jener Zeit, der den Städten verdankt wird und diese im Vergleiche zu der Feudalwelt auszeichnet, ist ein Gefühl der Gesetzlichkeit, der Rechte und Pflichten und ihrer strengen Beobachtung, welches auf die

Moralität der Individuen und den öffentlichen Zustand des modernen Europa gleich vortheilhaft gewirkt hat. In dem Feudalwesen erscheinen nur die beiden Extreme, die mit dem Recht und der Freiheit gleich unverträglich sind: grenzenlose Gewaltthätigkeit oder tiefste Demuth. Heinrich II. von England läßt Thomas Becket vor dem Altar ermorden und sich dann auf seinem Grabe geißeln.

Obgleich durch das Hervortreten städtischen Lebens im Mittelalter die Kultur des modernen Europa eine der antiken Welt ähnliche Entwickelung zu nehmen schien, so waren und blieben die Ursachen und Bedingungen, unter denen dieses moderne Städteleben sich herauszubilden anfing, zu verschieden von denen des Alterthumes, als daß auch die Resultate sich nicht sehr unähnlich hätten gestalten müssen.

Die hellenischen und italischen Städte waren von Göttern und Heroen gestiftet worden. Ihre ältesten Bewohner rühmten sich der erlauchtesten Abstammung, zuweilen selbst der Verwandtschaften mit den Gottheiten des Olymps. Die Heiligthümer der Nation, der Sitz der Regierung, die Blüthe der Künste, der Glanz der Feste, erfüllten ihre Mauern mit unwiderstehlichem Zauber. Auf dem Lande wohnten, für beständig, in den blühenden Zeiten des Alterthums, nur Freigelassene und Sklaven. Der Aufenthalt daselbst war ein Zeichen der Armuth, der Trägheit, des Kummers, er galt einer Verbannung aus dem Vaterlande gleich. In der Odyssee verläßt Laertes die Stadt, während Ulysses langer Abwesenheit, und verbirgt sich auf dem Lande aus Gram um den geliebten Sohn, und diese Entfernung von städtischem Leben wird als ein Beweis der tiefsten Trauer angesehen, und im fünften Jahrhundert Roms klagt der Volkstribun Markus Pomponius den Konsul Lucius Manlius an, daß er seinen Sohn, einen heranwachsenden Jüngling, gleich einem Sklaven auf dem Lande halte.

Wie sehr eine Stadt ihr Gebiet ausdehnen, ihre Macht vermehren mochte, ihre Altbürger in frühester Zeit, mit oder ohne erbliche Oberhäupter an ihrer Spitze, später die gesammte Gemeinde, übten immer eine unbeschränkte Gewalt über die neuen Erwerbungen aus. Die öffentliche Macht blieb in ihrer ganzen Kraft da, wo sie ihren Ursprung genommen, so wie die nationalen Heiligthümer in denselben Tempeln und Hainen, in welchen sich das Geschlecht der ersten Erbauer versammelt hatte.

Unter wie verschiedenen Verhältnissen entstanden die städtischen Gemeinden des Mittelalters! Nicht der lebendige Trieb natürlicher und politischer Geselligkeit, wie unter der hellenischen und lateinischen

Race, hatte sie in denselben Mauern vereinigt, sondern ihre Schwäche, die Noth und das Bedürfniß gemeinsamen Schutzes. Kein Gott oder Heros hatte sie an den Ort ihrer Niederlassung geführt. Dieser ward nicht unter geheimnißvollen Gebräuchen geweiht, die ihm eine große Zukunft verhießen, Minerva und Neptun hatten nicht mit einander gewetteifert, wer diesem neuen Geschlecht das schönste Geschenk reichen könne! Sie besaßen keine Sklaven, die sie der Sorgen des täglichen Daseins hätten entheben können, keine Verfassung, die schon in ihrer ersten Anlage die Keime weiter Verbreitung und ausgedehnter Herrschaft enthalten hätte. Sie waren freigelassene Knechte, flüchtige Hörige, Fremde, Verfolgte, nicht einmal immer ganz persönlich frei. Vor ihren Thoren erhoben sich feste Schlösser mit hohen Thürmen und tiefen Kerkern, deren Bewohner von Haß und Verachtung gegen sie erfüllt waren. Sehr oft besaßen sie kein Grundeigenthum, sondern waren genöthigt von der ungewissen Arbeit ihrer Hände zu leben, ein im Alterthum so verachteter Gewinn. Sie brachten ihre Tage hin, erfüllt von Mißtrauen gegen das stolze Geschlecht der Eroberer, von denen jeder Einzelne sich höher stellte als ihre gesammte Gemeinde. Aber sie waren nicht einmal Herren innerhalb ihrer Mauern. Denn wenn sie außerhalb derselben trotzige und gewaltthätige Nachbarn zu fürchten hatten, so wurden sie innerhalb derselben von Bischöfen, Priestern und Mönchen gedrängt, die, obgleich durch Blut und Herkunft mit ihnen verwandt, sich durch den Geist noch höher über sie stellten, als selbst das Volk der fremden Dränger. War in den Städten des Alterthums die Religion eine Weihe des politischen und eine Zierde des häuslichen Lebens gewesen und nur um des Vaterlandes willen da, blieben ihre Priester Bürger wie alle Andern — so erhob sie sich in den Städten des Mittelalters als eine göttliche Macht, welche die Erde verachtend und dem Boden sich fremd fühlend, ihre Diener mit einer übersinnlichen, Andern unzugänglichen Gewalt ausstattete. Solcher Gestalt erschienen die städtischen Gemeinden des Mittelalters, in ihrem Ursprunge, wie ein Strom zwischen hohe Ufer eingeschlossen, die ihm nur einen schmalen und engen Lauf erlaubten. — Aber so mächtig ist das Gefühl der Freiheit, da wo es als ein wahres Bedürfniß hervortritt, daß die Besitzer der Erde und die Vertreter des Himmels allmälig mit diesem neuen Geschlecht, das nur Unabhängigkeit und Recht für sich verlangte, sich vergleichen und ihm einen bedeutenden Theil an den Früchten der Natur und den Gaben des Geistes abtreten mußten.

Als das Feudalwesen unter Philipp August, besonders aber unter Philipp dem Schönen, zu sinken begann, treten die städtischen Gemeinden als ein eigener Körper im Staate auf und erscheinen in den Versammlungen des Reiches neben der Geistlichkeit und dem Adel. Die öffentlichen Verhältnisse, wie sie sich durch die germanische Eroberung gebildet hatten, erhielten hierdurch einen tödtlichen Stoß und das neue städtische Element trug wesentlich zur Auflösung der Feudalmonarchie und ihren Uebergang in die erbliche Diktatur des modernen Königthums bei. In der großen Schlacht von Bouvines, wo es der Erhaltung und Einheit Frankreichs galt, hatten sich die Bogenschützen und Lanzenknechte der Städte an der Seite der Ritter rühmlich hervorgethan; in den langen Nationalkriegen gegen die Engländer im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert zeigen die Bürger mehr Treue für die Person der Könige und mehr Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden als Adel und Geistlichkeit. Ging nicht die wunderbare Heroine jener Zeit, die Jungfrau von Orleans, aus dem Stande der erst seit Kurzem von den Banden der Hörigkeit befreiten Landleute hervor? — Nach dem hundertjährigen Kriege gegen die Engländer tritt das französische Königthum zum ersten Male in seiner ganzen Macht und Fülle auf. Alle seine Feinde und Nebenbuhler sind besiegt oder unvermögend ihm zu schaden. Der Adel und die Kirche, die beiden großen Mächte des Mittelalters, denn das Königthum konnte lange Zeit hindurch kaum für eine dritte gelten, da es aus ersterem hervorgegangen und von letzterer seine Weihe und Bestätigung erhalten mußte, ziehen sich von der Bühne ihrer frühern Thätigkeit zurück, in deren Vordergrund die Monarchie tritt und als die einzige entscheidende und belebende Gestalt erscheint, von der die Anderen Willen und Richtung empfangen. Nach einem Kampfe mehrer Jahrhunderte, den das Haus Hugo Kapet's mit einem in der Geschichte beispiellosem Glück und erblichen Grundsätzen geführt hatte, war es ihm endlich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts gelungen, die Nachkommen jener deutschen Eroberer, die sich einst in den Boden des alten Galliens getheilt hatten, aus Vasallen und Nebenbuhlern, in Unterthanen und Diener zu verwandeln. Diese Revolution, die nicht als eine solche erscheint, da sie nicht auf einmal hervortritt, veränderte, sobald sie vollendet war, nicht nur fast alle äußern Verhältnisse der Gesellschaft, sondern den Geist der Nation selbst, der durch den Absolutismus, ohne gerade erniedrigt zu werden, doch mehr als früher materialisirt wurde. Jene Vereinigung heroischen und religiösen Geistes, der eigenthümliche

Charakter des Mittelalters, der einst auf der Ebene von Clermont der Aufforderung Papst Urban II. zu der Befreiung des heiligen Grabes mit so flammendem Eifer entgegenkam, war im funfzehnten Jahrhundert fast bis auf die letzte Spur verschwunden und trat höchstens noch in einzelnen Individualitäten, aber nicht mehr als allgemeine Stimmung, hervor. Das im Mittelalter, neben aller Barbarei, erhabene Kraftgefühl des Adels und die hohe ideale Richtung der Kirche, gingen in dem neuen Staatsorganismus, dem Hof- und Parlamentswesen und der von Ludwig XI. eingeführten Politik unter oder erhielten sich nur in einzelnen hohlen, unter einander im Widerspruche stehenden Formen. — Wie sonderbar wechseln nicht nur die Thatsachen und Zustände in der Geschichte, sondern die Ideen selbst, die ihnen zu Grunde liegen. Hätten die Barone, die einst den Urenkel Robert des Starken als den Ersten unter ihnen, als den Ersten unter Gleichen auf den Thron setzten, aus ihren Gräbern erstehen können, wie würden sie über die Folgen ihrer Wahl erstaunt gewesen sein! Sie würden sich wahrscheinlich nicht über die Thatsache gewundert haben, daß dieser Erste unter Gleichen allmälig der Herr seiner Pairs geworden, denn das Feudalwesen, wo Gewalt vor Recht ging, begriff dies vollkommen, wohl aber über die Grundsätze, mit denen das französische Königthum seine unumschränkte Autorität vertheidigte. Mehr als irgendwo verdankte es seine Entstehung der freien Uebereinkunft des Souverains und seiner Vasallen, und doch vergaß es diesen seinen germanischen Ursprung so ganz, daß es sich nicht nur in der Ausübung, sondern auch der Theorie nach, als eine Art unumschränkter d. h. göttlicher Autorität, ohne menschliche Zuthat, wie vom Himmel herabgestiegen, hinstellte, nach Art des Papstthums und der orientalischen Monarchien. — Waren die Städte unter dem Schatten des Königthums allmälig emporgeblüht und hatten sie demselben wiederum bei Bekämpfung des Adels und der Geistlichkeit bedeutende Hülfe geleistet, so verloren sie jetzt, als die königliche Gewalt sich auf sich selbst zu stützen und ihren eigenen Willen zum Gesetz zu erheben begann, eben sowohl als die beiden andern Stände, ihre Unabhängigkeit und ihr besonderes Leben. Das Königthum zog sie aus ihren eigenen Bahnen in die seinigen hinüber und wurde ihr Dasein hierdurch ruhiger und sicherer, so verloren sie dagegen den Geist der Freiheit uud der Kraft, der sie in das Leben gerufen und sie, mitten unter allen Gefahren, zu der Selbstständigkeit emporgetragen hatte, deren sie jetzt verlustig gingen. Vom funfzehnten Jahrhundert an zieht das Königthum in Frankreich, selbst da, wo

es unglücklich und unsittlich erscheint, wie ein Triumphator dahin, der, sonderbar genug, von denen vorzüglich, über die er triumphirt, am Meisten erhoben und bewundert wird. Man denke nur an die Haltung der beiden großen Glanzpunkte dieser neuen Monarchie, der zu Hofleuten gewordenen Feudalherren und der aus den freien Städtegemeinden hervorgegangenen Parlamente! Die religiösen Unruhen, besonders beim Erlöschen des Hauses Valois, unterbrechen einen Augenblick das Jubelgeschrei bei diesem Triumphzuge der Enkel Hugo Kapet's, das nachher nur noch vielstimmiger und rauschender wird, bis es mit einem Male, und wie es scheint, für immer, verstummt.

Nachdem die königliche Macht in Frankreich jeden Widerstand besiegt, und nicht nur das Haupt der Nation, wie dies in der Monarchie nothwendig, geworden, sondern nachdem sie alle Funktionen des politischen Körpers an sich gerissen, so daß diesem kein freies und eigenthümliches Leben mehr übrig geblieben, so sanken die städtischen Gemeinden, diese Pflanzschulen einer neuen Civilisation, von Vereinen berathender und waffenkundiger Männer zu einem Aufenthalte von Handwerkern, Kaufleuten und Geschäftsmännern herab, die von einem fernen Mittelpunkte aus geleitet, beaufsichtigt und vertheidigt wurden. Die absolute Monarchie war aber auch hier nothwendig geworden, um die letzten Reste des Mittelalters zu vernichten und den Uebergang zu einer neuen Stufe der Gesittung zu bahnen, denn die Städte, obgleich sie wesentlich dazu beigetragen, das Feudalwesen zu erschüttern, hatten von diesem Zustande, in Geist und Form, ohne es selbst zu wollen, Vieles überkommen. Die Könige, die bei den unaufhörlichen Kriegen mit ihren großen und kleinen Vasallen, lange wie auf immerwährender Wanderung begriffen gewesen und die in dem aus dem alten Lutetia emporgewachsenen Paris nicht sowohl die Hauptstadt ihres Reiches, als vielmehr den Sitz ihrer angestammten Domainen und einen festen Schutz- und Vertheidigungspunkt erblickt hatten, nahmen, als ihnen jetzt mehr Ruhe und Muße zu Theil ward, hier ihren festen und dauernden Sitz. Von diesem Augenblicke an wird die Residenz des Monarchen der Mittelpunkt des nationalen Lebens, und ihr Wachsthum und Glanz vermehrt sich mit dem des Königthums selbst. Sie wird von ihren Fürsten, die ihre ersten Bürger werden, mit prachtvollen Palästen und Gärten geschmückt, die Feudalherren, die von diesem neuen Mittelpunkte der Macht und des Vergnügens angezogen werden, verlassen ihre einsamen Schlösser und bauen sich in ihren Mauern an. Der Reichthum des Landes strömt aus allen

Adern des gesellschaftlichen Körpers nach diesem Herzen zurück, das Gefühl der Macht und Sicherheit erzeugt in den Königen die Liebe zu Kunst und Wissenschaft und Ruhe und Frieden, bei den Bewohnern das Streben nach Vergnügen und Verfeinerung. Eine neue Erscheinung, die weder das Alterthum noch das Mittelalter gekannt, die moderne Gesellschaft, mit den ihr eigenthümlichen Verhältnissen der beiden Geschlechter, der sonderbaren Mischung von Ernst und Leichtsinn, von Sitte und Leidenschaft, die in ihr sich geltend machen, diese Gesellschaft, die ohne eine gewisse Harmonie des öffentlichen Lebens, von dem sie der verkleinernde Spiegel ist, unmöglich wäre, entwickelt sich, zur Zeit Franz des Ersten, aus dieser Vereinigung von bisher getrennten Elementen der Macht, der Bildung und des Vergnügens. Im funfzehnten Jahrhundert ist Bourges eine Zeit lang der Sitz des Königthums, später Tours, aber achtzig Jahre nachher ist Paris an Größe und Einfluß dergestalt gewachsen, daß Montaigne, der geistreichste Mann unter seinen Landsleuten jener Zeit, gesteht, daß er sich nur als Franzose fühle durch die Verbindung mit dieser großen Stadt. — Das Mittelalter hatte Paris die berühmteste Universität in Europa und das erste Parlament von Frankreich vermacht, und die Könige, sobald sie von feudalen Oberherren wirkliche Monarchen geworden, vermehren alle Mittel der Macht, der Intelligenz und des Glanzes in solchem Maße, daß Paris bald den Ruf der merkwürdigsten Stadt des modernen Europa erhält. Unter Ludwig XIV. wird es allgemein, und fast ohne Widerrede, als die Hauptstadt der Künste, der Geselligkeit und der aus ihnen hervorgehenden Verfeinerung angesehen, und diese Stadt erhebt sich so sehr, daß sie sich eine von dem Schicksale ihres Landes unabhängige Bedeutung erwirbt, denn während Frankreich unter Ludwig XV. sinkt, breitet Paris seinen Einfluß auf alle Höfe und Völker aus. Als in dem letzten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts Europa, und besonders Frankreich, von dem ungestümen Drange ergriffen wird, die vorhandenen Formen des öffentlichen Lebens umzustürzen und Ideale, die vorher nur im Geiste und der Betrachtung Einzelner gewohnt, in den Massen zu realisiren, setzt sich Paris an die Spitze dieser verheerenden Bewegung und fesselt, wie ein Held in der Tragödie, bei allen Irrthümern, denen es unterliegt, bei allen Leiden, die es verursacht, durch Kraft und Fülle des Lebens, das Interesse der zuschauenden Mitwelt.

Jenes städtische Dasein, welches das klassische Alterthum charakterisirt, wurde durch die germanische Eroberung im fünften Jahr-

hundert für immer vernichtet und hatte sich nur in einzelnen Punkten, auf seinem alten Boden, in einigen italienischen Republiken, für eine Zeit lang, erneuert. Die freien Gemeinden des Mittelalters und selbst die modernen Hauptstädte großer Reiche haben, als auf einem andern Princip ruhend und von andern Anfängen ausgehend, nie dieselbe ausschließende Bedeutung erreicht, nie so alle Elemente der Macht, Religion und Intelligenz in sich vereinigt, wie jene Mittelpunkte der alten Welt. In Paris allein scheint ein Strahl jenes universellen Lichtes, von dem einst Athen, Rom und Alexandrien glänzten, in der Mannigfaltigkeit seines Lebens und der Anziehungskraft, die es auf Fremde ausübt, wieder aufgelebt zu sein, obwohl sehr vermindert durch die vielgestaltigen und freien Formen der modernen Civilisation und durch die in neuern Zeiten nie allgemein anerkannte Ueberlegenheit einer Volksindividualität über ihre gleichzeitigen Rivale.

Wir wollen jetzt einen Hügel besteigen, von dem aus man diese merkwürdige Stadt und die Landschaft, in deren Mitte sie sich erhoben, betrachten kann und dann eine Vorstellung von ihrer Entstehung und ersten Gestalt zu geben versuchen, die wie die Quelle eines großen Stromes, wenn auch nur um des Kontrastes willen, nicht ohne Interesse ist.

Viertes Kapitel.

Der Weg von dem Palais royal, in dessen Nähe wir wohnten, nach dem Montmartre gewährt einen fast eben so mannigfaltigen Genuß als die Wanderungen auf dem linken Ufer der Seine, in dem mittelalterlichen Paris, den Umgebungen von St. Genevieve und der Sorbonne. Die Rue Vivienne, die in gerader Linie von dem Palais royal nach dem Börsenplatze führt, besteht aus lauter Läden mit Modewaaren versehen, besonders solchen, die zu Frauenputz dienen, mit Ausnahme von Gold und Juwelen, deren Hauptsitz sich noch immer im Palais royal befindet. Diese Straße ist die Regent- und Oxfordstreet von Paris, aber viel enger, deshalb leb-

hafter und fast zu allen Zeiten des Tages gleich stark besucht. Schade, daß sie so schmal ist, denn die Trottoirs der genannten beiden londoner Straßen sind wohl so breit als die ganze Rue Vivienne. Die modischen Läden in London sind größer, besonders tiefer als in Paris und imponiren deshalb, zumal bei nächtlicher Beleuchtung mehr, die Waaren sind aber in Paris mit mehr Geschmack aufgestellt, was nicht zu verwundern ist, da die Engländer weniger, als andere Nationen, Dekorationstalent besitzen. Beim nördlichen Ausgange dieser Straße erblickt man die Börse, ein großes Gebäude in antikem Styl und von prachtvollen Säulen getragen. Man hat an diesem Palaste gerügt, daß seine Architektur in keiner Beziehung zu seiner Bestimmung stehe und dieselbe nicht einmal ahnen lasse. Hier möchte man aber die Tadler fragen, wie denn das Aeußere eines solchen Gebäudes beschaffen sein müsse, um seinen Zweck sogleich anzukündigen? Wäre man der Mode des Augenblickes gefolgt, so wäre dasselbe wahrscheinlich in gothischer Form errichtet worden, was in der That weniger passend gewesen, da das Mittelalter zwar Kirchen und Burgen, aber keine Banken und Börsen, erbaut hat. Dieser Palast entspricht den Forderungen, die man an ein Werk der Architektur stellen kann, sein Inneres ist bequem und seine Form imposant und eine Zierde dieser großen Stadt. Die äußere Gestalt der Börse ist den alten Basiliken entlehnt, die zu Gerichtssitzungen und Volksversammlungen dienten. Dieses schöne Gebäude würde allerdings eine größere Wirkung hervorbringen, wenn es auf einem geräumigern Platze stände, der, obgleich an und für sich ansehnlich, doch keinen Standpunkt bietet, von dem aus dieser Prachtbau eine seinen großartigen Verhältnissen angemessene Wirkung hervorbrächte.

Von dem Platze der Börse führt die Rue Neuve Vivienne nach dem Boulevard Montmartre. Diese Straße ist etwas breiter und mit prächtigern Gebäuden als ihre ältere Namensschwester versehen. Hier endigt der glänzendste und farbigste Ring in dieser Kette von Straßen, die man die Boulevards nennt, denn der Boulevard Poissoniere, der unmittelbar folgt, zeigt, nicht sowohl in seinen Gebäuden als vielmehr in dem Publikum, das ihn besucht, einen prosaischern Charakter im Vergleiche zu seinen poetischen Namensbrüdern, den Boulevards Montmartre, des Italiens und des Capucins. Von diesem Boulevard, dem mächtigsten der Ströme des pariser Lebens, auf dem es gleichsam alle Segel aufspannt und von den lustigsten Wimpeln glänzt, geriethen wir in die Straße Faubourg-Montmartre, wie in einen engen und verschlammten

Kanal. Diese Straße würde kaum einer Provinzialstadt Ehre machen. Unser Weg führte uns durch die Rue St. Lazare, die viele schöne Häuser zählt, bei der neuen Kirche Notre Dame de Loretto vorbei, nach der Barriere Montmartre. Die Rue du Faubourg-Montmartre ist, wie die Straßen des alten Paris, krumm, finster und mit sehr mittelmäßigen Kaufläden und Vergnügungsörtern zweiten und dritten Ranges versehen, aber die Straße St. Lazare und die zunächst liegenden legen einen ganz verschiedenen Charakter dar. Man sieht in diesem Theile von Paris viele neue Straßen, von sehr eleganter Architektur, noch im Bau begriffen oder eben erst vollendet, wenig öffentliche Oerter, und weil diese Gegend nicht stark und meist von wohlhabenden Familien bewohnt ist, die ihre Bedürfnisse im Ganzen beziehen, keine so große Anzahl von kleinen Läden, Weinschenken und Garküchen, als es in andern Quartieren der Stadt giebt. Hier sieht man gegen Abend an den Eingängen der Häuser, statt übel gekleideter lärmender Arbeiter, wohl aussehende Männer und Frauen stehen, in denen man leicht die gut gehaltenen, redseligen und müßigen Dienstboten reicher Häuser erkennt. Oft geht man an langen Mauern hin, über welche Bäume hervorragen, ein Thor öffnet sich und man erblickt ein Gebäude von zierlichen Verhältnissen, in einem Garten unter Laub und Blumen. Diese Gegend von Paris, die ungefähr von den Straßen des Martyrs, St. Lazare und Clichy eingeschlossen wird, ist nicht so glänzend, wie einige Theile des Faubourg St. Germain und der Chaussee d'Antin, aber ruhig und angenehm und wird von vielen ausgezeichneten Familien bewohnt.

Die Bemerkung, auf welche schneidende Art die verschiedenen Theile von Paris und oft die zunächst liegenden, unter einander kontrastiren, die sich uns bei unsern täglichen Wanderungen so oft aufdrängte, erhielt hier eine neue Bestätigung. Ohne Führer und der allgemeinen Richtung nach Norden auf gut Glück folgend, waren wir einige Male vom geraden Wege abgekommen und hatten Gelegenheit gehabt, die eleganten Straßen La Rochefoucauld, Navarin, La Tour des Dames u. s. w. voll schöner Häuser und Gärten, kennen zu lernen, als wir zur Barriere hinausgehend, wie die Ein- und Ausgangspunkte in Paris genannt werden, uns in eine andere Welt versetzt glaubten. Es war kaum fünf Uhr, und obgleich ein Arbeitstag, so hatte doch hier alle Welt schon Feierabend gemacht. Wir gingen eine Zeit lang auf dem äußern Boulevard umher, der von den Stadtmauern und Gebäuden gebildet wird, die den Mauern parallel gehen. Wir erblickten hier nichts als kleine

schmutzige Häuser, sämmtlich zu Schenken und Garküchen dienend und eine der unsaubersten und häßlichsten Bevölkerungen, die man sehen kann. Darunter befand sich eine große Anzahl alter Weiber, ohne Hauben oder Hüte, meist sehr dick und braun, von zurückstoßendem Ansehen und Männer mit wildem Blick und Bart, die eher das Ansehen von Räubern als ehrlichen Arbeitern hatten, dem Stande, dem sie jedoch, nach den Spuren von Kalk und Kohlen auf ihren Kleidern zu urtheilen, angehörten. Was uns auffiel, war, daß die Manieren und Bewegungen dieser Leute nicht so roh waren, als es ihr Aeußeres und die elende Umgebung hätten erwarten lassen.

Die Ebene, in der Paris liegt, erhebt sich am meisten gegen Norden und der Montmartre ist der höchste Punkt der Hügelkette, die in dieser Richtung das Bassin der Seine einschließt. Bei diesem Hügel, den die alten Pariser, von denen der größte Theil nie seine Stadt verließ, anspruchsvoll einen Berg genannt haben, fiel uns ein, wie oft die Gegenstände in der Natur, sowohl wie die Personen in der Gesellschaft, ihren Ruf und ihre moralische Schätzung, mehr dem Zufall als ihrem Verdienst verdanken. Der Gyps- und Kalkhügel, den man den Montmartre nennt, ist in Jedermanns Munde, weil Paris sich zu seinen Füßen ausbreitet, während so viele reizende Berge, die sich in einsamen Gegenden erheben, ganz unbekannt bleiben, so wie die Tiber um der ewigen Stadt willen, die an ihren Ufern glänzt, obgleich an und für sich ein kleiner trauriger Fluß, öfterer genannt wird als die Riesenströme Amerikas.

Auf dem Kirchhofe, der die alte Kirche umgiebt, die sich auf der höchsten Spitze des Montmartre befindet, genossen wir einer unvergleichlichen Aussicht. Es war Ende Mai und das Wetter so vollkommen schön, wie man es hier selten erlebt. Der Himmel glänzte von durchsichtiger Reinheit wie ein Krystall, nur im Westen über den Höhen von St. Germain, bildeten sich einige farbige Wolken, die mit dem wachsenden Schatten der Bäume und Häuser sich allmälig vergrößernd, den Untergang der Sonne verkündeten. Vor uns lag Paris mit seinem wellenartigen Terrain und seiner mannigfaltigen Architektur in einen lichtgrauen Duft gehüllt, der dazu beitrug, den bedeutenden Eindruck seiner Thürme und Kuppeln zu erhöhen. Das Himmelsgewölbe über uns war so rein, als wolle es unserm Auge erlauben, seine unbekannte Welt zu durchdringen, kein Laut regte, kein Lüftchen bewegte sich. Die Bäume standen so still, als wollten sie unverwandt und ungestört den Untergang der Sonne betrachten, die sich mit langsam feierlichem Schritt, wie eine indische

Wittwe, dem duftigen Scheiterhaufen näherte, in dessen Flammen sie verschwinden sollte. Die gewaltige Stadt schien uns vom tiefen Frieden dieses schönen Abends in zauberische Ruhe gewiegt, denn ihr brausendes Leben drang nicht bis zu unserm Ohr, es erstarb am Fuße der Höhe, auf der wir uns befanden. Zu unsrer Rechten, im Abend, erhob sich der Mont Valerien und die waldigen Hügel von St. Cloud und Meudon, im lichtgrünen Scheine ihrer erneueten Belaubung, im Süden wies das Plateau von Livry wie in weite meeresartige Ferne hinaus, im Osten stand der Mont Louis mit seinen ernsten Cypressen und seinen weißen Grabmalen, und in der Mitte lag Paris, wie ein unermeßliches Schiff da mit zahllosen Masten und Segeln, in dem großen Bassin, das von diesem Kranze von Hügeln gebildet wird.

Die altergrauen Thürme von Notre-Dame, die kühne Kuppel des Pantheon, der goldne Dom der Invaliden und die schimmernden Landhäuser von Passy am schlängelnden Lauf der Seine, bildeten im Lichte dieses herrlichen Abends ein großartiges und liebliches Bild. Der Untergang der Sonne, die heute, wie eine fürstliche Jungfrau, von einem glänzenden Gefolge farbiger Wolken begleitet, ihrem fernen Bräutigam zueilte, die grauen Schatten, die sich über Paris legten und sich immer dichter zusammenziehend, demselben ein ruinenartiges Ansehen verliehen, versetzten uns in jene melancholische Stimmung, die wie Musik aus der Ferne gehört, dem Geiste einen Schlaftrunk reicht, wie Herkules dem Drachen im Garten der Hesperiden, aber im Herzen wunderbare Ahnungen weckt und seine goldnen Früchte reift.

Eines Tages bestiegen wir, von St. Ouen kommend, wo einst Frau von Stael einen Theil ihrer Jugend zubrachte, den Montmartre von der Westseite, wo er sich am Erträglichsten darstellt, denn dieser Hügel, auf dem man sich einer so reizenden Aussicht erfreut, hat, von der Ebene aus betrachtet, das ungraziöseste Ansehen, das man sich vorstellen kann. Auf allen Seiten wird er von Sand- und Steingruben ausgehöhlt, die immer tiefer in die Eingeweide des Berges dringend, den Flecken, der sich auf seinem Rücken erhebt, mit gänzlichem Ruin bedrohen. Die Windmühlen auf seinem südwestlichen Gipfel geben ihm eine traurige und gemeine Physiognomie, aber auf seiner südlichen und westlichen Abdachung erheben sich seit einigen Jahren viele neue Häuser, fast alle von eleganter und zuweilen selbst geschmackvoller Form, die bis in die fruchtbare Ebene niedersteigen, die von den Thürmen der alten Abtei von St. Denis begrenzt wird.

Der älteste Theil der Gemeinde Montmartre, die aus verschiedenen allmälig entstandenen Dörfern gebildet ist, liegt auf dem Gipfel des Hügels und unterscheidet sich selbst von ihren nächsten Umgebungen durch einen eigenthümlichen Charakter. Die Straßen sind eng, überaus schmutzig, wie in einem polnischen Städtchen, Schweine und Gänse laufen in ihnen herum. Die Häuser machen weder den Eindruck ländlicher Fülle und Bequemlichkeit, noch den städtischer Eleganz. Das Ganze gleicht einem italienischen Dorfe. In einer der Straßen sahen wir einen todten Hund, der schon halb verfault war. Die Einwohner sehen finster und mißvergnügt aus und stehen bei den Parisern ungefähr in demselben Rufe, wie die Trasteveriner bei den Römern. Sie sind unwissend und streitsüchtig, habsüchtig und ungesellig und hassen die Pariser, obgleich sie jeden Sonntag Tausende derselben in ihren Schenken und Garküchen aufnehmen. Es giebt wenige Handwerker unter ihnen, die Mehrzahl ist mit Acker- und Weinbau beschäftigt. Die Dörfchen Orsel und Clignancourt, die zur Gemeinde Montmartre gehören, bestehen aus bessern Gebäuden und sind von einer gesittetern und freundlichern Bevölkerung bewohnt als die, deren Väter sich einst um die alte Kirche St. Pierre, auf der Spitze des Montmartre, angebaut haben.

Während wir die engen Straßen durchirrten und uns der Geschichte des Montmartre erinnerten, die wir einige Tage vorher gelesen hatten, fiel uns der Gedanke ein, welchen Vortheil die Bewohner der großen Stadt aus der günstigen Lage dieses Hügels hätten ziehen können. Die Kalk- und Sandgruben bedeckt, die ihm ein so kahles und wüstes Ansehen geben und sein Gipfel statt eines elenden Dorfes und seiner Windmühlen, von einigen großartigen Gebäuden gekrönt, würde die ganze Umgegend von Paris verschönern und für mehre Theile der Stadt eine malerisch-herrliche Perspektive bilden. Aber sowie das französische Volk sich in Paris einen großen Mittelpunkt gegeben und die Provinzen vielfältig vernachlässigt hat, eben so wenden die Pariser ihren Reichthum und ihre Thätigkeit auf gewisse Quartiere ihrer großen Stadt und vergessen andere gänzlich. Erst die jetzige Regierung nimmt sich mancher ganz verachteten Gegenden an, obgleich die grenzenlosen Unterschiede in den einzelnen Regionen von Paris seit zu langer Zeit bestehen und zu tief in Sitte, Lebensart und Meinung der Einwohner aller Klassen gedrungen sind, als daß sie jemals wesentlich modifizirt werden könnten. Man erbaut neue Straßen, legt neue Stadtviertel an, aber läßt das alte Paris, einige Veränderungen

in der Nähe großer Gebäude, wie des Hotel de Ville und Notre Dame abgerechnet, ziemlich in seinem alten Zustande — und doch üben eine heitere Architektur, breite Straßen, reinliche Häuser, schöne Plätze, einen großen moralischen Einfluß auf das Volk aus, eine Bemerkung, die sich uns hier öfters als irgendwo aufgedrungen hat.

Der Montmartre, der, obgleich ein unbedeutender Hügel, dennoch die Ebene beherrscht, die er nördlich begrenzt, spielt in der frühesten Geschichte von Paris keine so große Rolle als man erwarten sollte. Der Grund hiervon ist in der Lage des alten Paris zu suchen, das auf einer Insel in der Seine entstanden, zu weit von dieser Höhe entfernt war, um sie zu ihrer Sicherheit und Vertheidigung benutzen zu können. Die christliche Religion, die bei ihrer Ausbreitung, ihrem himmlischen Ursprunge und erhabenen Charakter treu, gern die Höhen der Berge zur Errichtung ihrer Heiligthümer wählte, soll hier von dem heiligen Dionysius schon im dritten Jahrhundert verkündet worden sein. Diese Begebenheit ist jedoch selbst von kirchlichen Schriftstellern so oft bestritten worden, daß sie kaum als Legende erwähnt zu werden verdient. Ein tiefes Dunkel ruht auf einem so großen Ereignisse, wie die Predigt des Evangeliums in Nordfrankreich. So viel ist gewiß, daß im zehnten Jahrhundert, zur Zeit, da das Bassin der Seine, in welchem die große Stadt liegt, fast ganz von Wald und Sumpf bedeckt, hier eine Kirche errichtet war, denn die Chroniken erzählen, daß Kaiser Otto II., als er im Kriege gegen Lothar bis an die Thore von Paris gedrungen, auf dem Montmartre ein Tedeum singen ließ. Wahrscheinlich geschah dies in der Kirche St. Pierre, auf der nordöstlichen Spitze des Hügels, deren Fundamente uralt sind. Im zwölften Jahrhundert gründete Ludwig der Dicke, etwas tiefer als diese Kirche liegt, eine Abtei, der er bedeutende Güter und Rechte verlieh und welcher die Bewohner des Montmartre als Unterthanen zugetheilt wurden. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, während Heinrich IV. Paris belagerte, wurde diese religiöse Gemeinde von einer Aebtissin Namens Klaudina de Beauvilliers regiert, die jung und schön, die Aufmerksamkeit des leicht entzündbaren Königs auf sich zog. Sie folgte ihm sogar, als er die Belagerung aufheben mußte, nach Senlis, wo die berühmte Gabriele d'Etrées sie in dem Herzen ihres gekrönten Liebhabers entthronte. Als Heinrich IV. durch Klugheit und Großmuth seine Gegner entwaffnet hatte, besuchte er zuweilen diesen Hügel, und hier soll er, bei dem Anblicke seiner Hauptstadt und des schönen Landes umher, zu seinen Begleitern gesagt haben: „Meint ihr nicht, daß Paris einer Messe

werth sei?" — Dieses Witzwort, wahr oder erfunden, ist dem ächtfranzösischen, aus leichtsinniger Lebenslust und rascher Thätigkeit gemischten Charakter dieses großen Fürsten vollkommen angemessen. Wenn die Messe Heinrich IV. dazu geholfen hatte, sein Reich in ruhigen Besitz zu nehmen, so hatte sie, neunzig Jahre nachher, Jakob II. dazu gedient, dem seinigen den Rücken kehren zu müssen. „Seht da den einfältigen Mann, der um Einer Messe willen Drei Königreiche verloren hat!" sagte man bei seiner Ankunft in St. Germain.

Außer der im zwölften Jahrhundert errichteten Abtei gab es auf dem Montmartre noch ein anderes kleineres Kloster, in welchem eine Prinzessin von Frankreich und Tochter Ludwig XV. den Schleier nahm. Dieser Akt machte eine Ausnahme von dem in Frankreich, in neuern Zeiten, in den großen Häusern, die sich sonst von der Vorsehung begünstigt und sich ihr zu besonderm Dank verpflichtet halten, herrschenden Mangel an christlicher Demuth und wahrer Pietät. Der Glaube der Prinzen und Großen in Frankreich erscheint schon zu den Zeiten Franz I. mehr politischer als religiöser Natur. Katharina von Medicis, der Kardinal Richelieu und selbst Ludwig XIV. betrachteten die Religion, mit einigen Unterschieden der Zeit und des Charakters, mit derselben kalten Ueberlegung und selbstsüchtigen Berechnung, wie Heinrich IV. und Napoleon. Sie wurde für sie ein Mittel, ihre Gegner niederzuhalten, die Einheit ihrer Macht zu bewahren und ihre Gewalt auf eine übersinnliche Autorität zu stützen. Sie erlaubten dem religiösen Geiste nur gerade so vielen Einfluß auf die politische Materie, als sie für ihren Vortheil zuträglich erkannten. Aber die besondere Natur des Christenthums, das als aus der Gottheit selbst hervorgegangen, auf innere und unbedingte Unterwerfung dringt und keinen Vertrag mit den Interessen und Leidenschaften der Menschen eingeht, zog sich von einem solchen Geschlecht zurück und ließ ihm, wie der Jünger den Kriegsknechten, die Christum gefangen nahmen, nur sein Gewand zurück.

Im Anfange der französischen Revolution verschwanden Abtei und Kloster, und nur die alte noch vorhandene Kirche St. Pierre wurde verschont. Der Montmartre muß vor dieser Epoche, von mehren bedeutenden Gebäuden gekrönt, einen malerischern Prospekt als jetzt gewährt haben. Im Jahre 1814 sank der napoleonische Adler, tödtlich verwundet, auf diese Höhe herab und Blücher heftete, wie einst Kaiser Otto im zehnten Jahrhundert, seine siegreiche Lanze in das Thor von Paris. Auf dem Kirchhofe, am Fuße des

Hügels, sahen wir, links am Eingange, das Grab eines der vielen preußischen Offiziere, die, wie Kämpfer in den olympischen Spielen, die dicht am Ziel von den Wagen sanken, in dieser letzten Schlacht, den Lohn ihrer Arbeiten, die Palme ihrer Hoffnungen, verloren. Wenn dieser kleine Hügel Zeuge großer Begebenheiten gewesen, so hat er außerdem noch eine innere Geschichte, die ihn in den Augen derer, die in die Tiefen der Natur blicken, merkwürdig gemacht hat. Obgleich Gegenstände der Art außer dem Bereiche dieser Skizze liegen, so wollen wir doch hier dasjenige davon erwähnen, was mit der Geschichte und dem Charakter des französischen Genius in Verbindung steht.

Die französische Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahunderts hatte, da ihr das innere Wesen des Christenthums, wie es sich in seiner Sittenlehre darstellt, allerdings unverwundbar erschien, sich damit begnügen müssen, seine historische Seite anzugreifen. Sie hatte sich, zu diesem Zweck, auf das alte Testament und besonders die Schöpfungsgeschichte, die zu der neuen Religion in so nahem Verhältnisse steht, als auf eine leicht zu zerreißende Beute geworfen. Voltaire besonders, der Repräsentant des französischen Materialismus, wandte alle Pfeile seines Witzes an, um die Genesis als ein Gewebe von Absurditäten und lächerlichen Fabeln darzustellen, und da ihm hierzu alle Waffen gleich gut dünkten, so stellte er die Traditionen der Orientalen, besonders der Chinesen, ihrer innern und äußern Unwahrscheinlichkeit ungeachtet, weit über die mysteriösen Tiefen der mosaischen Urkunden, in denen Gott das große Geheimniß seiner Einheit niedergelegt hatte. Was aber vorzüglich seine Galle rege machte, war die jüdische Chronologie und ihr Anspruch, das Entstehen unsres Planeten und seiner Bewohner bestimmen zu wollen. Er fand bei seinen Zeitgenossen eine Sympathie, die ihm Alles erlaubte und seine größten Verwegenheiten gut hieß. Wenn es also ein Franzose war, der sein großes aber oberflächliches Talent zum Angriff auf jene erhabenen Urkunden mißbrauchte, so trat in der neuesten Zeit ein anderer Franzose auf, der von dem Standpunkte einer positiven Wissenschaft aus, jene heiligen Traditionen mehr befestigte, als es die Spekulation der Philosophen oder der Enthusiasmus der Theologen vermocht hätte. Cuvier, der das Bassin der Seine und besonders den Montmartre, den genauesten Untersuchungen unterworfen, hat unwiderlegbar bewiesen, daß die Natur des Bodens, der uns trägt, das Resultat einer großen Ueberschwemmung gewesen und daß das gesammte organische Leben auf ihm nicht ältern Ursprunges sein könne, als die Genesis es annimmt.

Der Granit, der in den Tiefen des Montmartre gefunden wird, ist von derselben Beschaffenheit wie der, welcher den Kern und Gipfel der höchsten Berge der Erde bildet und von aller vegetabilischen und animalischen Produktion entblößt. Seine Schichtung und Zerrissenheit zeigt, daß auch er einst unter Wasser gestanden und erst durch die gewaltigsten Umwälzungen im Innern der Erde in seine jetzige Lage gekommen ist. Diese erste Schöpfung, die ohne eine Spur von Leben ist, beweist, daß auch das Meer, das sie bedeckte, nichts Organisches enthielt, weil es sonst auf diesem Granit Eindrücke davon zurückgelassen haben würde. Wer denkt hier nicht an die Worte der Bibel: „Und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser!" — Auf sie folgt eine zweite Kreation, welche die Wissenschaft in verschiedene Klassen getheilt hat. Hier finden sich in gewissen Gradationen Ueberreste von Leben vor, obgleich in unvollendetster Gestalt, wie z. B. Uebergänge von der vegetabilischen zur animalischen Existenz. Erst in ihren obersten Lagen zeigt diese zweite Schöpfung Spuren eines mannigfaltigern Daseins. In dem Gyps- und Kalkboden, aus dem sie besteht, hat man versteinerte Thiere gefunden, die einer andern Organisation angehören, als die uns umgiebt. Die Ueberreste von Säuge- und andern Thieren, der Natur, die wir kennen, ähnlich, aber noch immer wesentlich verschieden, sind erst in den Schichten dieser zweiten Kreation gefunden worden, die sich der Anschwemmung nähern, auf der das heutige Menschengeschlecht wandelt.

Die großartige Aussicht vom Montmartre aus, der wir wenige andere zu vergleichen wüßten, verdiente allein eine Reise nach Paris. Wir kennen nur eine, die uns noch mehr anzieht, die vom Monte Mario auf Rom, die Kampagna, die lateinischen und sabinischen Gebirge. Rom durch seine Masse und Ausdehnung viel weniger imposant als Paris, gewährt durch die Menge seiner Kuppeln und die großen Linien seiner vielen Paläste, dem Auge ein reicheres Bild, auch ist das Terrain der Siebenhügelstadt wechselnder und mannigfaltiger. Der westliche Horizont von Paris durch die Höhen von St. Germain, den Mont Valerien und St. Cloud gebildet, ist viel ausgedehnter als der römische, der von dem Janikulum begrenzt wird, aber nichts kann mit dem malerischen Albaner- und dem prachtvollen Sabinergebirge verglichen werden, welche die Ostgrenze des römischen Himmels bilden.

Fünftes Kapitel.

Es war ein günstiges Vorzeichen für die künftige Größe und Berühmtheit der kleinen Insel, die von den trüben und langsamen Wellen der Seine umgeben wird, auf der Lutetia, die Mutter der merkwürdigsten Stadt des modernen Europa, sich erhob, daß ihr Boden von dem größten Helden der römischen Welt betreten und durch seine Gegenwart geweiht wurde. Denn die Natur, so großartig oder reizend sie auch an und für sich erscheint, so gewaltig ihre innern Kräfte sich regen mögen, entbehrt doch jener selbstständigen und unabhängigen Bedeutung, die nur der Persönlichkeit des Menschen verliehen ist. Die herrlichsten Gefilde, auf welchen der menschliche Geist keine Spuren zurückgelassen, die keine Kunde von seiner Thätigkeit und seinem Geschick aufzuweisen vermögen, sind jenen schönen aber unbeseelten Statuen vergleichbar, deren Augen von ewigem Schlummer geschlossen bleiben, denn die Natur hat die ihrigen erst dann geöffnet, als die Gestalt des Menschen in ihrer Mitte erschien. Aber beide, der Mensch und die Natur, lieben sich, sobald sie sich erkannt haben. Sie trägt und nährt seine zerbrechliche und vergängliche Gestalt und reicht ihm das Beste dar, was sie hervorbringt, und er versenkt sich liebend und bewundernd in ihr Bild, und strebt in ihr Spuren seines vorübergehenden Daseins zurückzulassen. Der erste Mann des größten Volkes erscheint für einen Augenblick auf einer kleinen fast unbewohnten Insel, die sich weder durch Schönheit der Lage, noch Reichthum der Produkte auszeichnete, die nichts als der Zufluchtsort eines halb barbarischen Volkes war, das hier bei plötzlichen Ueberfällen seine Familien und Heerden in Sicherheit brachte, und siehe! dieser vorher unbekannte Boden hat einen Namen erhalten, ein Zauber ruht von dem Augenblick an auf ihm, er fühlt sich von jetzt an zu einem höhern Geschick berufen und ist in langsamem aber stetem Ringen begriffen, die erworbene Bedeutung zu vermehren. Durch Cäsar steigt Lutetia aus ihrem Dunkel empor, er hat sie gewissermaßen entdeckt und benannt und sie tritt durch ihn in die Geschichte ein.

Die Parisii, denen die kleine Insel in der Seine, auf der das alte Lutetia stand, gehörte, waren weder ein so mächtiges und

zahlreiches Volk, als die gewollt haben, welche nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften sich mit der Geschichte von Paris beschäftigt, wo municipale Eitelkeit oder gelehrte Schmeichelei sich oft die größten Uebertreibungen erlaubten, noch so durchaus unbedeutend, wie moderne Kritiker, aus Neigung zum Widerspruch, sie dargestellt haben. Die Parisii *), etwa funfzig Jahre vor Cäsar's Ankunft, wahrscheinlich aus Belgien nach Gallien gekommen, waren, ohne Zweifel, Flüchtlinge, die von einem stärkern Volke vertrieben worden, denn sie stellten sich, bei ihrer Ankunft in ihrer neuen Heimath, unter den Schutz der Senonen, eines der mächtigsten Stämme. „Confines erant hi (Parisii) Senonibus, civitatemque, patrum memoria, conjunxerant" oder: Sie (die Parisii) waren Nachbarn der Senonen, mit denen sie, zu ihrer Väter Zeiten (d. h. vor etwa einem Menschenalter) in die engste Verbindung getreten waren **). — Westlich erstreckten sich die Aecker und Weideplätze der Parisii bis zum Lande der Karnuten, dem heutigen Chartres, östlich bis zu dem der Senonen, deren Hauptort das heutige Sens war. Sonderbar ist es, daß ein nicht zahlreicher Stamm, wie der der Parisii, sich nicht lieber um einen Hügel, wie der Montmartre oder der Mont Valerien, angebaut und dessen Spitze, nach Sitte der hellenischen und lateinischen Stämme, zu einer Akropolis benutzt hat. Aber vielleicht waren die Parisii in ihrer Wahl nicht frei, denn es scheint, daß ihnen ihr Gebiet von den Senonen abgetreten wurde, vielleicht

---

*) Ueber die Entstehung des Namens „Parisii" und „Paris" hat man im Mittelalter und noch lange nachher, wie über die so vieler anderer großen Städte des Nordens, die sonderbarsten Fabeln verbreitet und Alles aus dem Süden und dem Orient, besonders von Troja, herleiten wollen. Es gab in Gallien und Britannien mehre Oertlichkeiten, die bald „Parisii" bald „Barisii" geschrieben wurden. Die Verwechslung des P und B ist so gewöhnlich, daß man meist den einen Buchstaben für den andern nehmen kann. Eine Landschaft des alten Frankreich hieß Barrois. Ihre Bewohner wurden im Latein des Mittelalters Barisienses genannt. Dieses Barrois war eine Mark, die Lothringen und Champagne trennte. Das Territorium der alten Parisii trennte die Länder der Senonen, Karnuten und Silvanekten, das celtische und belgische Gallien. Höchst wahrscheinlich kam der Name „Parisii" von der geographischen Lage dieses Volkes her, denn es ist ausgemacht, daß die meisten celtischen Orte, in denen die Sylbe: Par oder Bar — vorkommt, an einer Grenze gelegen waren. Diese Etymologie des Namens „Paris" ist sehr prosaischer Natur und von den Fabeln von Paris, dem Entführer der Helena, dem Kultus der Isis (παρ 'Ισιν) und anderen, verschieden, aber viel wahrscheinlicher.

**) Caes. de bello gall. VI. 3.

auch waren die Schifffahrt und der Handel auf der Seine, in deren Besitz sie durch die Niederlassung auf der kleinen Insel kamen, für sie entscheidend.

Julius Cäsar hatte alle Mittel in Bewegung gesetzt, die Genie, Macht und List vereint bieten können, um das große Land zwischen dem Ocean und dem Rhein zu bezwingen, und für Rom dadurch eine Vormauer gegen Germanien zu gewinnen und zugleich Italien mit Hispanien näher zu verbinden. Er hatte fast seinen Zweck erreicht, als die Liebe zur Freiheit und das, obgleich schon erlöschende Gefühl ihrer frühern Größe, die meisten gallischen Völker zu einem Bunde gegen ihn vereinigte und ihm seine Eroberungen zu entreißen drohte. Unter solchen Umständen schrieb Cäsar (54 v. Ch.) im Frühlinge, wie dies seine Gewohnheit war, einen Landtag an einen Ort, den er nicht nennt, aus, um von den bezwungenen oder eingeschüchterten Völkerschaften Geld und Mannschaft und zwar besonders Reiterei, zur Unterjochung ihrer noch unabhängigen Landsleute zu erhalten. Die Trevirer, Karnuten und Senonen erschienen auf dieser Versammlung nicht, welche jedoch die Parisii, sonst mit den Senonen im engsten Bunde stehend, mit ihren Abgeordneten beschickten. Cäsar, der die Abwesenheit jener Völker, welche die mächtigsten Galliens waren, als einen Beweis ihrer feindseligen Gesinnungen ansah, rückte schnell auf sie los, schreckte sie und schrieb aus Vertrauen für die Parisii, die seiner Aufforderung nachgekommen, eine Versammlung der nordgallischen Nationen auf den befestigten Sicherheitsplatz der Parisii, die kleine Insel in der Seine, die nachmalige Lutetia, die heutige Ile de la Cité, aus.

Man könnte sich wundern, daß der römische Eroberer auf die geneigte Gesinnung eines nicht sehr mächtigen Stammes, wie die Parisii, Werth genug legte, um den Landtag der nordgallischen Völker bei ihnen zu halten, aber einmal war diese Versammlung auf der Insel in der Seine vor plötzlichen Ueberfällen sicher, eine Gefahr, die Cäsar bei der zahlreichen und guten gallischen Reiterei besonders zu fürchten hatte, und dann war ihm die Freundschaft auch der kleinsten celtischen Nation, um des Beispieles willen, das eine solche hiedurch ihren Landsleuten gab, wichtig, denn er hatte diese Kriege großentheils mit von ihm gewonnenen Galliern gegen andre Gallier geführt und nur selten Ersatzmannschaft aus Italien erhalten. Auch lag es in dem Charakter und der Stellung Cäsar's selbst, den kleinsten Vortheil zu benutzen, und sich der List eben so sehr wie der Gewalt zur Erreichung seiner Plane zu bedienen.

Der Sieg über eine so lebendige, aber in sich uneinige und

unausgebildete, Nationalität, wie die des großen gallischen Volkes, war dem kriegerischen und politischen Genie Cäsar's erst nach zehnjährigen Kämpfen bestimmt, in denen er eine so große Erfahrung gewonnen und ein so abgehärtetes Heer sich gebildet hatte, daß ihm später, als er sich zum Herrn seines eigenen Vaterlandes aufwerfen wollte, nichts zu widerstehen vermochte. Er eroberte Rom in Gallien. Aber dieser Theil des großen celtischen Stammes erhob sich, das Jahr nach Cäsar's Anwesenheit auf der Insel der Parisii, noch einmal zu einem entscheidenden Kampfe und wurde erst nach einem verzweifelten Widerstande besiegt. Die Gallier hatten einen Oberfeldherrn, von Cäsar, nach dem Namen seiner Würde, Vercingetorix genannt, an ihre Spitze gestellt, dessen Talent und Heroismus selbst in der Darstellung seines Feindes zu erkennen ist. Der fremde Eroberer, der die Gefahr dieses allgemeinen Aufstandes begriff, befahl Labienus, seinem ersten Legaten, der im Gebiete der Senonen stand, sich mit ihm zu vereinigen.

Die Parisii waren für ihre Bereitwilligkeit, Cäsar's Interessen zu dienen, auf römische Art belohnt, d. h. sie waren auf jede Art gedrückt und entwürdigt worden. Man nahm ihnen ihre Heerden ohne Entschädigung zum Gebrauche der in der Nähe stehenden Legionen, während Cäsar, unter dem Namen des Soldes für sein Heer, drückende Abgaben eintrieb. Kein Wunder, daß die Parisii sich mit Begeisterung dem nordgallischen Bunde anschlossen, der ein Oberhaupt des Klans der Aulerken, Namens Kamulogenes *), einen hochbejahrten und kriegserfahrnen Mann, an seine Spitze stellte. Nach mehren Hin- und Hermärschen, durch die Labienus einen Kampf vermeiden wollte, um Cäsar, der in großer Bedrängniß war, eine so vollständige Hülfe als möglich zuzuführen, ward er endlich von den Galliern, in der Ebene zwischen Paris und Issy, zu einer Schlacht gezwungen. Die Disciplin der Römer siegte, wie gewöhnlich, über den wilden Muth ihrer Feinde, die vom Morgen bis zum Abend fochten und fast sämmtlich umkamen. Ihr greiser Anführer selbst fiel und Labienus setzte seinen Marsch ungehindert fort, bis er sich mit Cäsar vereinigt hatte. Jene Schlacht war die erste bekannte Begebenheit der Art auf einem Boden gewesen, der sich später als der Mittelpunkt so großen kriegerischen Ruhmes auszeichnen sollte. Die Bewohner von Lutetia hatten die Brücken, die ihre Insel mit dem Lande verbanden, abgebrochen

*) Caes. bell. gall. VII. 57.

und ihre Stadt verbrannt, um den römiſchen Feldherrn zu verhindern, ſich in ihr feſtzuſetzen. Bald darauf verrieth das Glück bei Aleſia*), unweit des heutigen Dijon, die Anſtrengungen des geſammten Galliens, wie es bei Lutetia die der nördlichen Stämme vergeblich gemacht hatte. Die Pariſii **) hatten ein ihren Kräften angemeſſenes Kontingent zu dem großen Bundesheere der Gallier geſchickt, das in dieſem letzten Kampfe vernichtet wurde. Die politiſche Unabhängigkeit der celtiſchen Race in Gallien hörte mit der Niederlage bei Aleſia auf und, ſchon in den nächſten Generationen nach der Eroberung, begann auch in ihrem natürlichen Daſein, ihrer Sprache, Sitte und Religion, eine große Veränderung ſichtbar zu werden. Jedoch wurden die Gallier nicht ſo durchaus Römer, wie Samniten, Umbrer, Hetrusker und transalpiniſche Celten es geworden. Es bildete ſich hier im Laufe der römiſchen Herrſchaft eine neue Nationalität, die gallo-römiſche, in welcher der celtiſche Charakter und Genius, obwohl durchaus von römiſchen Formen bekleidet, ſich erhielt. Nach der Beſiegung Galliens ſchweigt Alles lange Zeit über Lutetia und die Pariſii, bis beide am Ende des vierten Jahrhunderts, unter Julian und Valentinian, wieder auftreten, um vor den Augen der Geſchichte nie mehr ganz zu verſchwinden. Wir verlaſſen jetzt für einige Zeit die kleine Inſel in der Seine, das feuchte grüne Land umher und ihre celtiſchen Bewohner, mit ihren hohen und blonden Geſtalten und ihrer bunten Kleidung, um ſie ſpäter als eine römiſche Stadt mit Mauern und Thürmen verſehen, von einer lateiniſch redenden, aus Galliern und Römern gemiſchten Bevölkerung bewohnt, wiederzufinden.

Sechstes Kapitel.

In früheſter Zeit war der celtiſche Stamm der ausgebreitetſte und mächtigſte im Occident, lange bevor die griechiſche und lateiniſche Welt ſich in ihrer Eigenthümlichkeit zu entwickeln angefangen. Wir

*) Caes. bell. gall. VII. 88.
**) Ibid. VII. 75.

finden die Celten, beim Erwachen der Geschichte, über den größten Theil des Innern und des Westen Europas zerstreut. Ephorus, im Strabo*), scheint das menschliche Geschlecht in vier große Familien eingetheilt zu haben, indem er sagt: daß der Osten von den Indern, der Mittag von den Aethiopern, der Abend von den Celten und der Norden von den Scythen bewohnt werde. Diese Eintheilung, so oberflächlich und unbestimmt sie auch sonst sein mag, stimmt wenigstens insofern mit der Geschichte überein, daß zu einer Zeit, wo Athen und Rom noch nicht genannt werden, die celtische Race mit ihren Wanderungen und Kriegen das Abendland erfüllte. Jener älteste griechische Geograph muß, seinem System nach, zu den Indern, von denen man bis zu den Zeiten Alexander des Großen so wenig genauere Kunde besaß, alle ihm unbekannten Völker im Osten gerechnet und die Nationen Innerasiens, wie Chaldäer, Meder, Perser u. s. w. zu den Scythen gezählt haben, da es übrigens bekannt ist, daß diese Völker aus den nördlich gelegenen Bergländern in die mittäglichen Ebenen herabgestiegen waren. Der Abend muß aber, ohne Zweifel, den Celten zugetheilt werden, deren Stämme sich an den Ufern des Tajo, des Po, bis nach Illyrien und Thracien und auf den britannischen Inseln, so wie an den nördlichen Meeren, obgleich häufig von Völkern fremder Abstammung unterbrochen, niedergelassen hatten. Obgleich bisher alle Untersuchungen über die Wanderungen und Schicksale der verschiedenen Geschlechter der ältesten Menschheit, aus Mangel an Quellen und Denkmalen, dunkel und unbefriedigend geblieben sind, so scheint doch so viel wahrscheinlich, daß die Celten lange vor den Germanen nach Europa gekommen, denn jene sind schon längst auf dem Schauplatze der Geschichte sichtbar, ehe dieser die geringste Erwähnung geschieht. Griechenland und Italien lagen nach jener Eintheilung des Ephorus gewissermaßen in der Mitte der vier großen, von ihm angenommenen Völkerfamilien, und wie von ihnen, ihrem Ursprunge nach, verschieden, so auch zur Hervorbringung eines besondern Daseins berufen. Die Welt des Morgen- und des Abendlandes wurde von ihnen bezwungen, nur der Norden blieb ihnen verschlossen. Die Hellenen, ihrem orientalischen Ursprunge näher stehend und ihrem poetischen Charakter treu, zogen gegen die Völker auf den sonnigen Ebenen am Euphrat und Indus, als sie unter Alexander dem Großen Asien eroberten, und das eiserne Volk

*) Strabo. Edit. Amstelaed. lib. I. p. 59. (1707. vers. lat.)

der Römer trug, unter Cäsar, seine Waffen nach dem dunkeln Abendlande, gegen das plutonische Geschlecht der Celten.

Unter allen Nationen, die in der ältesten Geschichte Europas, vor und mit Griechen und Römern, ein unabhängiges und großartiges Dasein geführt, und Stoff zu neuen Volksgestalten geworden, in denen ihre Eigenthümlichkeit verwandelt aber nicht vernichtet wurde, stehen die Celten oben an, denn andre z. B. die Pelasger sind spurlos verschwunden oder haben, wie Iberer, sich zwar erhalten, aber in geringer Zahl, und nie einen Einfluß auf das Schicksal der Menschheit ausgeübt, oder sind, wie die Scythen, durch neue Mischungen gänzlich umgeschmolzen worden. Der Charakter und die moralische Physiognomie des Hauptstammes der alten Celten, der Gallier, hat sich unter der Herrschaft der Römer und Franken, aller fremden Formen ungeachtet, erhalten und ist in der neuern Geschichte, in der Gestalt einer der größten und mächtigsten Nationen, den Franzosen von Neuem aufgelebt, die seitdem ihre Geschichtsforscher angefangen haben, die Vorwelt tiefer und wahrer aufzufassen, nicht Römer und Franken, sondern die Gallier, als ihre Väter, anerkennen. Denn obgleich die Sprache der Franzosen römischen und Vieles in ihren Sitten und Gewohnheiten fränkischen Ursprunges ist, so ist dennoch ihr Wesen, das Innerste ihrer Persönlichkeit, celtisch oder gallisch. Dieses Element macht sogar die französische Nationalität aus, ohne welches sie sich von der anderer romanischen Völker wenig unterscheiden würde. Da es die Aufgabe dieses Werkes ist, die französische Nationalität auf den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung darzustellen, so kann es nicht unangemessen sein, einen Blick auf ihre früheste Gestaltung zu werfen, die zwar vielfach verändert und erweitert, aber nie ganz umgeschmolzen wurde. Im Charakter aller gemischten Nationen Europas wiegt immer eins der Elemente, die dazu beigetragen, die nationale Physiognomie zu formen, vor und bildet den Kern der volksthümlichen Individualität. Unter den modernen Bewohnern Italiens tritt die Substanz des lateinischen Wesens dermaßen hervor, daß der germanische Zusatz als unbedeutend erscheint. Die Nationalität der Völker der pyrenäischen Halbinsel ist gemischterer Natur, dennoch aber ist das arabische Element in der äußern Bildung des Volkes und der innersten Gesinnung der Massen vorherrschend geworden. Die Spanier besitzen den römischen Formalismus aller lateinischen Nationen, der sich bei ihnen besonders in ihrem kirchlichen Leben zeigt und etwas von dem ideal-ritterlichen Geiste der Gothen, ihre Sitten aber, ihre besondere Weise zu sein, der eigenthümliche Stempel ihrer Art zu denken und zu handeln,

nähert ſie dem Orient und hier und da zeigen ſich, in dem modernen ſpaniſchen Charakter, einzelne Spuren des alten iberiſchen Blutes, in der beſondern Zähigkeit und Feſtigkeit des Willens, und der mehr zum Widerſtande als Angriff geeigneten Natur. Britannien war am Ende der alten Welt faſt eben ſo, wie Gallien, romaniſirt, obgleich auch hier der celtiſche Charakter mehr ſeiner Form als ſeinem Weſen nach verwandelt worden. Die ſächſiſche Eroberung drang jedoch als herrſchendes Element ein und die Invaſion der romaniſirten Normänner war nicht ſtark genug, um die einmal ſo tief gelegte germaniſche Grundlage aufzulöſen. Der in den Engländern herrſchende Geiſt iſt allerdings der ſächſiſche, indeſſen thut man Unrecht, wenn man ſie als ein rein germaniſches Volk, etwa ſo, wie die Deutſchen ſelbſt, betrachtet. Der römiſche Formalismus hat ſich, wie bei den ſüdlichen Völkern auf das kirchliche, ſo bei ihnen auf das politiſche Leben geworfen, denn, bei ganz verſchiedenen Formen kann das ſie beſeelende Princip vielfache Aehnlichkeit darbieten. Ein Volk rein germaniſchen Geiſtes würde ſeine Kräfte mehr der idealen Seite des menſchlichen Daſeins zugewandt und ſeine vornehmſte Thätigkeit nicht auf rein endliche Zwecke, wie Vermehrung des Reichthums, des Handels u. ſ. w. gerichtet haben, ein Streben, das den Engländern von jeher mehr als z. B. den Deutſchen eigen, in neuerer Zeit gegen die höhern Richtungen des Lebens immer ausſchließender hervortritt.

Uebrigens verſtehen wir hier unter Nationalität nicht ſowohl das durch Religion, Geſetzgebung, Literatur u. ſ. w. geformte Daſein eines Volkes, ſondern ſeinen natürlichen, ihm bei ſeiner Geburt eingehauchten Charakter, der von jenen moraliſchen Gewalten zwar vielfältig modifizirt, aber nie ganz umgewandelt werden kann. Bei reinen und urſprünglichen Volksgeſtalten, wie z. B. den Deutſchen, erſcheint der Charakter auf den ungleichſten Stufen der Civiliſation, unter verſchiedenen politiſchen und religiöſen Syſtemen, ſich dennoch ähnlich, bei gemiſchten Nationen widerſteht das Element, das ſich im Volkscharakter einmal zum herrſchenden gemacht, ebenfalls allen ſpätern Einflüſſen. Die innerſte Perſönlichkeit der Nationen iſt, ungeachtet alles äußern Wechſels, aller intellectuellen Bewegung, wie die der Individuen, unzerſtörbar, und hört erſt mit der Exiſtenz ſelbſt auf. Selbſt der religiöſe Glaube, die ſtärkſte Macht in der Welt, vermag dieſe unterſcheidende Richtung des Willens, dieſe beſondre Miſchung der moraliſchen Kräfte, dieſe innere Dispoſition des Geiſtes, die man Charakter nennt, nicht gänzlich umzuwandeln. Die Religion des Islam z. B. unterſcheidet ſich nicht blos in ihrem

Grunddogma, sondern auch in vielen andern Beziehungen von dem Stern- und Feuerdienst der alten Perser, Araber u. s. w., dennoch ist der besondere Genius des Orients durch sie nicht wesentlich verändert worden. Das Bekenntniß des Katholicismus und Protestantismus hat auf die Entwickelung der verschiedenen deutschen Stämme, die dem einen oder dem anderen anhängen, einen leicht erkennbaren Einfluß ausgeübt, wie unbedeutend erscheint er aber dennoch im Vergleiche zu der Einheit des im Wesentlichen sich überall ähnlichen Charakters unsrer Nation, der in seinen Grundzügen längst vor Einführung des Christenthums bestand.

In diesem Sinne behaupten wir, daß das celtische Element, ungeachtet die Römer den Galliern ihre Sprache, die Franken ihre Gesetze aufgedrungen, ungeachtet des Einflusses, den das Christenthum auf sie, wie auf alle modernen Nationen ausgeübt, das Fundament und den Fond der französischen Nationalität ausmache. Die Franzosen haben von den Römern den Formalismus ihrer Sprache und ihrer Vorstellungen und die endliche prosaische Richtung ihres Genius, von den Franken Vieles in Einrichtungen und Gebräuchen überkommen, obgleich der germanische Einfluß nur auf der Oberfläche des Lebens in diesem Volke geblieben, wie denn auch die feudalen Einrichtungen auf die Länge keiner Nation so lästig geworden und von keiner andern mit so leidenschaftlicher Ungeduld gebrochen worden. Von den Galliern aber haben die Franzosen ihre gesellige und heitere Natur empfangen, die unerschöpfliche in ihren Gegenständen immer wechselnde Thätigkeit, den Mangel an Tiefe, die ohne Ruhe nicht möglich ist, und eine gewisse moralische Unordnung, im besondern, und politische Planlosigkeit im öffentlichen Leben, welche die Individuen immer in einer Art von Spannung und Fehde unter einander hält und die Nation oft zu den verwegensten Unternehmungen fortreißt, aus denen selten das hervorgeht, was sie selbst gewollt hat.

Die ältesten Traditionen, die bis an den Anfang der Geschichte des Occidents reichen, und von denen einzelne Trümmer durch griechische Philosophen und Dichter bis auf uns herabgekommen sind, lehren, daß zwei große Einwanderungen den Süden und den Westen Europas eingenommen haben: die der Pelasger, welche sich in den beiden Halbinseln südlich vom Hämus und den Alpen niederließen, und die der Celten, welche das Land zwischen den Alpen, den Pyrenäen und dem Meere und die nördlichen Inseln besetzten. Die mosaischen Urkunden, zur Kenntniß der frühesten Entwickelung des menschlichen Geschlechts überhaupt und der des Orients ins-

besondere, von großer und überwiegender Wichtigkeit, sind über das früheste Geschick der außerhalb ihres Gesichtskreises liegenden abendländischen Menschheit stumm geblieben. Eine andre Einwanderung, vielleicht noch älter als die der beiden ersten, war die der Iberer, welche sich auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel verbreitet hatten. Bei den Hellenen, aus der Durchdringung mannigfaltiger nationaler Elemente, unter denen das pelasgische in den Hintergrund getreten, aber nie ganz vernichtet wurde, hervorgegangen, hatten sich einige, wenn auch dunkle Nachrichten, über jene frühesten Wanderungen und Bewegungen in Griechenland und Italien erhalten. Der Untergang der celtischen Unabhängigkeit fiel in die Epoche griechischer und römischer Bildung und über den Charakter und die Schicksale dieses Stammes ist uns deshalb eine ziemlich vollständige Kunde geworden, aber über die älteste Geschichte der Iberer ist nichts bekannt, sie werden schon in der allerältesten Zeit als den Celten unterliegend dargestellt. Wenn man jene frühesten Revolutionen an den Pforten der alten Geschichte mit denen vergleicht, welche das römische Reich zerstörten und eine neue Epoche in dem Leben der Menschheit begannen — und ohne Zweifel bieten sie manche Analogie dar — so müssen die Iberer sich vor den Celten im Westen Europas niedergelassen haben. Wahrscheinlich waren sie in der ältesten Zeit nicht blos über die pyrenäische Halbinsel, sondern über einen großen Theil des Innern Europas verbreitet und von den ihnen nachziehenden Celten immer westlich gedrängt worden, so wie diese später dasselbe von ihren östlichen Nachbarn, den Germanen, erfuhren. So sehen wir im fünften Jahrhundert den Strom der Völkerwanderung sich ebenfalls von Morgen nach Abend ergießen. So werden die Gothen von den Franken, diese von den Thüringern und Allemannen, und Thüringer und Allemannen von den Hunnen gedrängt. Indessen unterscheiden sich beide Begebenheiten in einer Beziehung wesentlich von einander. Iberer und Celten fanden, indem sie in den Westen vordrangen, entweder in ihren neuen Niederlassungen keine Bewohner oder rotteten sie gänzlich aus, denn die Gelehrten, die sich in neuerer Zeit mit den Sprachen dieser Stämme beschäftigt, haben sie als Ursprachen erkannt, durchaus gleichartig und aus ihrer eigenen Wurzel gewachsen, was unmöglich wäre, wenn diese Völker sich mit andern vermischt hätten, wie dies die Germanen nach dem Umsturze des römischen Reiches in den eroberten Ländern gethan.

Die celtische Race theilte sich, ungeachtet ihrer weiten Verbreitung, nur in zwei große Stämme: den der Galen und den der

Kimri —, deren Idiome von englischen und französischen Forschern als ursprünglich verwandt, in vielen Einzelnheiten aber auch als eben so wesentlich verschieden dargestellt werden. Wir finden die Galen beim Erwachen der Geschichte des Abendlandes, d. h. in einer Epoche, da die Völker nach vielfältigen Wanderungen, Kriegen und Vermischungen, eine gewisse Ruhe und Festigkeit in Bezug auf Sprache, Sitte und Niederlassung erringen, die ihnen ein Bewußtsein ihrer Nationalität, und eine wenn auch dunkel geahnte Idee ihrer Bestimmung und ihrer Interessen verleiht, über das nach ihnen von den Römern so benannte Gallien, Britannien und einen Theil Italiens verbreitet. In dem südwestlichsten Theile des Landes, zwischen der Garumna und den Pyrenäen, hatten sich Iberer, von den Römern Aquitanier genannt, erhalten, die einst einen großen Theil Galliens bewohnt, von den nachrückenden Celten aber in diesen Winkel zurückgedrängt worden. Ihre Nachkommen, in einem Theile der französischen und spanischen Pyrenäen, führen jetzt den Namen Basken. Dieser uralte Stamm hat sich, wie die verwitterten Gipfel der Granitberge, auf deren Abdachung und an deren Fuße er wohnt, obgleich Alles um ihn her sich verwandelt, mitten unter dem allgemeinen Wechsel und von so vielen Stürmen getroffen, ungemischt und fast unverändert erhalten. — In einer Zeit, die selbst von den Griechen als uralt angesehen wurde, lange vor der Gründung Roms, war eine gallische Konföderation: die Ambra (ambra im Galischen: tapfer) über die Alpen gezogen und hatte sich an den Ufern des Po niedergelassen, von wo sie sich weiter nach Süden hin ausbreitete. Dieses Volk, von den Römern, die nur seine Ueberreste kennen lernten, mit einer kleinen Umbiegung der Vokale: Umbri — genannt, wurde von ihnen selbst als gallischer Abkunft bezeichnet. Eine zweite kriegerische Konföderation brach durch die westlichen Pyrenäen in die iberische Halbinsel, nahm die Mitte und einen Theil der Westküste ein, wo die Provinz Galicien (Gallăcia von Galen) von ihnen ihren Namen bekam, vermischte sich mit den Ureinwohnern, und wurde Celtiberier *) und Lusitanier **) genannt. Die Galen hatten im Südwesten der pyrenäischen Halbinsel die Ligurer ***) gefunden und verjagt, die neue Wohnsitze suchend, die Mitte Iberiens durchzogen und an der östlichen Küste auf die Sikaner stießen. Sie trieben diese vor sich her, die ganz Italien

*) Diod. Sic. V. p. 309. Lucan. Phars. IV. 9.
**) Pomp. Mel. III. c. 1 et seq.
***) Fest. Avien. v. 132 et seq.

durchwandernd, Sicilien einnahmen, während die Ligurer selbst in dem Lande zwischen den östlichen Pyrenäen und den Alpen zurückblieben. Pelasger, die, unter dem Namen Sikuler*), über die Mitte Italiens verbreitet waren, werden von den Umbrern (Ambra) nach den Ufern der Tiber gedrängt**), setzen nach Sicilien über, treiben die Sikaner in die Gebirge und geben der Insel ihren Namen. Im elften Jahrhundert v. Ch., vierhundert Jahre nach der Invasion der Ambra, dringen die Etrusker durch die rhätischen und norischen Alpen in Italien ein und beschränken die Umbrer auf die beiden Abdachungen des Apennin, das nachmals so genannte Etruria und Picenum. Die Umbrer, seit so langer Zeit von ihren Stammbrüdern in Gallien getrennt, erliegen den neuen Einwanderern, wie wir in der ältesten Geschichte so oft die Bewohner der Ebene von den Bergvölkern besiegt sehen, die sich, wie ein Strom, auf sie herabstürzen.

Es war eine Eigenheit der celtischen Völker, die von ihnen eingenommenen Länder nach der natürlichen Lage und Beschaffenheit ihres Bodens zu bezeichnen, so wie später die Germanen ihre Niederlassungen häufig nach den Himmelsgegenden benannten. Die Umbrer (Ambra) hatten, zur Zeit ihrer Größe, ihr Land in drei Gebiete geschieden: Is-Ombria, das Land am Fuße der Alpen, von is: niedrig —, woraus die Römer später Insubria machten, Oll-Ombria von oll: hoch —, das Land, das vom Apennin durchzogen wird, und Vil-Ombria von bil, vil: niedrig —, das Land am Meeresufer. — Die Umbrer, fühlten sie sich den Hetruskern auf irgend eine Art verwandt — man weiß nicht, zu welcher der großen Völkerfamilien man diese letztern zählen soll — oder ging überhaupt ihr selbstständiges Dasein, um diese Zeit, seiner Auflösung entgegen — vermischten sich mit den Hetruskern und gingen in ihnen auf. Ihr nationales Leben verschwand und erhielt sich nur in wenigen lokalen Zügen. Die Hetrusker gründen den Hauptsitz ihrer Macht und ihre Dodekarchie in dem von Umbrern genannten Vil-Ombria, dem eigentlichen Hetrurien, zwischen dem Apennin und dem Meere, dem Arno und der Tiber***).

---

*) Dionys. Halic. I. 9. II. 1.

**) Ibid. I. 16.

***) Es finden sich fast überall, wo Celten gewohnt, in den Namen der Oerter und Landschaften, Erinnerungen an ihre Sprache vor. So hieß im Celtischen Albania: Region der Berge — Penn: Gipfel — Dunn: Höhe — Mag: Ebene. In wie vielen Eigennamen in Frankreich, England, Schottland und Irland

Bis jetzt ist nur von den Galen, dem einen der beiden großen celtischen Stämme, der zuerst in den Westen gekommen, die Rede gewesen. Aber im Anfange des siebenten Jahrhunderts v. Ch. warfen sich die Scythen auf den celtischen Stamm der Kimri, die Cimmerii (*Κιμμέριοι*) der Alten, mit denen sie einst in Hochasien um die Herrschaft jener Gegenden gekämpft, und die, seit Jahrhunderten, in den Ländern am Ufer des Pontus Euxinus und des Palus Mäotikus wohnten, die jetzt von den Scythen eingenommen werden. Die Kimri ziehen das Donauthal herauf. Eines ihrer Völker, die Boji, lassen sich im heutigen Böhmen nieder, wo sie später von dem germanischen Stamme der Markomannen unterjocht werden, ein anderer wendet sich nach dem Norden Deutschlands, und nimmt die nach ihm benannte cimbrische Halbinsel (chersonesus cimbricus), das heutige Jütland, ein, von wo seine Nachkommen, im siebenten Jahrhunderte Roms, mit den Teutonen im Bunde, unter dem Namen der Cimbri, Italien bedrohen *). Einer ihrer Stämme, die

---

kommen nicht diese Wörter vor! So nannten die Römer, die celtischen Bezeichnungen latinisirend, den kleinen St. Bernhard und die benachbarte Kette Alpes graiae von dem Gallischen Craighes: Felsen, dessen Wurzel sich ebenfalls in so vielen Namen erhalten hat.

*) Daß die Cimbern, die, in den letzten Zeiten der Republik, Rom mit demselben Schicksal bedrohten, das es, dreihundert Jahre vorher, von den Senonen erfahren, Celten und nicht Germanen, wie dies, um ihres Bundes mit den Teutonen willen, so oft dargestellt wird, waren, scheint aus Folgendem hervorzugehen. Cicero erwähnt mehrmals (Cicero de Provinc. consulari, p. 512. Pro Man. Font. p. 223), daß Marius Gallier besiegt habe, dann sagt Sallust (Sallust. Jugurtha c. 114), daß der Konsul Q. Cäpio, der von den Cimbrern geschlagen wurde, es von Galliern gewesen sei. Cäsar und Tacitus erzählen beide, daß die Gallier in der ältesten Zeit mächtiger als die Germanen gewesen, und oft über den Rhein gehend, in Deutschland eingefallen seien. Es scheint überhaupt, aus einer Betrachtung jener ältesten Zustände des Occidents, mit Wahrscheinlichkeit zu folgen, daß Germanien einmal zu Celtica gehört und erst nach und nach von dem Volke des Tuiskon eingenommen worden, wobei die Celten immer mehr westlich gedrängt, sich in vielen Theilen Germaniens lange, obgleich allmälig immer mehr unterliegend, erhielten. Wenn man dagegen einwenden will, daß das heutige Jütland zu weit von dem Hauptsitze der Gallier, zu Marius' Zeit entfernt gelegen, als daß man sich diese Gegend von Celten bewohnt denken könne, so vergißt man, daß die Aestii (Tacit. Germ. c. 45), deren Tacitus erwähnt, noch weiter entfernt von der Ostsee wohnten und daß ihre Sprache sich, nach ihm, der britischen näherte, und daß die Gothini (Tacit. Germ. c. 43), die hinter den Markomannen und Quaden wohnten, also durch ganz Germanien von den Galliern getrennt waren, dennoch dem celtischen Stamme angehörten. Diodorus Siculus (Diod. Sic. V. p. 309), erzählt, daß

Volg oder Belger, bleibt lange am Niederrhein und im heutigen Westphalen stehen. Der Hauptstrom der kimrischen Eroberung stürzt sich aber auf den ihnen verwandten Stamm der Galen und nimmt ihnen beinahe die Hälfte Galliens ab, im Westen tiefer als im Osten, bis zum iberischen Volke der Aquitanier vordringend. Es ist übrigens nicht möglich, die Grenzen beider Völker nachzuweisen und bestimmen zu wollen, zu welchem der beiden großen Stämme jede einzelne Völkerschaft gehört habe.

Diese große Invasion der Kimri bewegte das ganze Abendland und wirkte in ihren Folgen selbst auf den Orient zurück. Ueber die Kämpfe zwischen Galen und Kimri, von denen erstere, gewiß nicht ohne Widerstand, die Hälfte ihrer Besitzungen sich entreißen ließen, schweigt die Geschichte, nur in wenigen celtischen Sagen haben sich dunkle Spuren davon erhalten. Aber die Galen in ihrem Lande sich jetzt in der Enge fühlend, bilden, ihrer Gewohnheit gemäß, zwei Konföderationen *) und dringen aus dem Innern Galliens, die eine unter Sigovesus durch Germanien in das Donauthal und die illyrischen Alpen, die andere unter Bellovesus in Italien ein. Bellovesus treibt die iberischen Ligurer in das gebirgige Küstenland von der Rhone bis zum Arno, später Liguria genannt, schlägt die Hetrusker am Ticinus, läßt sich in den herrlichen Ebenen Oberitaliens, später dem Ziel so vieler Kämpfe, nieder und erbaut Mailand. Eine zweite galische Emigration, hauptsächlich aus Cenomanen (der Umgegend des heutigen Lyon) bestehend, folgt unter Elitovius **) ihren Stammgenossen und nimmt Brixia und Verona ein. Die Hetrusker ziehen sich allmälig nach ihrem Hauptlande, zwischen dem Arno und der Tiber, zurück. Diese Einwanderung der Galen fiel

---

die celtischen Völkerschaften, die am Weitesten nach Norden hinwohnten, und Nachbarn der Scythen waren, in so wildem Zustande lebten, daß sie Menschenfleisch aßen. Dasselbe sagt er von den Celten, die Irin bewohnen. Er erwähnt außerdem, daß der Ruf ihrer Tapferkeit und Grausamkeit sich zu guter Zeit verbreitete, und daß sie unter dem Namen der Cimmerii einst Asien verwüstet hatten. Sie haben Rom verbrannt, sagt er, Delphi geplündert, einen großen Theil Asiens und Europas sich unterwürfig gemacht und in Asien sich in den Ländern der Besiegten niederlassend, die Nation der Gallo-Griechen gebildet. Die Ansicht, daß die Cimbern Celten waren, gehört ursprünglich Posidonius (Plut. in Mario p. 412. Strabo VII. p. 203), dem berühmten stoischen Philosophen an, der in Gallien gereist war und die cimbrischen Gefangenen des Marius in Rom gesehen hatte.

*) Tit. Liv. V. 34.

**) Ibid. V. 35.

in den Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Ch., als Tarquinius Priskus über Rom regierte. Die Kimri, gelockt von dem Rufe des herrlichen Landes, dessen sich die Galen bemächtigt, folgen ihnen, ungefähr sechszig Jahre nachher, unter dem Namen der Senonen, welche die Expedition benannten, da sie sich wahrscheinlich dabei am zahlreichsten eingefunden hatten, verjagen die Hetrusker vom adriatischen Meere, und erbauen Sena, später Senigallia, genannt. Dieser Stamm der Senonen war es, der einige Jahrhunderte später Hetrurien verwüstete und Rom verbrannte, obgleich Titus Livius (V. 35) es unentschieden läßt, ob er dies allein vollbrachte, oder von andern cisalpinischen Galliern dabei unterstützt wurde. Der Unterschied der beiden großen Stämme des celtischen Volkes setzt sich demnach auch in Italien fort. Die Galen wohnen nördlich und die Kimri südlich vom Po. Die Hauptstadt der erstern ist Mailand, die der andern Senigallia *).

Im Anfange des vierten Jahrhunderts v. Ch. dringt die Völkerschaft der Volg oder Belger, die zu den in Germanien, an der Nord- und Ostsee wohnenden Kimri gehörte, in das Land zwischen dem Ocean, dem Rhein, der Maas und der Seine, das von ihnen den Namen Belgia erhält. Die Volg oder Belger setzen hierauf nach Britannien über, dessen Südküste sie einnehmen und die Galen nach dem Norden, in das von den Römern später so benannte Caledonien treiben. In Irland werden die Galen von ihnen in die Gebirge gedrängt. In Britannien zeigen sich die im Norden wohnenden Galen den den Süden besitzenden Kimris, selbst nachdem die Römer einen Theil des Landes latinisirt haben, beständig feindlich. Diese zum Theil romanisirten Kimri sind es, die im fünften Jahrhundert nach Ch. die Sachsen gegen ihre alten Stammverwandten zu Hülfe rufen und dadurch ihren eigenen Untergang verursachen. In Gallien haben, ohne Zweifel, auch lange Kämpfe zwischen den beiden Stämmen stattgefunden, indessen theilten sie sich hier nicht, wie auf der britischen Insel, in zwei feindliche Nationalitäten, obgleich sie sich auch nicht gänzlich vermischen. Zwei Stämme der Belger, die Tectosagen und Arecomien, ziehen durch das Innere von ganz Gallien hindurch, nehmen das Land zwischen den westlichsten Zügen der Alpen, den Pyrenäen und dem Meere, später Languedoc benannt, ein und erbauen eine Stadt, der die Römer nachmals den Namen Tolosa gaben. Von Südgallien aus

*) Sil. Italic. VIII. v. 455.

werfen sie sich auf Macedonien, Thracien und Kleinasien und erhalten im letztern Lande einen bedeutenden Theil ihrer Nationalität bis an das Ende der alten Welt. Der heilige Hieronymus *) erzählt, daß die Gallier (Galater) in Syrien noch zu seiner Zeit dieselbe Sprache, wie die Celten am Rhein, die Trevirer, redeten.

Von jetzt an ergießen sich auf den Boden des alten Galliens keine neuen Einwanderungen, geht keine große innere Veränderung, bis auf die Zeiten der römischen Eroberung, mehr vor. Die unbändige Kriegs- und Wanderungslust der Celten in Gallien, ihre in zahllose, fast immer uneinige Völkerschaften getheilte Nationalität und die ihnen eigenthümliche, planlose Beweglichkeit bereiten ihren politischen Untergang vor. Die germanischen Stämme, die zu den Zeiten der gallischen Größe ganz unbekannt gewesen, breiten sich immer mehr nach Westen zu aus. Der Zusammenhang der großen celtischen Nationalität wird von den vordringenden Germanen fast überall durchbrochen und ihre außerhalb des eigentlichen Galliens wohnenden Stämme werden allmälig bezwungen oder ausgerottet. Schon vor Cäsar's Zeiten hatten die Germanen versucht über den Rhein zu gehen. Neben dem beweglichen, in immerwährenden Kämpfen und Auswanderungen begriffenen Leben der Celten in Gallien, liegt das dunkle und schweigende Dasein ihrer Stammgenossen in den Wäldern und Gebirgen Britanniens und Irlands, von denen keine Invasionen, keine erobernden Konföderationen ausgehen. Die Theokratie der Druiden, die in Britannien, wie die Alten versichern, sich am Festesten begründet hatte, scheint die Nation in einer tiefen ahnungsvollen Ruhe erhalten zu haben, die von dem brausenden Leben ihrer Stammgenossen auf dem Festlande sonderbar absticht.

Die celtische Völkerfamilie war die ausgebreitetste der alten Welt. Ihre beiden Stämme besaßen mehre Jahrhunderte lang die Galen, einen Theil der pyrenäischen Halbinsel, des südlichen Gallien, Caledonien, Nordhibernien, Norikum, einen Theil Illyriens, bis an die Grenzen von Macedonien, wo sie sich mit illyrischen Stämmen vermischten, und Völker, wie die Taurisken **), Japoden ***), Carnen †) u. s. w. gebildet haben, die halb celtisch, halb illyrisch waren. Im heutigen Albanien erinnern manche Lokalnamen noch an den Aufenthalt der celtischen Race, vor Allem der Name des

*) Hieronym. lib. II. Comment. in epistolam ad Galat. c. 3.
**) Strabo VII. p. 293. 313. Polyb. II. p. 103.
***) Strabo IV. p. 313.
†) Cluver. Ital. Ant. I. p. 169.

Landes selbst. Die Kimri bewohnten den Norden Galliens, Helvetien, einen Theil des hercinischen Waldes, Böhmen, Jütland, einen Theil der Ostseeküste, Britannien und den Süden Irlands. Gemeinschaftlich, obwohl nicht durchaus vermischt, bewohnten beide Stämme das Land zwischen den Alpen und dem Apennin und das Küstenland am ägäischen Meere. So groß und ausgebreitet war die Macht dieses Volkes, als es mit den Römern in Berührung kam und nach Jahrhunderte langen Kämpfen, in denen die Römer, anfangs oft unglücklich, eine systematische Energie, wie immer bewiesen, endlich in seiner eigenen Heimath aufgesucht und bezwungen wurde. Wir wählen den Moment, wo der große römische Eroberer mit seinem Schwert der wilden Kampf- und Wanderungslust der Gallier für immer Schranken setzt und mit der Fackel seines Genies diese dunkle Welt beleuchtet, um ein Bild ihres religiösen und politischen Zustandes zu entwerfen.

Siebentes Kapitel.

Die Celten in Gallien waren nicht nur, wie ein flüchtiger Umriß ihrer Geschichte gezeigt hat, nach Außen hin, das fehde- und wanderungslustigste Volk des Alterthums, sondern dieselbe Beweglichkeit herrschte auch in ihren innern Verhältnissen. Alle politischen Formen waren von ihnen versucht worden und keine hatte ihre natürliche Unruhe stillen, ihren Hang zur Parteiung befriedigen können. Der Grund hiervon lag keineswegs in einer zu niedrigen Stufe der Gesittung, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, ihren wahren Vortheil zu begreifen, denn die Gallier waren, in mehren wesentlichen Beziehungen, eben so gebildet wie z. B. die Perser, die lange ein einiges Volk geblieben und ein großes Reich errichtet hatten und keineswegs freiheitsliebender als die Scythen, die sich gleichwohl zusammenzuziehen und in wichtigen Momenten nach einem gemeinsamen Plane zu handeln wußten, wodurch sie jeder fremden Herrschaft widerstanden, sondern die innere Ursache dieses zerrissenen Zustandes ist in dem Charakter des celtischen Stammes, der

schrankenlosen Ausdehnung der Individualität bei den Einzelnen und dem Nebeneinanderstehen einer zahllosen Menge kleiner Völkerschaften, von denen keine einzige eine dauerhafte Ueberlegenheit über alle andere erlangen konnte, zu suchen. Als Cäsar in Gallien eindrang, bestanden, obgleich in immerwährendem Schwanken begriffen, unter den verschiedenen celtischen Nationen, alle nur möglichen politischen Verfassungen, unter denen jedoch die monarchische die schwächste und unbeliebteste gewesen zu sein scheint. Das Klansverhältniß, dem Lehnswesen ähnlich, in dem was dieses Mannigfaltiges und Willkürliches gehabt, dem aber die großartige Einheit der feudalen Hierarchie fehlte, war einst wahrscheinlich über den größten Theil des Abendlandes, wie das patriarchalische System über den Orient verbreitet, der celtischen Race so eigenthümlich, daß es sich, nachdem Gallien romanisirt worden, in dem stammverwandten Schottland und Irland, bis zum Untergange der politischen Unabhängigkeit dieser Länder, mit und neben dem Christenthum und der Lehnsverfassung, erhalten hat. Die Gallier wurden aber, außer dem Klansverhältniß, noch von einer theokratischen Verfassung regiert, an deren Spitze eine eigene Priesterklasse, die Druiden, stand. Dem Klanswesen, dem, sobald einmal ein eigentliches geschichtliches Bewußtsein in einem Volke erwacht ist, unruhigsten und unsichersten aller politischen Zustände, der die beschränkte und isolirte Natur des Familienlebens auf die bürgerliche Gesellschaft übertrug, ohne die sittlichen Bande erhalten zu können, welchen dasselbe seine Festigkeit verdankt, wurde von der Theokratie der Druiden ein festerer Halt und eine größere Gemeinschaft, obwohl nur vorübergehend und unter dem Kampfe mächtiger innerer und äußerer Widersprüche, verliehen. Die Druiden, die, ursprünglich und so lange die Nation im Orient waltete, oder das der ältesten Menschheit eigenthümliche Naturdasein unter sich bewahrte, eine eigene Kaste, wie die Brahminen, Magier, Leviten u. s. w. gebildet haben müssen, waren durch eine uns unbekannte Revolution genöthigt worden, das Princip der Erblichkeit aufzugeben und konnten alsdann nur auf eine rein geistige Macht sich stützend, über ein weites Land verbreitet und durch das freie Princip der Erwählung mit ihren mysteriösen Ueberlieferungen und Gewohnheiten in Widerspruch gesetzt, die materielle, auf Erblichkeit beruhende Macht des Klanswesens, auf die Dauer, nicht beherrschen. Aber dieses aristokratische Element selbst fing schon vor der römischen Eroberung an zu sinken und an der Seite des Klansnexus, den Cäsar unter der Form des Patronats und der Klientel anschaut, in den Städten eine demokratische Bewegung, das heißt: das Stre-

ben, die bis dahin an erbliche Stände und Rechte geknüpften Bande der politischen Einigung zu zerreißen und die Angelegenheiten des Staates, nach den Wünschen der Masse und den Bedürfnissen des Augenblickes zu entscheiden, zu entstehen an. Dieser tiefe Riß in dem bisherigen Leben der Nation schwächte ihre Kraft des Widerstandes zur Zeit der römischen Eroberung. Das Patronat der Klanshäupter in den Städten scheint überhaupt von jeher auf der Zustimmung derer beruht zu haben, die es eingingen, während es auf dem Lande eine erbliche Macht war und das Volk, seitdem die Erinnerung an die ursprüngliche Verwandtschaft der Klansglieder erloschen und diese Form aus einer natürlichen, wie sie einst gewesen, zu einer politischen geworden, in einen der feudalen Leibeigenschaft ähnlichen Zustand versetzte. Die Monarchie herrschte, wenn auch beschränkt und schwankend, mit dem Klanssystem zugleich, zur Zeit der römischen Invasion, besonders unter den Kimri in Britannien. In Gallien aber war sie nur bei wenigen Völkern in Gebrauch und den meisten so verhaßt, daß Cäsar erzählt, wie Prätendenten oder des Strebens nach Usurpation Verdächtige von ihren Landsleuten mit Tod oder Verbannung bestraft worden. Wenn Cäsar sagt, daß das gallische Volk aus drei Ständen: den Druiden oder Priestern, den Rittern oder Kriegern, und einer leibeigenen Menge bestehe, so spricht er von einer Verfassung, deren Kraft und Reinheit schon vor seiner feindlichen Berührung mit derselben getrübt war, denn zu Cäsar's Zeit scheinen die bisherigen Formen des gallischen Lebens sich aufzulösen und eine Art von anarchischem Zustand, der sich besonders in dem allgemeinen Mißtrauen gegen jede hervorragende Persönlichkeit ausspricht, so edel und patriotisch sie auch sein mag, die Oberhand zu gewinnen. Vercingetorix selbst, der Held in der Tragödie des gallischen Unterganges, in der Cäsar die Rolle des Schicksals spielt, ist genöthigt, sich gegen den Verdacht des Verrathes zu rechtfertigen und seine wohl berechneten Plane scheitern an der Uneinigkeit und dem Leichtsinne seiner Landsleute.

Das allgemeine politische System des celtischen Stammes beruhte, wie bei den Germanen, auf einer freiwilligen Association der einzelnen Völker, jedoch mit dem bedeutenden Unterschiede, daß die Germanen, ihrer individuellen Freiheit unbeschadet, in ihren alten, heilig gehaltenen Königsgeschlechtern, die, nach dem Volksglauben, von den Göttern selbst abstammten, einen nationalen Mittelpunkt fanden, der dem gallischen Leben gänzlich fehlte. Auch war in der Sinnesart der Germanen überhaupt mehr Maß und Bewußtsein als in der der Gallier. — So wie Individuen sich in Gallien einen

mächtigen Patron wählten und sein Gefolge bildeten, so begaben sich wiederum kleinere Staaten unter den Schutz eines größern. Ein erobertes Volk mußte Tribut bezahlen und Geißeln stellen, ein abhängiges erkannte die Befehle des obern an, bezahlte aber keinen Tribut und verwaltete seine innern Angelegenheiten selbst. Die Averner, Eduer und Sequaner standen gewöhnlich an der Spitze der einzelnen Konföderationen, um die sich die schwächern Völker gruppirten, die selbst aber fast immer gegen einander bewaffnet waren. Dieser gespannte Zustand, diese beständige innere Unruhe bewirkte, daß oft die kleinsten Umstände von großer Bedeutung wurden, was Cäsar trefflich zu benutzen verstand. Diese Association, dieser Patronats- und Klientelarnexus, erneuerte sich alle Augenblicke in Bezug auf die Stämme, die ihn eingingen, was den gesellschaftlichen Zustand in beständiger Unruhe erhielt und bei dem Mangel eines großartigen religiösen oder politischen Mittelpunktes die Auflösung der gallischen Nationalität vorbereitete. So erzählt Cäsar *) ausdrücklich, daß ganz Gallien zu seiner Zeit in Parteien getheilt und die Meinungen und Gesinnungen in jeder Stadt, fast in jeder Familie, verschieden waren. Lange vor der römischen Invasion hatten die Gallier aufgehört, in bewaffneten Konföderationen auszuwandern, und man sieht deutlich, daß sie sich der Einfälle in die Länder anderer Völker aus Schwäche und nicht aus Mäßigung enthielten. Sie hatten angefangen Handel zu treiben, die Sitten und Gebräuche der römischen Provinz am Ausfluß der Rhone machten sich unter dem kriegerischen Volke bemerkbar, sie verriethen sich unter einander an Cäsar, ließen sich häufig im Stich, ein tiefes instinktartiges Gefühl der Nationalität, das einzige aber stärkste Band halb civilisirter Völker begann unter ihnen zu erlöschen, wie die Leichtigkeit beweist, mit der sie bald nachher römische Sprache und Gesetze annahmen. So groß auch Cäsar's Genie gewesen sein mag, so sehr die römische Gesittung der celtischen überlegen war, die Gallier hätten, wie später die Germanen, der römischen Invasion widerstehen können, wenn die Keime des Verfalles nicht schon längst in ihnen vorhanden gewesen wären. Die gallische Nationalität war schon vor Cäsar ein morsches Gebäude geworden, das bei einem mächtigen Stoße zusammenfallen mußte.

Ueber kein Volk, das nicht wie Griechen und Römer eine große Literatur und darin ein Bild seines Daseins zurückgelassen, sind so

*) Caes. de bell. gall. VI. 11.

viele Nachrichten auf uns gekommen, als über den celtischen Stamm in Gallien. Hierzu kommt noch, daß die Sprachen des alten Aegyptens, Phöniziens, Hetruriens u. s. w. wenige dunkle Fragmente ausgenommen, für immer verschwunden sind, die celtische Mundart dagegen sich sogar mit der Verschiedenheit ihrer beiden großen Zweige, des Galischen und Kimrischen, bis auf diese Stunde erhalten hat. Die Sprache aber ist der reichste und tiefste Ausdruck des nationalen Lebens und keine Denkmale der Kunst sprechen so lebendig und verständlich zu dem Geiste als der unmittelbar aus ihm tönende Klang des Lebens, dieses Echo der Seele. Auch haben die Römer über kein fremdes Volk so viel geschrieben, einmal, weil sie gegen kein anderes so lange und gefährliche Kriege geführt und dann auch vielleicht, weil kein anderes der römischen Natur so im innersten fremd und verschiedenartig gegenübergestanden. Denn wie die Römer das beharrlichste, so sind die Gallier das wandelbarste und beweglichste Volk in der Geschichte gewesen. Lange nachdem Gallien großentheils, wenigstens die Städte, in Sprache und Sitte römisch geworden, hatte sich diese natürliche Verschiedenheit und der celtische Charakter unter seinen Bewohnern unverändert erhalten. Ammianus Marcellinus, der aus eigener Anschauung sprach, entwirft von diesem Volke eine Schilderung, die der von Cäsar und Livius, vierhundert Jahre vorher, vollkommen gleicht. Die Alten fanden in der körperlichen Gestalt und Farbe der Celten und Germanen eine so große Aehnlichkeit, daß man zuweilen versucht wäre, sie für Stammverwandte zu halten, wenn nicht die vollkommene Verschiedenheit der Sprache und die nicht geringere des Charakters und Gemüthes beider Völker eine solche Annahme unmöglich machten. Cäsar schildert das Gallien seiner Zeit keineswegs als so rauh und unwirthbar, wie Tacitus hundert und funfzig Jahre nachher mit Germanien thut. Die Gallier erscheinen nicht nur weit reicher an Heerden und Metallen, im Besitze eines lebhaften Handels auf den großen Strömen ihres Landes, sondern in jeder materiellen Verfeinerung des Lebens den alten Deutschen bedeutend überlegen. Man ersieht, daß sie auf dem Boden, den sie bewohnen, sich schon seit viel längerer Zeit eingerichtet hatten. Dies gilt besonders von den im Süden wohnenden Galen, die seit frühester Zeit mit Phöniziern und Karthagern, später mit Griechenland und Italien in Verbindung, weit gebildeter gewesen sein müssen, als ihre nordischen Brüder, die Kimri und unter diesen besonders die Belger, die Cäsar als ein äußerst rauhes und kriegerisches Volk schildert, was ihn,

nebst ihrer Lage in der Nähe des Rheins, wahrscheinlich auf die Meinung gebracht hat, daß sie germanischen Ursprunges gewesen.

Die Alten schildern die Gallier als von hoher Gestalt, blond und von einer Konstitution, die mehr zu einem augenblicklichen Andrange als zu einem ausdauernden Widerstande geeignet war*). Sie lebten meist in größern Dörfern, und nicht wie die alten Deutschen in einzelnen Gehöfen, um welche herum in den Wäldern ihre Heerden weideten, liebten die Nähe tiefer Schatten und fließender Wasser, besaßen aber zugleich viele Städte, die, wenn auch nicht auf etruskische oder römische Art eingerichtet, ihnen dennoch zu Mittelpunkten ihres politischen Lebens, zu Handelsmärkten, und im Falle der Noth, bei den immerwährenden Kämpfen der einzelnen Völkerschaften, zu befestigten Asylen dienten. Posidonius, der im zweiten Jahrhundert v. Ch. im Abendlande, wie einst vor ihm Herodot im Morgenlande gereist war, erzählt (bei Athenäus) in Bezug auf die häuslichen Sitten der Gallier, daß sie bei ihren Mahlzeiten um niedrige Tische saßen, wenig auf einmal, aber häufig tranken**). Jeder wählte sich einen Theil des Thieres, den er ganz aufaß. Nach dem Essen forderten sie sich häufig, zum Scherz, zu einem Waffengange heraus. Nicht lange vor Posidonius Zeit war es Sitte gewesen, daß dem Tapfersten, oder dem, der diesen Anspruch machte, die Schenkel der aufgetragenen Thiere gegeben wurden. Wollte ihm Jemand diese Begünstigung streitig machen, so erfolgte ein Kampf auf Leben und Tod. Dann erzählt der stoische Philosoph noch

---

*) Aus den Resultaten französischer Forschungen über die körperliche Natur der alten Gallier und deren Einfluß auf das Aeußere der heutigen Franzosen kann vielleicht Folgendes interessiren. — Die Galen hatten eine mehr runde als längliche Bildung des Hauptes, große Augen, die Augenknochen voll, ohne hervorragend zu sein, gerade Nase, nach unten zu etwas breit. Sie waren mehr braun als blond und hatten dunkles Haar. Die Kimri waren größer als ihre Stammgenossen, von feinern Gliedern, hoher Stirn und blond. Obgleich die Gallier später mit Römern und Franken vermischt wurden, so lassen sich, da wenigstens neun Zehntheile der Franzosen celtischen Ursprunges sind, diese Unterschiede in den Provinzen, wo Galen und Kimri sich vorzugsweise niedergelassen, noch heute erkennen. In Burgund, Dauphiné, Languedoc ist in der physischen Bildung der Bewohner der celtische Typus der Galen, in Bretagne, Berry, Ile de France, Champagne der der Kimri vorherrschend. Es ist nicht so gar selten, bei einiger Aufmerksamkeit, einem Galen oder Kimri von ungemischtem Blut, oder in welchem der ursprüngliche, aber dann und wann unterbrochene Typus seiner Vorfahren sich wiederhergestellt, in den Straßen von Paris zu begegnen.

**) Posidon. apud Athenaeum IV. 13.

Manches von ihrem wilden Kriegsstolze, wie sie z. B. mit den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde ihre Häuser verzierten und dergleichen mehr. Ammianus Marcellinus schildert sie, mehre Jahrhunderte nachher, als zum Kriegsdienste vorzüglich brauchbar, zu einer Zeit, da die Römer aufgehört hatten, Soldaten zu sein, als sehr reinlich, und Männer und Frauen gleich kräftig und schön.

Aber es ist weniger die äußere Natur der Gallier, den Alten so bemerkbar, die sie aber mit mehren nordischen Völkern gemein hatten, als die besondre Stimmung ihres Geistes, ihr Charakter und ihre Sitten, die uns noch heute interessiren können, weil Vieles davon unzweifelhaft und augenscheinlich sich in dem großen Volke erhalten hat, das großentheils aus ihrem Blute entstanden, noch heute dasselbe Land bewohnt. Dann ist es ein besonderes religiöses System, der Druidismus, mit den pantheistischen Naturreligionen der ältesten Griechen und Italier in Verbindung stehend und in vielen charakteristischen Zügen den Geheimlehren der orientalischen Priesterkasten ähnlich, das die Aufmerksamkeit der Alten auf sich gezogen und noch jetzt, bei einer Darstellung dessen, was auf diesem Boden Großes und allgemein Wichtiges gelebt, einer Erwähnung verdient.

Die Römer, die das kriegerischste, gesetzkundigste, consequenteste, mit einem Worte, das disciplinirteste Volk gewesen, das in der Geschichte erschienen, waren darum auch das ernsteste, und scheinen sich dieser Ueberlegenheit über andre Nationen in hohem Grade bewußt gewesen zu sein. Ihre kraftvolle, aber beschränkte und fast einzig auf die Realisirung politischer Zwecke gerichtete Natur begriff nicht das schöne und heitere Wesen der Griechen, selbst wenn sie es nachzuahmen versuchten, deren große Beweglichkeit aus dem unendlichen Reichthum ihres Innern und der Alles umfassenden Anlage ihres Geistes hervorging. Wie arm erscheint nicht das innere Leben der Römer verglichen mit der Fülle des Daseins, welche die Griechen von Homer an bis auf die Zeiten der Neuplatoniker entwickelt haben! Die Geistreichsten und Gebildetsten unter den Römern, wie Cicero und Livius, können sich zuweilen nicht einer gewissen Bitterkeit erwehren, wenn sie durch die Ueberlegenheit des griechischen Geistes verletzt, sich mit diesem vergleichen wollen. Cicero, der allerdings nicht das, was er war, aber wohl das, was er wußte, wie alle Römer, den Griechen verdankte, spottet mehrmals über ihren politischen Verfall, und Livius *) vergleicht Alexander

*) Tit. Liv. IX. 17. 18.

den Großen mit dem Diktator Papirius Cursor, zu Pyrrhus Zeit, und scheint dem tapfern und patriotischen, aber beschränkten und engherzigen römischen Feldherrn vor dem weltumfassenden Genius des griechischen Eroberers die Palme zu reichen. Wenn die Beweglichkeit des hellenischen Naturells den Römern schon als Schwäche erschien, welch' seltsames und überraschendes Schauspiel muß ihnen nicht die grenzenlose Ungebundenheit und planlose Unruhe des gallischen Lebens gewährt haben, auch sind sie unerschöpflich, ihre Verwunderung darüber zu bezeigen. In dem Kriege gegen Cäsar vereinigen sich die gallischen Völkerschaften kein einziges Mal als in dem letzten Jahre, und auch da sind sie zu leichtsinnig, um den Plan ihres Oberfeldherrn auszuführen, den einzigen, der sie retten konnte, der dahin ging, die Städte zu verbrennen und das Land gänzlich zu verwüsten, um die Römer dadurch zum Rückzuge zu zwingen, und sie geben sehr bald mit Lässigkeit auf, was sie eben erst mit Begeisterung erfaßt hatten. Das brausende, wandelbare, willkürliche Wesen der heutigen Gallier überrascht selbst diejenigen Fremden, die sich, wie Italiener und Slaven, durch große äußere Lebendigkeit auszeichnen, und setzt die Deutschen in Erstaunen, welche die durch Studium und Reflexion anerzogene Liberalität ihres Geistes und die eingeborne Freiheit ihres Gemüthes sonst die fremdartigsten Erscheinungen begreifen läßt. Welchen Eindruck muß nicht der Ungestüm, der Leichtsinn und die Prahlerei der alten Gallier auf den phantasielosen Verstand und das feste, von dem Gefühl seiner Ueberlegenheit erfüllte Herz des Römers hervorgebracht haben!

Es kann nicht ohne Interesse sein, einige sehr bekannte, aber merkwürdige Stellen, wo die Römer den gallischen Charakter schildern, hier einzuschalten, um der nahen Beziehung willen, in der jene Eindrücke und Urtheile zu denen stehen, welche die Franzosen in den Fremden aller Länder hervorbringen. Livius sagt, wo er von der Belagerung von Clusium spricht: „Galli .... flagrantes ira, cujus impotens est gens“ *) — (die Gallier brennend vor Zorn, den sie nicht zu beherrschen wissen) und bei der Erwähnung ihres Zuges auf Rom: „et nata in vanos tumultus gens, truci cantu, clamoribusque variis, horrendo cuncta compleverant sono“ **) — (dieses für leeren Tumult gemachte Volk erfüllte Alles mit wildem Gesang, mannigfachem Lärm und furchtbaren Klängen).

*) Tit. Liv. V. 37.
**) Ibid.

Selbst Cäsar, freiern Geistes als gewöhnlich seine Landsleute, und der mehr die tolerante Gesinnung eines großen Fürsten als den ausschließenden Stolz eines römischen Edlen besaß, scheint von dem unheilbaren und ihnen so verderblichen Leichtsinne der Gallier sonderbar getroffen gewesen zu sein. Er spricht mehrmals von ihrer „levitas animi“ *), die er fast als eine eigenthümliche Krankheit anzusehen scheint. Einmal sagt er sogar: „infirmitatem Gallorum veritus“ (da ich die unbeständige Gesinnung der Gallier fürchtete), „quod sunt in consiliis capiendis mobiles“ **) (weil sie leicht ihre Plane verändern). „Sunt Gallorum subita et repentina consilia“ ***) — (die Gallier entschließen sich plötzlich und augenblicklich); „omnes fere Gallos novis rebus studere“ †) — (beinahe alle Gallier sinnen auf Neuerungen). — Wer denkt nicht bei dem Allen an die vierzehn Konstitutionen, die seit funfzig Jahren die französische Nation regiert haben? Wer erinnert sich nicht des französischen Staats- und Völkerrechtes unter der Republik und dem Kaiserreiche, wenn er, bei Livius, die Antwort liest, welche die gallischen Feldherren den römischen Abgeordneten gaben, die sie ermahnten, der Einwohner von Clusium zu schonen: „se in armis jus ferre et omnia fortium virorum esse“ ††) — (daß ihr Recht in ihrer Stärke bestehe und daß dem Tapfern Alles gehöre)? — Wer findet nicht, bei der Erinnerung an die planmäßige und überlegte Verwüstung und Plünderung der Pfalz unter Ludwig XIV., Hannovers und Westphalens im siebenjährigen Kriege, ganz Deutschlands, Italiens, Belgiens, Spaniens und der Schweiz, unter dem Convent, dem Direktorium und Napoleon, daß der Ausspruch des alten gallischen Königs: „vae victis“ †††) — (Wehe den Besiegten) noch heute unter den Nachkommen jenes unruhigen und wagehälsigen Volkes bewahrt wird? Ammianus Marcellinus sagt vierhundert Jahre nach Cäsar von den Galliern: „avidi jurgiorum et sublatius insolescunt“ ††††) — (begierig nach Händeln und von hochmüthiger Anmaßung). — Wer könnte leugnen, daß dieses Ur-

*) Caes. bell. gall. II. 1.
**) Ibid. IV. 5.
***) Ibid. III. 8.
†) Ibid. III. 10.
††) Tit. Liv. V. 36.
†††) Ibid. V. 48.
††††) Ammian. Marcellin. XV. 12.

theil nicht noch jetzt auf die Masse der heutigen Gallier vollkommen anwendbar sei?

Der aufmerksame Leser wird hier wahrscheinlich nicht einwenden wollen, daß die genannten Fehler sich in Individuen aller Nationen vorfinden. Allerdings stellt jedes Volk die menschliche Natur in der Totalität ihrer Mängel und Vorzüge dar, aber Cäsar, Livius u. s. w. reden von Leichtsinn, Prahlerei, Uebermuth, als den Galliern eigenthümlichen Gebrechen, was ihnen z. B. bei ihren Urtheilen über die Germanen, die ihnen ebenfalls bekannt waren, nicht in den Sinn kommt. Noch heute sind jene Mängel in anderen Ländern persönliche und individuelle, in Frankreich haften sie aber an dem Charakter der Nation selbst.

Celten und Germanen sind im Westen und Norden Europas lange die beiden herrschenden Völker gewesen, die einen haben die klassische Welt mehrmals erschüttert und bedroht, bevor sie von ihr überwunden wurden, die andern dieselbe zerstört und ihr eigenes Dasein zu einem neuen Princip in der Geschichte erhoben. Die celtische Nationalität ist in der französischen von Neuem aufgelebt, dem beweglichsten und um sich greifendsten Elemente der Gegenwart, sowie die germanische sich im deutschen Volke erhalten hat, als der festesten und beharrlichsten Grundlage der modernen Gesittung. Die Ideen des Rechts und der Treue haben in dem deutschen Herzen ihre eigentliche Heimath gefunden und die Vorschriften des Christenthums, anderen Völkern mit Gewalt auferlegt, von ihnen mehr äußerlich und künstlich bewahrt, als innerlich und natürlich erfüllt, haben sich des deutschen Lebens tiefer als irgend eines andern bemächtigt. Wir sind, im Gegensatze zu dem bei den andern Nationen Europas immer mehr um sich greifenden Materialismus, das einzige Volk, in dessen Seele sich zuweilen ein Reflex des göttlichen Lichtes entzündet und in dessen Gegenwart sich, wenn auch beschränkt und getrübt, das Bild einer unendlichen Zukunft abspiegelt. Nichts ist darum, der Uebereinstimmung mancher äußerer Formen ungeachtet, verschiedener und getrennter als der Genius des deutschen und französischen Volkes, die beiden Pole und Träger der heutigen Menschheit. Es ist merkwürdig zu sehen, wie das Gemüth der ältesten Vorfahren beider Nationen sich schon in so viel Wesentlichem unterschied.

Cäsar stellt die Gallier als das geselligste Volk hin, das in immerwährender Verbindung unter sich und mit Fremden lebt, neugierig, fröhlich, leichtsinnig, nur den Augenblick erfassend. Sie halten, erzählt er, die Reisenden auf den Landstraßen an und zwingen

sie still zu stehen, um von ihnen zu erfahren, was anderswo vorgeht. Von den alten Deutschen sagt Tacitus ausdrücklich *), daß sie sich vereinzelt mit ihren Familien da niederlassen, wo ihnen eine Quelle, ein Thal oder ein Hain gefällt. Man sieht aus seiner ganzen Schilderung unserer Vorfahren, daß sie einsamern, geschlossenern, auf sich selbst gewiesenern Sinnes als ihre Nachbarn gewesen. Die gallischen Väter sahen ihre Kinder nie, bevor sie erwachsen waren, sie hielten dies unter ihrer Würde **), was ein eigentliches Familienleben undenkbar macht. Tacitus scheint dagegen, neben der freien Entfaltung der Persönlichkeit, nichts so sehr als die Innigkeit des häuslichen Lebens bei den Germanen bewundert zu haben. Die Frauen standen, in den letzten Zeiten der gallischen Unabhängigkeit, tief unter den Männern ***). Sie wurden bei dem Tode derselben, wenn die Verwandten des Mannes den geringsten Verdacht auf sie warfen, mit den Sklaven gefoltert und umgebracht. Früher hatten die gallischen Frauen eine ehrenvollere Stellung eingenommen, wahrscheinlich hatte ein steigendes Sittenverderben sie in solche Erniedrigung gebracht. Man halte hiermit die Gleichheit in dem Verhältnisse der beiden Geschlechter unter unsern Vorfahren, wie der römische Geschichtschreiber sie darstellt, zusammen. — Die Gallier waren blutdürstig, wie unter andern die vielen Menschenopfer beweisen, zu denen dieses Volk, gleich den Karthagern, eine besondere Neigung besessen zu haben scheint. Wenn ein Gallier krank oder in Gefahr ist, so verspricht er sogleich blutige Opfer, erzählt ein Alter. Die alten Deutschen hingen ihre Verbrecher auf oder ertränkten sie, die gewöhnliche Lebensstrafe in Gallien war der Feuertod. Die Gallier waren grausamer als die Germanen. Die Idee der Treue tritt in Tacitus Schilderung als das eigentliche Element des germanischen Lebens hervor, und selbst die Fehler der alten Deutschen trugen dazu bei, diese herrliche Tugend an ihnen erscheinen zu lassen. Sie waren dem Spiel, wie alle rohen Völker, mehr aus Wagniß als aus Gewinnsucht, leidenschaftlich ergeben, und setzten, wenn sie Alles verloren, ihre eigene Freiheit auf den Wurf. Der Aeltere oder Stärkere ließ sich dann von dem Jüngern oder Schwächern, ohne Widerstand zu leisten, als Knecht fortführen. „Ipsi fidem vocant“ (Sie nennen es Treue und Glauben halten),

*) Tacit. Germ. c. 16.
**) Caes. bell. gall. VI. 18.
***) Ibid. VI. 19.

sagt Tacitus bei dieser Gelegenheit. An den Galliern wird diese Eigenschaft von den Alten nicht nur nicht hervorgehoben, sondern das äußerste Gegentheil versichert. „Ridendo fidem frangunt“ (Sie brechen lachend ihre Versprechungen), sagten die Römer von ihnen.

Wir würden uns dieser Vergleichung enthalten haben, wenn nicht die nationale Eitelkeit der französischen Schriftsteller und ihr Hang, allen Gegenständen eine willkürliche, verschönernde oder entstellende, nicht aus der Natur der Dinge selbst gezogene Färbung mitzutheilen, diese Bemerkungen in unsern Augen nothwendig gemacht hätten. Seitdem sie die gallische Nationalität als den Hauptbestandtheil der ihrigen anzusehen sich gewöhnt haben, erheben sie dieselbe häufig über Gebühr, und ihre Abneigung gegen den germanischen Charakter bewirkt, daß sie sich bei seiner Beurtheilung vor den augenscheinlichsten Wahrheiten und unzweifelhaftesten Thatsachen verschließen. So nennt Michelet in seiner in vielen einzelnen Theilen überaus geistreichen, im Ganzen aber etwas verworrenen Geschichte Frankreichs, die celtische Race „la plus perfectible“ — natürlich um dieses Lob auf die heutigen Franzosen übertragen zu können; wenn dies aber wahr wäre, welchen Ausdruck müßte man zum Preise der Griechen erfinden? — und Guizot, an dem ein seltener Scharfblick und eine gründliche Analyse die hervorstechendsten Eigenschaften sind, sucht in seiner modernen Geschichte eine Vergleichung zwischen den Sitten der germanischen Völker des fünften Jahrhunderts und den nordamerikanischen Wilden zu ziehen und eine Menge Aehnlichkeiten zwischen beiden zu finden. Guizot weiß so gut wie irgend Jemand, daß diese Behauptung einen großen Widerspruch in sich schließt und sich aus der anmaßenden Unwissenheit und ironischen Betrachtungsweise der philosophischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts herschreibt, aber als Franzose gefällt er sich darin, die Germanen zu erniedrigen und Römer und Gallier — und noch dazu in der Zeit ihres tiefsten Verfalles, auf Kosten ersterer zu erheben.

Es ist merkwürdig, daß der sinnliche, lebensfrohe, den Eindrücken und Genüssen der Gegenwart ergebene Stamm der Celten im Druidismus eine zwar keineswegs vollkommene, immer aber ahnungsvollere, tiefere Anschauung von der Natur der Gottheit und der intellektuellen Ordnung der Welt besessen als das ernste gehaltvolle Volk der Römer, und daß er durch Bewahrung dieser Priesterreligion für das Christenthum vielleicht besser als durch die Annahme des klassischen Polytheismus vorbereitet gewesen sein würde. Dieses religiöse System, das eine Zeit lang den gesammten celtischen Stamm

beherrscht zu haben scheint, blieb jedoch für die Masse der Nation stets eine Geheimlehre, wie die Mysterien der Griechen und die Priesterreligionen des Orients. Die Menge war, wie alle andern heidnischen Völker, einem Kultus ergeben, in welchem die Kräfte und Wirkungen der Natur personificirt waren, und der deshalb später leicht in den römischen Götterdienst übergehen konnte. — Da der Druidismus an und für sich eine merkwürdige Erscheinung des menschlichen Bewußtseins ist, da er lange eine bedeutende Stelle in dem Lande eingenommen hat, mit dessen Thaten und Schicksalen wir uns hier beschäftigen, und deutschen Lesern, die eigentlichen Gelehrten ausgenommen, nur dem Namen nach bekannt ist, so möge hier eine Skizze desselben ihre Stelle finden.

Achtes Kapitel.

Zwei große religiöse Systeme theilten sich, vor der Erscheinung des Christenthums, in die Herrschaft über das menschliche Geschlecht: die Naturreligion und die Priesterreligion, aus deren Vermischung der Kultus hervorging, der in der letzten Epoche des Alterthums von Griechen und Römern begangen wurde, und der, seinem Wesen und seinem Einflusse nach, eine politische Religion genannt werden kann. Denn obwohl manche Vorstellungen aus den ältesten Ueberlieferungen der Menschheit, die in den Geheimlehren der Priester aufbewahrt wurden, so wie viele Anschauungen des Naturlebens sich in ihr erhalten hatten, welche letztere von der Poesie und Kunst veredelt und zu abgeschlossenen und selbstständigen Gestalten erhoben wurden, so bildete dieser politische Kultus dennoch keine unmittelbare Verbindung zwischen dem Gemüthe des Menschen und dem Leben der Gottheit, wie in der Priesterreligion, und keine mittelbare, wie in der Anbetung des vergötterten Naturlebens, sondern sein Ziel war die Erhaltung des Staates und die Herrschaft über das äußere Dasein der Menschheit. Aus den Priesterreligionen, auf deren Altären sich einzelne, wenn auch gebrochene Strahlen der dem menschlichen Geschlecht am ersten Morgen seines Daseins aufge-

gangenen Offenbarung erhalten hatten, und aus dem der Natur des Geistes einwohnenden Streben nach selbstständiger Erkenntniß, gingen die philosophischen Systeme der Alten hervor, die um so wahrer und tiefer erscheinen, je mehr sie von dem Gefühle des ursprünglichen Naturlebens und der Erkenntniß des kosmischen Geistes in sich bewahrt hatten. Diese philosophischen Systeme stellten in dem ausschließend auf äußere Zwecke gerichteten Dasein der klassischen Welt die innere Seite des Lebens dar und wurden selbst wiederum eine Art Geheimlehre, nur den Edlern und Bessern zugänglich und die durch ihren sittlichen Einfluß den mangelhaften Organismus eines auf rein endliche Verhältnisse gebauten Staatslebens zu ergänzen suchten. Der Unterschied zwischen dem allgemeinen Bewußtsein und seiner öffentlichen Darlegung in einer Nation und den höhern und geheimnißvollern Ideen eines Theils derselben war, bis zur Herrschaft des Christenthums, überall vorhanden, von dem dieser Widerspruch aufgehoben wurde, der sich aber bis jetzt noch in den Trümmern der alten Priesterreligionen Asiens erhalten hat. Das Christenthum stellte seine Dogmen und Mysterien, als von der Gottheit unmittelbar selbst offenbart, über jedes menschliche Bewußtsein gleichmäßig erhaben hin, und selbst in denjenigen christlichen Konfessionen, die einen besondern Priesterstand annehmen, ist die Erkenntniß der Religion und die Heiligung durch sie Jedermann in demselben Grade zugänglich und nur die Ausübung einzelner religiöser Handlungen an besondere Bedingungen geknüpft. Auch machte Christus besonders dadurch, daß er allen seinen Bekennern dieselben sittlichen Verpflichtungen, ohne allen Unterschied, auflegte, jede von dem Naturdasein entlehnte Trennung der Menschen, auf die Dauer, unmöglich und hob den Unterschied der Kasten, innerhalb der christlichen Sphäre, für immer auf. Diese Spaltung war aber in der heidnischen Welt überall, wenn auch unter verschiedenen Formen, vorhanden, und nicht allein in der auf endliche Verhältnisse Bezug habenden Trennung zwischen Freien und Sklaven, in dem ausschließenden Geiste der in stetem Streben nach gegenseitiger Unterdrückung begriffenen Volksindividualitäten, sondern vorzüglich in dem auf einen innern und unendlichen Unterschied begründeten Rechte auf höhere Heiligung und tiefere Erkenntniß einzelner Geschlechter und Stände, eine Trennung des Daseins, die selbst von Griechen und Römern, ihres freiern Strebens ungeachtet, nie ganz aufgehoben werden konnte. Vertrug sich doch selbst der Monotheismus der Juden mit den auf einen natürlichen und erblichen Unterschied begründeten Berechtigungen der Nachkommen Aaron's. Die indi-

schen, medischen und ägyptischen Priester befanden sich in dem ausschließenden Besitze der religiösen Wahrheiten und damit alles höhern Lebens in ihren Völkern, und die Verwaltung der Mysterien und Orakel Griechenlands und Italiens, die geheime Verehrung der Götter und Heroen, war entweder in gewissen Familien erblich oder an Bedingungen geknüpft, welche die Masse der Nation von jeder bewußten Theilnahme daran ausschlossen. Man kann jedoch im Allgemeinen behaupten, daß die geistige Atmosphäre des Occidents, im Gegensatze zu seiner sinnlichen, durchsichtiger als die des Orients gewesen, und daß die mythischen Gestalten Asiens, von ihrem geheimnißvollen Dunkel etwas verloren, sobald sie den Boden Europas betraten.

Die Ueberlieferungen aller Völker, der Inder, Juden, Perser, Hetrusker und Griechen, so wie auch der alten Deutschen und Skandinavier, erzählen von einem goldenen Zeitalter, in welchem das menschliche Geschlecht unter unmittelbarer Leitung der Gottheit und in innigster Verbindung mit der Natur stand, dergestalt, daß sein Dichten und Handeln nicht von ihm selbst, sondern aus dem Leben des Alls bestimmt wurde. Die Wirklichkeit eines solchen Zustandes zu leugnen, der von dem Bewußtsein der gesammten Menschheit überliefert wird, wäre eine ebenso anmaßende Thorheit, als denselben geschichtlich feststellen, ihm einen bestimmten Zeitraum, ein Dasein in äußern Grenzen anzuweisen, denn diese Traditionen sind philosophische, aber keine historischen Fakta. Sobald durch das Wachsthum geistigen Lebens überhaupt, ohne daß ein Hinzutreten besonderer äußerer Veranlassungen anzunehmen nöthig ist, in den Menschen das Gefühl der ihrer innern Natur verliehenen Freiheit erwachte, entsagte der größte Theil von ihnen der unbewußten und unschuldigen Uebereinstimmung mit dem Leben der Gottheit, und begann in sich selbst, in seinem besondern Sein und Denken, das Maß und Gesetz seines Daseins zu suchen. Dieser Versuch, eine angeborne Fähigkeit frei zu gebrauchen, diese Entsagung der unmittelbaren Leitung des höchsten Wesens, obgleich die innere und allgemeine Bedingung aller menschlichen Entwickelung, war, als ein äußeres und individuelles Faktum betrachtet, dennoch ein Frevel und wird in allen Religionen als ein Fall und eine Schuld dargestellt. Denn in dieser Kraft der Freiheit lag ebensowohl die Wahl des Guten als des Bösen und die Menschheit neigte sich, vermöge ihres doppelten Ursprunges und ihrer doppelten Natur, der Wahl des Bösen zu. Als dies geschah, ward, wie die Bibel es nennt, die Sünde geboren, oder die Kämpfe zwischen den Göttern und den

Riesen, der Bund der Menschen mit den Dämonen, das böse Princip treten hervor, wie die Mythen der Orientalen, der Griechen und Skandinavier das Entstehen des Uebels und den Anfang seines beständigen Kampfes gegen das Gute, kurz, wie sie die Trennung des göttlichen und menschlichen Wesens, die in letzterem eine unheilbare Wunde zurückgelassen, sinnbildlich darstellen. Das menschliche Geschlecht blieb, als ein Ganzes, zwar stets in der Gewalt der das Universum erzeugenden und erhaltenden Urkraft, aber es entbehrte im Einzelnen ihrer vertraulichen Leitung, deren es durch den Mißbrauch seiner Freiheit unwürdig geworden. Diese Scheidung der Natur des Menschen von dem Willen der Gottheit, vom Orient als ein Ungehorsam, eine Uebertretung angeschaut, ist der Ursprung der Individualität und der Anfang des freien Selbstbewußtseins.

Nachdem die Menschheit so sich von der tiefen und nahen Gemeinschaft mit dem Leben des Alls und der innern Uebereinstimmung mit dem Willen der Gottheit losgerissen hatte, durch welche sie früher, in eingeborner und ursprünglicher Richtung, das Wahre erkannt und das Rechte geübt hatte, so war aus dieser Trennung und Vereinzelung in ihrem Gemüthe die Sünde und in ihrem Geiste der Irrthum entstanden. Da jedoch die göttliche Flamme in der Seele des Menschen nur getrübt, aber nie ganz erstickt werden kann, so erwachte in ihm wiederum die Sehnsucht nach dem verlornen Gut und er suchte jetzt, nachdem er die unmittelbare Gegenwart des höchsten Wesens verloren hatte, sein Bild in der ihn umgebenden Natur, die ihm aber nach der Sonderung des göttlichen und menschlichen Willens, meist als eine drohende und furchtbare Macht gegenübertrat, während er sich vorher in innigster Uebereinstimmung mit ihr gefühlt hatte. Auf diese Weise entstand die Naturreligion, die Verehrung des Bildes statt des Wesens, die Anschauung des Theiles statt des Ganzen, das Gefühl der Furcht, da wo vorher das der Liebe geherrscht hatte. Aber je mehr das menschliche Geschlecht sich auszubreiten, je mehr seine Generationen zu wachsen anfingen, desto trüber und ferner ward die Kunde jener ursprünglichen Uebereinstimmung des göttlichen und menschlichen Geistes und desto größer die Gewalt der Natur über das Gemüth des Menschen. Der Anblick der aufgehenden Sonne erregte seine Bewunderung und sein Entzücken, das wechselnde Bild des nächtlichen Mondes, sein Kommen und Verschwinden, erweckte in ihm eine geheimnißvolle, von Hoffnung und Trauer gemischte Empfindung. Die verzehrende Erscheinung des Blitzes, das Rollen des Donners, das Brausen des Sturmes, das Dunkel tiefer Höhlen, die verheerende Gewalt der

Ströme erfüllte ihn mit Schrecken, denn er fühlte, als er sich auf sich selbst gewiesen sah, die Schwäche seines Innern und die feindlichen Mächte, die ihn überall umgaben. Die Furcht vor dem Tode und seinem Bilde, der Nacht, war, seit jener Scheidung, über seine Seele gekommen. Es ging den Geschlechtern der damaligen Menschheit, wie noch heute, dem Kinde, das von seiner Mutter entfernt, sich vor Finsterniß und Einsamkeit entsetzt.

Die Naturreligion war, obgleich in ihrem Grundwesen überall dieselbe, in ihrer äußern Gestalt, je nach dem Gemüthe der Menschen und der sie umgebenden Welt, verschieden. Sinnlich, von Farben und Flammen glühend, an den Ufern des Ganges; reiner und einfacher unter den Sternendienern, in der Heimath des Weihrauches und unter den Feueranbetern auf den luftigen Ebenen Hochasiens; geheimnißvoll im Lande des wechselnden Nils, dessen Quellen verborgen sind; dichterisch und lebendig unter dem wandernden Volke der Pelasger, im Schatten der weissagenden Eichen von Dodona; möglichst innerlich und frei im Gemüthe der Germanen; einsam und blutig unter den Celten, in den Urwäldern Galliens und Britanniens. Als die Menschen, die aus der Einheit des Daseins gewichen, den Willen der Gottheit und das Gesetz der Welt nicht mehr unmittelbar anschauten, gedachten sie dasselbe in den einzelnen Erscheinungen oder Hervorbringungen der Natur zu finden, daher der Glaube, den Lauf des Schicksals im Fluge oder Gesange der Vögel, die Zukunft im Falle des Blitzes, in den Eingeweiden der Thiere zu erkennen, daher die magischen Künste der Beschwörung des Mondes, der Todten u. s. w., die in allen Naturreligionen angetroffen werden. Die verschiedenen großen Familien des menschlichen Geschlechtes offenbarten in der Form und Art dieses Naturdienstes ihre innere Individualität und die besondere Stimmung ihrer Seele.

Aber obgleich die Mehrheit der Menschen, von der Uebereinstimmung mit dem göttlichen Wesen entfernt, den dunkeln Mächten der Materie verfallen war und der ursprünglichen Würde ihrer Natur und des ihnen einst gewordenen Glückes vergessen hatte, so erhielt sich die Erinnerung jener verlornen Nähe der Gottheit und die Sehnsucht sie wiederzugewinnen in einzelnen Geschlechtern, als erbliche Gemüthsrichtung, überliefert oder sie erwachte hier und da, als ein eingeborner Trieb, in einzelnen, besonders begabten Geistern, die, sie ähnlich Gestimmten mittheilend, sich zu eigenen Ständen oder Orden vereinigten, die einige Strahlen des göttlichen Lichtes in sich aufbewahrten. Diese trennten sich, um nicht dem unreinen

Leben der Menge zu verfallen, von ihr, und führten ein besonderes Dasein, das in allen Zeiten und bei allen Völkern, als aus demselben Bedürfnisse hervorgegangen, eine große Aehnlichkeit und Uebereinstimmung darbietet. Sobald diese aus der Natur des Geistes selbst entstandene Bewegung sich des Gemüthes der Bessern bemächtigt hatte, erhob sich das, was man die Priesterreligion nennt, die sich von dem Naturdienst nicht trennte, sondern ihn nur zu reinigen und an das große Gesetz der Uebereinstimmung des göttlichen und menschlichen Willens anzuknüpfen suchte, das sie aber selbst, aus Schuld des Falles der menschlichen Natur, nicht in seiner ganzen Stärke zu erkennen vermochte.

Die Macht der Priesterreligion, die einen großen Theil ihres Inhalts aus der Naturreligion genommen, jedoch immer mit einigen, wenn auch oft dunkeln Fäden, an die ursprüngliche Offenbarung der Gottheit geknüpft blieb, ward von dem Bewußtsein der Völker, in denen sich ein selbstständiger, den eigenen Geist sich als Gottheit setzender Wille am Freiesten entwickelt, gebrochen. Griechen und Römer erkannten in sich selbst, in ihren eigenen Thaten und Gesinnungen, das Gesetz des Lebens und vergötterten ihr eigenes Dasein. Die Römer, dem Geiste des Alls und den Ueberlieferungen der Natur- und Priesterreligion noch ferner als die Griechen tretend, sich noch mehr auf sich selbst stellend, schauten die Gottheit und Natur in ihrem Staate an, erhoben denselben zu einem allgemeinen und höchsten Begriffe und realisirten diese Idee durch die Eroberung der ganzen ihnen bekannten Welt. Dieses Streben nach einer universellen Herrschaft, obgleich allerdings noch aus einigen anderen sekundären Motiven entstanden und von besondern Umständen begünstigt, ging dennoch hauptsächlich aus der Vorstellung der göttlichen Natur ihres Staates hervor, die sie als allein rechtmäßig und würdig allen Völkern aufzulegen, sich für berechtigt hielten. Als sie dieses Werk vollbracht, sich über alle Nationen verbreitet und alle unter sich aufgenommen hatten, dann aber selbst zu sinken und die Einheit ihres Daseins nicht zu erhalten vermochten, so ging aus der Vermischung dieser heterogenen Elemente: asiatischen, ägyptischen, griechischen, celtischen Lebens, das des menschlichen Geistes unwürdigste Chaos von Ideen, Sitten, Maximen und Gebräuchen, auf die widersprechendsten Grundsätze gestützt, hervor. Die Trümmer des von den Römern gebrochenen Daseins aller Völker, die verschiedensten Ueberlieferungen und Anschauungen, die Ueberreste der Natur- und Priesterreligion, flutheten vom blutigen Strome der kaiserlichen Tyrannei getragen, vom wilden Sturme beständiger

Kriege und Empörungen hin- und hergeworfen, einem gemeinsamen Abgrunde zu. Aus dieser Verwirrung und Anarchie der Ideen und Sitten entstand eine das innerste Mark und den Kern des Daseins zerstörende Unsittlichkeit, um so unheilbarer, je mehr diese welkende Gestalt unter der Maske einer künstlich erschaffenen bürgerlichen Organisation den Schein des Lebens heuchelte und ihre ersterbenden Glieder mit der Hülle der in jener langen und reichen Weltepoche erworbenen Bildung, wie mit einem erborgten oder ererbten Schmucke, bis auf den letzten Augenblick, zu bekleiden fortfuhr. Diese den beiden klassischen Völkern des Alterthums, besonders aber den Römern eigenthümliche Form des Bewußtseins: das Höchste und Ewige in einer endlichen Form, dem Staate, anzuschauen, ihn zu vergöttern, alles innere und äußere Leben, als nur um seinetwillen vorhanden, zu betrachten, ihn für ein Symbol des Universums selbst zu nehmen, nennen wir die politische Religion. Diese, obwohl mit Erinnerungen und Ueberlieferungen aus dem Naturleben und der Priesterreligion vermischt, unterschied sich durch ihren Geist und Zweck von ihnen wesentlich und blieb so lange in der alten Welt herrschend, bis das Christenthum, jene Trennung der Gottheit und der Menschheit aufhebend, die Seele des Menschen von der Tyrannei der Natur und des endlichen Staates befreite und die Uebereinstimmung des göttlichen und menschlichen Willens, wie einst im Anfange der Zeiten, als das Gesetz des Lebens verkündete, zu dessen Erfüllung es in seiner Glaubens- und Sittenlehre die Mittel gewährte. Diese Versöhnung zwischen der Gottheit und Menschheit, diese Wiederherstellung einer so tief gebrochenen Harmonie, konnte nur von dem, der selbst Gott und Mensch zugleich war, vollbracht werden.

Der Uebergang aus der Naturreligion in die Priesterreligion ist in der Geschichte der meisten alten Völker, nur nicht im Einzelnen, den besondern Umständen nach, wohl aber als ein allgemeines historisches Faktum nachzuweisen, nur mit dem allerdings bedeutenden Unterschiede, daß da, wo die Menschheit noch nicht ihren eigenen Mittelpunkt und die Totalität ihres Geistes gefunden, sondern wo sie die verschiedenen Seiten ihres Wesens durch die Natur getrennt, in verschiedenen Geschlechtern, dem Kastenstaate, anschaute, die Priesterklasse zu einer fast unbedingten Herrschaft über alle andern Stände gelangte, daß aber da, wo die Menschheit ihr gesammtes Wesen, wenn auch äußerlich ungleich berechtigt, in Einer Gestalt vereinigt erkannte, dem Familienstaate, die Priester zwar Macht und Einfluß besaßen, im Ganzen sich aber auf die Ausübung religiöser

Handlungen beschränkt fanden. Ersteres Verhältniß tritt in seiner ganzen Reinheit vorzüglich in Indien und Aegypten, letzteres unter Scythen, Persern und Germanen hervor, und als in der Mitte zwischen dem Kasten- und Familienstaate sich befindend, kann man die Stellung des Priesterstandes unter den Celten ansehen, die einen größern Einfluß auf ihr Volk als Magier, Chaldäer u. s. w. besitzend, sich doch nicht wie die Brahminen und ägyptischen Priester, erblicher Herrschaft und fast uneingeschränkter Macht erfreuten. Was die Priesterreligion jedoch von der Naturreligion unterscheidet, ist nicht sowohl, daß sie von einer erblichen Kaste, wie man allerdings annehmen muß, daß es in der allerältesten Zeit allgemein der Fall gewesen, verwaltet wird, sondern daß ein Stand oder Orden, von der Masse des Volkes getrennt, sich der Ausübung des Kultus und der damit zusammenhängenden Wissenschaft bemächtigt und eine von dem Bewußtsein und der Kunde der Menge getrennte Geheimlehre besitzt, die er sorgfältig unter sich bewahrt, wobei es aber nicht darauf ankommt, ob er sich aus natürlicher Fortpflanzung oder geistiger Wahl erhalten und ergänzen mag. Unter den Nationen des Alterthumes sind Griechen und Römer allein von der Priesterreligion zur politischen Religion übergegangen, denn die Celten wurden zur Zeit des Unterganges ihrer politischen Unabhängigkeit von dem allerdings schon gesunkenen, aber immer noch bestehenden Orden der Druiden beherrscht, und die Germanen erscheinen nur am Horizont der alten Welt und werden erst durch die Zerstörung des römischen Reiches ein historisches Volk.

Der Naturdienst der Celten in Gallien ging, wie überall lange der Priesterreligion voran, die erst dann entsteht, wenn das wachsende Bewußtsein der Menschheit das Bedürfniß eines festern Mittelpunktes in der schwankenden und sinnlichen Bewegung der Naturreligion und eines bestimmten Maßes in der betäubenden und überströmenden Fülle des Naturlebens fühlt. Man glaubt allgemein, daß der Druidismus erst durch die Einwanderung der Kimri, im siebenten Jahrhunderte v. Ch., in das celtische Leben eingeführt worden sei, nachdem die Galen schon viele Jahrhunderte vorher den Westen Europas eingenommen hatten. Diese Naturreligion der Gallier erhielt sich, mit und neben der Priesterreligion, bis zur römischen Eroberung, jedoch so daß letztere als die mächtigere, der erstern Gesetz und Ordnung auferlegte. Da diese Priesterreligion zur Zeit der römischen Eroberung mit dem gallischen Leben zu verfallen anfing, was schon daraus hervorgeht, daß dieses sonst lebendigste Element der celtischen Nationalität in einem Kampfe für die

politische Unabhängigkeit, von der auch die religiöse abhing, so wenig hervortritt und sich durch keinen bemerkbaren Widerstand gegen die fremde Invasion auszeichnet — so neigte sich der lose, von der Strenge der Priesterhierarchie nicht mehr beaufsichtigte Naturdienst der Gallier dem Polytheismus der Römer um so leichter zu, da die Vergötterung und Personificirung des Naturlebens der gemeinsame Inhalt aller heidnischen Religion gewesen. Wir haben demnach in den nächsten Kapiteln einmal vom Druidismus als solchem, und dann von dem mit dem römischen Götterdienst sich verschmelzenden Volksglauben der Gallier zu handeln, werden aber bei letzterm nur das bemerken, was in dieser Vermischung sich als celtisches Element zu erkennen giebt.

Neuntes Kapitel.

Die Religion der Druiden schloß zwei Grundvorstellungen in sich: eine dem Monotheismus nahe kommende Verehrung eines höchsten, über alle sinnlichen Grenzen erhabenen Wesens, und die pantheistische Idee der Seelenwanderung. Die Vorstellung eines höchsten Gottes findet sich, nur nicht so rein wie im Judenthume, in allen Priesterreligionen des Alterthums, aber nur in diesen, da die Naturreligion zu schwankend, zu unentwickelt und der Willkür der Menge zu preisgegeben ist, um den Begriff dieser Einheit zu fassen, oder wenn sie ihn gefaßt hat, zu bewahren. In der politischen Religion aber fallen die Anschauungen des Geistes, wie die Erscheinungen des äußern Lebens, in mannigfaltige Vorstellungen und Gestalten auseinander, die wie der Staat selbst, in eine gewisse hierarchische Ordnung gebracht, dennoch keine eigentliche innere Einheit darstellen. Dieses höchste Wesen, von den Druiden Esus genannt, ward von ihnen in einsamen Hainen, durch schweigende Erhebung des Gemüths, durch stilles Gebet und tiefe Bewunderung seiner unsichtbaren Natur verehrt. Es wurden ihm keine Tempel errichtet und man hielt sein Wesen für so erhaben und außer allem Vergleich mit der Menschheit, daß kein Bild von ihm gemacht

wurde. Es war dies derselbe Gott, der in der Geheimlehre der ägyptischen Priester Amun (der Verborgene) genannt wurde *), derselbe wie der pelasgische Zeus in Dodona, später von dem bilderreichen Polytheismus der Hellenen verwandelt, der Unaussprechliche, sehr Hohe, Ewige der Juden, der „deus incertus," den die politische Religion der Römer ahnen, aber nicht mehr fühlen konnte, der „θεός ἄγνωστος" **), dessen Altar der heilige Paulus in Athen sah. Alle Priesterreligion war, wie wir oben gezeigt haben, aus der Naturreligion entstanden, diese aber nahm ihren Anfang, als die Menschen ihr Leben von dem Willen der Gottheit und ihre Individualität von der Einheit des Universums getrennt hatten, was in fast allen Religionen als eine Empörung und der Verlust eines Paradieses dargestellt wird. Das menschliche Bewußtsein auf sich selbst zurückgezogen, warf, im Gefühle, daß es sich allein nicht genügen könne, von der Gottheit getrennt, sich in die Arme der Natur. Als jenes kindliche Dasein, wo die Menschen sich in seliger Uebereinstimmung mit dem höchsten Wesen gefühlt hatten, durch das Bewußtsein ihrer Freiheit aufgehoben war, wurde das Gesetz der Liebe, das sie früher im Schatten des Allmächtigen zu Einer Familie versammelt hatte, nicht mehr gefühlt. Sie sahen, auf sich selbst gestellt und dem Leben des Alls entrückt, daß sie in verschiedene Racen und getrennte Individualitäten gespalten waren, was sie vorher nicht erkannt hatten, so lange die unmittelbare Nähe Gottes und die Harmonie des Alls die Führung ihres Lebens beherrschte. Jedes Volk nahm, als jener Verlust einer unbewußten Uebereinstimmung mit dem Willen der Gottheit und dem Gesetze des Universums die Menschheit sich über den Boden der Welt zu zerstreuen zwang, eine dunkle Erinnerung an die Herrlichkeit der ihm einst gewordenen Anschauungen und Offenbarungen in die neue Heimath hinüber, die als Tradition erhalten, wie ein goldener Faden, das bunte und verworrene Gewebe der Naturreligion durchzieht. An diesen goldenen Faden knüpften die Priesterreligionen ihre Systeme an, nach menschlicher Weise, Vieles ersinnend, um den Bedürfnissen der Außenwelt und Gegenwart zu genügen, Vieles aus der Naturreligion entlehnend, weil sie sich von ihren Banden, aus eigener Macht, nie ganz befreien konnten, aber gleichwohl jenen goldnen Faden, der die Wahrheit selbst war, nie ganz verlierend.

*) Plutarch. in Isid. et Osir. c. 9.

**) Actus Apostol. c. 17. v. 23.

Daher die Aehnlichkeit in den früheſten Ueberlieferungen aller Nationen, daher ſo viel Uebereinſtimmendes in dem religiöſen Syſteme der Druiden mit dem anderer Prieſterreligionen. So wundert ſich z. B. Plinius Major *) über die Aehnlichkeit der druidiſchen und perſiſchen Religion, ungeachtet der unermeßlichen räumlichen Entfernung, die ſie auseinander hielt **). So erzählt der heilige Klemens von Alexandrien von einer in Indien beſtehenden Prieſterklaſſe, den Gymnoſophiſten, die wie die Druiden, aus Männern und Frauen beſtand, und mit letztern überhaupt eine mehr als oberflächliche Aehnlichkeit zeigte ***). — Die Idee eines höchſten, ewigen, in ſeiner ganzen Fülle unbegreiflichen Weſens war in allen Prieſter-

*) Plin. XXXI. 1.

**) Solinus erwähnt, daß die Druiden auf gewiſſen Altären, wie die Magier, ein immerwährendes Feuer unterhielten.

***) Clem. Alex. Strom. III. 7. *Σεμνοὶ*, ii veritatem exercent et futura praedicant. *Σεμναὶ*, videntur autem observare coelestia et per eorum significationem quaedam futura praedicere. (edit. Oxon.) Der heilige Klemens von Alexandrien nennt jene indiſchen Prieſter oder Weiſe *σεμνοί* (Ehrwürdige, Heilige). Senani war ein Name der Druiden, und Senae der Druidinnen. Der Unterſchied zwiſchen n und m ſteht hier der Wahrſcheinlichkeit einer innern, hiſtoriſch nicht nachzuweiſenden Verwandtſchaft nicht entgegen, denn die Gallier ſprachen m wie n aus, wie noch in einigen Provinzen Frankreichs geſchieht. Die Semnoi des heiligen Klemens von Alexandrien beſchäftigten ſich mit Erforſchung der Wahrheit, mit dem Studium der Stern- und Naturkunde. Noch heute giebt es in der Nähe von Chartres, dem Lande der alten Karnuten (Carnuti), wo die Druiden alljährig ihre Hauptverſammlung hielten, einen Ort: Senantes genannt, und Sena hieß die Inſel, wo das berühmteſte Orakel der Druidinnen war, an der Küſte von Armorika, heutzutage L'Ile de Sain. Außerdem waren die Namen, mit denen viele der älteſten Völker die höchſten Gegenſtände ihrer Verehrung bezeichneten, urſprünglich verwandt. Hiervon nur Folgendes mit unſerm Gegenſtande in Verbindung Stehendes. Die Aehnlichkeit zwiſchen Eſus und Zeus iſt in die Augen fallend, indem beide Wörter denſelben Begriff, mit geringer Verſetzung der Buchſtaben, ausſprechen. Sueton (Sueton. in August. XCVII) erzählt, daß, als der Blitz in die Inſchrift unter einer Statue des Kaiſers Auguſtus eingeſchlagen und den Buchſtaben C (Caesar) ausgelöſcht, die Auguren erklärten, daß der Kaiſer nicht mehr als hundert Tage zu leben habe, und daß, da Aesar im Etruskiſchen Gott bedeute, er nach ſeinem Tode unter die Götter gezählt werden würde. Eben ſo hieß im Etruskiſchen Esus und Esi Gott, wie Heſychius (Hesych. Dictionar. Hagenoae 1521) bezeugt. *Αἶσοι θεοὶ ὑπὸ Θυρρηνῶν* ..... Der einzige Unterſchied iſt, daß im Celtiſchen e geſprochen wurde, wo im Griechiſchen *αι* geſchrieben wurde. So heißt *αἶσα* bei den Griechen die Schickſalsgöttin (ſo viel als *μοῖρα*), die Unwandelbare, die nicht ab- und zunimmt: *ἀεὶ οὖσα*, das Weibliche des Männlichen *αἶσος* und Esus.

religionen enthalten, aber das menschliche Gemüth schaute, bei seiner im Heidenthum stattfindenden Trennung von der Gottheit, dieses den Anfang und das Ende der Dinge enthaltende Princip nur dunkel an, daher die Anerkennung oder Zulassung anderer unterer Gottheiten, deren ungeachtet die Einheit des Alls immer noch, obwohl dunkel, empfunden wurde. Erst in der politischen Religion, wo die Menschheit ihr Leben nach eigener Wahl und Willkür organisirte und ihr äußeres Dasein sich als Gott setzte, schwand dieses Gefühl allmälig gänzlich aus der Seele der Menge, wie dies der allegorische und mit den Staatseinrichtungen innigst verwebte Götterdienst der Römer beweist. Die Ahnung eines tiefern Daseins lebte dann nur in dem Gemüthe Weniger fort, die gewöhnlich als Philosophen, zuweilen, obgleich seltener, als Dichter, auftraten. Beide schöpften dann, so viel sie vermochten, nicht aus dem Bewußtsein des sie umgebenden Lebens der Gegenwart, sondern aus dem Inhalte der Priesterreligionen.

Diesem höchsten Gotte Esus war die Eiche geheiligt, die als sein Symbol angesehen und von den Druiden so sehr verehrt wurde, daß sie sich selbst nach ihr nannten, denn „dair" im Galischen, „derw" im Kimrischen, hieß Eiche (Druiden: Eichenmänner) *). Die Druiden opferten unter Eichen und trugen, bei jeder gottesdienstlichen Handlung, Kränze vom Laube dieses Baumes, den sie von einer göttlichen Hand auf die Erde gepflanzt glaubten. Es war wohl nicht blos Gefühl für eine der herrlichsten Zierden der Natur, was der Eiche in ihren Augen eine so große Bedeutung gab, sondern wahrscheinlich eine aus den frühesten Zeiten der Welt überkommene Ueberlieferung, die sich, vom Orient her, in ihrem Orden erhalten hatte. So errichtete Abraham einen Altar im Hain Mamre, der, nach einer uralten Tradition, aus Eichen bestand. Denn nach Eusebius von Cäsarea Zeugniß wurden diese Eichen, unter denen der Patriarch geopfert, noch zu Konstantin des Großen Zeiten verehrt **). Der heilige Hieronymus erzählt, daß der Kaiser Adrian, unter diesen Eichen, viele Juden, nach ihrer letzten großen Empörung, verkaufen ließ, wahrscheinlich um seine Verachtung gegen ihren Glauben und ihre Traditionen zu beweisen ***). Als Jakob von Allen, die zu seinem Hause gehörten, die Götzenbilder ausgeliefert verlangte, so vergrub er sie unter einer Eiche, weil diese

*) Diodor. Sicul. übersetzt Druiden durch: Σαρωνίδαι.
**) Euseb. Vita Constant. Magni. III. 51. 53.
***) Hieronym. in Jerem. 31. in Zachar. 10.

Bäume unverletzlich waren, und Niemand es wagen würde, sie dort fortzunehmen *). Debora, die Amme Rachel's, wurde unter einer Eiche begraben, und diese die Klageeiche genannt **). Nachdem Josua das letzte Mal zu Israel gesprochen, heißt es: „und nahm einen großen Stein und richtete ihn auf daselbst unter einer Eiche, die bei dem Heiligthume des Herrn war ***)." Im Buche der Richter: „Und ein Engel des Herrn kam und setzte sich unter eine Eiche zu Ophra †)" — und in demselben Buche: „— und machten Abi Melech zum Könige bei der hohen Eiche, die zu Sichem steht ††)." Bei den Griechen war die Eiche dem Zeus gewidmet und das älteste Orakel der Nation bei den Eichen von Dodona. — War es der Naturſinn der ältesten Menschen für die außerordentliche Schönheit dieses Baumes, war es, neben seiner Majestät, seine Seltenheit, oder sonst eine geheimnißvolle Ursache, die ihm einen so großen Werth gab, er scheint in allen Klimas, wo er sich fand, zur Zeit des Heidenthums, ein Gegenstand der Verehrung gewesen zu sein. Nirgends aber hat sich dieser Naturſinn mit der Neigung zu Mysterien verknüpft, mehr als im Druidismus offenbart.

Die immergrüne Mistel, die auf manchen andern Bäumen häufig, auf der Eiche aber seltener gefunden wird, wurde von den Druiden, als ein Bild der ewigen Erneuerung der Materie und der Unsterblichkeit der Seele, noch mehr als die Eiche selbst, verehrt. Man pflückte sie besonders im Winter, wenn ihre gelbe Blüthe auf dem blätterlosen Baume sichtbar ist. Der sechste Tag des Neumondes, eine in der Geheimlehre dieser Priester heilige Zeit, war hierzu bestimmt. Ein Druide, in weißem Gewande, stieg auf die Eiche, auf der er die Mistel gewahr geworden, grub sie mit einem goldenen Gartenmesser, sammt ihrer Wurzel aus und warf sie den unten stehenden Druiden zu, die sie in einem weißen Tuch auffingen, denn sie durfte nicht den Boden berühren. Diese Pflanze war, in den Augen der Priester, der goldene Zweig, mit dem sie in das Land der Zukunft schauen zu können glaubten, wie Aeneas denselben der Proserpina zum Geschenk bringend, in das Reich der Todten drang †††). Wenn die Druiden die Eiche in einer geheimen

*) Genes. 35. 4.
**) Ibid. 35. 8.
***) Josue. 24. 26.
†) Judic. 6. 11.
††) Ibid. 9. 6.
†††) Virg. Aen. VI. 141—142.

übersinnlichen Verbindung mit ihrem höchsten Gotte dachten, so daß sie nur in ihrem Schatten opferten und ihr Laub bei allen heiligen Veranlassungen als ein göttliches Sinnbild brauchten, so verehrten die übrigen Gallier diese Bäume geradezu als Götter selbst, und dachten sich Esus in der Eiche gegenwärtig, so daß Claudianus sagt, die Eichen würden von den Galliern als Götter angesehen; eine Uebertreibung und Materialisirung einer mystischen Idee, die ungefähr das Verhältniß zeigt, in welchem hier, wie überall, die Naturreligion zur Geheimlehre der Priester stand.

Wenn die Vorstellung und Verehrung eines über alle Grenzen und Formen erhabenen höchsten Wesens allein die Geheimlehre der Druiden gebildet hätte, so würden sie, anstatt später dem Polytheismus der Römer zu erliegen, sich desselben erwehrt haben, denn es ist der Charakter der Wahrheit, daß sie nicht untergehen kann, aber neben dieser der Reinheit des Monotheismus nahe kommenden Idee von einem einigen und höchsten Gotte, bestand der Glaube an die Ewigkeit der Materie und ihre persönliche und bewußte Allbelebtheit und als Resultat dieses Pantheismus die Lehre von der Seelenwanderung. Diese Anschauung, die Eines in Allem und Alles in Einem empfindet, und für die der unendliche Gegensatz des Geistes und der Materie verschwindet, war der falsche, endliche, mit dem vergötterten Naturleben des Heidenthums im innigsten Zusammenhange stehende Theil des Druidismus. Aus diesem Princip der Seelenwanderung, nach welchem der göttliche Geist in die Natur versenkt gedacht wurde, entsprangen die magischen Wissenschaften und der Aberglaube, die im Druidismus so sehr, wie in irgend einer andern Priesterreligion, hervortreten.

Die Druiden wurden von ihren Landsleuten im Besitze der Kunde von den geheimen Kräften gewisser Pflanzen geglaubt und übten durch diese Meinung einen unermeßlichen Einfluß auf das Volk aus. Einmal ward die Mistel, wie man leicht denken kann, als ein untrügliches Heilmittel und eine Universalmedicin betrachtet, dann war es das Kraut „samolus“ *), wie es Plinius nennt, über dessen Bedeutung die modernen Botaniker nicht einig sind, das von den Priestern in allen Krankheiten empfohlen wurde. Sie pflückten es mit der rechten Hand, ohne ein Messer anzuwenden, gingen dabei mit bloßen Füßen, und hatten vorher ein Opfer von Brot und Wein gebracht. Ebenso schrieben sie dem Eisenkraute (verbena)

*) Plin. XXIV. 2.

Wunderkräfte zu. Es besaß dieselben aber nur dann, wenn es im Augenblicke, wo der Hundsstern sich erhob, ehe Sonne und Mond auf ihn geschienen hatten, gepflückt wurde. Auch brachten sie vorher der Erde ein Sühnopfer von Bohnen und Honig dar. Auch durften die Kräuter, denen man magische Kräfte beilegte, von dem, der sie pflückte, vorher nicht untersucht werden. Ein Talisman, dem die Gallier die größten Wirkungen beilegten, wurde ihnen ebenfalls von den Druiden verschafft. Plinius *) erzählt, daß sich im Sommer, in gewissen Höhlen des Landes, eine zahllose Menge Schlangen versammelten, die sich durch einander windend, mit ihrem Schaum und Schweiß ein Ei hervorbrachten. Sobald dieses Ei gebildet, so erhob es sich in die Luft und die Schlangen erhielten es durch den Hauch ihres Zischens schwebend. Dies war der Augenblick, wo man sich seiner bemächtigen mußte, denn seine Kraft war dahin, sobald es die Erde berührte. Ein eigens dazu angestellter Reiter faßte es und entfloh mit ihm in größter Eile, denn die Schlangen verfolgten ihn, bis es ihm gelungen war, ein Wasser zwischen sich und sie zu setzen. Dieses Ei wurde, als eine Schutzwehr gegen alle Gefahren, am Körper getragen. Ein angesehener Gallier, der die römische Ritterwürde erhalten, begab sich, unter dem Kaiser Klaudius, um eines Rechtsstreites willen, nach Rom. Er war mit diesem Talisman versehen, der ihm aber, anstatt ihn zu schützen, den Tod brachte. Der Kaiser hatte die Druiden verfolgt und auf die Ausübung ihrer magischen Künste die Todesstrafe gesetzt. Der Ritter, auf dem dieses Ei gefunden wurde, mußte sein abergläubiges Vertrauen mit dem Leben bezahlen.

Dieser und andrer Aberglaube der Druiden konnte in seiner Ausübung häufig eine absichtliche Täuschung sein, war aber, im Ganzen betrachtet, seinen Ideen und seinem Ursprunge nach, schuldlos und aus dem in das Naturleben und seine Geheimnisse versenkten Gemüthe dieser Priester entstanden. Der Druidismus wies, wie alle Natur- und Priesterreligion nach dem Orient zurück und dort wäre auch der Quell seiner magischen Künste zu suchen, die zuweilen fast unverändert in die neue Heimath herübergekommen waren, zuweilen eine lokale Schale erhalten hatten, unter welcher der ursprüngliche Kern fast immer zu erkennen ist. Hiervon Ein Beispiel unter vielen andern, die erwähnt werden könnten. Jenes oben erwähnte Ei, das als Talisman gebraucht wurde und das die

*) Plin. XXIX. 3.

Druiden, kostbar gefaßt, selbst trugen, stand mit dem Ei, aus dem in den orientalischen Mythen die Welt entstanden, in Verbindung, so wie die Schlangen, die es hervorbrachten, in den meisten Religionen des Orients, für ein Symbol der ewigen Erneuerung der Materie galten. Einer der Namen, unter dem sich die Aegypter das höchste Wesen dachten, war Kneph *). Sie bildeten dasselbe häufig in der Form einer Schlange ab, die einen Sperberkopf hat. Aus dem Munde des Kneph ist ein Ei hervorgegangen, aus dem Phta entstanden ist, der Hephästos der Griechen. Plutarch bemerkt, indem er vom System des Orpheus spricht, daß dieses Ei den Keim aller Kreaturen enthielt. Athenagoras sagt in seiner Apologie des christlichen Glaubens, daß dieser kosmische Dichter das Wasser als das Princip aller Dinge angenommen, daß aus dem Wasser der Schlamm (ἰλύς) sich gebildet, aus Wasser und Schlamm sich ein Drache mit einem Löwenkopfe erhob, der zwischen dem Kopfe und Körper das Bild des Gottes trug, den man Herkules oder Chronus nannte, und daß dieser Herkules ein Ei, das er erzeugt, in zwei Hälften theilend, aus der einen die Erde, aus der andern den Himmel machte **). — Dieses, wie alle kosmischen Systeme, hängt immer durch einige Fäden mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte zusammen, die sie verzerrt und verworren wiedergeben. Moses sagt: der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Das hebräische Wort ist in der Vulgata mit „ferebatur" übersetzt. Mehre Orientalisten haben jedoch behauptet, daß es im Syrischen „brüten" bedeute, und daß Moses es gewählt habe, um zu bezeichnen, daß der Geist Gottes allen Dingen Wärme, Bewegung und Leben gäbe. Dieses Ei aus dem Munde des Kneph, das die Mutter aller Kreaturen ist, bedeutet nichts Anderes, als die Welt geschaffen durch das Wort. Die Theilung des Eies, um Himmel und Erde zu schaffen, erinnert an die Genesis: „Es werde eine Veste zwischen den Wassern und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern."

Wenn die Lehre von einem höchsten und unbegrenzten Wesen auf die Geistesrichtung der Gallier nur eine geringe Macht ausgeübt haben kann, wie die Leichtigkeit beweist, mit der sie später ihre religiösen Anschauungen mit denen des römischen Polytheismus verbanden, so war dagegen der Einfluß dieses vergötterten Naturlebens und seiner Geheimnisse unermeßlich und das ganze Dasein des Volkes beherrschend. Die Gallier galten selbst den übrigen Heiden für

*) Plutarch. in Isid. et Osir. c. 21.

**) Athenag. Apologia p. 48 (edit. Paris 1615).

das abergläubigste Volk des Abendlandes. Es scheint zwar neben dem Glauben an die Seelenwanderung die Idee einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode *), in ihrem Gemüth, wie ein dunkler Strahl fortgelebt zu haben, aber so vielfach gebrochen und so ungewiß, daß ihm, wie überall in der alten Welt, keine große Kraft eingewohnt haben kann. Denn das Naturleben des Heidenthums ließ die Vorstellung von einer reinen und vollkommenen Trennung des Geistes und der Materie nicht zu, und aus dieser Vermischung beider entstand in den Priesterreligionen die Lehre von der Seelenwanderung, in der politischen Religion aber, in der das abstrakte Bild des Staates vergöttert wurde, war die Menschheit überhaupt zu sehr außer aller Verbindung mit dem All getreten, als daß von dergleichen Ideen die Rede sein konnte, die allein in einzelnen philosophischen Systemen, als eine nur den Bessern zugängliche Weisheit aufbewahrt wurden. In Europa war der Glaube an die Seelenwanderung, außer den Celten, nur noch bei den Geten, einem thracischen Volke, vorhanden, die denselben von Zamolxis, einem Schüler des Pythagoras, empfangen hatten. Pythagoras, der Repräsentant dieser Idee bei den Alten, soll sie von den Galliern und Indern, an den beiden Endpunkten der Welt überkommen haben. Valerius Maximus sagt in dieser Beziehung: „dicerem stultos, nisi idem braccati sensissent, quod palliatus Pythagoras credidit“ **) — oder: Ich würde sie Thoren nennen, wenn diese Leute mit Beinkleidern (die Gallier) nicht eben so wie der im griechischen Mantel wandelnde Pythagoras gedacht hätten. — Die Römer erzählten sich scherzend, daß die Gallier Geld ausliehen und dessen Bezahlung in jener Welt stipulirten ***), ein Beweis, daß diese Hoffnung unter ihnen sich häufig genug äußern mußte, um die Aufmerksamkeit der Römer, deren Gemüth, unter allen Völkern, am Meisten in den Kreis dieses Daseins gebannt war, auf sich zu ziehen. In diesem Sinn sagt Valerius Maximus: „avara et feneratoria Gallorum philosophia“ — oder: die geizige und wucherische Philosophie der Gallier †).

Sobald der Moment in der Entwickelung der Menschheit eingetreten war, durch den sie ihrer ursprünglichen Uebereinstimmung mit dem Leben des Alls und der unmittelbaren Leitung der Gottheit

*) Caes. Bell. Gall. IV. 14. Pomp. Mel. III. 2. Amm. Marcell. XV. 9.
**) Valer. Maximus II. 6.
***) Pomp. Mel. III. 2.
†) Valer. Max. II. 6.

verlustig gegangen, so erwachte aus dem Gefühle dieser Trennung das Bewußtsein ihrer Schuld und der Drang, den rächenden Zorn der Macht, deren Schutz sie entsagt, zu versöhnen. Während sie vorher in ihrer Abhängigkeit von dem Gefühle der Liebe beseelt gewesen, so wurde sie jetzt, bei ihrer Freiheit, von der Furcht vor dem Gesetz ergriffen. In das Naturleben versenkt und unfähig durch geistige Hingebung und Reinigung ihres Innern der Gottheit sich wiederum zu nähern, voll Schreckens vor ihrer Gewalt, gedachte sie der ihr drohenden Strafe zuvorzukommen, indem sie freiwillig einen Theil von dem hingab, dessen ganzen Verlust sie befürchtete. Auf diese Weise entstanden die Opfer als ein Mittel der Sühne, während sie früher ein Ausdruck des Dankes gewesen. Ihre Natur selbst veränderte sich und ihre Gegenstände wurden, wie früher aus der todten, so jetzt zum ersten Male, aus der lebendigen Schöpfung genommen. Das Blut, und besonders das des Menschen, wurde das vornehmste Mittel der Versöhnung, und mit diesem, als dem verkörperten Hauche der Seele, wie das Alterthum glaubte, diese selbst preisgegeben. Sie waren allen Völkern der alten Welt gemein und dauerten selbst in der politischen Religion der Römer fort, wo sie sich als eine der dunkeln Ueberlieferungen des Naturdienstes erhielten. Um nicht von der Opferung eines Galliers und einer Gallierin, eines Griechen und einer Griechin zur Zeit der Republik zu sprechen, so erzählt Laktantius *), daß noch zu seiner Zeit dem Jupiter Latialis Menschen geopfert wurden. (Sed et nunc in occulto perseveratur hoc sacrum facinus) **). Im vierten Jahrhundert ließ Tiberius, Prokonsul von Afrika, die Priester des Saturnus kreuzigen, die Kinder geopfert hatten. Unter den Völkern des alten Europa waren es die Gallier, die diesem gräßlichen Aberglauben am meisten ergeben gewesen sind. Der düstere Geist der druidischen Theokratie, ihr Leben im Schatten der Urwälder, das in dieser Einsamkeit um so tiefer erwachende Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihren unnahbaren, verborgenen und schrecklichen Gott, ließen ihnen diese blutigen Opfer als nothwendig erscheinen. Außerdem stellten sich die Celten, wie alle alten Völker und selbst die Juden, die Gottheit als ein, bei jeder Gelegenheit, von unerbittlichem Zorn entflammtes Wesen vor. Ueberhaupt wurden die Götter für stärker als die Menschen, aber, ein charakteristisches

*) Lactant. de falsa relig. I. 21.

**) Tertull. Apolog. adv. gentes p. 10 (edit. Paris 1634).

Kennzeichen der alten Welt, nicht für durchaus besser als diese gehalten. Während die ältesten Griechen die Menschen, die sie den Göttern weihten, wie andere Opferthiere, mit dem Messer schlachteten, die Perser und Römer sie in gewissen Fällen lebendig begruben, so brachten die Druiden, gleich den Völkern semitischer Abkunft, den Ureinwohnern Palästinas, den Phöniziern, Karthagern u. s. w. die ihrigen den Göttern gewöhnlich im Feuertode dar *). Der heilige Augustinus bemerkt, daß sie den Göttern nicht Kinder, wie die Karthager, sondern erwachsene Menschen opferten, und Varro sagt, was einen tiefen Blick in die Entstehung und den Sinn der Menschenopfer werfen läßt: „quia omnium seminum optimum est genus humanum“ — oder: weil die Menschheit der beste aller Samen ist. — Obgleich die Gallier ihre Opfer gewöhnlich verbrannten, so war der Gebrauch, sie zu schlachten, ihnen gleichwohl nicht unbekannt. — Schon vor der römischen Eroberung waren die Menschenopfer in Gallien seltener geworden, nicht als ob die Sitten milder und das Bewußtsein reiner und Gott näher kommend sich gestaltet, sondern die Kraft des Druidismus war erschlafft und die Reste des Naturlebens verschwunden, ohne daß deshalb ein neues Dasein der Freiheit und Sittlichkeit aufgegangen wäre. Ganz hörten jedoch diese blutigen Opfer auch unter den Kaisern nicht auf, wie die Verbote einiger derselben und die Verfolgungen der Druiden, um dieser Ursache willen, beweisen. Diese Priesterklasse verschwand aber erst mit den letzten Spuren des Heidenthums selbst, denn Ausonius erwähnt, daß das Priesterthum des Belenus, einer aus der Verschmelzung des gallischen und römischen Kultus gebildeten Gottheit, in gewissen Druidenfamilien erblich geblieben. „Tu Bojacassis stirpe Druidorum satus — si fama non fallit fidem — Belleni sacratum ducis e templo genus“ **) — oder: Du, von den Druiden von Bajeux entsprossen, verwaltest, wenn der Ruf nicht trügt, das erbliche Priesteramt des Belenus. — Das Andenken an diese Theokratie war zu Ausonius Zeit, im vierten Jahrhundert, noch keineswegs erloschen, denn dieser Dichter sagt an einer andern Stelle: „Stirpe satus Druidûm — Gentis armoricae ***) — — —“ oder: druidischem Stamme entsprossen, armorikanischen Geschlechts....

*) Caes. de bell. gall. VI. 16.

**) Ausonii Commemoratio Profess. Burdigalens. IV.

***) Ibid. X.

Prokopius *) erzählt, daß, als Theodebert, der Sohn Klodwig's, mit einem Heere nach Italien zog, seine Soldaten bei Pavia Kinder opferten. Er macht dann die Bemerkung, daß die Franken, obgleich Christen, Menschen schlachteten, um die Zukunft zu kennen. Die Franken, in deren Geschichte, wie wir glauben, sich sonst kein ähnliches Beispiel findet, konnten diesen blutigen Aberglauben nur von den Galliern überkommen haben, unter denen der Druidismus als Priesterorden, aber nicht als religiöse Tradition, untergegangen war. Auch sind die Vorstellungen und Gewohnheiten, die aus einer mit dem Naturdienst vermischten Priesterreligion stammen, das, was am Tiefsten und Dauerndsten in der dunkeln Seite des menschlichen Gemüthes noch lebt.

Lukanus **) giebt in der Pharsalia eine sehr poetische Schilderung von einem Druidenhaine bei Massilia, worin man den Eindruck erkennen kann, den jener düstre und blutige Kultus auf die Römer hervorgebracht hat. — „Außerhalb der Mauern Massilias stand ein heiliger Hain, auf den nie eine Axt, seit dem Beginne der Welt, gefallen war. Die Bäume waren so dicht belaubt, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte. Es herrschte in ihm beständige Dunkelheit und Kühle. Die Wald- und Feldgötter hatten hier nie gewohnt. Dieser Hain war zur Feier schrecklicher Mysterien bestimmt. Man sah in ihm Altäre, auf denen Menschen geopfert wurden. Die Rinde der Bäume war von ihrem Blute geröthet. Nie ist ein Vogel in ihm erschienen, kein Thier jemals eingetreten, kein Wind weht, kein Blitz hat hier je geleuchtet. Die Gestalt des Gottes, dem dieser Hain gewidmet, ist ein unförmlicher Stamm, mit gelbem Moos bedeckt. Staunen und Traurigkeit führen hier das Scepter. Die Sage geht, daß die Bäume dieses Haines zuweilen von selbst erzittern, daß klagende und drohende Stimmen aus dem Boden erschallen, daß umgefallene oder alte Bäume sich von Neuem erheben, daß der Hain plötzlich von Feuer erfüllt wird, und große Schlangen die Eichenstämme umwinden. Niemand wohnt in der Nähe. Ein einziger Priester geht mit Zittern hinein, fürchtend, daß der Gott ihm erscheinen könne ..... (**dominumque timet deprendere luci**)." Diese Furcht vor einer übersinnlichen Erscheinung ward bei allen alten Völkern gefunden. Sie glaubten, daß der, dem sie geworden, nicht mehr lange leben könne,

*) **Procop. Bell. Goth. II. 25.**

) **Lucan. Phars. III. v. 399 et seq.

ein Aberglaube, von dem sich, unter anderer Form, noch heute Spuren finden.

Die Druiden suchten dem Mangel der Erblichkeit ihrer Würde, die den Theokratien am Ganges und Nil so große Macht und Dauer gegeben, dadurch abzuhelfen, daß sie die Vorbereitungen zum Eintritt in ihren Orden viele Jahre, wie Cäsar erzählt, oft zwanzig Jahre lang dauern ließen, und daß sie, wie sich von selbst versteht, die Aufnahme der darum nachsuchenden Personen durchaus von sich abhängig machten. Sie schrieben nichts auf, wie ausdrücklich versichert wird, sondern hatten ihre Morel und ihre Mysterien, wie die ägyptischen, medischen und indischen Priester, in Hymnen niedergelegt, die sehr zahlreich waren, und die ihre Zöglinge dem Gedächtniß, ohne Hülfe der Schrift, anvertrauen mußten. Die Druiden wählten unter sich ein lebenslängliches Oberhaupt, dessen Attribute unbekannt sind, dessen Stellung aber eine bedeutende gewesen sein muß, da erzählt wird, daß es zuweilen zwischen den einzelnen Völkerschaften zum Kriege kam, sobald sie sich über dessen Wahl nicht vereinigen konnten. Sie waren vom Kriegsdienste frei und die Ehe war ihnen nicht versagt. Die Druiden waren bei ihren religiösen Handlungen weiß gekleidet. Auf den druidischen Monumenten, die noch vorhanden sind, die sich aber meist aus den Zeiten der römischen Herrschaft herschreiben, zeichnen sich diese Priester durch eine edle, obwohl von dem römischen Typus entfernte Bildung aus, so wie auch ihre Kleidung von der römischen verschieden ist. Bei ihrer jährlichen Hauptversammlung, in der Nähe des heutigen Chartres, vollzogen sie gewisse, besonders heilige Gebräuche, berathschlagten über die öffentlichen Angelegenheiten, entschieden streitige Fälle zwischen Privatpersonen, schlossen die, welche sich ihrem Urtheil nicht unterwerfen wollten, von der religiösen Gemeinschaft der Nation aus, eine der Exkommunikation des Mittelalters ähnliche Strafe, die in allen Priesterreligionen stattgefunden, und leiteten, wenigstens zur Zeit ihrer Größe, die Politik der einzelnen Staaten. Sie waren, so lange das gallische Leben sich kräftig erhielt, die Lenker und Regierer desselben und der Kern- und Schwerpunkt der celtischen Nationalität. Man sieht aus dem Bilde, das wir von ihrem ganzen Dasein entworfen haben, daß sie ein eigentlicher Priesterorden, mit Allem, was im früheſten Alterthume mit dem Kultus in nächster und unmittelbarer Verbindung stand, waren, wie Ausübung des Richteramtes, der Heilkunde, der Magie und Wahrsagung. — Sie sanken, als die Klansaristokratie, die sie nie völlig besiegt, sich von den priesterlichen Banden befreit hatte und als zugleich in

den gallischen Städten sich eine demokratische Bewegung erhob. Aus der Darstellung Cäsar's geht übrigens ziemlich klar hervor, daß er das Institut der Druiden, zu seiner Zeit, fast schon als ein vergangenes ansah. Vergleicht man die Schilderung des germanischen Lebens durch Tacitus mit der des gallischen durch Cäsar, so sieht man, daß ersteres sich in seiner ganzen Kraft und Frische bewegte, letzteres aber sichtbar seinem Ende zueilte. Die Völker haben, wie die Individuen, ein bestimmtes Maß von Leben empfangen, eine im Innern des nationalen Heiligthums brennende Flamme, deren Dauer zwar gewaltsam verkürzt, aber durch menschliche Mittel nicht leicht verlängert werden kann.

Mit dem Orden der Druiden standen die Eubagen *) in naher Verbindung, denn diese waren mit dem Aeußern des Kultus beschäftigt, ohne an den höhern und geheimern Verrichtungen einen unmittelbaren Theil zu nehmen. Die Eubagen lebten in der Gesellschaft, während die Druiden, wenn Religion oder Politik ihre Gegenwart in der Welt nicht nothwendig machten, im Dunkel der Eichen, die den Boden Galliens bedeckten, ein beschauliches und zurückgezogenes Leben führten. Eine zweite Klasse, die ebenfalls ein dienendes Glied dieser Theokratie gewesen zu sein scheint, waren die Barden oder Sänger (Bardus gallice cantor appellatur) **), den Rhapsoden der Hellenen und Skalden des Nordens zu vergleichen. Sie bedienten sich einer Harfe, im Kimrischen: Kruit — genannt, die sich in Wales und Irland bis in die neuern Zeiten hin erhalten hatte.

Wie fast überall im Heidenthum, wenigstens im Occident, gab es auch im Druidismus Priesterinnen, welche den Opfern vorstanden, die nur von Frauen gebracht werden konnten, oder in Heiligthümern vollzogen wurden, in welche nur Frauen Zutritt haben. Das Leben derselben war ebenso verschiedenartig, wie das der Priesterinnen bei andern alten Völkern bestimmt, theils mußten sie verheirathet sein, theils war ihnen die Ehe für eine Zeit lang oder für immer versagt. Unter den Druidinnen, die nicht in der Welt lebten, waren besonders die neun Priesterinnen der Insel Sena ***) (Ile de Sain), dem westlichsten Vorgebirge Armorikas gegenüber, berühmt. Sie lebten unverheirathet und entdeckten nur den Seefahrern die Zu-

*) Οὐάτεις. Strabo VI. p. 197. Eubages und Eubates. Ammian. Marcell. XV. 9.

**) Festi epist. c. 258.

***) Pomp. Mel. III. 5.

kunft, die oft aus Furcht ihre Insel nicht zu betreten wagten. Man glaubte, daß es in der Macht dieser Priesterinnen wäre, das Meer und die Luft zu erregen. Die Vorüberschiffenden hörten oft in stillen Nächten ihre Gesänge und dachten mit Scheu und Ehrfurcht an die geheimnißvolle Macht dieser Jungfrauen. Ein anderes Orakel befand sich auf einer Insel, in der Mündung der Loire, dem Volke der Nanneten*) (Nantes) gehörig, die kein männlicher Fuß betreten durfte. Zu gewissen Zeiten waren diese Priesterinnen verbunden, das Dach ihres Tempels zu zerstören und es dann im Raume Einer Nacht wieder aufzurichten. Wenn eine derselben von den Materialien, aus denen das neue Dach zusammengesetzt werden sollte, etwas fallen ließ, so war sie verloren, ihre Gefährtinnen, so erzählte man, zerrissen sie auf der Stelle. Diese Priesterinnen waren verheirathet. Ihre Männer wohnten auf dem Lande, der Insel gegenüber. Einige Male im Jahre fuhren die Frauen zu ihnen hinüber, rissen sich aber noch vor Tages Anbruch aus ihren Armen und segelten zurück. Die Inseln an der Küste von Armorika waren bei den Alten, der magischen Künste der Druiden und Druidinnen wegen, berühmt. Auf manchen derselben hörten die Schifffahrer, zu gewissen Zeiten, lärmende Gesänge und Klänge der Cymbeln. Man brachte diese Erscheinungen mit den Orgien des Bacchus in Thracien und den Geheimnissen von Samothrace in eine Verbindung, die allerdings manche innre Wahrscheinlichkeit hat, äußerlich aber nicht nachzuweisen ist.

. . . . . Hic chorus ingens
Foeminei coetus pulchri colit orgia Bacchi**).

(Hier begeht ein zahlreicher Chor von Frauen die Geheimnisse Bacchus, des Schönen).

Als der römische Feldherr Paulinus Suetonius ***) die Insel Mona (Anglesey) angriff, standen die Druiden am Ufer und sprachen mit aufgehobenen Händen Verwünschungen auf die Römer herab, während die Druidinnen in Trauerkleidern, mit aufgelöstem Haar, brennende Fackeln schwangen. Livius erzählt, daß, als die Römer Fidenä angriffen, sich plötzlich die Thore öffneten und die Hetrusker sich mit brennenden Fackeln auf ihre Feinde stürzten †). Wir er-

*) Strabo IV. 198.
**) Fest. Avien. Orbis peripl. — Dionys. Perieg. V. 565 et seq.
***) Taciti Annal. XIV. 29. 30.
†) Tit. Liv. IV. 33.

innern hierbei nur an eine der Aehnlichkeiten, die sich zwischen celtischem und etruskischem Kultus vielfach, ungeachtet der ganz verschiedenen politischen Verfassung beider Nationen, darbieten. Da beide einem gemeinsamen Quell, dem Geiste der Priesterreligion entsprungen waren, so konnten ihre Formen häufig übereinstimmen, ohne daß deshalb eine nähere und natürliche Verwandtschaft anzunehmen nöthig ist. Merkwürdig und hierher gehörig ist eine Stelle in Plutarch: „Ueber den Verfall der Orakel" *). — Demetrius, eine der sich in dieser Abhandlung unterredenden Personen, erzählt, daß er, auf Befehl des Kaisers, nach einer der zwischen Gallien und Britannien liegenden Inseln geschifft sei, die nur wenige Bewohner hatte, die aber alle bei den Celten für heilig und unverletzlich galten. Kaum war er daselbst angekommen, so entstand in der Luft eine große Bewegung, man erblickte viele Zeichen am Himmel und es erhoben sich Stürme und Wind und Blitz. Als es wieder still geworden, so erzählten ihm die Inselbewohner, es sei eines von den höhern Wesen verschwunden; wie nun, setzten sie hinzu, ein Licht, wenn es angezündet wird, nichts Unangenehmes hat, hingegen, wenn es ausgelöscht wird, Vielen zuwider ist, so zeigen auch die großen Seelen, bei ihrer Entstehung einen freundlichen und angenehmen Glanz, ihr Erlöschen aber und ihr Untergang errege oftmals, so wie jetzt, Wind und Sturm, oder verpeste die Luft. Auch befände sich daselbst eine Insel, in welcher Saturnus eingeschlossen und schlafend von Briareus bewacht werde. Denn den Schlaf hätte man als Fessel für ihn erdacht, und er hätte viele Dämonen als Begleiter und Diener um sich. — Diese Erzählung ist darum bemerkenswerth, weil sie zeigt, wie das zu Plutarch's Zeiten erwachende Streben des klassischen Alterthums, auf seine dunkeln Uranfänge in den Priesterreligionen zurückzugehen, eine erneuete Aufmerksamkeit auf letztere hervorbrachte und die Gegenwart mit ihnen in Verbindung zu setzen suchte, und dann weil sie ein Beispiel davon giebt, wie hellenische und druidische Vorstellungen und Gebräuche sich mit einander vermischten.

In Gallien waren die Druidinnen besonders durch ihre Weissagungen berühmt, der Vorstellung der Celten und Germanen gemäß, die der weiblichen Natur und besonders der jungfräulichen, ein tieferes Gefühl für das Leben des Alls und somit einen Blick in die Ferne und Zukunft zuschrieben. Lampridius erzählt im Leben

*) C. 18.

des Kaisers Alexander Severus *), daß eine Druidin ihm sein nahes Ende voraussagte; auf eben solche Weise wurde dem Aurelianus die einstige Erhebung der konstantinischen Familie angekündigt **). Besonders berühmt ist die Weissagung einer Druidin, die dem Diokletianus, als er sich noch in untergeordneten Verhältnissen befand, den einstigen Besitz der kaiserlichen Würde verhieß ***). Jedoch ist keine Spur davon vorhanden, daß, da die Frauen unter den Celten überhaupt weniger als unter den Germanen galten, eine Druidin unter ihnen eine Bedeutung gehabt habe, wie Aurinia, Velleda und andere, unter den alten Deutschen. Am Ende des vierten Jahrhunderts, als der heidnische Aberglaube und seine magischen Wissenschaften von Theodosius dem Großen, dem das Christenthum seinen endlichen Sieg verdankte, mit großem Nachdruck verfolgt wurden, erlagen dieselben auch in Nordgallien, ihrem letzten Bollwerke. Der Druidismus ging als Orden und seine Geheimlehre als Kultus unter, obgleich sein Einfluß in dem Gemüthe der zu Christen gewordenen Gallier, in einzelnen Vorstellungen und Gebräuchen, noch lange sichtbar blieb.

Zehntes Kapitel.

Außer dem Druidismus hat es in Gallien, wie überall, wo Priesterreligion herrschte, noch einen populairen Kultus, einen Naturdienst, gegeben, dem die Menge anhing, der von den Druiden geleitet, beaufsichtigt, aber nicht abgeschafft werden konnte. Diese hatten sich damit begnügen müssen, in ihrer eigenen Mitte eine vergleichungsweise reinere Anschauung von der Gottheit und der Natur zu bewahren und in der Volksreligion nur gewisse, ihrem eigenen Systeme angehörige Vorstellungen, wie z. B. das Verbot

*) Aelius Lamprid. in Alexandro Sever. c. 60.
**) Flav. Vopiscus in Aureliano p. 92. (edit. Roberti Steph.)
***) Flav. Vopiscus in Numeriano.

der Tempel und Götterbilder aufrecht zu erhalten, ihr sonst aber viele Willkür gelassen. Der Naturdienst der Celten sah deshalb, besonders da alle gottesdienstlichen Handlungen von den Priestern begangen wurden, dem Druidismus äußerlich sehr ähnlich, obgleich er, seinen Principien nach, von ihm wesentlich verschieden war.

Die Naturreligion war, unter den Celten wie überall, älter als die Priesterreligion, denn der Druidismus war erst mit den Kimri, dem zweiten großen Stamme der Celten, als sie, wie oben erwähnt worden, den nördlichen Theil Galliens und Britannien einnahmen, in diese Länder gekommen. Es sei nun, daß die Kimri den Galen, als Sieger, ihren Kultus aufdrangen, oder daß letztere mit den ihnen verwandten Kimri sich in einer ähnlichen Geistesstimmung befanden und dasselbe innere Bedürfniß fühlten, der Druidismus ward auch unter ihren herrschend und diese Priester traten, für eine Zeit lang, an die Spitze des gesammten gallischen Lebens. Indessen erhielt sich der alte Naturdienst nicht nur unter den Galen, sondern unter den Kimri selbst, denn der Druidismus war für sie ebensowohl, wie für ihre besiegten Stammgenossen, eine Geheimlehre geblieben, von der sie mehr beherrscht wurden, als daß sie dieselbe gekannt hätten. Wir hätten dieser Naturreligion als einer älteren Erscheinung des celtischen Lebens vor dem Druidismus erwähnen sollen, aber einmal ist letzterer ungleich wichtiger, und dann ist erstere in ihrem ursprünglichen Zustande wenig bekannt und tritt erst durch ihre Vermischung mit dem römischen Polytheismus als ein eigenthümlicher Kultus auf, wo sie demnach offenbar jünger als der Druidismus erscheint. Uebrigens sind in diese Naturreligion schon sehr früh fremde Elemente eingedrungen, wie ihre Sagen von den Wanderungen und dem Aufenthalte des Herkules in Gallien und der Name des Gottes Teutates, des gallischen Merkur beweisen, den sie von den Phöniziern überkommen hatten, wo er Theut oder Teut hieß.

In der gallischen Naturreligion erhob sich das menschliche Bewußtsein, gewissermaßen eine Stufe nach der andern ersteigend, allmälig von den ersten rohen und sinnlichen Anfängen zu einer geistigeren Auffassung der Erscheinungen. Zuerst wurden große und mächtige Körper selbst angebetet, wie die Sonne, hohe Berge, tiefe Seen, dann die Geister, die diese Räume bewohnen, und endlich wurden die allgemeinen Kräfte der Natur oder der menschlichen Seele vergöttert. Ein Beispiel von jenem ersten unmittelbaren Eindrucke der Natur ist, unter anderm, die Verehrung des Windes

Circius (galisch Kirk) *), eines noch heute in einigen Gegenden des südlichen Frankreichs eigenthümlichen Orkans; eine verfeinertere Auffassung der Natur setzt die Personifikation der Alpen in der Gestalt des Gottes Peninus **) (Pen galisch: Gipfel), des Donnergottes (Tarann) ***), der Göttin Bibrakte †), der personificirten Hauptstadt der Eduer, voraus. Die allgemeinen Kräfte der Natur oder des Geistes sind individualisirt in dem Bilde des Belen, der Personifikation der Sonne ††), des Teutates †††), des Gottes des Handels, der Reisen, der Wissenschaften u. s. w. Ueberhaupt waren in der Naturreligion der Celten mehr als in der der Germanen alle Erscheinungen des Lebens individualisirt.

Der Druidismus, der, seinem innersten Wesen nach, gänzlich von dem bilder- und gestaltenreichen Polytheismus der Griechen und Römer verschieden war, kannte keine Göttertempel, und was einige alte Schriftsteller als solche in Gallien bezeichnen, waren heilige Orte (ἱερὰ), von der Natur gebildet, wie Haine, Höhlen u. s. w. aber nicht von Menschenhänden errichtete Gebäude. Die Alten bemerkten, daß die Gallier bei ihren Einfällen in Italien, Macedonien und Kleinasien besonders die Tempel zerstörten, wie einst die Perser in Griechenland, und gewissermaßen den Göttern selbst den Krieg erklärten. Dies geschah, weil das politische Leben damals noch von dem Druidismus, der keine Abbildungen des höchsten Wesens duldete, beherrscht wurde. Diese Priesterreligion gestattete aber und leitete, wie jede andre Geheimlehre den sinnlichen Naturdienst des Volkes, der sich aber ebenfalls, vor der römischen Eroberung, nicht an menschliche Gebilde richtete, sondern an großartige oder auffallende Hervorbringungen der Natur. So warfen z. B. die Tektosagen bei ihrer Rückkehr von Delphi das erbeutete Gold in einen See bei Toulouse, indem sie es dem Geiste, der dieses Wasser bewohnte, weihten. In dieser Volksreligion, welche die Idee eines einigen, höchsten Wesens nicht zu begreifen vermochte, waren einzelne Kräfte des menschlichen Geistes oder der Natur personificirt gedacht und benannt, wie überall im Heidenthume, ohne daß man ihnen jedoch Tempel oder Statuen errichtet hätte, was mit den

*) Seneca Quaest. natur. V. c. 17.
**) Tit. Liv. XXI. 38.
***) Lucan. Phars. I. v. 446.
†) In duab. Inscr. Cf. Dom. Bouquet p. 24.
††) Auson. Carm. II. de profess. Burdig.
†††) Tit. Liv. XXVI. 44.

Grundsätzen der Druiden, die diesen Naturdienst leiteten, unvereinbar war. Die Ueberreste von gallischen Tempeln, Statuen und Inschriften, die man entdeckt, und die von frühern französischen Gelehrten den Druiden zugeschrieben wurden, sind, wie man später beobachtet, sämmtlich aus der römischen Zeit, und haben mit dem reinen Druidismus nichts gemein. Der Einfluß des letztern war, wie oben bemerkt worden, schon vor Cäsar gesunken, die Römer verfolgten ihn sogar und da sich neben ihm im Volk eine Naturreligion und die Idee verschiedener, getrennter, göttlicher Persönlichkeiten erhalten hatte, die sich unter allen heidnischen Nationen ähnlich sahen, so war es sehr natürlich, daß die Gallier, durch die fremde Herrschaft von der Aufsicht ihrer Theokratie befreit, von diesen Göttern, deren Wesen ihnen vertraut war, Abbildungen schufen, ihnen Tempel bauten und ihre ursprünglichen Vorstellungen mit den Bildern und Gestalten des römischen Polytheismus verschmolzen. In dieser Vermischung ist aber der Einfluß der druidischen Ideen lange sichtbar und erst allmälig nimmt das römische Element in ihnen überhand. Die gallo-römischen Tempel und Statuen stellen immer den eigenthümlichen celtischen Charakter, wenn auch nicht mehr in seiner Reinheit dar. Diese Symbole haben, wie die Vorstellungen, die ihnen zu Grunde liegen, hier, mehr als in Griechenland und Rom, etwas von ihrer ersten grenzenlosen Natur, ihrem kosmischen Ursprunge, bewahrt. Der die Natur verschönernde und idealisirende Geist des Griechen, der ernste, sich seiner bewußte Sinn des Römers vereinigten sich in dieser gemischten Religion mit dem ahnungsvollen Gemüthe des Druiden, der im Schatten der Eiche gelagert, im Winde, der ihre Aeste bewegte, die Stimme des verborgenen Gottes zu vernehmen glaubte und vor dessen gefühlter Nähe erzitterte.

Esus, der Jehovah des Druidismus, das personificirte All, war von der gallischen Volksreligion, die diesen Begriff nicht zu fassen vermochte, in einen Gott des Krieges umgestaltet worden, weil er es war, unter dessen Anrufung die Kimri Nordgallien und Britannien erobert hatten. Noch heute heißt „heus oder heuz" im Kimrischen „schrecklich" und die Verwandtschaft dieses Wortes mit Esus ist in die Augen fallend. Der Esus des Druidismus ging, unter der fremden Herrschaft, in den Jupiter der Römer über. Auf einem der in Paris gefundenen gallo-römischen Denkmale zeigt sich die Verschmelzung beider Gottheiten. Esus ist unter der Gestalt des Jupiter abgebildet, wie er die Mistel von der Eiche schneidet, die er selbst darauf gepflanzt hatte und an sie alles Glück

knüpft, das dem zu Theil werden soll, der sie findet, worauf Plinius anspielt, wenn er sagt, daß die Druiden, indem sie die Mistel von der Eiche trennten, beteten: ut suum donum deus prosperum faciat — (daß der Gott seine Gabe beglückend machen möge). Indessen ist die Abbildung und Verehrung des Esus, unter der Form des Jupiter, selbst unter der römischen Herrschaft nie allgemein in Gallien gewesen, denn Maximus Tyrius sagt, daß die Gallier, noch zu seiner Zeit, dem Jupiter keine Statuen errichteten, sondern ihn in den Eichen ihrer Wälder verehrten *).

Während das unendliche Princip der Natur und des Geistes in der Geheimlehre der Druiden unter dem Namen Esus verehrt wurde, stand an der Spitze der Volksreligion Teutates, als der Stammvater der Galen gedacht (Teutates hieß im Galischen: Vater des Volkes), auf den aber, nach Weise des vergötterten Naturlebens noch andere Begriffe übergetragen wurden, wie die Stiftung des bürgerlichen Lebens, des Handels, der Künste, die mit den Ideen des Gründers eines Volkes in Verbindung gebracht werden können. Cäsar giebt, in seinen Kommentarien, die sonderbare Nachricht, daß die Gallier den Pluto für ihren Stammvater hielten **). Er hatte nämlich gehört, daß die Celten einen Gott als den Stifter ihrer Nation verehrten. Nun hieß im Gallischen „di" Gott — und Cäsar nahm diesen Namen für den griechischen Gott der Unterwelt und sagte, die Gallier behaupteten von Dis pater, dem Pluto der Römer, abzustammen. Der düstre Anblick des waldigen Galliens, der wolkige Himmel, der gestaltlose Götterdienst im Dunkel der Eichen, die vom Ocean verheerten Küsten des Landes, mochten diese Vorstellung einer plutonischen Abstammung des gallischen Volkes dem Gefühle des Römers nahe bringen, dessen Auge an die Natur Italiens und Griechenlands gewöhnt, erst in reifern Jahren mit diesen düstern Regionen bekannt geworden war. Selbst die hervorragendsten Geister der klassischen Welt begriffen, seltene Ausnahmen abgerechnet, wie Herodot unter den Griechen und Tacitus unter den Römern, keine von der ihrigen verschiedene Volksindividualität und legten an das Fremdartigste einen aus ihrem eigenen Dasein genommenen Maßstab an. So giebt z. B. Xenophon, der ein Philosoph war und Persien genau kennen konnte, eine durchaus irrige Vorstellung von der Religion der alten Perser ***). Er er-

*) Max. Tyr. Serm. 38.
**) Caes. Bell. Gall. VI. 18.
***) Xenoph. de Expedit. Cyri p. 196 (Edit. Leuncl. Amelburni).

zählt, daß Cyrus der persischen Vesta, dem persischen Jupiter opferte, während man weiß, daß die Perser nur die Sonne, den Mond, das Feuer, das Wasser und die Winde anbeteten. — Dieser Teutates, der vielgestaltige Gott der gallischen Volksreligion, ging in den ihm verwandten Merkur der Römer über. Die noch vorhandenen Denkmale der gallo-römischen Religion stellen ihn bald als den Gott des Handels, bald als den der Künste oder der Beredsamkeit hin, zuweilen legen sie ihm selbst die Attribute des Pluto und des Herkules bei. Als Gott des Handels bildeten die Gallier den Merkur nackt und geschlechtslos, mit einem Beutel in der rechten Hand und dem Caduceus in der linken ab, geschlechtslos, um auszudrücken, daß der Reichthum sowohl Männern als Frauen werde, sowie man ihm unter andern Völkern beide Geschlechter beilegte und ihm eine Lanze und einen Spinnrocken in die Hand gab. Als Erfinder der Künste und der Beredsamkeit wurde Merkur von den latinisirten Galliern Ogaius genannt, als Beschützer der Reisenden gab man ihm die Keule und Löwenhaut des Herkules. Die Keule war überhaupt kein ausschließliches Attribut des letztern, sie wurde auch zuweilen Bacchus beigelegt, und wiederum erzählt Apollodor *), daß Herkules im Kriege der Götter und Riesen den Eurytus mit einem Thyrsus tödtete. So erschien z. B. der Kaiser Commodus im Amphitheater als Merkur gekleidet **). Er selbst trug den Schlangenstab, während einer seiner Hofleute Keule und Löwenhaut vor ihm hertrug, die auch auf seinen Sitz gelegt wurden, wenn er selbst nicht im Theater erschien. Als Gott der Unterwelt wurde Merkur häufig, wie Janus, mit zwei Gesichtern, das eine schwarz, das andere weiß, dargestellt. Wie alle alten Völker legten auch die Gallier ihrem Lieblingsgotte, dem mit Teutates verschmolzenen Merkur, die verschiedensten Attribute bei ***), obwohl nicht so durchaus willkürlich, wie es den Anschein hat, denn bei genauerer Prüfung wird man finden, daß diese mannigfaltigen Vorstellungen untereinander in einer geheimen, in den Anschauungen der Naturreligion begründeten Verbindung stehen. So verehrten die Aegypter, unter der römischen Herrschaft, besonders Serapis, der ihnen einmal für den Gott des Glückes, des Ueberflusses, der Gesundheit, für Jupiter, dann aber auch wieder für Pluto galt, weil allerdings erst diese beiden Begriffe zusammen genommen die Totalität des

*) Apollod. I. 6.
**) Dionis Epit. Aut. Xiphil. p. 277 (Edit. Roberti Steph. 1551).
***) Antiquit. explanat. Dom Montfaucon (edit. 1719).

menschlichen Daseins darstellen. Als der persische Sonnendienst sich, seit Pompejus' Eroberungen in Asien, über das Abendland zu verbreiten angefangen, so trugen die Gallier diesen Begriff ebenfalls auf ihren Merkur über, der häufig als Mithras, mit der Inschrift *): „Mercurio Soli" gefunden wird.

Die Vielgestalt des Teutates hatte Cäsar's Irrthümer bei seiner Erwähnung des gallischen Götterdienstes verursacht. Die mannigfaltigen Begriffe, welche die Gallier in dieser Göttergestalt umfassen, und welche als besondere Aeußerungen seiner Macht getrennt, aber in seiner Persönlichkeit dennoch wiederum als vereint gedacht wurden, erschienen ihm als besondere Götter. Der gallische Volksglaube kannte vor seiner Berührung mit den Römern keinen besondern Gott der Unterwelt, des Handels, der Stärke, es war dies Alles Teutates. Die unbildlichen und deshalb geistigern und umfassendern göttlichen Personifikationen der Celten und Orientalen wurden von den Römern, nach ihrer Weise, getrennt angeschaut und besonders benannt. Diese Mehrheit der Namen (πολυωνυμία) hat wesentlich dazu beigetragen, den fremden Völkern viele Götter beizulegen. Diese Willkür im Polytheismus war, besonders in seiner letzten Zeit, außerordentlich. Julianus Apostata sagt: ich glaube, daß Minerva von der Sonne stammt. Celsus, Porphyrius waren Julian hierin vorangegangen. Nichts in der alten Mythologie war eigentlich fest und bestimmt, denn sie hatte sich aus den heterogensten Elementen gebildet und bekam nur durch die Kunst eine äußere Festigkeit. In den mystischen Ideen, welche die Neuplatoniker in den allegorischen Götterdienst der alten Welt trugen, um ihn zu regeneriren, spielte Merkur eine große Rolle. Julianus betete um Mitternacht zu ihm, als zu dem Gott, der die Seele in Bewegung setze und das Innere der Menschen regiere. Derselbe war unter dem Namen Hermes eine von den kosmischen Gottheiten, die in den Geheimnissen von Samothrace verehrt wurden.

Aus einer Stelle des Livius ersieht man, daß die Celten in Hispanien (Celtiberer), in der Nähe von Neu-Karthago, das Grab des Merkur zu besitzen glaubten, das kein anderes als das des Teutates gewesen sein kann, von dem die Sage ging, daß er, wie Saturnus in Latium, so in Hispanien als König regiert und gestorben sei. Die Celten dachten sich übrigens, wie die Hetrusker und Skandinavier, die Götter selbst als sterblich, wovon man

*) Spon. Miscell. Antiquit. p. 64.

übrigens dunkle Anklänge in allen heidnischen Religionen findet. Diese Meinung entstand aus dem Gefühle der Unzulänglichkeit dieser Kultusformen und der Ahnung, daß es etwas Höheres und Wahreres gäbe, dem diese Welt des Scheines und der Einbildung einmal erliegen werde. Der Druidismus selbst, obgleich er die Ewigkeit der Materie annahm, lehrte dennoch, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge einmal durch Feuer untergehen, und daß aus diesen Flammen eine neue Schöpfung sich erheben werde. Der Polytheismus, der seine Götter nach dem Bilde des Menschen gestaltet und sie mächtiger aber nicht anderer Natur als diese dachte, hatte nie die Vorstellung verloren, daß sie einmal, wie die Sterblichen selbst, endigen würden. Daher ging in dem Polytheismus, bei dem Gefühle seiner innern Unsicherheit, die eine Göttergestalt so leicht in die andere über, daher die zahllosen einander widersprechenden Genealogien, Vorstellungen, Bilder u. s. w. Nur das Genie einiger großen Dichter gab diesen aus der Natur, der Phantasie und einigen dunkeln Traditionen über das ursprünglich wahre Verhältniß der Menschen zur Gottheit willkürlich zusammengesetzten Gestalten eine plastische Rundung und poetische Wahrheit. In diesem Sinne konnte Herodot sagen, daß Homer und Hesiod den Hellenen ihre Götter gemacht hätten.

Während der Mithrasdienst *) aus dem Orient sich in Gallien verbreitete, verehrte die gallische Naturreligion die Sonne unter dem später latinisirten Namen „Belenus" von dem galischen Worte „melen": gelb, blond, das später in belen — überging, denn die Verwechselung der Lippenbuchstaben: m und b ist eine der gewöhnlichsten. Belenus war noch im dritten Jahrhunderte der Schutzgott von Aquileja **). Er wurde zugleich, wie Tertullian ***) erwähnt, von den Norikern als der eigenthümliche Nationalgott angesehen. Diese waren Abkömmlinge der Gallier, die einst unter Sigovesus

*) Die Gallier feierten die Geburt der Sonne den ersten Januar, weil das Jahr das Maß ist, welches die Sonne braucht, um die Zeichen des Zodiakus zu durchlaufen und auf denselben Punkt, von dem sie ausging, zurückzukehren. Das Wintersolstitium wäre hierzu allerdings der eigentliche Moment gewesen, aber es schien ihnen natürlicher, dieses Ereigniß an dem Tage zu feiern, wo man den Fortschritt der Sonne zu bemerken anfängt. Das Volk nahm bei den Festlichkeiten dieses Tages häufig Thiermasken an. In einer alten Kirchenordnung (Ritual, Agende) von Angers liest man: „Si quis Calendis Januarii in cervulo et in vitula vadat, tribus annis poeniteat, quia Daemonum est."

**) Herodian. in Maximino p. 171.

***) Tertull. Apologet. adv. gentes p. 26.

das Donauthal herabgezogen waren. Dieser Belenus wurde, nach der römischen Eroberung, bei den Galliern zugleich der Gott der Heilkunde, wie bei den Römern Apollo für den Vater des Aeskulap galt. Camulus, der Kriegsgott der Celten, von dem galischen campa: strahlen und ulva: Feuer — ging ganz in den römischen Mars über. Minerva ward unter dem Namen Belisana verehrt und galt für die Mutter des Apollo (Belenus). Ein auffallendes Beispiel, auf welche Art die römischen Gottheiten sich mit den gallischen vermischten, bietet die Verehrung der Diana dar. Der große Wald im Osten Galliens, von dem noch ein Theil unter dem Namen „Ardennen" vorhanden ist, war in der gallischen Naturreligion ebenfalls personificirt worden und hieß: arduenna. (Noch jetzt sagt man im kimrischen Idiom von Niederbretagne: ar coët duen, schwarzer Wald, zusammengezogen arduen.) Die nächtlichen Schatten tiefer Gehölze, der schaurige Glanz des wechselnden Mondes auf ihren Wipfeln, die einsame Freude der Jagd hatten unter den Galliern Gelegenheit zu ähnlichen Vorstellungen, wie unter den Griechen, gegeben. Sie verbanden den Dienst der römischen Diana mit dem ihrer Arduenna, und auf gallischen Denkmalen aus der Kaiserzeit liest man: „Dianae Arduennae". Die Römer begünstigten, wie leicht zu begreifen, diese Verschmelzung aus allen Kräften. Sie liehen den gestaltlosen Vorstellungen des gallischen Polytheismus die Formen und Gewande ihres eigenen, nahmen aber auch wiederum Manches von jenem an. So erbaute Augustus z. B. dem Winde Cyrcius — in Narbo einen Tempel.

Man hat so viele Denkmale und Inschriften aus der römischen Zeit in allen Gegenden Frankreichs gefunden, daß man nach ihnen schließen kann, daß allmälig alle Gottheiten der Römer in Gallien eingeführt wurden. Die eigenthümliche Form und selbst ihre Namen beweisen, daß sich bis zum vollkommenen Siege des Christenthums, in diesem gallo-römischen Kultus viele Erinnerungen und Gebräuche aus der alten Naturreligion erhalten hatten. Diese besaß, als dem Gemüthe der Gallier verwandter, größere Macht über sie als der römische Bilderdienst, der da, wo er nicht mit ihr verschmolzen werden konnte, als eine aufgedrungene Sitte, ein Ausdruck der fremden Herrschaft, angesehen wurde. Ein Kultus, auf den die Römer wenig oder gar keinen Einfluß ausgeübt und der, nächst dem des Esus und Teutates, in Gallien am Meisten hervortrat, war die Verehrung des Mondes, die die Celten aus dem Orient mitgebracht. Der zunehmende Mond war bei den Orientalen das heiligste Symbol der immer lebendigen wachsenden Natur. Sein

Dienst war in fast allen Religionen, die politischen ausgenommen, allgemein. Man hielt ihn zum Hervorbringen und Gedeihen alles Lebendigen besonders geeignet. Man glaubte, daß er auf alle Thaten und Entschlüsse einen bedeutenden Einfluß ausübe, man dachte ihn sich als mit dem Glücke selbst im Bunde Die Spartaner kommen z. B. zur Schlacht von Marathon *) zu spät, weil sie nicht vor dem Neumonde sich in Bewegung setzen wollen. Arioviſt will sich nicht vor dem Neumonde schlagen **); die alten Deutschen hielten ihre Berathschlagungen gern am Tage des Neumondes ***). Für die Druiden, deren Leben der Erforschung verborgener Dinge gewidmet, war der Mond das ihnen eigenthümlich zusagende Licht. Dasselbe war für sie ein Spiegel, auf dessen zitternder Fläche sie die dunkeln Bilder der Zukunft enträthselt fanden. Ihr nächtliches Gemüth hing an diesen ungewissen Strahlen, die auf Kräuter und Steine fallend, den Zugang zu den in ihnen verschlossenen Kräften und Sympathien eröffneten. Der zauberische Schleier, den der Mond über die Natur wirft, ward von den Druiden gelüftet und sie erkannten im Athem der schlummernden Göttin, in der träumenden Lage ihrer Glieder, auf ihrem bleich erhellten Antlitz und in den abgebrochenen Lauten, die sie im Schlafe sprach, den Reichthum ihres innern und verborgenen Lebens.

Das Wesen, der Unterschied und das Geschick der beiden großen Kultusformen der alten Gallier, der Priester- und der Naturreligion, sowie ihr Geschick unter der römischen Herrschaft ist, hoffentlich, aus dieser Darstellung, mit einiger Klarheit, hervorgegangen. An der Spitze des Druidismus stand ein einiger, unbegrenzter Gott, Esus genannt, dem Alles untergeordnet, der überall gegenwärtig gedacht wurde und darum keine Nebenbuhler duldet und andere Götter ausschloß. Nach Art des Heidenthums ward er aber in mannigfachen, bald nähern, bald fernern Beziehungen, zu der Natur und der Menschheit gedacht, daher die verschiedenen Formen und Gebräuche, seinen Willen zu erkennen, seinen Zorn zu versöhnen, seine Gunst zu gewinnen. Dieser Gott ward von den Druiden, als sie von den Römern verfolgt wurden, unter der Gestalt des Jupiter verhüllt, doch so, daß sein ursprüngliches Wesen immer hervorschien. Sie gaben, so lange ihr Orden bestand, nie das Grundprincip ihres Systems, die Verehrung eines obersten und unbegrenzten Wesens,

*) Herod. VI. 106.
**) Caes. Bell. Gall. I. 50.
***) Tacit. Germ. c. 11.

auf, und ihre Seele richtete ihre Gebete, während ihre Augen auf die Statue des Jupiter fielen, an den gestaltlosen und unnahbaren Gott, für dessen Symbol ihnen die von ihm selbst geschaffene Natur, aber nicht ein Werk von Menschenhand galt. In diesem Druidismus gab es, so lang er sich erhielt, keine andern Götter, er war kein eigentlicher Polytheismus und verehrte einzelne Erzeugnisse der Natur nur darum, weil er sich dieselben als von seinem obersten Gott besonders begünstigt dachte und durch sie ihm näher zu kommen hoffte. Die Idee der Seelenwanderung aber, der Allbelebtheit der Natur und die magischen Künste, durch die sich diese Priesterreligion mit dem höchsten Wesen in Verbindung setzen wollte, schloß sie von der Reinheit des Monotheismus aus. In der Natur- oder Volksreligion der Gallier trat aber eine wahre Vielgötterei, obwohl von der hellenischen und römischen immer noch sehr verschieden, hervor, da sie nicht so eng, wie letztere, an den Staat und das äußere Leben geknüpft war und ein allgemeiner Pulsschlag des Lebens in ihr deutlicher vernommen wurde. Daher kam es auch, daß sie vor ihrer Berührung mit den Römern ihre Götter nicht in Tempeln einschloß und nicht in Abbildungen begrenzte. Die Götter dieses Volksglaubens waren mehr vom Gefühl verkörperte Begriffe als vom Geiste geformte Gestalten. Der allgemeinste dieser Begriffe war der des Teutates, der deshalb unter der römischen Herrschaft in den vielgestaltigsten der antiken Götter, dem am Meisten von seinem kosmischen Ursprunge übrig geblieben, den Merkur, überging. Menschenopfer waren sowohl in dieser Volksreligion als in der der Priester üblich gewesen. — „Et quibus immitis placatur — Sanguine diro — Teutates“ *). — Wir haben oben gesehen, daß der Druidismus über die ganze celtische Nationalität geherrscht hat, obgleich es heißt, daß er erst mit der Eroberung der Kimri in den Occident gekommen. In welchem Verhältnisse die beiden großen Stämme der Celten, die Galen und Kimri, zu der Naturreligion gestanden, ob sie von beiden ausgegangen, oder von einem derselben dem andern aufgelegt sei, ob sie, je nach den verschiedenen Völkern verschieden gewesen, hierüber kann, beim Mangel aller Zeugnisse, nichts errathen, noch weniger bestimmt werden. So viel weiß man, daß die einzelnen Völkerschaften, wie überall im Heidenthume, außer den großen Gottheiten der Nation, noch besondere kleine Lokalgötter, die alten Parisii z. B. einen Gott Cerunnus verehrten, dessen Bild man mit

*) Lucan. Phars. I. 440.

andern gallischen Antiquitäten in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV., bei der Grundsteinlegung des Hochaltars in der Kirche Notre Dame in Paris, gefunden hat. Diese Abbildungen gehören aber sämmtlich der Zeit nach der römischen Eroberung an, denn auch die Naturreligion der Gallier gab ihren Göttern keine menschliche Gestalt, aber der Typus und Charakter dieser Götterbilder blieb selbst in dieser Verschmelzung mit römischen Elementen großentheils celtisch.

In den letzten Jahrhunderten vor dem endlichen Siege des Christenthums machte das sterbende Heidenthum den vergeblichen Versuch, demselben mit Hülfe mythischer und philosophischer Traditionen und Allegorien, den Kosmogenien und Systemen des Orpheus, Pythagoras und Plato entlehnt, zu widerstehen. Die politische Religion der Römer suchte durch ihre Verbindnng mit den Priesterreligionen Asiens und Aegyptens, die sie zur Zeit ihrer Kraft verschmäht, eine größere Macht über die Gemüther zu gewinnen und für ihr hohles und formelles Dasein einen tiefern Inhalt aus dem Naturleben zu entlehnen. Denn die Religion der Römer auf das Staatsleben gestützt und dessen Größe einzig zum Ziel habend, mußte natürlich mit dessen immer mehr hervortretender Auflösung selbst verfallen. In dieser Epoche zeigt sich in dem innern Leben der Menschen dieselbe Anarchie und Zerrissenheit wie in ihrem politischen Dasein. Die Orakel der alten Götter verstummten, der Mund der Weisen schwieg, der Arm der Starken war gelähmt und die Furcht des nahen Unterganges über Alle gekommen. Als die politische Religion, in der der Römer so lange seine eigenen Bedürfnisse und Leidenschaften vergöttert und angebetet hatte, vor dem Anblicke des Kreuzes zu wanken begann, fühlte er sich selbst tödtlich getroffen, denn sein Glaube war ihm weder von der Natur, noch der Gottheit offenbart worden, sondern ein Gebild seines Verstandes und ein Werkzeug seiner Macht gewesen. Die Zeit war verschwunden, wo der Verstand des Römers sich seinen eigenen Willen und sein eigenes Bewußtsein zum Gott setzte. So lange er stark gewesen, hatte er nur an sich selbst geglaubt, jetzt, da er schwach geworden, warf er sich, in seiner Verzweiflung, vor den phantastischen Götterbildern des Orients nieder. Um diese Zeit verbreitete sich über das ganze Abendland, besonders aber über Gallien, der dunkelndste und herabwürdigendste Aberglaube, der nach dem Verfall der alten Priesterreligionen, in Aegypten, Syrien und Phönizien, aus dem Versunkensein in ein wildes Naturleben und der Auflösung aller sittlichen Bande entstanden war. Der Dienst der Cybele, der Isis, der Astarte, des Mithras, erfüllte die größern gallischen Städte.

Letztern wurden sogar, wie man aus einem Verbot des Kaisers Adrianus ersieht, Menschen geopfert.

Das Streben der ersten römischen Kaiser nach der Eroberung Galliens, besonders des Tiberius und Klaudius, den Einfluß des Druidismus, der einzigen Stütze einer Nationalität, die niemals weder eine feste politische Form, noch eine entwickelte, zum Bewußtsein gekommene Geistesbildung besessen, auf das gallische Volk abzuhalten, war ihnen vollkommen gelungen, und Kimri und Galen, besonders aber letztere, neigten sich dem römischen Leben ohne Widerstand, selbst mit Vorliebe, zu. Hierzu kam noch das gewöhnliche Mittel der Römer, Kolonien anzulegen, welche die alten Einwohner, durch den Schein einer höhern Gesittung, für ihre Sprache und ihre Einrichtungen gewannen. Die Verwaltung und Rechtspflege im lateinischen Idiom machte die Erlernung derselben für die Einwohner unerläßlich und die kluge Politik der Kaiser, die vornehmen Gallier durch Ertheilung des Bürgerrechts, der Ritterwürde, ja selbst durch Aufnahme in den Senat an die römischen Interessen zu fesseln, machte die lateinische Bildung in den Städten nach wenigen Generationen allgemein und beschränkte den Gebrauch celtischer Sprache und Sitte auf die niedern Klassen der Nation. Hierzu kamen noch die den Römern eigenthümlichen imposanten Formen ihres politischen Lebens, die Würde und Hoheit, mit der alle öffentlichen Handlungen von ihnen vollzogen wurden, der Glanz der Künste, die Verfeinerung und Verschönerung des äußern Daseins, die Sicherheit, Festigkeit und Klarheit ihres ganzen Thuns.

Auf eine sinkende Nationalität, wie es die gallische schon vor der Eroberung gewesen, auf ein so sinnliches, bewegliches Volk mußte das Beispiel der Römer von großem Einfluß sein und sie zur Nachahmung ihrer Formen und Gebräuche anreizen. Nur Griechen und Germanen hatten im Abendlande diesem Einfluß widerstanden, erstere, weil sie sich, ungeachtet ihres politischen Verfalles, ihrer geistigen Höhe und Ueberlegenheit zu bewußt waren, um sich einem fremden Genius hinzugeben, und letztere, weil das Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit und die Liebe zur Unabhängigkeit in ihnen mit der Kraft eines natürlichen unwiderstehlichen Instinktes wirkte. Die Gallier fingen allmälig an sich durch ihre Ketten geehrt zu fühlen, und Tacitus' Worte*), wo er von dem Einflusse der römischen Civilisation auf ihre Stammgenossen in Britannien spricht,

*) Tacit. in Agricola c. 21.

können auch auf sie angewandt werden: „idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset“ — (und von Unerfahrnen wurde Gesittung genannt, was nichts als ein Theil ihrer Knechtschaft war).

Einen Augenblick während der Revolutionen in Rom zwischen Nero's und Vespasianus' Regierung schien in den Galliern eine Erinnerung an ihre frühere Unabhängigkeit zu erwachen und, im Bunde mit einigen germanischen Stämmen, erhoben sie sich und errichteten ein sogenanntes gallisches Reich, dessen ephemeres Dasein lebhaft an manche momentane Schöpfungen ihrer Nachkommen, in unsern Tagen, erinnert. Merkwürdig ist es zu sehen, wie sehr ihr Charakter sich alles römischen Einflusses ungeachtet, erhalten hatte, denn sie begannen ihr Werk einer nationalen Wiederherstellung mit eben so großem Ungestüm, als sie es leichtsinnig wieder aufgaben. Als sich die römische Welt unter Diokletianus zu theilen und aufzulösen begann, erhoben sich Landleute und Hirten in Nordgallien unter dem Namen „Bagaudä“ — gegen die römische Regierung, wurden aber leicht besiegt. Sie hatten zwei Kaiser aus ihrer Mitte ernannt, welche, in Fetzen von Purpur gehüllt, die Menge in lateinischer Sprache anredeten, die sie unter lautem Zuruf empfing und sie „magni et aeterni imperatores“ nannte. Ihre Ewigkeit dauerte aber nur wenige Wochen, nach deren Verlauf sie von Maximianus gefangen und an Bäume gehenkt wurden. Diese letzte Auflehnung hatte selbst keine nationale Tendenz mehr, denn ganz Gallien war, wenigstens in den Städten, mit Ausnahme des nordwestlichsten Theiles, römisch geworden. Die Akademien und gelehrten Schulen in Burdigala, Tolosa, Augustodunum u. s. w. hatten den celtischen Geist in römische Formen gekleidet, dessen besondere innere Natur hiervon gleichwohl nicht verwandelt wurde. Der römische Charakter war ohne die Religion und die Gesetze des alten Roms unmöglich, wie sein Untergang beweist. Der gallische Charakter, substantiellerer Natur und von diesen Formen trennbar, erhielt sich und dauerte mit dem Blute der Nation selbst fort.

Elftes Kapitel.

Nachdem der den Römern feindliche Einfluß des Druidismus auf das Leben der Gallier zerstört und ihre Naturreligion sich mit dem römischen Polytheismus verschmolzen hatte, war das stärkste Band ihrer Nationalität gelöst und der Sprache und den Sitten der Sieger ein unbeschränkter Zugang unter ihnen eröffnet worden. Der besondere Charakter der römischen Herrschaft, der von den Besiegten nicht blos Unterwerfung mit Beisteuer für die Bedürfnisse des Reiches, sondern eine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Zustande Roms verlangte, erreichte in Gallien, wie in Hispanien und Italien, sein Ziel, das Leben der Ueberwundenen überall, so viel als möglich, mit römischen Formen zu umkleiden. Ein bemerkenswerther Umstand hierbei ist es, daß die unterworfenen Völker sich leichter an die römische Herrschaft unter den Kaisern, als unter der Republik, gewöhnten. Die großen Familien Roms, aus deren Mitte, mit seltenen Ausnahmen, die Eroberer fremder Völker erstanden, waren in den letzten Zeiten der Freiheit so entartet, zeigten sich so habsüchtig und grausam und waren so gewiß, ihre Richter in Rom, bei vorkommenden Klagen, bestechen zu können, daß die Tyrannei der Prokonsuln und Proprätoren den tiefsten Haß gegen Rom und die Sehnsucht nach der frühern Unabhängigkeit im Herzen der besiegten Nationen wach erhielt. Wie oft empörten sich Hetrusker, Samniten und später italische Gallier und Ligurer gegen den grausamen Druck ihrer Dränger, wie oft die Hispanier, die erst unter Augustus vollkommen unterworfen wurden. Die kaiserliche Regierung dagegen beschränkte, aus Eifersucht, die Gewalt der in die Provinzen gesandten Feldherren, die aus temporairen Königen, die sie sonst gewesen, jetzt auf die Stellung von Vollstreckern fremder Befehle, auf die eigentlicher Statthalter herabgesetzt wurden. Zugleich wurden diese Aemter nicht mehr durchaus alljährig neu besetzt, sondern indem dieselben Personen sie länger bekleideten, verminderte sich ihr Druck, da ihr Geiz oder ihre Herrschsucht, einer längern Befriedigung gewiß, nicht im Raume eines einzigen Jahres ihre Plane zu erreichen genöthigt war. Außerdem erlaubten die Kaiser ihren Statthaltern nicht mehr auf eigene Hand Kriege zu führen,

wodurch die vornehmste Wurzel der den Provinzen zugefügten Uebel abgeschnitten wurde. Denn die zu den Zeiten der Republik in die Provinzen gesandten Feldherren strebten um jeden Preis dahin, Gelegenheit zum Kriege zu bekommen und brachten, theils aus Ehrgeiz, theils aus Raubsucht, die ihnen unterworfenen Völker durch ihre Tyrannei zum Aufstande, um sie dann dafür bestrafen zu können, oder zwangen die Nachbarn ihrer Provinz durch Anmaßungen jeder Art zum Angriff, um in ihr Gebiet einfallen zu können. Auch erlosch im Gemüthe der Kaiser, bei Ausübung ihrer unumschränkten Gewalt, die den römischen Edeln eigene ausschließende, harte, alles Fremde verachtende Gesinnung. Schon Klaudius scheint Gallier fast eben so sehr wie Römer begünstigt zu haben. Die Kaiser hielten sich, im Gefühle ihrer Macht, über Einheimische eben so sehr wie über Fremde erhaben. Auch waren sie, nach Art der orientalischen Regenten, den Großen gefährlicher als dem Volke. Die meisten von ihnen sahen nach ihrer Erhebung die Provinzen selten oder nur vorübergehend, da ihre grenzenlose, aber unsichere Macht ihre Anwesenheit in der Hauptstadt nothwendig machte, während die früher von dem Senate abgesandten Statthalter für die besiegten Länder eben so schrecklich gewesen, als es die Kaiser später für Rom selbst wurden. Auch ist es eine auf alle Zeiten anwendbare Erfahrung, daß die Tyrannei um so weniger gefühlt wird, je höher der Tyrann selbst steht. Die Lage der Provinzen unter den Kaisern kann jedoch nur vergleichungsweise mit dem, was sie unter der Republik erfahren, eine glückliche genannt werden. Sie wurden, einzelne Fälle ausgenommen, nicht mehr mit der systematischen Willkür und Grausamkeit wie früher behandelt, litten aber, einmal in den verhängnißvollen Kreis Roms hineingezogen, an allen Mängeln, von denen dieses selbst erdrückt wurde. Die Veränderung in ihrem Zustande, denn eine eigentliche Verbesserung könnte man es nicht nennen, bestand im Grunde darin, daß sie früher von einer harten, ausschließenden Aristokratie, jetzt von einem Alles auf gleichen Fuß behandelnden Despoten beherrscht wurden. Rom wandelte nicht mehr, wie sonst, über ihre Häupter hin, sondern lag mit ihnen zugleich am Boden und erfuhr dasselbe und noch mehr Ungemach als sie.

Die größeren gallischen Ortschaften, in denen zur Zeit der nationalen Unabhängigkeit die politischen Versammlungen der einzelnen Stämme gehalten worden, die aber eigentlich nur große, von der Natur durch Flüsse, Sümpfe oder Wälder vertheidigte Dörfer gewesen, ohne künstliche Befestigungen, ohne hervorragende Gebäude,

verwandelten sich jetzt, gelockt vom Beispiele der besonders im Süden von den Römern gegründeten Kolonien und den Niederlassungen der in großer Menge herbeigeströmten italischen Staatspächter, Wechsler, Kaufleute u. s. w. in wirkliche Städte, nach römischer Art, mit Mauern und Thürmen befestigt, mit Tempeln und Palästen geschmückt. Auf den regelmäßig abgetheilten Marktplätzen prangten die Statuen der Kaiser oder ihrer mächtigsten Günstlinge, unter den bedeckten Säulengängen wandelten die griechisch und lateinisch gebildeten Optimaten des Landes, in der Vorhalle des Tempels opferte der Priester dem Jupiter, dem Apollo, der Diana und in der offen stehenden Kurie, von einer neugierigen, unruhigen Menge umgeben, boten die Dekurionen die Uebernahme der Spiele des Cirkus und Amphitheaters aus, untersuchten die Rechnungen der Beamten und bestimmten die Summe, die jeder Bürger zur Erlegung des Tributes an den kaiserlichen Schatz oder zur Bestreitung der Gemeindelasten beizutragen hatte. In der Nähe der Städte lagen die Landhäuser der Reichen, mit zierlichen, nach römischer Art eingerichteten Gärten versehen, die mit ihren Blumenteppichen, ihren architektonisch zugeschnittenen Lauben und Gängen, ihren Springbrunnen, aus denen sich, wie von einem Altar der Weihrauch, Strahlen flüssigen Kristalls erhoben, in der lebendigen Natur, ein Bild der Stadt, ihrer Tempel und Paläste, in verkleinertem Maßstabe, darstellten. Hinter diesen Gärten begannen tiefe schattige Gebüsche, an deren Bäumen die zur Jagd bestimmten Netze hingen und wo auf offenen Rasenplätzen die schönen gallischen Pferde, von großen aus Britannien stammenden Hunden bewacht, weideten. Zahlreiche Sklaven, denn viele der frühern Leibeigenen waren in solche verwandelt worden, theils waren sie, da es an den Grenzen des römischen Reiches immer Krieg und Kriegsgefangene gab, von italischen und massilischen Sklavenhändlern verkauft worden, wandelten hin und her, jeder in Farbe und Gestalt des Landes, in dem er geboren, und in Blick und Haltung den Stand anzeigend, in welchem er früher gelebt hatte. Die jungen Gallier gefielen sich im römischen Kriegsdienste. Die malerische Kleidung und die glänzenden Waffen des römischen Reiters lockten sie an, und die Ausdehnung des Reiches, das den damals bekannten Erdkreis umfaßte, gab ihrem, auf Wanderung und Abenteuer gestellten Sinne Gelegenheit, die fernsten Zonen und fremdesten Völker zu sehen. Denn die Soldaten der Kohorte, die jetzt in Lutetia stand, bewachten vielleicht, einige Jahre nachher, die Mauern von Byzanz, oder schlugen sich, unter dem Rauschen der Katarakten des Nils,

gegen die schwarzen Völker der äthiopischen Grenze. In den bedeutendern Städten und in deren Nähe war Alles römisch geworden, aber entfernt von ihnen und in den Gebirgen und Wäldern hatte sich gallische Sprache und Sitte mit geringer Vermischung erhalten. An den waldigen Ufern des Liger (Loire) und an den vom Sturm des Oceans gepeitschten Felsenküsten von Armorika erhielt sich die Wissenschaft und der Gottesdienst der Druiden, die aber, wenn sie aus ihrem Dunkel hervortraten, aus Furcht vor den Römern, deren Gebräuchen folgten. Sie opferten dann auf den Altären des Jupiter, dachten aber, während der Name des römischen Gottes von ihren Lippen klang, an Esus, dessen Stimme sie so oft im Meereswinde, drohend und klagend um den Verfall seiner Lehre zu unterscheiden geglaubt, dessen riesigen Schatten sie, wenn er in einsamen Nächten vom gestirnten Himmel zur Erde niedergestiegen, um das Thun seiner Priester in der Nähe zu beobachten, sich auf den mondbeglänzten Stämmen der Eichen hatten brechen sehen.

Aber nicht blos Religion und Sprache wurden durch die Eroberung in einem großen Theile Galliens verändert, sondern auch die innere politische Organisation des Volkes von Grund aus umgewandelt. Das Klanswesen, der Charakter der celtischen Gesellschaft, verschwand, und römischer Bürger zu sein, galt bald für das Höchste. Diejenigen, die unter den Vornehmen sich dem römischen Wesen mit besonderer Vorliebe zuneigten, wurden mit der römischen Ritterwürde beschenkt, manche kamen zu den ersten Würden unter dem erobernden Volke empor. Der furchtbare neunjährige Krieg gegen Cäsar, in welchem über eine Million Menschen umgekommen sein soll, hatte die Bande der celtischen Gesellschaft in Gallien zerrissen. Die Klansaristokratie, die sich der Eroberung natürlich am Meisten widersetzt, hatte durch sie auch am Meisten, die in der letzten Zeit der Unabhängigkeit entstandene demokratische Bewegung in den Städten am Wenigsten gelitten, da sie, aus Haß gegen die Klanshäupter, häufig die Partei der Römer ergriffen. An die Stelle des einheimischen Adels, der Ritter, wie sie Cäsar nennt, trat jetzt die Auszeichnung des Reichthums und der Aemter, und ein großer Theil der Freien kam, da eine reiche Oligarchie in Gallien, wie in Italien, allmälig den größten Theil des Grundeigenthums an sich brachte und ein eigentlicher Stand der Industrie nicht vorhanden war, auf die Stellung öffentlicher Bettler herab. Die Pächter und Leibeigenen des alten Klanswesens wurden durch dessen Verschwinden großentheils zu wirklichen Sklaven. Sie hatten entweder durch den Krieg alles Hab und Gut verloren, oder waren

in römische Kriegsgefangenschaft geräthen und von den Siegern häufig an ihre reichern Landsleute verkauft worden. Die sich immer mehr vermindernde Zahl und Bedeutung des kleinen Eigenthumes, der Mangel eines ehrenhaften Gewerbestandes und die große Menge von Freien, die zu Klienten der Reichen geworden oder von öffentlichen Spenden lebten, trug wesentlich zum immer tiefern Verfalle der alten Welt bei.

Unter den Städten des römisch gewordenen Galliens wird eine bedeutende Zahl solcher erwähnt, die sich ihrem Namen und ihrer Lage nach bis jetzt erhalten haben, nur der Lutetia der Parisii, die einst alle andern überstrahlen und an das alte Rom selbst erinnern sollte, wird von der Geschichte, von Cäsar bis Julianus, mit keiner Sylbe gedacht. Erst in neuern Zeiten hat man durch Auffindung einer Inschrift etwas über ihr Geschick in diesem Zeitraume erfahren, das wie immer die Vergangenheit dessen, was in der Gegenwart so mächtig hervortritt, eine gewisse Sympathie erregt. In den Fundamenten der Kathedrale von Notre-Dame in Paris fand man im Jahre 1711 einen Stein mit folgender Inschrift:

Tib. Caesare. Aug. Jovi. Optumo
Maxsumo ....*) m. Nautae Parisiaci
Publice posuerunt.

oder:

„Unter der Regierung des Tiberius Cäsar Augustus haben die Pariser Schiffer öffentlich diesen Altar dem größten und besten Jupiter errichtet."

Diese „nautae" waren aber nicht Matrosen oder gemeine Schiffer, sondern Schiffsherren, die auf allen großen Strömen Galliens reiche und bedeutende Handelsgesellschaften bildeten. Außer diesem Steine wurden noch eine Anzahl anderer gefunden, auf denen einige rein römische Gottheiten, wie Jupiter u. s. w., dann aber andere den Uebergang der celtischen zu jenen darstellend, abgebildet sind. Da diese Inschriften und Basreliefs aus derselben Zeit stammen, so kann man erkennen, wie früh der Gebrauch der lateinischen Sprache und die Verschmelzung celtischen und römischen Kultus und zwar auf einem so entfernten und nördlichen Punkte wie Lutetia, angefangen hat, denn seit Cäsar's Eroberung waren damals erst zwei Menschenalter verflossen.

*) Aram.

Am Ende des vierten Jahrhunderts war Lutetia von Mauern umgeben, denn Ammianus Marcellinus *) nennt sie: „castellum Parisiorum," und erstreckte sich schon über die Insel hinaus, auf die sie ursprünglich beschränkt gewesen. Da, wo heute die Kathedrale von Notre-Dame liegt, hatten die Römer dem Jupiter einen Altar errichtet, auf derselben Stelle, wo die oben erwähnten Inschriften und Basreliefs gefunden wurden; und da, wo sich jetzt der Palais de Justice befindet, stand die Curia, wo die Dekurionen über die Angelegenheiten ihrer Gemeinde berathschlagten. Der Raum zwischen dem Altar des Jupiter und der Curia diente zu einem Handelsplatze. Lutetia war durch zwei Brücken mit dem Lande verbunden: „Pons Minor," der die Bedeutung seines Namens behalten und jetzt: „Petit Pont" heißt, und den „Pons Major," der heute: „Pont au change" genannt wird. Der Weg, welcher von einer dieser Brücken zu der andern führte, durchschnitt den Marktplatz zwischen dem Altare des Jupiter und der Curia. Lutetia besaß zwei Vorstädte (suburbia). Die eine gegen Norden, wo zwei Begräbnißplätze lagen: der eine da, wo heute der marché St. Jean ist, der noch im dreizehnten Jahrhundert: platea veteris cimiterii hieß, der andere, wo jetzt die Rue Vivienne ist. Man hat an beiden Stellen, aber besonders in letzterer Straße Inschriften, Sarkophage u. s. w. gefunden, die diese Lage außer allem Zweifel stellen. Die südliche Vorstadt hieß Locotitia und lag in der heutigen Faubourg St. Germain. Auf der Erhöhung, die sich allmälig südlich von dieser Vorstadt erhebt, hatten die Bewohner Lutetias Werkstätten für thönerne Gefäße angelegt. Hier war es, wo Klodwig den heiligen Petrus und Paulus eine Kirche errichtete, die später der heiligen Genofeva gewidmet wurde und jetzt das Pantheon heißt. In dieser südlichen Vorstadt lag ebenfalls ein Begräbnißplatz, nicht weit von der heutigen Rue d'Enfer. Von jeder der beiden Vorstädte ging eine römische Heerstraße aus. Die Spuren der nördlichen, welche beim Pons Major anfing, hat man bis zu dem heutigen Pontoise (Briva Isarae) verfolgen können; die südliche begann beim Pons Minor und führte nach Orleans (Aurelianensis Urbs). Es gab eine Wasserleitung, die von dem heutigen Clichy (Clipiacum) nach Lutetia ging. In der südlichen Vorstadt lagen außerdem noch ein „campus martius," oder militairischer Uebungsplatz, der einen Theil des heutigen Gartens von Luxenburg einnahm, in welchem man bei Nachgrabungen viele

*) Ammian. Marcel. XV. 27.

Ueberreste römischen Kriegsgeräthes und Trümmer von Waffen und Rüstungen gefunden hat und nicht weit davon ein Amphitheater „Arena“ genannt. Die Seine wurde stark befahren, und unter den in Paris gefundenen Alterthümern hat man mehrmals allegorische Personifikationen dieser Flußschifffahrt entdeckt. Die Heerstraßen in Gallien dienten, außer für den Handel, vorzüglich für die Hin- und Herzüge der Legionen mit ihrem Gepäck, ihren Kriegsmaschinen und für die sie begleitenden Beamten, Wechsler, Kaufleute, Unternehmer jeder Art, denn Gallien war in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung, bevor das römische Regierungssystem es erschöpft, die ergiebigste Fundgrube für die Habsucht der Eroberer, die in Sicilien, Griechenland und Asien, nach so langem Plündern und Verwüsten, nicht dieselbe reiche Gelegenheit sich zu befriedigen fanden. In der Nähe der beiden Vorstädte erhoben sich, in den angrenzenden Feldern, die runden und hohen Strohhütten der Pächter und Sklaven, die das Land der reichen Städter bauten. An den Ufern des Flusses weideten in immer feuchtem hohen Grase Heerden braunrothen kleinköpfigen Hornviehes, welches den Römern, an die prachtvollen, weißen, breitstirnigen Rinder Umbriens und Latiums gewöhnt, von geringer Art erschien. An dem Flusse lagen in dichten Gebüschen die niedrigen Laubhütten der Fischer, deren Geräthschaften, zwischen den Bäumen ausgespannt, am Ufer trockneten. Auf der westlichen Hügelkette, von der der Mons Valerianus, der heutige Mont Calvaire, die höchste Spitze ist, lagen Weinpflanzungen, die aber nur kümmerlich gediehen.

Am Ende des dritten und im Anfange des vierten Jahrhunderts war die Verwaltung des römischen Reiches unter mehre Fürsten getheilt gewesen, von denen einer, Konstantius Chlorus, über Gallien und Britannien herrschte, und in den Jahren 292—306 n. Ch. häufig seinen Sitz in Lutetia nahm. Man schreibt ihm die Errichtung des sogenannten Palastes der Thermen zu, dessen Ueberreste das einzige Bauwerk sind, das Paris aus der römischen Epoche besitzt und die zwischen den Straßen La Harpe und St. Jacques und den kleinen Quergassen du Foin und des Mathurins liegen. Von diesem Gebäude, Palatium, wie Ammianus Marcellinus es nennt, ist nur ein einziger großer Saal übrig geblieben, dessen Material und Konstruktion den römischen Charakter und die diokletianische Epoche ankündigt. Eine eigene Wasserleitung, die von dem heutigen Dorfe Arcueil kam, war für ihn bestimmt. Zu ihm gehörte außerdem ein großer Garten, der sich weit am linken Ufer der Seine, wo heute der Faubourg St. Germain ist, hinstreckte. Im Innern

dieser Basilika, wie Zosimus den Palast der Thermen nennt, trug sich in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts eine merkwürdige Begebenheit zu, die, wenn auch nur für kurze Zeit, auf die ganze römische Welt einen bedeutenden Einfluß ausüben sollte.

Julianus, später von den Christen der Abtrünnige (Apostata) genannt, ein Enkel des Konstantius Chlorus und Vetter des Kaisers Konstantius, welcher letztere, nach dem Tode seiner Brüder, das ganze römische Reich unter seiner Herrschaft vereinigte, hatte die Allemannen und Franken am Rhein besiegt, die Grenzwehren erneuert und dem wilden Andrange der Germanen eine an die besten Zeiten Roms erinnernde Tapferkeit und Standhaftigkeit entgegengesetzt. Durch seine Siege an dieser besonders bedrohten Grenze des Reiches war dessen Auflösung um einige Menschenalter verzögert worden. Der Augustus, auf den Ruhm des Cäsars eifersüchtig und fürchtend, daß er sich in Gallien ein unabhängiges Heer bilden könne, verlangte von ihm die batavischen und herulischen Hülfstruppen, den Kern seines Heeres, um sie in Asien gegen die Parther zu brauchen. Julianus, der von den Legionen angebetet wurde, weil er sich, obgleich streng, doch stets gerecht und menschlich gegen sie gezeigt hatte, ließ eine große Menge Wagen anschaffen, um auf diesen die Frauen der Soldaten diesen nachzuschicken, damit sie nicht, während der Abwesenheit ihrer Männer, in die Gefangenschaft und Sklaverei der Allemannen geriethen. Diese Vorsorge, von Menschlichkeit oder Klugheit eingegeben, vermehrte noch die Liebe, welche die Krieger zu dem großmüthigen Fürsten hegten. Sie zogen, ehe sie sich zum Abmarsch nach dem Orient in Bewegung setzten, nach Lutetia, um von Julianus Abschied zu nehmen. Dieser ging ihnen, wie es nach Ammianus Marcellinus Bemerkung Sitte war, bis in die nördliche Vorstadt entgegen. Den Abend gab er den Befehlshabern ein Gastmahl, und bot ihnen jede Unterstützung an, die von ihm abhing. Sie drückten ihr Bedauern aus, ihn, der sie oft zum Siege geführt, verlassen zu müssen, und zogen in ihre Quartiere zurück, als sie, wie von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, bald darauf zurückkehrten und den Cäsar noch einmal zu sehen verlangten. Aber die Thore des Palastes waren verschlossen und sie wurden nicht eher als den andern Morgen vorgelassen. Hier begrüßten sie ihn einstimmig als Augustus und Regierungsgenossen des Konstantius. Er widerstand einen Augenblick, sie aber erhoben ihn auf einen Schild und zeigten ihn den Soldaten. Da in der römischen Welt, bis auf die letzten Zeiten herab, gewisse Formen und Zeichen von großer Wichtigkeit waren, so

glaubten die Krieger, daß ein Diadem dem neuen Augustus durchaus nothwendig sei, suchten ein solches, fanden es aber nicht. Sie dachten einen Augenblick daran, ein Hals- oder Armband der Helena, Julianus' Gemahlin, dazu zu brauchen. Er aber widersetzte sich diesem Vorhaben, indem er die Anwendung eines weiblichen Schmuckes als Zeichen einer so hohen Würde für eine üble Vorbedeutung hielt. Endlich nahm ein gewisser Maurus eine goldene Kette und setzte sie dem Cäsar auf das Haupt. Dieser zum Augustus ausgerufen, verspricht jedem Soldaten dieser Kohorten fünf Gold- und fünf Silberstücke von demselben Gewicht *).

Julianus zögerte, wahrscheinlich nicht aus Furcht vor dem Kaiser, sondern um die Begeisterung seiner Soldaten noch für sich zu erhöhen, von seiner neuen Würde Gebrauch zu machen und zog sich in einen einsamen Theil des Palastes zurück. Einer seiner Hofleute trat, um die Liebe der Krieger zu dem neuen Augustus auf die Probe zu stellen, zu den Wachen und sagte ihnen, daß Julianus so eben umgekommen sei. Diese Nachricht verbreitete sich schnell. Die Cohorten erregten einen furchtbaren Tumult und beruhigten sich nicht eher, als bis sie Julianus, im Purpur und Diadem, in seinem Staatsrathe (consistorium) thronen gesehen hatten. Ein Theil der für den Orient bestimmten Truppen war schon abmarschirt, auf die Nachricht von Julianus' Erhebung kehrten sie zurück. Als sie alle im Campus Martius, das an den kaiserlichen Palast stieß, versammelt waren, bestieg der Augustus das Tribunal, von Adlern und Fahnen umgeben. Er betrachtete seine Soldaten einen Augenblick und hielt, da ihre Blicke und Mienen ihn ermunterten, eine Rede an sie, in welcher er sich von ihnen nicht zu trennen versprach, mit Bescheidenheit und Würde seiner Thaten erwähnte und ihnen Belohnungen für ihre Tapferkeit verhieß. Einige Zeit vorher war dem Julianus in der Einsamkeit der Nacht sein Genius erschienen, hatte ihm seine bevorstehende Erhebung angekündigt, aber auch hinzugesetzt **): „id tamen retineto imo corde, quod tecum non diutius habitabo." (Dies aber bewahre im Innersten deines Herzens, daß ich nicht mehr lange mit dir weilen werde.) — Die sonderbare Seelenstimmung dieses außerordentlichen Mannes, dessen sonst so klarer Verstand von dem magischen Aberglauben der alten Welt verdunkelt wurde, und der mit einer Art schwärmerischer

*) Ammian. Marcell. XX. 4 et seq Julian. Orat. ad S. P. Q. Athen.
**) Ammian. Marcell. XX. 5.

Liebe an dem untergehenden Heidenthum hing, mag für Phantasmen dieser Art besonders empfänglich gewesen sein.

Julianus liebte Lutetia, wahrscheinlich weil er hier mehre Winter von den Beschwerden der Sommerfeldzüge sich ausgeruht, vielleicht gefiel ihm auch die Freiheit und Abgeschiedenheit, in der er hier, früher an so große Abhängigkeit gewöhnt, gelebt hatte. Die kleine Stadt auf der Insel in der Sequana war von ihm nicht vergessen worden, als sich später der größte Schauplatz der Welt vor ihm aufthat. Er hatte sich, während seines Aufenthaltes in Lutetia, nach Art der griechisch und römisch gebildeten Fürsten, im Gegensatze zu denen, die aus der Feudalwelt abstammen, mit Philosophen und Gelehrten, so weit es die Umstände erlaubten, umgeben. In seiner Nähe lebte Oribasius aus Pergamus, der hier einen Auszug aus den Werken des Galenus verfaßte, wahrscheinlich die erste gelehrte Arbeit in einer Stadt, die später zu einem der größten Mittelpunkte geistiger Thätigkeit bestimmt war. — Julianus sagt in einer Stelle seiner Werke *): „ich befand mich während eines Winters in meiner theuern Lutetia. Sie nimmt eine Insel im Flusse ein. Hölzerne Brücken verbinden sie mit dem Lande. Der Fluß steigt und fällt selten, sein Wasser ist klar und angenehm zu sehen. Das Klima ist gewöhnlich nicht sehr streng, wegen der Wärme des Oceans, wie die Leute des Landes sagen, der, nur neunhundert Stadien entfernt, eine milde Luft nach Lutetia sendet. Der Boden trägt gute Weinstöcke. Die Parisii kennen selbst die Kunst Feigenbäume zu ziehen, indem sie dieselben mit Stroh umwinden und andre Mittel anwenden, die dazu dienen, die Bäume vor der Kälte zu schützen. Während meines Aufenthaltes war der Winter gerade außerordentlich rauh. Der Fluß führte Eisschollen, wie Marmorblöcke mit sich. Nicht wahr, Du kennst die phrygischen Steine? — eben so waren diese großen Eisblöcke, die, sich aneinander fügend, eine Brücke bildeten. Strenger als je gegen mich, wollte ich nicht zugeben, daß man das Zimmer, in dem ich schlief, mit Oefen, nach Landesart, erwärmte."

Man sieht aus dieser Schilderung, daß die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend sich sehr wenig verändert hat, ausgenommen, daß die Seine heutzutage bedeutend steigt und fällt, und daß die Reben der Umgegend von Paris keines besondern Rufes genießen.

---

*) Misopogon.

Nach Julianus bewohnten die Kaiser Valentinianus und Valens den Winter des Jahres 365 n. Ch. den Palast der Thermen. Drei Gesetze in dem Codex Theodosianus: de numerariis, de annona et tributis sind aus Parisii, wie man am Ende des vierten Jahrhunderts Lutetia zu nennen anfängt, datirt.

Am Ende des fünften Jahrhunderts war die Menschheit an eine jener großen Epochen angelangt, wo sie, von einer neuen Bewegung ergriffen, die mit dem, was sie bisher gewesen, in keinem, wenigstens äußerlich, faßlichen Zusammenhange stehend, in ihrer Entwickelung eine totale Unterbrechung erfährt und aus der Bahn, auf der sie bisher gewandelt, gestoßen, auf einem vorher nie betretenen Wege, nach einem ihr unbekannten Ziele, geführt wird. In dieser Entwickelung hatte bisher, von den ältesten fabelhaften Zeiten des Sesostris und der Semiramis an bis zu den letzten römischen Kaisern herab, eine innere und äußere Verbindung stattgefunden, die selbst vom Christenthum nicht aufgehoben worden, jetzt aber durch die große Invasion des Nordens und Ostens für immer unterbrochen wurde. Früher war, seitdem es für uns eine Geschichte giebt, ein Volk von dem andern besiegt oder in dasselbe aufgenommen worden, jetzt aber wurde die ganze bestehende Menschheit von einer sich plötzlich erhebenden, ihr zum Theil vorher unbekannten Welt, und die zum ersten Male auf dem Schauplatze erscheint, verschlungen. Die allgemeinsten und zugleich innersten Gründe dieses größten aller Geschicke, von dem das menschliche Geschlecht, oder wenigstens sein historischer Bestandtheil, und ein solcher gehört allein in die Geschichte, getroffen worden, sind, wie das Princip aller Erscheinungen, ein Geheimniß der die Welt beseelenden und leitenden Macht, und in diesem Falle ist selbst der wichtigste und merkwürdigste Theil jenes Ereignisses: die Veranlassung, die den Norden und den Osten auf den Süden und den Westen warf, unerforschbar geblieben. Es ist aber, an diesem großen Wendepunkt in der Geschichte angelangt, hier die Stelle, einen Rückblick auf den Zustand des römischen Reiches und besonders der zu ihm gehörigen Provinz zu werfen, die uns so lang beschäftigt, um die Gründe zu begreifen, warum sie der gegen sie anstürmenden Gewalt keinen kräftigen und ausdauernden Widerstand entgegengesetzt hat.

Zwölftes Kapitel.

Außer den ganz allgemeinen Gründen des Verfalles, wie dem Verluste der republikanischen Freiheit, durch die Rom allein groß geworden, der Erscheinung des Christenthums, von dem, so zu sagen, das Herz der alten Welt gebrochen wurde, der zu großen Ausdehnung des Staates, lag in der innern Organisation des römischen Reiches, in der Verwaltung eines aus den verschiedensten Nationen bestehenden, und, was besonders zu beachten ist, nicht durch friedliche Einigung oder allmäliges Nähertreten, sondern einzig durch Gewalt und Zerstörung gebildeten Reiches, der Keim eines unausbleiblichen Unterganges. Die Trauer über das endliche Verschwinden eines zwar seit lange sinkenden, aber immer noch von den größten Erinnerungen geschmückten Daseins gehört mehr dem Gemüthe an und hat deshalb auch unter den Denkern und Dichtern des Nordens mehr Widerklang als unter denen des Südens gefunden, obgleich letztere der römischen Welt näher stehen. Der Verstand begreift dieses große Ereigniß bis auf einen gewissen Grad, was aber auf das Tiefste befremdet und darum, wenigstens in seinen Grundzügen, erklärt werden muß, ist die Entsagung und Selbstaufgebung, mit der eine, wenn auch gelähmte und erschütterte, ihrer Form aber nach noch immer bestehende Ordnung der Dinge die Angriffe von Feinden erwartete, die sie nicht mit vorübergehenden Uebeln, sondern mit gänzlichem Untergange bedrohten. Die Einwohner der römischen Provinzen begriffen, wie man nach allen vorhandenen Zeugnissen schließen muß, daß es sich bei den Invasionen, von denen sie seit dem vierten Jahrhunderte regelmäßig heimgesucht wurden, nicht um einen Wechsel der Herrschaft, eine Veränderung der Regierung handle, sondern daß aus ihnen eine vollkommene Zerstörung ihres bisherigen Daseins, eine individuelle und persönliche Unterjochung hervorgehen müsse. Dennoch spricht die Geschichte von keinem, irgend bedeutenden und geordneten Widerstande, den sie diesem äußersten Elende, das sie bedrohte, entgegengesetzt hätten. Wenn man die Nachrichten über die Occupation Galliens durch Burgunder, Gothen und Franken liest, so könnte man zuweilen auf den Gedanken kommen, daß die deutschen Eroberer ein fast menschen-

leeres Land eingenommen hätten, so wie später Europäer sich nach der Entdeckung Amerikas zuweilen auf unbewohnten Inseln niederließen, so vollkommen unthätig erscheint die Bevölkerung bei diesen, jedes Einzelnen persönliches Geschick bedrohenden Einfällen. Eine solche Entäußerung aller menschlichen Kraft und Würde, ein so feiges Hingeben an das Schicksal ist in der neuern Geschichte unerhört, und selbst das oströmische Reich ist nicht so unrühmlich, so ohne allen Widerstand gefallen. Obgleich diese Erscheinung sich in fast allen römischen Provinzen auf dieselbe Art wiederholt, so sprechen wir hier doch nur von Galliens besonderm Zustande, das durch seine Lage den Angriffen der Germanen am Meisten bloßgestellt war, und wo die gänzliche Erschlaffung aller militairischen und politischen Organisation fast noch mehr als anderswo, wenigstens früher, hervortritt. Die Ursache dieser tiefen Entartung liegt theils in dem allgemeinen Einflusse Roms auf seine Unterthanen, in der Stellung der Provinzen zur Hauptstadt, theils in der innern Verwaltung und den sich aus ihr entwickelnden Zuständen, wie sie von dem römischen Despotismus geschaffen waren. Alles verschwundene Leben in der Geschichte, das von uns zu sehr durch die Zeit entfernt und in seinen Einzelnheiten zu unbekannt ist, kann nur nach den Resultaten beurtheilt und begriffen werden, die es hervorgebracht hat. Wenn wir nun annehmen müssen, daß den Formen der römischen Republik, welche die Weltherrschaft zur Folge hatten, eine ganz besondere Stärke eigenthümlich gewesen, da das Rom noch so lange erhaltende Princip, unter den Kaisern, als ein Rest jener lebendigen Verfassung erscheint, so muß der Charakter des römischen Despotismus, nach dem Untergange der Freiheit, der erniedrigendste und entnervendste gewesen sein, da er so alle Keime der sittlichen Kraft und alle Blüthen des materiellen Reichthumes in den unterworfenen Ländern zerstören konnte. Diese Erscheinung ist um so auffallender, da es unter den römischen Kaisern des vierten und fünften Jahrhunderts keine so wüthigen und gräßlichen Tyrannen wie in den ersten Jahrhunderten gegeben und der Verfall dennoch unaufhaltsam fortschreitet. Diokletian, Konstantin, Julianus und Theodosius können ohne Widerspruch für große Männer gelten, und Ungeheuer, wie Kaligula, Nero, Carakalla und andere mehr, finden sich in den letzten Zeiten Roms fast gar nicht mehr. Einige dieser Kaiser, wie Julianus, Honorius und Theodosius II., suchten sogar eine gewisse municipale Freiheit und Selbstständigkeit der Gemeinden im abendländischen Reiche zu begünstigen, die in sich aber zu enge, zu bewegungslos und zu vereinzelt auf das Ganze keinen lebendigen

Einfluß gewinnen konnte. Denn die Formen der römischen Verwaltung, die jene gänzliche Entkräftung und innre Auflösung hervorgebracht, waren zu tief mit der Konstitution des Staates selbst, seit dem Untergange der Republik verbunden, als daß es möglich gewesen wäre, sie wesentlich zu verändern, und hätte auch dies geschehen können, so wäre der sie beseelende Geist, und somit ihr sittlicher Einfluß, durchaus derselbe geblieben. Es ging der römischen Menschheit wie einem Greise, bei dem alle Heilmittel ohne Erfolg bleiben, weil die Organe, auf die sie angewandt werden könnten, zu abgenutzt sind.

Schon Livius *) macht bei der Erzählung der gewaltigen Rüstungen, die Rom gegen die letzte drohende Bewegung der italischen Gallier traf, die Bemerkung, daß zu seiner Zeit die Bevölkerung sich so sehr vermindert habe, daß solche Anstrengungen unmöglich geworden seien. Dieser schon zu Augustus' Zeit in Italien fühlbar werdende Menschenmangel war eine Folge der langen Bürgerkriege, des aus ihm entstandenen Despotismus und der damit im innigsten Zusammenhange stehenden Veränderung des Besitzstandes. Die Klasse der kleinen freien Eigenthümer, einst die Stärke Italiens und die Pflanzschule der römischen Legionen, war allmälig unter der kaiserlichen Herrschaft verschwunden, und hatte großen ausgedehnten Besitzungen, von Sklaven bearbeitet und von Freigelassenen verwaltet, Platz gemacht. Ein Mittelstand, der die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens reichlich befriedigen kann, an Ueberfluß aber weder gewöhnt ist, noch nach ihm strebt, die wahre Stärke eines Staates, war in den innern Kriegen, den Proscriptionen und der ihnen folgenden Anarchie untergegangen. Die Aeckervertheilungen unter Sylla und Octavian hatten keinen Besitzerstand geschaffen, denn die Soldaten, der Einsamkeit des Landlebens überdrüssig und an Raub und Schwelgerei gewöhnt, hatten sehr bald den Werth der ihnen zugefallenen Grundstücke verschleudert und sie ihren reichern Nachbarn überlassen, die wieder von noch reichern verschlungen wurden, so daß alles Eigenthum zuletzt in unverhältnißmäßig wenige Hände überging. Auch legte die durch den Raub der ganzen Welt bereicherte Aristokratie ihre Kapitalien meist in Italien an und zerstörte so selbst die Möglichkeit des Aufblühens einer unabhängigen und wohlhabenden Mittelklasse. Bei der Unthätigkeit, in welcher der römische Adel unter den Kaisern lebte, bei der Schlaffheit, in

*) Tit. Livius VII, 25.

die er verfiel, bei der Furcht, welche die tyrannische Nähe der Kaiser erregte, fingen die Großen gegen alle frühere Sitte an, so viel als möglich die Hauptstadt zu vermeiden, worüber schon Tiberius bei Tacitus im Senate sich beklagte, und ihre Besitzungen großentheils in Weiden, Gärten und Lustwälder zu verwandeln. Das Land trug weniger als früher, denn je mehr die Volksmenge Italiens sich verminderte, je nothwendiger wurde die Zufuhr aus Afrika, da auch Siciliens Wohlstand, kurze Zeit nachdem es in römische Hände gekommen, zerstört war. Nach dem Verschwinden des kleinen Eigenthumes entstand ein an alle Bedürfnisse des Luxus gewöhnter Pöbel, der, da das Land von Sklaven bebaut wurde und ein Stand der freien Industrie nicht vorhanden war, kein Mittel zum Leben besaß als die Freigebigkeit der Großen und die Spenden der Regierung, die sich jetzt nicht mehr, wie früher auf Rom beschränkten, sondern in den meisten größern Städten veranstaltet wurden. Bei der sich immer steigernden Armuth und Abhängigkeit der Menge, der immer allgemeiner werdenden Sittenlosigkeit, verminderte sich die Zahl der Ehen und das ganze äußere Dasein der römischen oder romanisirten Welt begann, wie ein siecher Körper, dahin zu schwinden. Dieser Zustand ließ keine Rettung hoffen, an deren Mittel auch, Augustus ausgenommen, keiner, selbst der bessern römischen Kaiser, gedacht hat, da diese sich fast einzig mit Vertheidigung der Grenzen, Bezähmung widerspenstiger Provinzen oder der Bekämpfung von Nebenbuhlern beschäftigen mußten. Auch blieben die Arbeiten einiger guten Regenten ohne Frucht, da die große Zahl der Tyrannen oder Schwächlinge die Wirkungen jeder Verbesserung zerstörte. Hierzu kamen noch die Gewohnheiten der despotischen Regierung, die ihrer innern Unrechtmäßigkeit sich bewußt, nur für den Augenblick lebte und der Zukunft unbesorgt war. Die Vorstellung, daß die imperatorische Gewalt, ihrem innersten Wesen nach, eine Usurpation sei, ließ, selbst bei den bessern Kaisern, keinen Gedanken an ein festes Erbfolgegesetz aufkommen, das übrigens, wenn es auch gegeben worden, nicht hätte aufrecht erhalten werden können.

Dieselben Gebrechen der bürgerlichen Ordnung waren von Rom auf die Provinzen übergegangen und hatten hier noch zerstörendere Wirkungen hervorgebracht. In Gallien war das kleine Eigenthum zwar weniger als in Italien verschwunden, es wurde aber von der kaiserlichen Regierung systematisch ausgesogen und befand sich in einem noch schlimmern Zustande als der ganz besitzlose Pöbel Roms. Die kleineren Eigenthümer lebten in Gallien, wie überall in der römischen Welt, in den Städten und bildeten hier eine eigene Klasse:

Kurialen genannt. Sie waren mit der Verwaltung des gesammten städtischen Vermögens und der Leitung aller polizeilichen Ordnung beauftragt, nur die richterliche Gewalt und das Interesse des kaiserlichen Fiskus waren ihnen entzogen. Die Funktionen der Kurialen waren in ihren Familien erblich. Dies könnte die Vorstellung erwecken, als seien die Kurialen eine Art Aristokratie, ein privilegirter Stand gewesen, sie befanden sich dagegen, unter allen Freien des römischen Staates, in einer ganz besonders abhängigen Lage. Jeder Bürger einer Stadt, der ein gewisses Eigenthum besaß, mußte Kurial werden und konnte dieser Stellung nicht entsagen. Diese Kurialen bildeten einen besondern Stand: Kuria genannt. Wer von ihnen seine Stelle niederlegen wollte, mußte sein gesammtes Vermögen der Stadt überlassen. Wenn die Summe des der städtischen Gemeinde auferlegten Tributs nicht vollständig einging, so mußten die Kurialen das Fehlende aus ihren eigenen Mitteln ersetzen. Es war ihnen nicht erlaubt, ihre Söhne einem andern Stande zu bestimmen. Diese traten in die Stelle des Vaters oder verloren ihr Eigenthum. Die Kurialen durften ohne die Bewilligung des kaiserlichen Statthalters nicht von ihrem Vermögen veräußern und in gewissen Epochen, ohne seine Erlaubniß, nicht einmal ihre Stadt verlassen. Man kann sich vorstellen, daß Jeder, so viel als möglich, sich diesem Drucke zu entziehen suchte. Die Kaiser ertheilten deshalb die Befreiung vom Amt und der Stellung bei der Kuria als ein Privilegium. Außerdem fiel die ganze Last dieser Verpflichtung auf das, was man heutiges Tages den Mittelstand nennt, denn die höhern Klassen, alle, welche durch den Titel „Clarissimus," der sehr häufig war, ausgezeichnet worden, so wie alle, welche auf irgend eine Weise im Dienste des Staates standen, waren von ihr ausgenommen. Wenn oben bemerkt worden ist, daß das Joch der kaiserlichen Regierung auf den Provinzen, in mancher Beziehung, weniger schwer als das der Republik gelastet, so ist dies nur auf die ersten Jahrhunderte anwendbar, so lange Rom noch nicht für sein Dasein selbst zu fürchten hatte und die Grenzen des Reiches nur hier und da angegriffen, aber noch nicht überschritten waren. In den letzten Zeiten aber hatte sich, mit der steigenden Gefahr und Noth, der Despotismus selbst außerordentlich vermehrt, und er war, eben so willkürlich wie früher, durch seinen sehr vervollkommneten Mechanismus noch fühlbarer und besonders noch regelmäßiger und mehr ins Einzelne gehend, geworden. Da alles Leben des römischen Staates in Gallien, wie überall, in Städten concentrirt war, denn es gab keine irgend bedeutende freie ländliche

Bevölkerung, so kann man sich eine Vorstellung von dem innern Zustande des Volkes machen, wenn eine unter demselben hervorragende Klasse, wie die Kurialen, sich in einer solchen Abhängigkeit befand. Die übrigen Unterthanen wurden von den kaiserlichen Statthaltern geradezu als Sklaven behandelt. Wenn man die Gesetzgebung der damaligen Zeit betrachtet, so findet man, daß fast alle üblichen Mittel, Ordnung, Ruhe und Gehorsam zu erhalten, darauf berechnet waren, das Ehr- und Selbstgefühl in der Masse des Volkes zu vernichten. Die Tortur ist in keiner andern politischen Gesellschaft so allgemein üblich gewesen. Von ihr, aber auch nicht einmal immer, befreit zu sein, war einer der Vorzüge des Standes der Kurialen, so wie heute das kostbarste Privilegium des russischen Adels darin besteht, keine Peitschenhiebe zu bekommen, denen die übrigen Klassen in sehr vielen Fällen unterworfen sind. Die körperlichen Strafen, deren häufige Anwendung der sicherste Beweis der Rohheit der höhern und der Verworfenheit der niedern Klassen in einem Volke sind, wurden damals im römischen Reiche selbst für die Nichtbezahlung der öffentlichen Steuern verhängt. Die höhern Stände, nicht zahlreich, sehr reich, von der Regierung, unter andern Formen, eben so vollkommen abhängig wie die mittlern, ohne alle politische Freiheit und Würde, verfielen in einen schlaffen Müßiggang, oder intriguirten am Hofe der Kaiser, um durch Ernennung zu Aemtern einen Theil an der Regierung zu erhalten, auf die sie sonst gar keinen, weder legalen noch moralischen Einfluß besaßen, und Gelegenheit zur Unterdrückung ihrer Mitbürger zu bekommen. Der Zustand Galliens war demnach am Ende des abendländischen Reiches der traurigste und gesunkenste, den man sich vorstellen kann. Es war keine Hoffnung auf eine mögliche Erneuerung und Wiederbelebung des gesellschaftlichen Körpers vorhanden, dessen Elemente aus einer verweichlichten selbstsüchtigen Aristokratie, ohne politische Kraft, einem unterdrückten Mittelstande, der selbst die Auszeichnungen, die ihm wurden, als eine Last betrachten mußte, und einem zahlreichen, müßigen, von öffentlichen Spenden lebenden städtischen Pöbel bestanden. Unter diesem Allen lag ein bis zum Dasein der Thierheit herabgewürdigter Sklavenstand. Die einzige Hoffnung in einem so verzweifelten Zustande war die Bedeutung, zu der schon damals das Christenthum in ganz Gallien, wie in fast allen andern Provinzen, emporgekommen war. Sein sittlicher Einfluß wurde jedoch weniger, als man gewöhnlich behauptet, gefühlt. Einmal war es gerade damals weit mehr mit sich selbst, mit der Arbeit, sich in einer Kirche äußerlich zu vollenden und selbst zu

einer politischen Macht zu werden, als mit dem Geschick der ihm angehörigen Individuen beschäftigt, und dann fühlte es sich dem weltlichen Despotismus theils untergeordnet, theils von ihm zu tief getrennt, um anders als vorübergehend und in einzelnen Fällen auf ihn wirken zu können. Die Religion ward erst durch den Untergang des römischen Reiches wahrhaft frei. So muthig sich auch hier und da ein Bischof diesem oder jenem tyrannischen Akt widersetzt, oder wenn er begangen, für ihn eine religiöse Genugthuung verlangt hatte, die Kirche konnte im Ganzen die Organisation des römischen Reiches nicht verwandeln, das älter als sie war und sich sogar zu einer gewissen Oberhoheit über sie für berechtigt hielt.

Die materielle Lage Galliens war im Wesentlichen seinem moralischen Zustande ähnlich, obgleich die der alten Welt eigenen großartigen Formen einen täuschenden Schein von Leben über dieses Bild der Entkräftung und Erniedrigung verbreiteten. Die größern Städte prangten meist, wie die Italiens, von Palästen, Tempeln und Säulengängen, und waren von reizenden Landhäusern, Lustwäldern und lebendigen Wassern umgeben, denn die Gallier hatten sich bald den Sinn für äußere Schönheit, der die griechische und römische Welt charakterisirt, anzueignen gewußt. August hatte lange in Narbonne und Lyon gewaltet. Es war den ersten Kaisern daran gelegen gewesen, Gallien so schnell als möglich zu romanisiren, um in demselben eine Vormauer gegen Germanien zu gewinnen. Die Kraft und Großheit, die sich in dem öffentlichen Walten der Römer, besonders ihren Bauten aussprach, war ein unfehlbares Mittel, um das bewegliche, zur Nachahmung besonders geschickte, der Sinn- und Augenlust ergebene Volk der Gallier zu verführen. Die Mittel hierzu bot das Land selbst, das an Holz und Gestein und damals wahrscheinlich auch an Metallen besonders reich war, und was konnte einem römischen Kaiser unmöglich sein, der über die Schätze der ganzen bekannten Erde gebot? Aber entfernt von diesen glänzenden Städten lag das Land unbebaut, von halb wilden Hirten, von Pächtern, die, wie die Leibeigenen des Mittelalters, an die Scholle gebunden waren, und von Sklaven bewohnt, die nach Art der heutigen Arbeiter, in Fabriken zusammengedrängt, die rohen Produkte des Landes für die Bekleidung der ärmern Klassen, auf Rechnung ihrer Herren bearbeiteten, die sich durch deren Verkauf die Bedürfnisse ihres Luxus verschafften. Große Heerstraßen durchschnitten Gallien und führten von einer bedeutenden Stadt zur andern, aber es gab keine andern Wege als diese. Die ländliche Bevölkerung lebte durchaus isolirt von einander und stand nur mit

den Herren des Bodens, die in den Städten lebten, in Verbindung. Auf den großen Straßen standen an bestimmten Stationen Boten bereit, um die Befehle der kaiserlichen Beamten schnell zu befördern. Auf den dominirenden Punkten des Landes, auf Anhöhen, da, wo Straßen sich durchkreuzten, wo Flüsse ineinander strömten, waren befestigte Wachtposten errichtet. Doch befand sich nur geringe Kriegsmacht in Gallien. Die Legionen standen an der germanischen Grenze. Die latinisirten Nachkommen der kühnen Barbaren, die einst Rom verbrannt hatten, waren entwaffnet. Der Schrecken der römischen Justiz waltete über dem Lande, und war hinreichend, eine schwache, dünn gesäte, von wenigen städtischen Mittelpunkten abhängige Bevölkerung im Zaume zu halten.

In den bedeutendern Städten waren von den Kaisern Schulen und oft mit großem Aufwande errichtet, wo griechische und lateinische Sprache und Wissenschaft gelehrt wurden. Aber obgleich der celtische Stamm, wenn er unabhängig geblieben, die ihm eigenthümliche Geistesrichtung vielleicht in einer besondern Literatur ausgesprochen hätte, so wurde jetzt die Entwickelung seines innern Wesens von der ihm fremden Bildung erstickt. Aus diesen Schulen gingen nicht Staatsmänner, Dichter, Geschichtschreiber, sondern nur Sachwalter, Grammatiker, Epitomatoren und Schönredner hervor. Die antike Bildung, in welcher die Form immer der überwiegende Theil gewesen, war in der letzten Zeit, da der ihr eigenthümliche Stoff, nachdem so viele Generationen an ihm gezehrt hatten, sich immer mehr verminderte, eine immer mattere Wiederholung des schon einmal Hervorgebrachten gewesen, und es ließ sich der Zeitpunkt voraussehen, wo diese hohl gewordenen Formen, wie Zweige, die mehr kein Saft belebt, von selbst abfallen würden. Diesem langsamen Todeskampfe kam die germanische Eroberung zuvor, die es der Zeit ersparte, die letzte Hand der Zerstörung an das auf allen Seiten sinkende Gebäude der alten Welt zu legen.

Der Untergang einer Herrschaft, wie der römischen, die so lange an der Spitze der Welt gestanden und an deren Dasein alle Ideen und Interessen der Einzelnen, wie der Nationen, geknüpft gewesen, hat etwas Dämonisches und dem Gedanken allgemeiner Vernichtung nahe Kommendes, und doch ist aus diesem Tode ein herrlicheres Leben, als das entschwundene, aufgeblüht, so reich ist der die Welt beseelende Geist, so unerschöpflich das in den Adern der Menschheit strömende Blut. Doch bleibt diese Begebenheit, denn eine solche kann man sie nennen, da sie, obgleich nicht in einem einzigen Moment eingetreten, doch im Kreise weniger Generationen vollbracht

wurde, die größte Tragödie im Leben des menschlichen Geschlechts. Der innere und allgemeine Grund dieser furchtbaren Katastrophe liegt weniger in der im Norden und Osten entstandenen Bewegung, der die Römer früher wohl zu widerstehen vermocht hätten, als in der besondern Natur des römischen Geistes, der durchaus an äußere Formen gebunden nnd gewissermaßen in ihnen enthalten, seine Kraft verlieren mußte, als diese Formen sich abnutzten und der Glaube an sie, der früher Wunder gethan, verschwunden war. Auch hatten die Provinzen, eine nach der andern, durch die Eroberung, ihre Nationalität, Sprache und Sitte verloren. Alles war, der Form nach, römisch geworden, ohne darum auch den besondern römischen Charakter annehmen zu können. Dieser römische Schein, der Hispanier, Gallier und Britannier, ohne ihnen das Wesen des altrömischen Lebens verleihen zu können, umkleidete, brach das Innerste dieser Völker und machte aus der römischen Welt eine unförmliche chaotische Masse, in der jede lebendige Eigenthümlichkeit untergegangen war. Der Despotismus der Kaiser und ihrer Statthalter, der seelenlose Mechanismus der römischen Regierungsmaschine von dem Augenblicke an, wo die Freiheit nicht mehr ihr Räderwerk belebte, trug ebenfalls viel zur Auflösung der alten Welt bei, deren tiefster Grund aber in der Vernichtung der Nationalität bei den besiegten Völkern lag und in dem Bestreben, den Verlust eines lebendig gefühlten Daseins durch todte Formen, wie es die römischen auf fremdem Boden durchaus werden mußten, ersetzen zu wollen. Jene lateinisch redenden Gallier mochten noch so sehr bemüht sein, ihre eigene Nationalität zu vergessen, es gelang ihnen nicht, Römer zu werden, in dem Sinne, in dem die es waren, welche einst an der Quelle des römischen Lebens selbst genährt worden. Durch das Aufgeben ihrer Sprache und Sitte verloren sie das Mark ihres Wesens, über der Uebung, fremde Formen sich anzueignen, die zeugende männliche Kraft ihres Geistes. Mit dem Verluste ihrer nationalen Erinnerungen, ihrer gesammten Vergangenheit, ging allmälig auch der Glaube an die Zukunft in ihnen unter und in einem solchen entnervten und zerrissenen Dasein folgte einer schwachen Generation eine immer noch schwächere. Rom hätte nur groß bleiben können, wenn es, statt die besiegten Völker zu denationalisiren, aus ihnen eine Konföderation gebildet und ihre Eigenthümlichkeit anerkennend, ihr Dasein geleitet hätte, ohne es zu vernichten. Der verständige Geist des Römers hatte die Welt besiegt, so lange er an die Formen geglaubt, die er erschaffen, und die ganze Kraft seines Wesens in sie versenkt hatte. Sobald das Vertrauen

an sie erstorben, verschwand auch der unwiderstehliche Zauber, den sie ausgeübt, und was einst Ursache der Größe gewesen, ward jetzt Ursache des Verfalles. Als der formelle römische Geist, der sein Dasein an todte Zeichen gebunden hatte, mit der regellosen, aber frischen und überströmenden Kraft des Nordens zusammenstieß, wurden diese Zeichen gebrochen. Er selbst verschwand mit ihnen und der Verstand der lateinischen erlag dem Gemüthe der germanischen Welt.

Dieses Ereigniß, das in vielfacher Beziehung als das größte in der Geschichte erscheint, da es den Zustand Europas von Grund aus verändert, während das Christenthum schon Jahrhunderte lang im Stillen gewirkt hatte, bevor es einen allgemeinen Einfluß gewann und allein die alte Welt nie vollkommen verwandelt haben würde, wird von den französischen Geschichtschreibern, selbst heute noch, als das größte Unglück, der Untergang des weströmischen Reiches als das Verschwinden einer herrlichen Bildung, und die germanische Invasion als das schrecklichste Verhängniß, das je über die Welt gekommen, dargestellt. Dieser Ansicht liegt einmal ein unwillkürlicher und dann ein absichtlicher Irrthum zu Grunde. Die Franzosen nehmen, ihrem in Formen befangenen Geiste gemäß, das Aeußere, die Hülle der Civilisation, für diese selbst und vergessen, daß die Einrichtungen des römischen Lebens lange vor ihrer äußern Vernichtung entseelt waren und der Tod ihnen wünschenswerther geworden, als der leichenartige Zustand, in welchem sie ein Scheinleben fortzuheucheln suchten. Denn die Formen der alten Welt waren, nachdem der Geist, der sie einst belebt, sich von ihnen zurückgezogen, von selbst dazu bestimmt, wie alles Sinnliche und Endliche, theils zu Grunde zu gehen, theils einer neuen Ordnung des Daseins als Stoff und Material zu dienen. Dann aber vergessen die Franzosen nicht, daß es Germanen, die Stammverwandten der heutigen Deutschen, waren, welche diese Weltveränderung vollbrachten. Von ihrem Standpunkte aus, der in allen Dingen, subjektiv, national und deshalb oft so beschränkt ist, mögen sie Recht haben, aber die triviale und deshalb leicht faßliche Betrachtungsweise ihrer Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts hat, neben zahllosen andern Irrthümern, auch diesen, daß die deutschen Eroberer des fünften Jahrhunderts an den Grenzen der Thierwelt stehende, den Indianern und Neuholländern ähnliche, Wilde gewesen, unter die Menge gebracht. Es ist ein besonderes Schicksal des französischen Genius, daß er mehr durch seine Irrthümer, seine Schwächen und Mängel, als durch das ihm zugetheilte Maß von Wahrheit auf andere Na-

tionen gewirkt hat. Die oberflächliche, populaire, rhetorische Form der französischen Bildung hat ihrer Darstellungs- und Betrachtungsweise überall einen so leichten und oft so verderblichen Eingang verschafft.

Es ist eine Eigenheit der Franzosen, daß sie, die in Bezug auf Anordnung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse das veränderungslustigste und neuerungssüchtigste Volk sind, das es je gegeben, in Bezug auf literarischen Geschmack, in einer gewissen, gerade die tiefsten intellektuellen Interessen umfassenden Sphäre fast eben so stationair bleiben, wie die halb erstorbenen Völker Spaniens und Italiens. Die seit einiger Zeit begonnene sogenannte romantische Richtung eines Theiles ihrer Literatur widerspricht dieser Behauptung nicht, denn diese ist, obwohl von mehren bedeutenden Talenten getragen, dennoch eine fremde Blüthe und der Same zu ihr aus England und besonders aus Deutschland gebracht worden. In der Regel sind alle philosophischen, historischen, literarischen Ansichten in Frankreich traditionell. Dieser wichtige Theil des innern Lebens kommt einem Deutschen hier manchesmal wie erstarrt vor. Der Enkel bewundert gewissenhaft die Trauerspiele und Komödien, die Sentenzen und Reflexionen, die sein Großvater verehrt hatte. Boileau's „Lutrin" gilt unter den Jungen, wie unter den Alten, für das nec plus ultra menschlichen Witzes, und die Pariser Studenten werden heute noch eben so, wie ihre Vorgänger vor hundertfunfzig Jahren, von dem sentenziös konventionellen Tone der französischen Tragödie oder der kalt verständigen Heiterkeit ihres Lustspiels elektrisirt. Die Jugend dieses Landes, von der ein Theil, in Rücksicht auf die Einrichtungen des politischen und öffentlichen Lebens, die verwegensten Einfälle erzeugt, hängt in Bezug auf Philosophie und Poesie, auf inneres Leben überhaupt, eben so an Formen, ist dem wahren Schönen, der wahren Größe eben so entfremdet, als es ihre Vorfahren zur Zeit Voltaire's waren, da sie im Ernst glaubten, daß alle Nationen ihre Sprachen vergessen und dafür französisch lernen sollten. Die durchaus formelle Erziehung der gebildeten Klassen und die von der Außenwelt beherrschte Natur des Franzosen geben hier dem literarischen Leben, ungeachtet der bunten Oberfläche, die es darstellt, ein sonderbar antiquirtes traditionelles Gepräge. Man findet hier oft dieselben grundfalschen Ideen und Betrachtungen in Büchern, die zum Unterricht junger Mädchen und Schulknaben bestimmt sind, wie in denen, welche die wichtigsten Fragen der Geschichte und Philosophie vor einem reifen und mündigen Publikum behandeln. Es ist noch nicht gar lange

her, daß ihre Geschichtschreiber keine Ahnung davon hatten, daß Franken und Franzosen sehr verschiedene Volksgestalten, und Gallien und Frankreich zwar dasselbe Gebiet im physischen, aber nicht im moralischen Sinne seien. Sie erzählten z. B. ihrem leichtgläubigen Publikum von den galanten Festen am Hofe der Merowinger, und versicherten, daß Karl der Große ein Franzose gewesen, und diese Sprache, wie etwa Friedrich der Große, besonders gern gesprochen habe. Diese und andere sonderbare Vorstellungen sind hier noch keineswegs verschwunden und diese theoretische Starrheit geht, ein schwer, wenn auch nicht unmöglich zu erklärendes Phänomen, mit der übergroßen praktischen Beweglichkeit ruhig Hand in Hand, ohne daß sie sich abstoßen. Uebrigens ist diese Einseitigkeit und Beschränktheit eines großen Theiles des idealen Lebens bei den Franzosen nicht sowohl ein Mangel an Einsicht als eine Folge ihrer Selbstsucht. Bei allen noch so allgemeinen Gegenständen, die, auf irgend eine Weise, eine Vergleichung zwischen Franzosen und andern Nationen zulassen, wird man ihr Urtheil, so verhüllt dies Motiv auch erscheint, ausschließend von ihrer nationalen Eitelkeit bestimmt sehen. Diese letztere ist der Faden, der sich durch das ganze Gewebe ihres Thuns und Denkens zieht und Männer und Frauen, jedes Alter, alle Stände, sind sich hierin vollkommen gleich. Die Franzosen sind ein großes und in vieler Beziehung erstaunenswerthes Volk, aber eine der besten und edelsten menschlichen Fähigkeiten oder Neigungen: der Sinn für Wahrheit und das Gefühl für Gerechtigkeit, wird von dem Dunste ihres individuellen und nationalen Egoismus getrübt und kann seine Flamme nicht hoch genug emportragen. Dieser Mangel stammt bei ihnen übrigens aus dem Herzen und nicht aus dem Kopfe, und ist darum, wie alle Gebrechen des erstern, unheilbar, darum ist es aber die Pflicht der Andern, dieses Uebermaß von Selbstsucht schonungslos zu enthüllen und ohne Rücksicht anzugreifen. — Eine ihrer Lieblingsvorstellungen ist, die altdeutschen Nationen, welche das südliche und westliche Europa regenerirten und ihr frisches und jugendliches Blut dem erschöpften Körper der römischen Welt einimpften, sich als auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Daseins zu denken. Dieser Irrthum, der, wenn man die noch vorhandenen Gesetze jener Völker und die Welt betrachtet, die aus ihnen hervorgegangen, welche die unsrige ist, unbegreiflich erscheint, ist aus der tiefen Abneigung der Franzosen gegen alles Germanische und aus dem dunkeln Gefühle entstanden, daß die Stammgenossen jener Eroberer, wenn auch getheilt und geschwächt, doch noch immer ein großes Volk bilden, und daß diesen

aus der Anerkennung der Größe ihrer Altvordern irgend ein Vortheil erwachsen könnte.

Wir haben uns bemüht, ein Bild vom Zustande Galliens in den letzten Zeiten des abendländischen Reiches zu entwerfen, das kein Kenner jener Epoche übertrieben finden wird. Jetzt wollen wir eine Vorstellung von dem Charakter, den Sitten und dem Geiste der Germanen geben und es dem unparteiischen Leser zu entscheiden überlassen, ob das Princip, das diese in das eroberte Land trugen, und das Leben, das aus ihm aufgeblüht, ungeachtet aller seiner Unvollkommenheit, nicht eine höhere und edlere Gestalt menschlichen Daseins gewesen, als die, welche von ihnen zerstört wurde.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nachdem die Menschheit dem tiefen und unschuldigen Dasein entsagt hatte, in welchem sie sich, im Anfange der Zeiten, mit dem Leben des Alls in unbewußter Uebereinstimmung und untereinander in liebevoller Gemeinschaft gefühlt hatte, ein Dasein, an dessen Wahrheit die Sagen aller Völker übereinstimmend erinnern, über das aber die Geschichte schweigt, da es außerhalb derselben liegt, so fiel sie der Gewalt der Natur anheim, gegen deren tyrannische Macht sie die Gegenwart der Gottheit, so lange sie in deren Schatten wandelte, geschützt hatte. Denn die Menschen waren aus den Händen des Höchsten rein und schuldlos hervorgegangen und ihr Dasein von ihm selbst unmittelbar gepflegt und getragen worden. Als sie aber, um den Preis ihrer innern Freiheit willen, dieser beseeligenden Harmonie entsagt hatten, geriethen sie in lange und harte Kämpfe mit der Natur, von der sie sich nie vollkommen befreien konnten, bis die Gottheit selbst, in der Person Christi, als die Menschheit von der natürlichen Macht des Bösen mit gänzlicher Unterjochung und sittlichem Untergange bedroht wurde, mit ihr von Neuem, wie einst im Anfange des Daseins, in unmittelbare Verbindung trat und ihr ihren Willen und die verlornen Gesetze des innern Lebens wiederum offenbarte. In dieser langen Epoche, von der Trennung des göttlichen und menschlichen Geistes an bis zu seiner Wiederversöhnung, ist das Leben der Völker ein stetes Streben, dem gebundenen Dasein in der Natur sich zu entringen und die innere Freiheit zu erkämpfen, um deren willen sie, als den Zweck des Lebens, die unmittelbare Leitung der Gottheit aufgegeben hatten. Im Anfange der Geschichte, denn eine solche beginnt erst seit jenem

Bruche zwischen dem Leben des Alls und dem der Individualität, beherrscht die Natur das persönliche Dasein und legt ihre äußere, der Wahl und Freiheit entbehrende Ordnung der unendlichen Persönlichkeit des Menschen auf, die gezwungen wird, in starrer Beschränktheit und vereinzelter Richtung, die Bahn des Lebens zu wandeln, aus dem Reichthum ihres Innern nur Eine ihrer Anlagen und Kräfte zu entwickeln, und aus ihr selbst immer nur das ihr durchaus Gleiche und Ebenmäßige zu erzeugen und zu bilden. Auf diese Art entstehen die Kastenstaaten, in denen, da alle Aeußerungen menschlicher Thätigkeit an einzelne Stämme in unabänderlicher erblicher Folge vertheilt sind, die Totalität der menschlichen Natur nur im ganzen Volke erscheint, die Individuen aber in bestimmten Grenzen auseinander gehalten, sich in vorgezeichneten Kreisen, gleich Rädern einer Maschine, wenn dieser Vergleich auf die menschliche Natur, in der, so gesunken sie auch sein mag, nie gänzlich alle innere Bewegung und die Möglichkeit künftigen Fortschrittes erlöschen kann, überhaupt anwendbar ist, ohne Wahl und innere Neigung, bewegen. Die Menschen leben und wirken in dieser Gestalt ihres gesellschaftlichen Daseins, nicht als Personen, sondern als Gattungen, und nur ihre Gesammtheit giebt ein Bild des Lebens wieder. In den Einzelnen erscheint aber nur diese oder jene Funktion lebendig, ungefähr so wie die Thiere alle zusammen zwar die animalische Welt darstellen, jedes einzelne aber nur den Einen Instinkt, die Eine Thätigkeit repräsentirt und die einzelnen Gattungen, unter einander für immer geschieden, stets das ihnen schlechthin Gleiche wieder hervorbringen. Die Macht der Natur über den Menschen erscheint auf dieser Stufe seines Daseins am Höchsten, denn sie hat ihre instinktartig wirkende, bei aller äußern Mannigfaltigkeit im Ganzen einförmige und, im Einzelnen, bewußtlose Ordnung auf seinen zu rastlos innerer Bewegung bestimmten, mit einer unergründlich tiefen und freien Persönlichkeit begabten Geist übergetragen. Der Mensch ist im Kastenstaate an eine unabänderlich bestimmte Form des Lebens gebunden und das Gefühl der Nothwendigkeit, das auf ihm lastet, wiegt seine Seele in jene dunkle und träumende Ruhe und Stille, die den bewußten Menschen, bei der Betrachtung der Thier- und Pflanzenwelt, so oft mit Erstaunen erfüllt, da er in ihr den unendlichen Gegensatz zu sich selbst und seinem unbeschränkten Wesen auf das Lebendigste fühlt. Der Kastenstaat wird in seiner vollkommenen Reinheit nur in Indien sichtbar, da in Aegypten schon vor der persischen Eroberung ein freierer Geist, der auf die Zerstörung der natürlichen Schranken losarbeitet, durch-

bricht. Auch sind die Stände in Aegypten nie in so ursprünglicher Trennung wie in Indien aufgetreten, wo die Menschheit von der Natur dergestalt beherrscht erscheint, daß es hier keine eigentliche Geschichte, sondern eine immer wiederkehrende Erneuerung derselben Formen des Daseins giebt, etwa wie die abstrakte Zeit, in der dieselben Momente ununterbrochen aufeinander folgen und die sterbende Stunde eine ihr immer gleiche gebärt.

Diese gänzliche Hingebung an die Natur, dieser Trieb, den lauten und beweglichen Menschengeist ihrer stummen und stillen Ordnung zu unterwerfen und in den Gesetzen des sinnlichen Daseins ein Vorbild für das geistige Leben anzuschauen, muß, wie die Erfahrung aller Geschichte lehrt, der Zustand gewesen sein, in welchen die Menschheit, als sie von der unmittelbaren Einheit mit dem Princip der Welt sich lossagend, zur Uebung eigener Kraft noch nicht erstarkt, versunken war. Ob die Inder das Volk gewesen, in welchem zuerst diese Form des Daseins sich ausgebildet, ist unmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß sie am längsten unter diesem Joch gelebt und die Anlage und Liebe zur Freiheit am tiefsten in den Grund ihrer Seele zurückgetreten ist. Da aber der prometheische Funken, der den menschlichen Geist erregt und ihm ein Bewußtsein seiner schlummernden Kraft verleiht, nie ganz erlöschen kann, so sehen wir schon sehr früh einen Theil der Menschheit sich von dem Leben der Natur und den Banden des ihr nachgebildeten Kastenstaates losmachen und in den Familienstaat übergehen, der obgleich noch vielfältig von einer sinnlichen und äußern Ordnung abhängig, dennoch die, welche ihm angehören, der Fülle eines allgemein menschlichern Daseins genießen läßt. Wenn wir im Kastenwesen die Regung der Individualität erdrückt und die Menschen in Gattungen, nach Art der Thier- und Pflanzenwelt, in von der Natur geschiedenen Kreisen walten sehen, so erscheinen sie im Familienstaate in gegenseitiger Anerkennung und Liebe verbunden, doch so, daß nicht freie Wahl oder selbstbewußtes Gefühl, sondern das gemeinsame Blut der Grund dieser Einigung ist. Alle, die von demselben Erzeuger stammen, sehen sich als Brüder und gleichmäßig Berechtigte an, verehren aber in dem Willen des Urhebers ihres Daseins das Maß und Gesetz ihres Lebens. Diese Liebe derer, die sich als Brüder ansehen und ihre Verehrung des Vaters, dem sie Alles verdanken, ist ein freieres und menschlicheres Gefühl als das des Kriegers oder Handwerkers für den Braminen, in welchem er eine höhere Natur anerkennt, ohne daß er sich ihr je zu nähern vermocht hätte, ohne daß sie ihm je schützend oder rettend erschienen wäre.

Das Princip des Familienstaates stellt sich somit als ein großer, wenn auch noch unvollkommener Sieg über die unbedingte Nothwendigkeit des Kastenlebens dar. Das gesammte Morgenland, mit Ausnahme Indiens und Aegyptens, gehörte dem Familienstaate an, denn wenn wir unter den Juden, den Babyloniern, Medern u. s. w. einen erblichen, vom Volke mehr oder weniger getrennten Priesterstand finden, so wird dieser doch nicht als mit der Erschaffung des menschlichen Geschlechtes gleichzeitig, sondern als das Ergebniß eines freien Entschlusses, nicht als ein Princip, sondern als eine Thatsache, gedacht. Die Kastenwelt ist überall, außer in Indien, untergegangen und ist auch hier in innerer Auflösung begriffen. Das Dasein der Familienstaaten ist vom Mohamedanismus gebrochen worden und hat sich nur in China, in einer großen, obwohl seelenlosen Gestalt erhalten.

Der menschliche Geist, der von den Banden des Kastenlebens befreit, den Familienstaat im Innern Asiens und an den Niederungen des Euphrats ausgebildet hatte, wo unermeßliche und gleichartige Landstrecken der innern Schwere und Eintönigkeit des Gemüths begegnen, begann in Griechenland, dem mannigfaltigsten Boden der Welt, wo Meere und Gebirge sich fast überall berühren, wo auf engen Räumen blühende Thäler und schneebedeckte Berge die Natur in ihrer reichsten und lebendigsten Gestalt erscheinen lassen, sich von der Beschränktheit des Familienlebens loszumachen, und ließ in der Form der heroischen Monarchie die Menschen nicht einzig mehr durch die Bande des Blutes, sondern zugleich durch die der Gesinnung, in einer freiern Einigung als im Familienstaate der Fall gewesen, zusammentreten. Hier ist nicht mehr von einem eigentlichen Priesterstamme die Rede. Denn wenn die Ausübung mancher religiösen Gebräuche auch in gewissen Geschlechtern erblich ist, so hat dies dennoch nur einen geschichtlichen oder politischen Grund, und Niemand glaubt sie als einzig und ausschließlich von der Natur für diese Verrichtungen geschaffen. Das Haupt des Stammes beobachtet den Flug der weissagenden Vögel und stellt sich an die Spitze des Heeres. Der Hausvater opfert den Göttern und zieht in den Krieg. Die Geschäfte des Priesterthums und der Kriegsführung, diese beiden vornehmsten Funktionen des altgriechischen Lebens, wie es im Homer erscheint, werden von denselben Personen verwaltet, der Ackerbau aber ihrer noch für unwürdig gehalten. Doch hat der hellenische Genius sich von der Naturgewalt noch nicht ganz befreien können. Er trägt Scheu vor ihren Rechten und erinnert sich der alten Abhängigkeit von ihr im Kasten- und Fa-

milienstaate, aber die Sehnsucht ist in ihm angebrochen, den Gott, der ihm sein Schicksal verkündet, in seiner eigenen Brust zu tragen. Sobald die mythische Zeit, in der die Hellenen vom Naturleben beherrscht gewesen, zu verschwinden und ihr Geist sich selbst zu fühlen beginnt, so vereinen sich die früher von Ueberlieferungen des Kasten- und Familienstaates beherrschten und ihnen gemäß gesonderten Stämme und aus der Vermischung dieser natürlichen Gegensätze, aus der innern Freiheit, die aus ihnen hervorgeht, entsteht jenes hohe und umfassende Dasein, das wir die griechische Welt nennen.

Wenn unter den Griechen durch Vermischung verschiedener Stämme zu einer Nation die ursprüngliche Einseitigkeit und Beschränktheit in der Natur jedes einzelnen aufgehoben wurde, so geschah dies in noch höherer Weise in der Bildung des römischen Staates, in dessen ältester Zeit wir schon drei sich sonst widerstrebende Elemente: das altitalische der Sabiner, das aus dem Norden gekommene der Hetrusker und das der griechischen Welt verwandte der Albaner zu einer innigen und beharrlichen Einheit verbunden sehen. Daher auch die Republik, die in Griechenland theils zwischen der Tyrannei und der Oligarchie schwankt, theils wo sie, wie in Athen, einheimisch wird, sich ohne Maß und Haltung zeigt und den Staat, als sei sie ihm im Innersten fremd, sehr bald zum Untergange führt, in Rom in so großartiger und fester Gestalt, wie nirgends im Alterthum, auftritt. Schon in der frühesten Entwickelung des römischen Lebens erscheint der Kasten- und Familienstaat, aus dem sich ohne Zweifel auch die italische Menschheit, wie überhaupt überall, wo Heidenthum waltete, d. h. wo die vergötterte Naturgewalt die Regel für das öffentliche und besondre Dasein gewesen, noch tiefer als in Griechenland, in den Hintergrund getreten, und nur einzelne Gebräuche in dem religiösen und häuslichen Leben erinnern an ihn; das Dasein des römischen Volkes aber tritt, sobald es zu erstarken und das demokratische Element in ihm mächtig zu werden beginnt, als auf menschliche Arbeit und Freiheit gegründet auf und hat sich den Verstand zu seinem Lebensträger und die Erlangung von Macht und Herrschaft zu seinem Ziel gewählt. Im römischen Leben sehen wir, sobald die alte Aristokratie, deren Geist von den Traditionen des mythischen Staates und des Kasten- und Familienprincips bestimmt wurde, von der Demokratie überwunden ist, ein viel höheres Maß von individueller Freiheit als bei den Griechen sich entwickeln, denn wenn die Römer in ihrem öffentlichen und häuslichen Leben viele Gebräuche der Natur- und Priesterreligion erhalten haben, so wohnt ihnen doch keine eigentliche Kraft

mehr ein, sondern sie dienen den Zwecken des Staates, der von dem Römer, sobald er sich seiner vollkommen bewußt geworden, wie von dem Griechen der Geist an und für sich und von dem Orientalen die Natur, vergöttert und angebetet wird. Der Jupiter Kapitolinus ist den Römern nicht wie den Griechen: „der Vater der Götter und Menschen" — wenn ihre Dichter, griechische Muster nachahmend, ihn auch zuweilen so bezeichnen, sondern vor Allem der Erhalter des römischen Volkes, und Rom besitzt nicht wie Athen in der Minerva, eine Stifterin und Patronin, sondern es betet sich in der mit Schild und Lanze bewaffneten Dea Roma selbst an. Auch verschwindet unter den Römern die dem Griechen eigenthümliche Stimmung des Gemüthes, nämlich das aus dem Naturleben erhaltene Gefühl der Freundschaft, das in verschiedenen Individuen eine vollkommene Gleichheit der Seele und Uebereinstimmung des Willens hervorbringend, die Individualität als das, die Gleichen und Freunde, Feindliche und Trennende, anschaut. Diese Idee durchgängiger Uebereinstimmung der Seele und des Gefühls im mythischen oder heroischen Staate scheint im römischen Volke schon sehr früh untergegangen gewesen zu sein, wie die Sage vom Brudermorde des Stifters der Stadt beweist, während unter den Griechen Hermodius und Aristogiton und in viel späterer Zeit die heilige Schar der Thebaner, als durch die Bande der Freundschaft, in der innigsten Gemeinschaft des Lebens, dargestellt werden. Unter den verständigern und freiern Römern dagegen steht der Staat, seine Erhaltung und Größe, als der einzige Gegenstand wahrhafter Verehrung und begeisterter Hingebung da und jede besondere Form des Daseins wird als von ihm abhängig und ihm durchaus untergeordnet gedacht. Es findet sich unter ihnen keine Spur jenes Gefühles hellenischer Freundschaft, das der Trennung und Vereinzelung der Individualität widerstrebend, ihrer Sonderung und damit ihrer freien Entwickelung Fesseln anlegte. Aus dem Geiste des Römers schwindet allmälig jeder Einfluß des pantheistischen Naturlebens, welches das Element ihres mythischen Staates gewesen, und erhält sich nur in wenigen wesenlosen Formen ihres Kultus, der selbst aber durchaus von den endlichen, gemachten, politischen Zuständen abhängig wird. Die Persönlichkeit tritt in der ganzen römischen Geschichte freier und selbstbestimmter als in der griechischen auf, in der sie sich nie so ganz von dem Leben der Natur und des Alls löst, weshalb auch die großen Männer Roms z. B. in den vergleichenden Biographien Plutarch's, mit einer weniger erhabenen und idealen, aber schärfern und bestimmtern Physiognomie als die

Griechenlands, auftreten. Der allgemeine Grund hiervon ist, weil das Individuum unter den Römern überhaupt mehr die natürliche Gesammtheit des Daseins, als unter den Griechen, darstellt. War der Freie bei den Griechen vor Allem Priester und Krieger, der Landbau aber den Sklaven oder überhaupt solchen überlassen, die keiner gleichen Rechte im Staate und somit keiner vollkommenen Persönlichkeit genossen, so tritt, außer jenen beiden Beschäftigungen, bei den Römern noch der Ackerbau hinzu, der, bis zu den Zeiten des sittlichen und politischen Verfalles, für höchst ehrenvoll und eines Freien besonders anständig galt. Aber die Ausübung der mechanischen Künste blieb einem solchen gleichwohl untersagt.

Wir haben demnach, von dem ursprünglichen Kastenwesen ausgehend, in jeder Form, die das menschliche Bewußtsein erschafft, in Innerasien, in Griechenland und Italien, eine immer fortschreitende Befreiung des Menschengeistes und eine immer größere Erweiterung des Kreises seiner Thätigkeit wahrgenommen. Gleichwohl konnte die Menschheit im Dasein der alten Völker nicht das ihr bestimmte Ziel erreichen. Denn die Griechen wurden, in ihrer besten Zeit, noch vielfach von der das Gemüth überwältigenden Macht der Natur beherrscht und fanden, als sie dieser sich entziehend, ihre Kraft nach Willkür und eigenem Gefallen anwenden wollten, in sich keinen hinlänglich starken Halt und schwanden dahin. Die Römer, die sich früh jenen Banden entrungen hatten, entwickelten in den von ihnen nach eigenem Ermessen gewählten Formen ihres Daseins eine Alles umfassende Energie, gingen aber dennoch, als sie völlig mit dem Leben und den Gesetzen des Alls gebrochen, in sich selbst, obwohl langsamer und später, als die Griechen zu Grunde, da ihr inneres Wesen aus gedrängterm und festerm Stoff gewoben war. Diese beiden großen Völker fielen, weil sie der geistigen Einheit und Uebereinstimmung mit dem Leben der Natur entsagend, das dadurch verlorne Maß ihres Innern in äußern, endlichen, von Willkür und Noth geschaffenen Formen zu ergänzen suchten. Denn eine in innerer Freiheit erzeugte, von der Außenwelt, der Natur und dem Staate unabhängige Sittlichkeit hat es im Alterthume nirgends gegeben. Das äußere Dasein beherrschte das Gemüth, das zu keinem vollkommenen Bewußtsein seiner eigenen Macht gelangt und seine innere Unendlichkeit verkennend, keinen hinlänglichen Lebensstoff für die von dem Verstande erfundenen Formen des Staates in sich erzeugen konnte. Der Geist, der durch die Geschichte wandelt, fühlte sich von dem Anblicke des welkenden und sinkenden Lebens der griechischen und römischen Welt tief bewegt, aber den Willen des

Schicksals erkennend, gab er sie auf, trat mit seiner Fackel in die Wälder Germaniens und weckte das gewaltige Geschlecht, das in ihrem Schatten schlummerte.

Den Germanen, die, ehe sie mit der römischen Welt zusammenstießen, den Norden und Osten Europas bis zu den Scythen hin besaßen, war von der Natur ein tieferes Bewußtsein der Persönlichkeit und ein höheres Gefühl der Freiheit als der orientalischen und antiken Menschheit eingepflanzt worden. Obgleich auch an ihnen, zur Zeit, als sie in die Geschichte treten, noch Spuren davon sichtbar sind, daß einst die Macht der Natur ihnen ihr Joch aufgelegt hatte, so kann ihr Inneres doch nie so tief von ihr, wie im Orient und dem Alterthume, gebrochen gewesen sein, denn es leuchtet, aus ihren Gesetzen und Sitten, ein ursprünglich freieres und edleres Gemüth hervor, als in den Völkern, welche vor ihnen das Leben der Menschheit bewegt haben. In einer Darstellung ihrer Eigenthümlichkeit sind aber zwei, zwar von demselben Volksgeiste gebildete, aber doch in sich sehr verschiedene Momente zu beachten: ihr Dasein vor der Besiegung der römischen Welt und ihr Walten auf dem eroberten Boden selbst. Sie kündigten sich aber, obgleich in viele einzelne Völkerschaften getheilt, die durch mannigfaltige innere Unterschiede von einander getrennt und häufig in Kriege gegen einander verwickelt sind, dennoch in gewissen wesentlichen Zügen der Verfassung, des Charakters, der Sitte, in einer gewissen unterscheidenden Weise, das Leben zu empfinden und dieses Gefühl in Thaten zu offenbaren, als aus derselben Wurzel entsprossene Bluts- und Geistesverwandte an. Einzelne dunkle Sagen deuten ihren Uebergang aus Asien an. Da sie aber nicht, wie Griechen und Römer, aus einer Vermischung und Umbildung verschiedener Stämme entstanden sind, da ihr Dasein von einem vom Leben jener Völker wesentlich verschiedenen Princip bestimmt wird, in welchem fast keine Spur vom Geiste des Orients und des Alterthums gefunden wird, so scheinen sie aus der Hand der schaffenden Natur als ein in sich geschlossenes, mit der umfassendsten Geistesanlage und der unzerstörbarsten Kraft ausgerüstetes Geschlecht hervorgegangen zu sein, und dies kann für keine Uebertreibung gelten, wenn man bedenkt, daß der Orient und das Alterthum entweder in sich selbst verfallen oder vollkommen verschwunden sind, die germanische Welt sich aber im Laufe so langer Zeiten nicht nur erhalten, sondern in einzelnen großen Epochen sich selbst verjüngt und eine unerschöpfliche Fülle innern Lebens und äußerer Thatkraft bewiesen hat, wie keine andre Menschennatur.

Die Religion dieses Volkes war ein von ahnungsvollen Gefühlen und Ueberlieferungen über das Leben des Alls durchwebter Naturdienst, wie überall unter der ältesten Menschheit. Es gab unter den Germanen keinen eigentlichen Priesterstand, wie im Orient und unter den Celten, und das religiöse Gefühl artete deshalb in ihrem Gemüthe nicht in eine wesenlose Beobachtung äußerer Zeichen und Gebräuche aus, deren Bedeutung dem Verstande der Masse immer verborgen blieb und deren Empfindung auch in den Eingeweihten allmälig verschwand, sondern es richtete seine Verehrung an die erhabensten Gegenstände der Natur, wie die Sonne, die Gestirne, Quellen und Ströme und ahnte den allwaltenden Geist, der diesen Erscheinungen ein so mächtiges Leben einzuhauchen im Stande gewesen. Die kindlichen Geschlechter der ältesten Menschheit nahten sich dieser Natur und dem Geiste, der zu ihnen aus ihr sprach, mit einer für unser Bewußtsein verschwundenen, von Entzücken und Schauern gemischten Bewunderung.

Wenn das religiöse Leben der Germanen, in der Abwesenheit einer eigenen Priesterkaste und im Besitze einer weniger materiellen und beschränkten Naturreligion, einen höhern Geist offenbart, als in andern Völkern gewaltet, so erscheint dies noch weit mehr in der Gestaltung ihres persönlichen und rechtlichen Lebens, in welchem der europäischen Menschheit ein tiefer unerschöpflicher Quell entsprungen ist, ohne dessen Genuß sie, wie der Orient und das Alterthum, erstorben wäre, von dem erfrischt sie aber, bei allem Wechsel der Zeiten, sich in ungeschwächter Kraft erhalten hat. Wir meinen hierunter das den Germanen eigenthümliche Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit und die Gesinnung: die Regel und Weise für das äußere Dasein in sich selbst und seinem Innern zu suchen, und das rechtliche Leben auf diese von ihm empfundene Ueberzeugung zu stützen. Dieses Gefühl erschien vorzüglich in der freien und gesonderten Gestalt, in der die Individualität unter ihnen auftrat. Jeder Freie regierte sein Hauswesen nach eigenem Gefallen, folgte dem, welchen er im Kriege für seinen Führer erkennen wollte, und nahm an den öffentlichen Berathungen seines Volkes einen gleichen und unbeschränkten Antheil. Der Gedanke, sein persönliches Dasein ganz oder großentheils in der Hervorbildung und Ausdehnung einer großen und festen Gemeinschaft, wie in den antiken Staaten, untergehen zu sehen, und sich, für den Verlust der Freiheit des Menschen, durch die Größe und Herrlichkeit des Bürgers zu entschädigen, war dem alten Deutschen seiner innersten Natur nach fremd, die in Allem nach individueller Geltung strebte. Dieses Gefühl der freien

Persönlichkeit ist der eigentliche Lebensträger der modernen Menschheit geworden, indem die germanische Eroberung dasselbe den aus den Trümmern der lateinischen Welt gebildeten Nationen als ein Geschenk verliehen hat, das sie für vorübergehende Drangsale und den Untergang einer welken und gebrochenen Existenz überschwenglich entschädigen konnte Diese unter den Germanen mit der Kraft eines Naturinstinkts wirkende Macht der Individualität muß als eine ihnen ursprüngliche, in die früheste Entwickelung ihres Wesens verwebte Anlage angesehen werden. Denn wenn sie auch, wie überall die Menschheit in der ersten Epoche ihrer Bildung, von der Gewalt des Naturlebens beherrscht gewesen sind, wie die Eheverbote beweisen, die nicht allein ihre heroischen, von den Göttern abstammenden Königsgeschlechter von den Edlen, und diese wiederum von den Freien, sondern die verschiedenen Völker, wie Gothen, Sachsen, Longobarden u. s. w. unter einander trennten, wie das verschiedene Recht bezeugt, das die einzelnen Stämme lange in strenger Sonderung auseinander hielt, so muß gleichwohl behauptet werden, daß das Princip, welches den Kasten- und Familienstaat bestimmt, unter ihnen nie in solcher Strenge bestanden haben kann, wie bei andern Völkern und in eigenthümlicher Weise mit dem Gefühl ihrer individuellen Freiheit sich versöhnt haben muß, denn letztere kann nicht, auf irgend eine Art, später in ihrem Leben sich erhoben haben, sondern wir müssen dieselbe, da sie den Kern ihrer Persönlichkeit ausmacht, als in das erste Erwachen ihres Bewußtseins versenkt denken.

Wenn wir im Orient das Walten menschlicher Kraft, im Kastenstaate, in von der Natur gesonderte Grenzen, an einzelne Geschlechter, in erblicher Folge gebunden, oder das Leben der Familie auf die gesammte Gesellschaft übergetragen, das Volk unter sich zwar in Gleichheit, im Verhältniß zum Herrscher aber in knechtischer Willenlosigkeit und blinder Unterwerfung gehalten sehen, wenn unter den Griechen das Priester- und Kriegerwesen sich in derselben Person verbunden zeigt, der Landbau aber als der Freien unwürdig, nur von Freigelassenen und Sklaven getrieben, unter den Römern letzterer zwar in den Kreis eines freien Daseins hineingezogen wird, die mechanischen Beschäftigungen des Lebens aber ausdrücklich davon ausgeschlossen bleiben, so ist von allen diesen Beschränkungen im Dasein der Germanen keine Spur vorhanden. Das Individuum steht unter ihnen nicht als von der Natur nur an eine oder mehre Aeußerungen menschlicher Thätigkeit gewiesen da, sondern es kann sie, wenn es will, alle umfassen. Der Freie,

als solcher, ist durchaus frei. Er ist weder einer Kaste, noch einem Familienhaupte zu blinder Unterwerfung verbunden. Er tritt abwechselnd als Priester, Krieger, Ackerbauer, je nach der Lage, in die er gestellt ist, auf und treibt als Kind oder Greis die mechanischen Beschäftigungen des Lebens, die selbst dem kräftigen Mannesalter nicht verboten sind, nur gewöhnlich den schwächeren Generationen überlassen bleiben. Denn bekannt ist z. B. die Achtung, in der die Waffenschmiede im Norden standen, und die sächsischen und dänischen Seeräuber, zu denen meist die Ersten des Volks gehörten, verfertigten selbst ihre Schiffe und natürlich auch die übrigen Dinge, die sie dazu brauchten. Daß dem wirklich so gewesen sein müsse, beweist außerdem schon die geringe Anzahl der Knechte unter den alten Deutschen, die, außerdem, nach Tacitus' Schilderung, mehr den Leibeigenen des Mittelalters als den Sklaven des Alterthums glichen.

Außer der despotischen Gewalt, die, im Orient, von religiösen oder weltlichen Häuptern über die Menge ausgeübt wurde, außer dem Drucke und der Verachtung, der bei Griechen und Römern einzelne Kreise menschlicher Thätigkeit unterlagen, so befand sich bei allen diesen Völkern die Hälfte des menschlichen Geschlechts, die Frauen, in einem tief untergeordneten Verhältnisse zu den Männern, eine Abhängigkeit, die unter den Römern zwar als schon sehr gemildert erscheint, im Wesentlichen aber auch unter ihnen bestand. Man hat oft behauptet, daß die Gleichheit der Rechte und die höhere Individualisirung des weiblichen Geschlechts, eben so wie das der modernen Menschheit eigenthümliche Gefühl der sittlichen Würde und innern Freiheit, lediglich durch den Einfluß des Christenthums entstanden sei. Diese Meinung beruht aber zum Theil auf einem Irrthume oder geht aus einer Uebertreibung der unmittelbaren Wirkungen der christlichen Idee hervor. Die Lehren und Grundsätze des neuen Testaments sind zwar der Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaft eben so günstig als der unendlichen Entwickelung des Individuums selbst und haben an jenem angegebenen Fortschritte wohl Antheil gehabt, ihn aber keineswegs ausschließend selbst ins Leben gerufen. Das Christenthum hatte lange im abendländischen Reiche, vor dessen Zerstörung, geherrscht, ohne den Frauen die höhere Stellung, die ihnen später wurde, zu erwerben und ohne den die Individualität vernichtenden Despotismus der alten Welt zu brechen. In der Idee der Gleichheit der Menschen zum höchsten Wesen liegt noch keineswegs nothwendig, daß solche unter ihnen schon hier bestehen solle, denn einmal ist die Anwendung dieses

Grundsatzes auf eine künftige übersinnliche Existenz gewiesen, und dann läßt die unendliche und unberechenbare Ferne, in der die Menschen von der Gottheit stehen, unter ihnen große Unterschiede zu, die nur, im Vergleiche zu der Kraft und Fülle der letztern, verschwinden. Das oströmische Reich hat über tausend Jahre als christlicher Staat bestanden, und weder hat in ihm die Stellung der Frauen sich zu der des Abendlandes erhoben, noch ist der Begriff des antiken Staates, der hier, obgleich entkräftet und entartet, dennoch herrschend geblieben, von dem christlichen Glauben geläutert worden. Dagegen finden wir, nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Alten, unter den Germanen der weiblichen Individualität, von Hause aus, eine höhere Stellung als unter andern Völkern verliehen, und sie selbst erscheint, wie z. B. das Bild beweist, das Tacitus von Thusnelda, der Gattin des Arminius, entwirft, des charakteristischen Typus der weiblichen germanischen Natur, zartern und zugleich kräftigern Wesens als unter andern Völkern. Die Frauen traten so durchaus als Gefährtinnen der Männer im Hause, wie im Kriege auf, daß die Vorstellung von ihrer niedrigern Natur, die selbst unter den Römern, der Cornelien, Oktavien u. s. w. ungeachtet, allgemein war, hier gänzlich verschwunden und sich in Bewunderung und Verehrung ihrer tiefern und reinern Seelenstimmung verwandelt hat, wie die Beispiele von Velleda und Aurinia beweisen, deren der römische Geschichtschreiber erwähnt.

Die menschliche Natur war unter den Germanen, zum ersten Male, zum Bewußtsein ihrer Totalität gekommen, denn während die Individualität, im orientalischen und antiken Staate, entweder in der Gesammtheit des äußern Daseins unterging oder von ihr seine Bahn und sein Ziel unverrückbar vorgezeichnet fand, so bewegte sie sich hier in unbeschränkter Freiheit und nahm nur aus ihrem Innern das Maß und Gesetz für die Anwendung der Kraft und Thätigkeit, die sie in das äußere Leben zu tragen fähig war. Daher weil Jeder eines vollständigen Daseins genoß und auf sich selbst gewiesen, sich selbst genügte, so begehrte er auch von keiner fremden, außer ihm liegenden Macht Schutz und Hülfe, wenn diese seine freie Existenz, von einer andern, eben so freien, angegriffen und verletzt wurde. Aus diesem Gefühl einer unabhängigen und vollkommenen Persönlichkeit entstand das Recht der Fehde, das von einem andern Standpunkt aus getadelt und verworfen, aber weder als unsittlich noch unvernünftig angesehen werden kann, da es aus dem gesammten, besondern und allgemeinen Zustande des alten Germaniens hervorging. Die Freien standen sich, unter solchen Um-

ständen, wie souveraine Staaten gegenüber, die, außer dem Bewußtsein ihres Rechts und der Anwendung ihrer Macht, kein andres Gesetz für die Führung ihres Daseins anerkennen. Daher kam es auch, daß alle Verbrechen, wenn sie nicht etwa das von den Göttern verliehene Recht, wie die Heilighaltung der Familienbande, der Treue an dem eigenen Volke oder Stamme u. s. w. verletzten, als eine Angelegenheit unter Individuen, eine Privatsache, angesehen und ihre Ausgleichung dem Ermessen der Einzelnen anheimgestellt wurde. Deshalb wurden alle Gewaltthätigkeiten, gegen Einzelne verübt, solche, welche weder die den Göttern schuldige Ehrfurcht noch die Sicherheit der gesammten Gemeinde betrafen, der Rache derer, die durch sie gelitten, oder ihrer Verwandten und Freunde überlassen. Das Princip, von dem die altgermanische Gesellschaft belebt wurde, war das der Individualität und freien Selbstbestimmung, das, bei der geringen Ausbildung der öffentlichen Verhältnisse sich unbedingt geltend machen konnte. Dieser frühste Zustand der Freiheit unter den alten Deutschen mußte allerdings große Uebelstände hervorbringen, gegen die von der ausgleichenden Vernunft ein Gegengewicht gesucht wurde. Wenn in den antiken Staaten gegen das unruhige Treiben der Demokratie, in gefährlichen Krisen, eine außerordentliche Obrigkeit für eine Zeit lang eingesetzt wurde, der, vermöge einer Fiktion des Verstandes, eine mit dem politischen Organismus des Staates sonst unverträgliche Gewalt zugetheilt wurde, so ging bei den Germanen das Heilmittel gegen die Uebel, welche das Bewußtsein ihrer Freiheit und das aus ihm entstehende Recht der Fehde verursachte, aus ihrem Gemüth hervor und schuf eine Gestalt sittlichen Lebens, die schon einmal im Jugendalter der griechischen Menschheit erschienen, aber damals nur vorübergehend bestanden, im Leben der Germanen aber von hoher Wichtigkeit geworden und große Resultate zur Folge gehabt hat. So wie einst in Griechenland mit Jason sich eine Anzahl Heroen zur Erlangung des goldnen Vließes vereinigt, wie Hellas Fürsten die einem von ihnen widerfahrne Beleidigung an Troja gerächt hatten u. s. w., eben so schloß sich in Germanien eine thatenlustige Jugend zum Kriege gegen einen auswärtigen oder innern Feind, an einen Führer von hoher Abkunft und hervorragendem Geiste und Muthe an. Das Haupt einer solchen Genossenschaft stand zu ihr zwar nicht in dem Verhältnisse eines gebornen Chefs, wie in der Klanswelt da, denn seine Freunde konnten, so wie sie ihm freiwillig sich zugewandt hatten, ihn auch wiederum, wenn sie wollten, verlassen, es waltete aber dennoch, wie aus den Nachrichten über diese Form gemein-

samen Lebens unter den alten Deutschen, und wie besonders aus den Folgen, die sie später gehabt, hervorgeht, in ihr nicht so das Gefühl einer vollkommenen Gleichheit wie unter den zu einer kriegerischen Unternehmung verbundenen hellenischen Heroen vor. Das germanische Haupt, der Fürst, d. h. der Vorderste im Kampf, der Erste, muß sich zu seinem Gefolge, so frei auch sonst seine Glieder waren, allerdings in dem Verhältnisse eines Obern befunden haben. Denn einmal verbanden sich unter den Griechen nur Heroen, oder von Heroen Stammende auf diese Weise mit einander und nur für eine einzelne bestimmte Unternehmung, und von denen Jeder an der Spitze eines Stammes oder Staates stand, wie denn auch dieses Verhältniß auf die spätere Entwickelung des griechischen Lebens keinen Einfluß gehabt hat. Unter den Germanen aber versammelten sich um einen Helden Freie, aber ihm keineswegs durchaus Gleiche, wie Tacitus erkennen läßt, wenn er sagt, daß sie von seinen Spenden lebten, also, wenigstens die Mehrzahl, nicht Eigenthum besaßen. Noch klarer aber geht ein bedeutender Unterschied zwischen der Stellung des Führers und seiner Genossen aus der höhern sittlichen Schätzung des erstern hervor, indem Er für den Ruhm, seine Gefährten für Ihn stritten. Die innere Gleichheit wurde nur dadurch wieder hergestellt, daß es für den Fürsten eben so schimpflich war, von seinen Genossen an Tapferkeit übertroffen zu werden, als für sie, seinen Tod zu überleben, beide Theile also dasselbe Gesetz in dem Urtheile über ihren sittlichen Werth anerkannten. Auf diese Art wurde durch das gemeinsame Leben der freien Gefolgschaft, durch die Beobachtung gegenseitiger, und zwar aus dem Gefühle stammender Rechte und Pflichten, die Härte und Einsamkeit jenes getrennten Zustandes der im Bewußtsein ihrer Kraft und Freiheit sich zu einander gleichgültig oder feindlich verhaltenden Individuen gemildert und der im Rechte der Fehde sich aussprechenden Willkür der Einzelnen gegenüber, bildete sich in der Treue und dem Gehorsam der Gefährten gegen Fürsten ein Bund freier Einigung der Gemüther aus. Auf diese Art war im altgermanischen Staate dem Mißbrauche der Freiheit und Herrschaft zugleich begegnet worden. Denn der durch hohe Ahnen oder durch Geist und Kraft ausgezeichnete Führer vermochte nichts ohne die Liebe und Treue seiner Genossen, und diese bedurften eines Hauptes; das ihrem sonst so vereinzelten Dasein eine gemeinsame Richtung und einmüthige Gesinnung verlieh. So war das Geschlecht geartet, dem vom Schicksal die Zerstörung der römischen Welt und die Erneuerung der europäischen Menschheit bestimmt war.

Zweites Kapitel.

Am Ende des fünften Jahrhunderts, kaum hundert Jahre nach dem Tode Theodosius des Großen, der noch vom atlantischen Ocean bis zur persischen Grenze geherrscht und als ein Weltgebieter dagestanden, war das abendländische Reich untergegangen und ganz Gallien von den germanischen Eroberern in Besitz genommen worden. Von der Maas und dem Rhein an bis zur Loire und Saone hatten sich die Franken, von der Loire bis zu den Pyrenäen die Westgothen, und von der Saone an, auf beiden Ufern der Rhone, die Burgundionen niedergelassen. Ihre Hauptstädte, denen man jetzt, wo die moderne Welt anbricht, ihre heutigen Namen beilegen kann, obgleich sie allerdings noch nicht gebraucht wurden, waren: Paris, Toulouse, Lyon. Nur der nordwestlichste Theil des Landes, im Fredegar: „cornu Galliae“ (das Horn oder die Spitze Galliens) genannt, war im Besitze der altceltischen Bevölkerung und der im Anfange des fünften Jahrhunderts eingewanderten Britannen geblieben, denn die heutige Niederbretagne und der daran stoßende Theil der heutigen Normandie, von den Römern Armorika genannt, eine Benennung, die zur Zeit der gallischen Freiheit beinahe das ganze westliche Küstenland umfaßt hatte, war von den Franken im Jahre 494 n. Ch. ihrer Herrschaft einverleibt worden. Da Westgothen und Burgundionen innerhalb des ersten Viertheils des sechsten Jahrhunderts von den Franken besiegt, erstere nach Spanien ziehen und nur einen kleinen Theil Galliens, Septimania genannt, am Fuße der Pyrenäen gelegen, behaupten, letztere sich aber mit den Eroberern verschmelzen, so treten die Franken als die ausschließenden Repräsentanten des germanischen Princips unter der celto-römischen Bevölkerung auf und müssen als die Stifter des neuen Lebens angesehen werden, das auf diesen Trümmern erblühte. Denn das moderne Frankreich ist nicht aus dem Reiche der Gothen und Burgundionen, sondern aus dem der Franken emporgestiegen. Obgleich der Genius des französischen Volkes wenig vom germanischen Element in sich bewahrt hat, sondern seiner Form nach römisch und seinem Wesen nach celtisch geblieben ist, so hat die fränkische Eroberung dennoch auf ihn einen dauernden und unvertilgbaren

Einfluß geäußert, und die Franken allein können, neben Galliern und Römern, unter die Ahnherren der heutigen Franzosen gezählt werden.

Außer Gothen, Burgundionen und Franken waren in einzelnen Gegenden Nordgalliens auch Sachsen ansässig geworden. Hunnen, Alanen und Vandalen hatten, eine Zeit lang, einige Provinzen verwüstet, waren aber, ohne eine Spur ihres Daseins zurückzulassen, wieder verschwunden. Die verschiedenen germanischen Stämme, die ihre Heimath verließen, traten, obgleich unverkennbare Zeichen einer gemeinsamen Natur an sich tragend, in den eroberten Ländern dennoch mit sehr unterschiedenem Charakter auf, was theils von einer ursprünglichen, ihrer Verwandtschaft ungeachtet, bestehenden Verschiedenheit, theils von den Einflüssen und Schicksalen herrühren mochte, denen sie ausgesetzt gewesen, ehe sie zu diesen festen Niederlassungen gelangten. In der frühesten Zeit erscheinen die Gothen als das mächtigste, edelste und bildsamste Volk, aber sie arten, vielleicht gerade um letzter Eigenschaft willen, sehr bald aus. Die Sitten und Künste der Besiegten bemächtigen sich ihrer, und sie, die unter allen Germanen zuerst durch die Eroberung Roms den Zauber der römischen Ueberlegenheit gebrochen, führen in Südgallien ein kraftloses und fast weichliches Leben. Die Burgundionen, mildern Sinnes als viele ihrer Brüder, entwöhnen sich ebenfalls bald des drang- und thatenvollen Treibens, das sie einst in der alten Heimath ausgezeichnet, nur die Franken verlieren über der Fähigkeit, ein neues Dasein zu gründen, die angeborne Tüchtigkeit nicht. Sidonius Apollinaris, ein gallo-römischer Dichter des fünften Jahrhunderts, mochte, wie alle seine Zeitgenossen, nicht wenig über die Eigenthümlichkeit der neuen Eroberer erstaunt gewesen sein, denn die so ausgedehnte und so lang dauernde römische Herrschaft hatte, ungeachtet aller Kriege mit Fremden, denen, die unter ihr lebten, allmälig die Vorstellung gegeben, daß eigentlich kein menschliches Dasein sich anders, als unter ihren Formen, geltend machen könne. Er erwähnt germanischer Kriegsleute aus verschiedenen Völkern, die am Hofe des gothischen Königs in Bordeaux zusammenkommen und obgleich nur von ihrem Aeußern redend, ist es nicht ohne Interesse, aus dem Munde eines Augenzeugen ihre Erscheinung und den Eindruck, den sie auf den Römer machten, zu bemerken.

Isthic Saxona caerulum videmus,
Assuetum ante salo solum timere.
Hic tonso occipiti senex Sicamber,
Postquam victus es, elicis retrorsum
Cervicem ad veterem novos capillos.
Hic glaucis Herulus genis vagatur,
Imos Oceani colens recessus,
Algoso prope concolor profundo.
Hic Burgundio septipes frequenter
Flexo poplite supplicat quietem.... *)

oder:

Hier sehen wir den Sachsen, mit den Augen
Von wechselnd meeresblauem Glanz, wie auf
Den Wogen fest, er auf der Erde schwankt.
Hier ziehst du, greisender Sikambrier,
Geschoren, weil du einst besiegt, dein neu
Entsproßnes Haar auf den gefurchten Hals
Zurück. Da irrt der Heruler, mit Wangen,
Dem Schein der See verwandt, er, der es liebt
Des Oceans einsamste Buchten zu
Durchschweifen. Des Antlitz Farbe gleicht dem Grase,
Das sich am Strand vom Hauch der Wogen nährt.
Hier beugt der Burgundione, sieben Fuß
An Wuchse hoch, sein Knie, und fleht um Frieden....

An einer andern Stelle schildert derselbe Dichter, wie, in der ersten Zeit der Invasion, burgundionische Kriegsleute auf dem Besitze eines gallo-römischen Großen walten. Sie zeigen, von Hause aus, eine Vorliebe für die Formen des lateinischen Lebens, mischen sich z. B. am Morgen unter die Klienten ihres Wirths und machen ihm, nachdem sie ihre Haare, zwar nicht mit Oel, sondern mit Fett gesalbt **), nach römischer Art den Hof, und zeigen sich überhaupt nichts weniger als wild und unbändig.

Die Franken waren nicht, wie Westgothen und Burgundionen, auf einmal, mit ihrer ganzen Volksmacht, in Gallien eingedrungen, und hatten sich nicht, wie diese, rasch der Provinzen, die ihnen gefielen, bemächtigt, sondern sie waren in einzelnen Schaaren immer mehr gegen Westen vorgedrungen und scheinen, ungeachtet der Thatkraft, die sie später entwickelten und der Ueberlegenheit, die sie erlangten, ursprünglich eine der schwächern Nationen in dem großen germanischen Stamme gewesen zu sein. Gregor von Tours sagt, daß sie vor Alters in Pannonien gewohnt. Wie dem auch gewesen

*) Apollinar. Sidon. Epistolar. l. VIII. epist. 9.
**) Apollinar. Sidon. Carm. XII.

sein mag, sie werden zum ersten Male bei Gelegenheit eines Sieges erwähnt, den Aurelianus, damals Tribun der sechsten Legion, über sie davon getragen hatte. Von Probus an werden sie als Miethstruppen unter den römischen Heeren gefunden. Ein Theil von ihnen hatte von den Kaisern am Rhein Ländereien bekommen, mit der Verpflichtung, die Grenze zu vertheidigen, und diese wurden Ripuarier genannt. Ein anderer empfing unter dem Namen: „Laeti" für geleistete Kriegsdienste dieselbe Belohnung im Innern Galliens. Die Franken bildeten, als sie in das römische Reich einfielen, eine Konföderation, die sich zwischen dem Rhein, dem Main und der Weser ausbreitete. Sie zeigten sich, sobald sie selbstständig auftraten, d. h. nach der Schlacht von Soissons und der Zerstörung des letzten Schattens römischer Herrschaft in Gallien, als ein von Kampflust und Thatenmuth glühendes Geschlecht, kühn, rastlos und der großen Rolle, die ihnen durchzuführen bestimmt war, gewachsen. Sie sind weniger sittlich als die Gothen, weniger gerecht als die Longobarden, weniger mild als die Burgundionen, aber sie tragen das Bewußtsein ihrer überlegenen Kraft und das Vermögen in sich, auf den Ruinen der römischen Welt, den ersten festen Bau germanischen Lebens aufzuführen. Die Franken zeichnen sich, unter allen altdeutschen Stämmen, durch eine besondre geschichtliche Beweglichkeit und politische Fähigkeit aus und bleiben weder in der starren, am Alten hängenden Befangenheit der Sachsen stehen, noch unterliegen sie, so früh wie die Gothen, den Einflüssen des römischen Lebens. Ihr sittlicher Charakter wird von den Geschichtschreibern weniger als die Kraft und Kühnheit ihres Wesens gelobt, denn sie erscheinen gewaltthätiger und habgieriger als andre deutsche Völker, und ihr König Klodwig mag wohl, in seiner Person, ein ziemlich treues Bild der Mängel und Vorzüge seiner Nation dargestellt haben. So viel ist indessen gewiß, und dies ist ihre Bedeutung in der Geschichte, da sie ihre Laster, wie ihre Tugenden, mit andern Sterblichen gemein hatten, daß dieses Volk der vorzüglichste Träger des germanischen Princips gewesen und den Grundstein zu dem sich auf den Trümmern des abendländischen Reiches erhebenden Gebäude gelegt hat.

Die Römer hatten in ihrer ersten Zeit die Bewohner der eroberten Staaten ganz oder zum Theil nach Rom verpflanzt, später nahmen sie denselben ihr öffentliches Gut und besonders den Häuptern einen Theil ihrer Privatbesitzungen ab und vertheilten solches Alles unter die Kolonisten, die sie von Rom aus hinschickten. Bei Empörungen der unterworfenen Völker zeigten sie sich fast immer

nicht blos hart, sondern äußerst grausam: was nicht in der ersten Wuth unter dem Schwerte fiel, wurde verkauft und in Sklaverei gebracht. Ihre Lust am Zerstören und ihr Blutdurst scheint sogar mit ihren Eroberungen gewachsen zu sein, wie, unter Anderm, besonders das Schicksal der zweiundsiebzig epirotischen Städte durch Paulus Aemilius, wie Numantia, Karthago, Korinth beweisen, die von der Erde verschwanden. Sie brachten aber die eroberten Völker in keine erbliche Abhängigkeit von einzelnen ihrer Bürger, sondern unter die einjährige politische Tyrannei ihrer Statthalter, die alle richterliche, militairische und administrative Gewalt in sich vereinigend, so häufig von Habsucht und Wollust entbrannt und mit den Besiegten durch kein dauerndes Band verbunden, gewöhnlich eine Gewaltherrschaft ausübten, die nicht leicht, als von einzelnen griechischen Tyrannen und von den Spaniern, bei der Entdeckung Amerikas, übertroffen worden sein mag. Da sich die Großen unter den Römern fast nie in den eroberten Ländern niederließen, sondern nur ein Theil derselben dem ärmsten und müßigsten Theile des siegenden Volkes als Kolonien zugetheilt wurde, da alle öffentliche Macht und alles politische Leben, selbst nach Ertheilung des römischen Bürgerrechts an einzelne fremde Bevölkerungen, immer in Rom concentrirt blieb, so fuhren die Bewohner der Provinzen, die nicht im ersten Sturm der Eroberung in Gefangenschaft gerathen und zu Sklaven gemacht waren, fort persönlich frei zu sein und befanden sich nur in einer politischen, obgleich allerdings äußersten Abhängigkeit von den römischen Befehlshabern, denn die Besitzungen, welche römische Privatpersonen, so mächtig oder erlaucht diese auch sein mochten, in den Provinzen erwarben, gaben ihnen durchaus keine Art öffentlicher Gewalt. Dieses System, nach welchem die Römer stets Römer und in der engsten Verbindung mit Rom, dessen Sitte, Sprache und Bildung blieben, alle Gewalt aber in den eroberten Ländern von ihnen, mit stetem Wechsel der Personen, ausgeübt wurde, bewirkte, daß sie ihre Nationalität nicht nur unvermischt bewahrten, sondern dieselbe auch dem übrigens durch die Eroberung fast immer entkräfteten und zerrütteten Leben der Besiegten aufdrangen. Auf diese Weise war die Welt allmälig römisch geworden.

Die Grundsätze, welche die Germanen und namentlich die Franken, von welchen hier besonders die Rede ist, bei ihren Niederlassungen befolgten, sind theils dem Geiste dieses Volkes, theils den vorhandenen Umständen gemäß, vollkommen verschiedener, ja entgegengesetzter Natur, gewesen. Ihr Ziel, sobald sie die Schwäche

und innere Auflösung des römischen Reiches kennen gelernt hatten, war nicht, einen neuen Staat auf die Trümmer des alten zu bauen, nicht das abstrakte Bild ihrer Nationalität über das einer fremden zu erheben, oder diese gar ganz auszurotten, sondern der Einzelne von ihnen fühlte die Kraft und das Recht in sich, seiner stärkern Individualität eine schwächere, aber nicht zu seines Volkes oder Staates Vortheil, sondern zu seinem eigenen, zu unterwerfen, die Besiegten aber, wenn sie, sein höheres Recht anerkennend, ihre Personen und ihr Eigenthum ihm unterordneten, im Genusse ihrer Sitten, Sprachen und Gesetze zu lassen. Der römische Soldat, obwohl unter dem Stocke der Centurionen seufzend und vor den Beilen der Liktoren und der unbeschränkten militairischen Gewalt des Prokonsuls oder Proprätors zitternd, fühlte sich dennoch als Bürger eines festen, unerschütterlich geordneten Ganzen, und bei seinen Siegen schwebte ihm, wenigstens zur Zeit der Republik, beständig der Gedanke vor, die Macht seines Volkes, die Idee seines Staates, über die eines fremden zu erheben. Wenn dies allerdings auch sein persönliches Selbstgefühl, Fremden gegenüber, erhöhen mochte, so fühlte er sich, in Bezug auf sein eigenes Land, dennoch immer in einer tiefen Abhängigkeit, denn seine Stellung war ihm ein für allemal angewiesen, nur wenn er mit außerordentlicher Geisteskraft außerordentliches Glück verband, konnte er die Hoffnung hegen, aus dem Kampfe etwas Anderes als Beute davonzutragen, denn die höhern Stellen seines so künstlich eingerichteten Staates waren von einer Aristokratie eingenommen, zu der es ihm, unter gewöhnlichen Umständen, unmöglich war, sich emporzuschwingen. Von Kindheit an für die Formen und Gebräuche Roms ausschließend erzogen, seine Vaterstadt und das ihr großentheils ganz ähnlich eingerichtete Italien für den einzig würdigen Schauplatz des Daseins haltend, von einer magischen Scheu für ihre religiösen und politischen Gesetze erfüllt, und sich nur insoweit glücklich fühlend, als er mit diesem Allen in Verbindung blieb, dachte er an keine Niederlassung in der Fremde, sobald ihn nicht die äußerste Noth oder die lockendsten Versprechungen bewogen, sich als Kolonist in den eroberten Provinzen einschreiben zu lassen.

Der Freie unter den Franken dagegen trat, sobald er der häuslichen Zucht entwachsen war, als Mitglied einer Gemeinde auf, an die ihn Gewohnheit und innere Anhänglichkeit, aber kein Zwang irgend einer Art band. Er konnte, wenn seine Neigung oder sein Vortheil es verlangte, sich einer andern Gemeinde, einem andern Stamme anschließen, denn die Sitten, Gebräuche und Gesetze

waren, seitdem eine geschichtliche Bewegung jene Völker ergriffen, einander so ähnlich geworden, daß diese Uebergänge leicht und natürlich stattfinden konnten. Er war in Wäldern oder auf Haiden erzogen und die Idee eines lokalen und materiellen Vaterlandes, dem er mit Leib und Seele angehört hätte, wie der Römer, war ein ihm unbekanntes Gefühl. Das Vaterland bestand für ihn in der Gemeinschaft und Liebe zu denen, die gleiches Sinnes mit ihm waren. Er fühlte sich überall zu Hause, wo er derselben Freiheit, derselben Rechte sich erfreuen konnte. Ward er vom Drange nach der Weite, von Ehrgeiz oder Beutelust ergriffen, so trat er in das kriegerische Gefolge eines erlauchten Führers, der sich durch Ruhm und Einsicht auszeichnete, aber der Grund dieses Verhältnisses war das Vertrauen und die Neigung, die er zu diesem Oberhaupte trug, das von derselben Gesinnung für ihn beseelt sein mußte, wenn dieser Bund sich nicht auflösen sollte. Sobald er nicht die von der Natur selbst und keiner menschlichen Gewalt gegebenen Gesetze der Ehrfurcht vor den Göttern, der Heiligkeit der Ehe, der Liebe zu seinen Angehörigen, der Treue an seinem Volke verletzte, vertheidigte er, Kläger oder Beklagter, sein Recht mit den Waffen in der Hand, die er im Felde, wie im Hause, nie ablegte und als einen Theil seiner Person selbst betrachtete, nur in wenigen Fällen war er gezwungen, sich dem Ausspruche seiner Gemeinde, freier und ihm gleicher Männer, zu unterwerfen. Er verehrte den Fürsten seines Stammes, dem er ein größeres Loos an der Kriegsbeute und höhere Würde zuerkannte, in dessen Nähe er sich geehrt fühlte, aber dies Alles nur so lange, als dieser sich keinen Eingriff in jene zum Dasein selbst gehörigen Rechte erlaubte. Dabei war der Reichthum meist eine Belohnung der Tapferkeit, da Krieg und Raub, an Feinden verübt, für ehrenvoll galt. Zugleich waren die Bedürfnisse einfacher Natur und da es wenige Sklaven gab und diese meist mild behandelt wurden, so konnte die Idee der Tyrannei, die, überhaupt einmal an Niedern realisirt, sich auch leicht gegen ursprünglich Gleiche versucht, in der Seele der Mächtigen und Großen nicht leicht Raum gewinnen. Nur im Kampfe und gegen Bewaffnete unterwarf sich der Franke, um den Preis seines eigenen Daseins, das seines Feindes. Jeder Erwachsene hatte im Rathe seiner Gemeinde Sitz und Stimme und sah Gesetze, Verträge, Krieg und Frieden, kurz das ganze Walten seines Volkes, als sein eigenes Werk an. Er trug das volle Gewicht seiner nur durch innerliche und gemüthliche Bande beschränkten Persönlichkeit in alle Verhältnisse des Lebens über und erschien sich im freien Gebrauche seiner

Kraft im eigentlichsten Sinne des Wortes als ein „Herr" — indem er seiner Rechte sich stets bewußt war und keinen Zwang, keine fremde Macht, über sich anerkannte. Kein Wunder, daß Männer solcher Art, als sie unter Celten und Römer traten, ihrer persönlichen Ueberlegenheit bewußt, sich in ihrer Sprache: „Edil frankono Liudi" — (edle fränkische Leute) nannten.

Drittes Kapitel.

Die Franken waren, als sie sich den gallischen Grenzen näherten, in zwei große Stämme getheilt, die Salier oder Westfranken, später auch Neustrier, und die Ripuarier oder Ostfranken, später auch Austrasier genannt, von denen erstere bis zum Sinken der Merowinger an der Spitze der gesammten Nation standen, und die, da sie die Schlacht von Soissons gewannen und Burgundionen und Gothen besiegten, als die eigentlichen Gründer des germanischen Lebens in Gallien angesehen werden müssen. Später traten die Ripuarier herrschend auf, zu denen das Haus Pipin's von Heristal gehörte. Als die größte Gestalt unter den salischen ist Klodwig, unter den ripuarischen Franken Karl der Große hervorgegangen, unter welchem letztern die alten Stammesunterschiede der fränkischen Nation verschwanden. Klodwig, nach den Sagen seines Volkes vom Meergotte Merowoho stammend, der sich der Gattin des Klodion im Bade genaht*), worauf sie den Meroväus geboren, gehörte einem heroischen Geschlechte an, in welchem die Franken, nach Sitte der meisten germanischen Völker, ihre Könige wählten. Wenn man seine Jugend, den ungebändigten Freiheitssinn seiner Landsleute und die geringen Mittel, die er anfangs besessen, mit der großen Macht, zu der er gelangt, und der hohen Stellung, die er in der Geschichte einnimmt, vergleicht, so wird man in ihm nicht die an Geist und Kraft begabteste Persönlichkeit seiner Zeit verkennen. Er

*) Hist. Franc. Script. Duchesne I. p. 726.

stand, ehe er sich durch Gewalt und List jeder Art zum Oberhaupte seines Volkes gemacht, an der Spitze eines Stammes und Gefolges, die Tournai eingenommen und sich daselbst niedergelassen hatten, und er wählte erst, nachdem er die Burgundionen und Gothen geschlagen und seine Herrschaft von der Maas und dem Rhein bis zur Loire sicher gestellt, Paris zu seiner Residenz.

Nachdem die Franken sich in Nordgallien festgesetzt hatten, so begann die Eroberung und die neuen Verhältnisse, in die sie durch dieselbe traten, ihr öffentliches Leben und allmälig auch ihre Sitten und Gewohnheiten wesentlich zu verändern. Klodwig, obgleich durch heroische Abkunft und die Thaten seiner Vorfahren in den Augen seines Volkes erhoben, war dennoch keineswegs ein Fürst im modernen Sinne des Wortes, sondern der Führer derer, die ihm freiwillig folgten und unter ihm Ruhm und Beute zu gewinnen hofften. Seine Stellung geht ziemlich klar aus der bekannten Erzählung hervor, wie ein Franke aus seinem Gefolge ein kostbares Gefäß, das der König für sich allein behalten wollte, mit seiner Streitaxt entzweihieb, indem er behauptete, daß ihm ebenfalls ein Antheil davon gebühre, aber auch aus der Rache, die Klodwig ungestraft an ihm nehmen durfte, indem er nicht lange nachher bei einer Musterung, als er den Zustand der Waffen dieses Kriegers besichtigte, demselben den Kopf spaltete. Er war einer der Könige seiner Nation, unter der übrigens jeder Stamm seinen eigenen hatte, obwohl alle zu derselben Familie gehörig, die durch einen größern Antheil an der Beute und durch Heirathen mit den Töchtern andrer Fürsten reich geworden und einen vorherrschenden Einfluß gewonnen hatten. Er stand außerdem durch seine Geburt auf einer Art mystischer Höhe da, indem er, im Gefühle des das Naturleben vergöttternden Heidenthums, in welchem einem Geschlecht, das sich durch erbliche Geistes- und Körperkraft und große Thaten auszeichnete, ein übernatürlicher Ursprung beigelegt wurde, für den Enkel eines Gottes galt. Dieser sonderbaren, die Grenzen der Wirklichkeit überschreitenden Auszeichnung ungeachtet, mußte sich ein solcher Fürst dennoch durch Freigebigkeit gegen sein Gefolge, Glück und Thatenmuth auszeichnen, wenn seine Person nicht in Verachtung und sein geheiligtes Recht selbst in Vergessenheit gerathen sollte. — Als die Franken Nordgallien erobert hatten, so nahmen sie zuerst die zahlreichen Domainen der römischen Kaiser, das Staatsgut in Besitz, das nach dem Aufhören der römischen Herrschaft gewissermaßen herrenlos geworden, und dies fiel natürlich großentheils dem Könige des erobernden Stammes zu. Dann be-

mächtigten sich die einzelnen Schaaren, wie sie Zufall, Verwandtschaft oder Vertrauen auf besonders tapfre Häupter zusammenführte, zuerst der Güter der städtischen Korporationen, dann auch der von Privatpersonen, die geflohen waren oder Widerstand geleistet hatten. Auch muß nicht vergessen werden, daß ein bedeutender Theil des Bodens Galliens schon vor der germanischen Invasion unangebaut geblieben und keine, wenigstens thätigen Eigenthümer mehr hatte. Wir haben oben, am Ende des ersten Buches, erwähnt, auf welche Art der Zustand Galliens allmälig so herabgekommen war. Schon Julianus Apostata hatte dem Kaiser Konstantius erklärt, daß das Land zur Tragung weiterer Lasten unfähig geworden sei. Klodwig hatte sich der übrigen Fürsten seines Volkes zu entledigen und ihr Gefolge zu sich hinüber zu ziehen gewußt und war zuletzt an die Spitze des gesammten Volkes der salischen Franken getreten. Dieser König, dessen Name nicht allein durch die Besiegung eines so weiten Landes, wie Nordgallien, verherrlicht worden, sondern der auch einen großen und festen Privatbesitz und in den bedeutendern Städten Schätze jeder Art gewonnen hatte, erlangte hiedurch einen ganz andern Einfluß auf sein Gefolge und durch dieses auf die ganze Nation, als seinen Vorfahren bei dem wandernden Leben in den Wäldern Germaniens und den vorübergehenden Kriegszügen auf den Grenzen des römischen Reiches möglich gewesen. Da er die unermeßlichen Besitzungen: Städte, Schlösser, Aecker, Weinberge und Wälder, die ihm zugefallen, nicht selbst übersehen und außerdem gegen seine Genossen, durch die er gesiegt und die auf ihn ihre Hoffnung gestellt hatten, große Verpflichtungen zu erfüllen hatte, so theilte er unter sie, nach Maßgabe ihres Verdienstes oder der Gunst, in der sie bei ihm standen, einzelne Theile dieser Erwerbungen, unter der Bedingung aus, daß sie ihn, wie bisher, als ihr Oberhaupt ehren und, auf den ersten Wink von ihm, zu seinem Dienst herbeieilen würden. Auf dem, was er sich zu seinem und seines Hauses unmittelbaren Genusse vorbehielt, setzte er, nach Art der römischen Großen, Verwalter, theils Franken von niedrigerm Range, theils Gallo-Römer, die ihm bei seinen Eroberungen nützlich geworden waren. Obgleich Klodwig sich zum alleinigen Oberhaupte seines Volkes emporgeschwungen, so hatte jedoch die ganze Nation keineswegs unter ihm allein gefochten. Es gab außer ihm noch viele, wenn auch weniger erlauchte Führer, die, mit ihrem Gefolge Städte und Ländereien erobernd, sie ebenfalls unter ihre Getreuen austheilten und, obgleich die oberste Autorität des Königs anerkennend, sich in ihren Verhältnissen ebenso frei, wie er in den

seinigen, bewegten. Man hat die Niederlassung der Franken in Gallien oft so dargestellt, als sei der Boden des eroberten Landes unter alle Freien, nach Maßgabe ihres Ranges und Verdienstes, vertheilt worden, so daß Jeder ein größerer oder kleinerer Eigenthümer geworden und aus ihnen sich später der Feudaladel gebildet habe, dergestalt, daß fränkisches Blut nur in den Adern des nachmaligen französischen Adels, und celtisches und römisches in denen der besiegten Gallo-Römer, also in der Masse der Nation, fließe. Diese von persönlicher Eitelkeit oder Systemsucht ersonnene Vorstellung, darauf berechnet, den französischen Adel, der schon vom vierzehnten Jahrhundert an durch Geld erworben werden konnte, und der weniger alte Familien in seiner Mitte zählte, als z. B. der deutsche und besonders der norditalienische, als eine durch natürliche Abstammung von dem Volke gesonderte Kaste darzustellen, wird aber weder von den zahlreichen vorhandenen Nachrichten bestätigt, noch kann ein solches Verhältniß, der damaligen Lage der Dinge gemäß, stattgefunden haben.

Schon in den letzten Zeiten vor der Eroberung hatten sich unter den wandernden Stämmen der Franken, der militairischen Konföderation, welche das römische Reich beunruhigte und endlich Gallien eroberte, sehr große Ungleichheiten gebildet, die auf die Niederlassung selbst und die Vertheilung des Grund und Bodens einen entscheidenden Einfluß geäußert haben müssen. Denn seit länger als zwei Jahrhunderten waren die Franken mit den Römern als Feinde oder als Miethstruppen in Verbindung gewesen und manche von ihnen im west- und oströmischen Reiche zu großen Würden gekommen. Viele hatten Gelegenheit gehabt, Schätze und Güter aller Art zu erbeuten. Wie soll dies Alles, zumal da die Anführer überhaupt meist aus den Edeln hervorgingen und ein ursprünglicher Unterschied der Stände stattfand, auf die Lage der Individuen ohne Einfluß geblieben sein? Nur dies ist wahr, daß vor der Niederlassung auf dem römischen Boden die politischen Rechte aller Freien dieselben waren, und daß, in dieser Beziehung, eine vollkommene Gleichheit stattfand. Eine solche ließ aber, wie immer, die Unterschiede des Ranges, Vermögens, des Ruhmes zu, und diese mußten sich nothwendig unter einem Volke, das beständig Krieg, und zwar gegen Reichere, als es selbst war, führte, in bedeutendem Maße gebildet haben. Die Unruhigsten und Tüchtigsten schlossen sich schon im Jünglingsalter den Königen oder andern erlauchten Führern an, und wenn, während des Friedens oder bei Kämpfen mit den Nachbarn, in der Heimath selbst, eine große

Gleichheit geherrscht, so mußte sich diese bei den Kriegen und Einfällen in das römische Reich, schon vor der Besitznahme Galliens, bedeutend verändern, und wenn auch nicht die formelle Entscheidung, so doch die wesentliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den Tapfersten und Glücklichsten zufallen. Als das römische Reich endlich gestürzt und Nordgallien erobert worden, wirkten diese Verhältnisse, die sich während der Kriege gebildet, fort, und nur die, welche schon vorher mächtig gewesen, konnten auf dem neuen Boden ein bedeutendes Eigenthum erwerben. Sie behielten ihre ihnen bisher an Recht, aber nicht an Ruhm und Bedeutung gleichstehenden Waffengenossen um sich, die ihre Gefolgschaft bildeten, und die sie, wie bisher, nur jetzt in höherm Maße, durch Austheilung von Geschenken, durch die Freuden der Tafel und der Jagd und ein bald dem Kriege, bald der Geselligkeit gewidmetes Dasein an sich fesselten. Denn wenn Jeder, oder auch nur die Meisten unter den Franken, gleich nach der Eroberung, Eigenthümer geworden wären und sich in ihren neuen Besitzungen niedergelassen hätten, wie hätten sie, zumal bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl, sich gegen die alten Einwohner behaupten können, die sie, in diesem Falle, auf die leichteste Art, ausgerottet haben würden? — Denn diese müssen, unendlich zahlreicher, gegen ihre Dränger nicht nur vom größten Hasse erfüllt gewesen sein, sondern werden sie, stolz auf die Ueberreste der römischen Civilisation, als Barbaren angesehen und ihnen keine andre als eine materielle Ueberlegenheit zugestanden haben. Erst nachdem die Eroberung vollendet war, der fränkische Stamm sich festgesetzt und seine allgemeinen Verhältnisse geordnet hatte, verloren die alten Einwohner die Hoffnung, nach der vollkommenen Auflösung des römischen Reiches und dem Mangel eines politischen Haltes und Bandes, sich der Sieger zu entledigen, und erst als sie in sich zerrissen, entwaffnet, entmuthigt waren, konnte allmälig eine neue und ins Einzelne gehende Vertheilung des Landes vorgenommen werden und der Franke die Gefolgschaft seines Oberhauptes verlassen, mit seiner Familie und wenigen Waffenknechten seines Volkes unter einer großen Anzahl Gallo-Römer sich niederlassen, sie für sich arbeiten lassen und sich überhaupt als ihr Herr betragen. — Dieser Moment fällt ungefähr gegen das Ende von Klodwig's Regierung, nachdem er durch Besiegung der Westgothen und Burgundionen sich das ganze alte Gallien unterworfen hatte. Aus allen auf uns gekommenen Nachrichten über jene Epoche geht aber, wenn man sich dieselben lebhaft vergegenwärtigt, ebenfalls hervor, daß der Zustand der besiegten Römer nicht im ersten Augen-

blicke der Eroberung, wie man dies gewöhnlich darstellt, gänzlich verändert, noch daß die Großen unter ihnen von allem Antheil an Macht, Ehre, Würde ausgeschlossen, am Wenigsten aber etwa sämmtlich in Sklaven und Leibeigene verwandelt worden seien. Das kleine Eigenthum war in Gallien, wie wir öfters bemerkt haben, unter dem römischen Despotismus großentheils, ausgenommen in der Nähe der Städte, verschwunden und das Land von Sklaven oder Pächtern bebaut, von denen letztere sich, wie wir bald näher erklären werden, in einem der germanischen Hörigkeit ähnlichen Zustande befanden. Da, wo die römischen Eigenthümer mit den eindringenden Franken, wie dies oft geschehen, gemeinschaftliche Sache gemacht oder stark genug gewesen, dem ersten Sturm der Invasion zu widerstehen, erhielten sie ihre Besitzthümer, oder verloren sie dieselben, so traten sie entweder in den Dienst der Kirche und erlangten da auf anderm Wege wieder, was ihnen entrissen worden, oder wußten sich durch ihre Bildung und Erfahrung den Großen unter dem erobernden Volke unentbehrlich zu machen, wie die bedeutende Anzahl Gallo-Römer unter den Getreuen der fränkischen Könige beweist und die niedern Klassen, im Zustande der tiefsten Abhängigkeit lebend, traten zu den fränkischen Eigenthümern in ein Verhältniß, das von dem, an das sie gewöhnt waren, sich wenig unterschied. Die römischen Städte waren es, die am Meisten verloren und durch ihren Ruin wurde allmälig das ganze Leben der Nation und das Ansehen des Landes selbst verändert. Einmal hatten sie sich großentheils gegen die Eroberer zu vertheidigen versucht, und waren dann gewöhnlich geradezu verbrannt und verwüstet worden, wie z. B. Trier, die größte und prachtvollste Stadt des römischen Reiches im Norden der Alpen; dann aber hatten sie, wo dies auch nicht ihr Schicksal gewesen, fast immer ihr Gemeindevermögen und somit ihre Existenz, als Korporation, verloren. Die Ersten unter den Genossen des Königs nahmen vorzugsweise ihren Sitz in ihren Mauern, und hier mußte der Kontrast zwischen germanischem und römischem Leben den Besiegten besonders drückend und fühlbar werden. Der Zustand der besiegten Gallo-Römer unter den ersten Merowingern ist von französischen Geschichtschreibern oft so dargestellt worden, als sei ein freies, würdiges, sicheres Dasein plötzlich von einer wild daher brausenden Bewegung zerrissen und verschlungen worden, etwa so, als wenn die Griechen zur Zeit des Miltiades von den Persern, oder die Römer des Scipio von den Karthagern unterjocht worden wären. Nichts aber ist irriger als diese Vorstellung. Die niedern Klassen unter den Bewohnern Galliens

hatten nichts zu verlieren, die höhern verloren keineswegs Alle Alles. Die Leiden, welche die Besiegten trafen, waren im Ganzen mehr sittlicher als materieller Natur, wie z. B. das doppelte Wehrgeld des Franken im Verhältniß zum Römer von gleichem Range, wodurch letzterer zwar nicht nothwendig an seiner Person und seinem Eigenthume, wohl aber an seiner Würde verlor, obwohl auch letzterer Unterschied unter Gothen und Burgundionen sehr bald aufhörte; dann die Nothwendigkeit, fremde Sprache und Sitte nicht blos zu dulden, sondern sie anzuerkennen, sich vor ihr wenigstens scheinbar zu beugen, kurz einem fremden Dasein eine höhere Berechtigung als dem gewohnten, ererbten, einheimischen zuzugestehen. Diese Nothwendigkeit mußte in die Seele der ursprünglichen Bevölkerung einen tiefen und traurigen Schatten werfen. Vergessen muß man jedoch bei einer Vergegenwärtigung jener Zustände, so weit sie in so weiter Entfernung angestellt werden kann, keineswegs, daß die Gallier, obwohl zu Römern geworden, kein wahres Volksgefühl besitzen konnten, denn jene Umwandlung hatte nur äußerlich stattgefunden. Das römische Leben in Gallien war lange vor der germanischen Invasion in fortdauerndem Verfalle gewesen und die Gallier hatten sich mit den Römern nie eins, sondern immer als ihre Unterthanen gefühlt. „Portavimus umbram imperii“ (der Schatten des Reiches stützte sich auf uns) sagt Sidonius Apollinaris. In den letzten Jahren der Regierung Klodwig's scheinen Römer und Franken ziemlich friedlich nebeneinander gelebt zu haben. Der Grund hiervon lag zum Theil in der Politik dieses Fürsten, der, so lange er sich zu erheben suchte, Treulosigkeit und Grausamkeit gezeigt, als er Alles zu seinen Füßen sah, Milde und Großmuth bewies. Die Annahme des Christenthums von Seite der Franken und der Einfluß der Geistlichkeit hat, ohne Zweifel, zu diesem wenigstens scheinbar guten Vernehmen beigetragen. Dennoch blieben die beiden Racen, hätten sie auch keine entschieden feindliche Stimmung gegen einander gehegt, durch die Verschiedenheit des Ursprunges, der Sprache, der Sitten, besonders aber der Gesetze, auf das Tiefste getrennt. Erst unter Klodwig's Nachfolgern, als die fränkische Niederlassung sich vollendet, als die Vermehrung der Sieger und eine regelmäßigere Einrichtung der öffentlichen Verhältnisse aus den Mitgliedern der alten Gefolgschaften großentheils Eigenthümer gemacht hatte, begann das besondre Dasein der Gallo-Römer, als politische Existenz, zu schwinden und in den Kreis des germanischen Lebens fortgerissen zu werden. Als dieses sich endlich im Feudalwesen eine feste Organisation gegeben, war die Trennung

zwischen Franken und Römern verschwunden. Ein in der Geschichte sonst nie gesehener Tausch zwischen den beiden Nationalitäten war im Laufe der Zeit eingetreten und hatte sie zu einem Ganzen verschmolzen. Der Sieger legte dem Besiegten die öffentlichen Einrichtungen seines Daseins auf und nahm von ihm dagegen Vieles in Sprache, Sitte und Charakter an. Die Organisation der germanischen Gesellschaft selbst, wie sie auf dem eroberten Boden sich entwickelt hatte, trug viel zu dieser Verschmelzung der beiden, sich sonst so entgegengesetzten Racen bei. In ihr ward die Freiheit allmälig vom Eigenthum, und der Grad dieser Freiheit, Rang und Würde, von der besondern Natur dieses Eigenthums abhängig. Der Franke, der keinen Grundbesitz erworben, oder denselben auf irgend eine Art verloren, versinkt, da es keine persönliche Freiheit ohne denselben, als nur in der Kirche giebt, in den Zustand der Hörigkeit, während der Gallo-Römer, der sein Eigenthum bewahrt oder solches gewonnen, zu dem Stande der Herren und edlen Vasallen gehört. Am Ende des neunten Jahrhunderts, als das Lehnswesen in seiner Kraft auftritt, ist jede Spur eines nationalen und politischen Unterschiedes zwischen Franken und romanisirten Celten verschwunden. Die französische Nationalität, die beide enthält, bricht schon hervor.

Viertes Kapitel.

Es ist eine nicht nur in Frankreich, sondern fast überall verbreitete Meinung, daß die persönliche Unfreiheit, in der wir die ländliche Bevölkerung in ganz Europa während des Mittelalters erblicken, von der Eroberung des römischen Reiches durch die Germanen und dem aus dieser entstandenen Feudalwesen hergekommen. Daß dieses Verhältniß wesentlich zu dieser Epoche gehöre, daß es ihr, in vieler Beziehung, einen eigenthümlichen Charakter verliehen, ist unbestreitbar, die populaire Ansicht aber, daß es in ihr seinen Ursprung genommen, durch sie hervorgebracht worden, ist gleichwohl durchaus irrig und wird durch die selbst oberflächlichste Kennt-

niß der Thatsachen widerlegt. Wäre die Leibeigenschaft einzig ein Resultat der Eroberung, so weiß man nicht, wie sie sich im Innern Deutschlands und auf der skandinavischen Halbinsel gebildet haben kann, wo wir sie so gut, wie in Frankreich und England finden, da diese Gegenden nie, so weit die Geschichte reicht, von fremden Eroberern in Besitz genommen worden sind. Auch bringt die Besiegung einer Nationalität durch eine andere keineswegs nothwendig überall diesen Zustand hervor, wie man z. B. an dem modernen Griechenland sieht, dessen Bewohner durch die Türken keineswegs in das Verhältniß einer persönlichen Unfreiheit versetzt wurden, wie aus den Eroberungen der Orientalen überhaupt, der Perser in ältern, der Araber in neuern Zeiten hervorgeht, durch die keineswegs die Hörigkeit, dieser mittlere Zustand zwischen vollkommener Knechtschaft und vollkommener Freiheit, geschaffen wurde. Wer nicht schon vor der Eroberung Sklave war oder während des Kampfes, den sie veranlaßte, zu einem solchen wurde, blieb persönlich durchaus frei. Wenn die bis in die neuesten Zeiten bestandene Hörigkeit des Landmannes im heutigen Ungarn sich aus der Besiegung der alten Einwohner durch die Magyaren erklären läßt, so hat eine ganz ähnliche Erscheinung in Polen und Rußland nicht denselben Grund, denn hier ist keine Spur davon vorhanden, daß die Leibeigenen andern Stammes, als ihre Herren, seien. Dieses Verhältniß muß also noch auf andre Weise, als aus einer Eroberung, entstehen können. Wir glauben vielmehr, daß es durch diese eigentlich nie entstanden ist, sondern von ihr, wo sie es vorfand, sanktionirt, befestigt, aber nicht hervorgebracht wurde. Um den Grund dieser Erscheinung zu begreifen, müssen wir einen Augenblick in die erste Epoche des Entstehens der bürgerlichen Gesellschaft selbst zurückkehren.

Nachdem die Kasten- und Priesterstaaten, die ohne Zweifel die älteste Form eines geordneten Zusammenlebens unter den Menschen gewesen, durch eine jener großen intellektuellen Revolutionen, deren Andenken die Geschichte nicht bewahrt hat, aufgelöst worden und nur zwei von ihnen sich in unversehrter Gestalt, am Nil und Ganges, ihre Trümmer aber und Zeugnisse ihres frühern allgemeinen Daseins sich überall erhalten, trat ein neues Princip, das des patriarchalischen Lebens im Orient, des Klanswesens im Occident, beide mit geringen Modifikationen des Klimas, der besondern Bedingungen und Umstände, dieselbe Natur, dasselbe Wesen enthaltend, als die herrschende Form rechtlichen Lebens auf. Man wende hier nicht ein, daß das Princip der Familie älter als das

der Kasten gewesen. Die menschliche Gesellschaft hat allerdings, wie sich von selbst versteht, mit dem Familienleben begonnen, die rechtliche oder bürgerliche Ordnung derselben aber keineswegs, sondern mit dem das Naturleben auf sie übertragenden Kastenwesen. Jene älteste Familie war eine rein natürliche Thatsache, die erste moralische, obwohl noch sehr unfreie Bewegung zu einem geordneten Gemeinwesen that sich in der Errichtung der Kastenstaaten kund, aus deren Auflösung sich das Familien-, Stamm- oder Klansleben, nicht mehr blos als ein äußeres gegebenes Faktum, sondern als ein politisches Princip, entwickelte. Das patriarchalische System in Asien, in seiner Erscheinung fast überall dasselbe, ist leicht zu erkennen, das Klanswesen dagegen verbarg durch die besondern Formen, die es unter den verschiedenen Völkern, deren es sich bemächtigte, annahm, seine Abkunft von dem Kastenleben und das, aller einzelnen Unterschiede ungeachtet, einige Princip, auf dem es beruhte. Dieses war dasselbe wie in der Kastenwelt. Es gründete sich ebenfalls auf natürliche Abstammung, nur mit dem großen Unterschiede, daß wie früher im Kastenstaate die einzelnen Stände, unwandelbar getrennt, sich in abgemessenen Bahnen, ohne sich zu berühren, gleich Gestirnen, bewegt, sie jetzt, nach der großen Umwälzung, welche die Kastenwelt und ihre Hierarchie auflöste, als verwandte oder gleich berechtigte Stämme hervortreten, die nicht mehr die Meinung einer unmittelbar empfangenen höhern Natur anerkennen, sondern ihr Recht und ihre gegenseitige Schätzung nach einem aus menschlicher Freiheit hervorgebrachten Maße beurtheilen. In den Kasten waren Alle, die zu einer derselben gehörten, sich unter einander vollkommen gleich gewesen. Die Stellung des Individuums hing von der Kaste ab, zu der er gehörte, innerhalb derselben aber gab es keine weitere Verschiedenheit. In dem Klanswesen aber erhob sich im Kreise der jetzt zu Stämmen gewordenen Kasten, aus Gründen, die ohne Zweifel aus den die Auflösung der Kasten begleitenden Kämpfen herzuleiten sind, eine große, darin früher unbekannt gewesene Ungleichheit der Rechte, des Besitzes und erblichen Ansehens. Sowie früher im Kastenstaate die einzelnen intellektuellen und materiellen Arbeiten des Lebens an einzelne Stände, in unerschütterlicher Folge, vertheilt gewesen, so entstanden jetzt im Stamm- und Klanswesen berechtigte und untergeordnete Klassen, in denen aber, da ihr Dasein überhaupt aus einer Auflehnung gegen die Starrheit des Kastenlebens hervorgegangen, keine so tiefe Trennung sichtbar ist, die das Andenken an ihren gemeinsamen Ursprung nie ganz verlieren und sich überhaupt mit mehr Freiheit bewegen.

Jemehr die Völker durch ihre Lage der Quelle ihres ältesten rechtlichen Lebens, dem Kastenwesen, nahe bleiben, jemehr tragen sie die Spuren desselben an sich, weshalb das Familienleben des Orients ihm, in der ältesten Zeit, verwandter als das Klanssystem des Abendlandes erscheint. Aus dem patriarchalischen Princip Asiens entwickelte sich bei dem, jedem wachsenden Leben einwohnenden Streben nach Einheit die Despotie. In ihr verschwindet allmälig die Organisation des Kastenstaates bis auf wenige Trümmer, wie die Priesterstämme der Chaldäer, der Magier, der Leviten u. s. w. deren aus der Kastenwelt überliefertes Dasein eine fremdartige Erscheinung in dem patriarchalischen Despotismus bleibt und ihm tief untergeordnet ist. In der hellenischen und italischen Welt zeigen sich Spuren des Kastenlebens in der pelasgischen Religion und dem Einflusse der ägyptischen und tyrischen Kolonien. In der Stamm- und Klansverfassung der heroischen Monarchie verschwinden jene ältesten Traditionen immer mehr und in der Demokratie der klassischen Welt erhalten sich, nur in einzelnen wesenlosen religiösen Gebräuchen, Erinnerungen an dieselben. In der hellenischen und lateinischen Race waltet das Princip des Stammes und der Familie lange in der Form der heroischen Monarchie, bis es sich endlich in die der Demokratie verwandelt, unter welcher die alte Welt zu ihrer Vollendung kommt. Im Norden und Westen Europas, unter den Germanen und Celten, hatte sich die nach Auflösung des Kastenstaates entstandene Stammverfassung, das Klanswesen, erhalten, da bei dem geringern geschichtlichen Leben dieser Völker in ihnen kein eigentliches Streben nach Einheit hervortritt, das im Orient die Despotie und im Süden die Demokratie hervorbrachte, und war die herrschende Form der Gesittung jener Nationen geworden. In dieser hatten sich in den geheiligten Königsgeschlechtern, die an der Spitze der germanischen Nationen standen, in den Eheverboten, welche früher die einzelnen Völker und später die einzelnen Stände desselben Volkes lange trennten, und in dem Priester- und Kriegerstande der Celten tiefere Spuren des Naturlebens der Kastenwelt, als in der asiatischen Despotie und der antiken Demokratie erhalten. Als Cäsar das Hauptland der Celten, Gallien, angriff, war das Klansleben daselbst schon im Sinken begriffen. Der Einfluß des Priester- und Kriegerstandes und besonders des erstern, wurde durch den demokratischen Geist, der sich in den Städten zu regen angefangen, geschwächt, indessen bestand das Grundwesen des Klans, die erbliche Abhängigkeit des Landvolkes, der Masse der Nation, noch immer fort, und Cäsar, von den politischen Einrichtungen

Galliens handelnd, sagt von dem Zustand dieser Klasse, daß er dem der römischen Sklaven gleiche. Dies war wohl ohne Zweifel eine arge Uebertreibung, denn niemals hätten Sklaven, im Sinne der griechischen und römischen Welt, ihre Herren zehn Jahre lang mit solcher Energie gegen einen fremden Eroberer, wie die Mehrzahl der gallischen Nation gegen Cäsar that, vertheidigt, denn so zahlreich man die Klansaristokratie auch annehmen mag, sie allein hätte, ohne Unterstützung des Volkes, offenbar keinen solchen Kampf auf sich nehmen können. Das Urtheil Cäsar's über den Zustand des niedern Volkes ging aus der Anschauung des demokratischen Lebens in Rom selbst hervor, wo zu seiner Zeit alle, die nicht Sklaven oder Fremde waren, eines vollständigen Bürgerrechts genossen. Da er aber gesehen, daß die öffentlichen Angelegenheiten Galliens einzig vom Adel entschieden wurden, so hielt er das Landvolk für vollkommen unfrei. Das oberflächlichste Eindringen in die gallischen Einrichtungen lehrt aber, daß die niedern Klassen sich im Zustande der Hörigkeit oder Leibeigenschaft, aber nicht in dem der antiken Sklaverei, befanden. Nirgends findet man im Alterthume, einige unbedeutende Beispiele abgerechnet, daß die Bürger ihre Sklaven bewaffnet hätten. Sie konnten dies auch nicht, denn letztere waren meist Fremde, die mit ihren Herren kein moralisches oder materielles Interesse irgend einer Art theilten, wie dies bei den Hörigen des Klanswesens und der Feudalwelt stattgefunden. Die Großen unter den Galliern besaßen, wie die Römer, Hausklaven, von ihnen meist durch Kauf erworbene Fremde. Diese, außerdem daß sie nur in den größern Städten, wo die reichsten Eigenthümer lebten, zahlreich waren, dienten ebensowenig, wie bei Griechen und Römern, in den Heeren, von denen die Masse aus dem hörigen Landvolke, unter dem Befehle ihres Klanadels, zusammengesetzt war. Denn die letzte Klasse keiner Nation hat je aus eigentlichen Sklaven bestanden. Diese waren, wie noch heute in den Kolonien, Fremde oder von solchen Stammende und standen außer allem nationalen Verbande. Auch die Völker, die vom Klanswesen zur Demokratie oder zu einer Aristokratie, die in sich selbst Demokratie war, übergingen, verwandelten die von ihnen Bezwungenen nicht in eigentliche Sklaven, sondern in Hörige, die zwar nicht zu dem herrschenden Kreise gehörten, aber doch zu dem allgemeinen politischen Leben in einiger Beziehung standen. So waren z. B. die Penesten der Thessalier, die Heloten der Spartaner keine Sklaven, sondern hörige und tributaire Bauern. Wie hätte der spartanische Krieger mit fünf bewaffneten Helotenknechten, wären diese eigentliche Sklaven

und deshalb Fremde, oder Abkömmlinge von Fremden gewesen, in den Krieg ziehen können? Die Erhaltung der antiken Sklaverei war überhaupt nur durch die immerwährenden Kriege möglich, welche die alte Welt auf allen Seiten zerrissen und Gelegenheit zur Erwerbung neuer Knechte gaben. Denn die Nachkommen der Sklaven wurden meist freigelassen. Ein großer Theil des römischen Volkes, zu Cäsar's Zeit, bestand, wie man weiß, aus solchen Abkömmlingen freigelassener Sklaven. Als die Römer Gallien eroberten, fanden sie demnach den größten Theil des Landvolkes im Zustande der Hörigkeit mit beschränktem Eigenthume versehen, in dem Mittelzustande zwischen vollkommener Freiheit und vollkommener Sklaverei, wie ihn später das Mittelalter gekannt hat. Wie dieses Verhältniß sich im Schooße derselben Nation gebildet, darüber schweigt die Geschichte, die überhaupt selten über die Entstehung der ältesten Formen der bürgerlichen Gesellschaft Aufschluß giebt; so viel nur ist gewiß, daß es aus keiner Eroberung, wenigstens nicht im Ganzen, hervorgegangen ist, denn die Klansaristokratie und ihre Unterthanen waren desselben Stammes, und es ist keine Spur eines nationalen Unterschiedes zwischen ihnen sichtbar. Im Allgemeinen muß man annehmen, daß während der Auflösung der Kastenstaaten und der Bildung des Klanswesens, im weitesten Sinne des Wortes, wo es das gesammte Stamm- und Familienprincip umfaßt, bei den diese Umwälzung begleitenden Kämpfen, die Erlauchtesten, Mächtigsten, Fähigsten, die an der Spitze dieser Bewegung gestanden, die ihnen Verbundenen durch erbliche Bande an sich gefesselt, sei dies durch Ertheilung von Land oder besondere religiöse und kriegerische Einrichtungen geschehen, und daß dieses System, sich im Orient in die Despotie, im Süden in die Demokratie verwandelnd, im Norden und Westen sich zu einer festen aristokratischen Form abschloß, in welcher Trümmer des Kastenlebens, obgleich im Laufe der Zeit immer mehr verwitternd, dennoch länger, als anderswo, sichtbar blieben. Das Klanssystem hatte sich unter den Celten, in den Sitten und Einrichtungen der Nation am Tiefsten befestigt. Als die Römer Gallien eroberten, fanden sie viele Millionen in diesem Verhältnisse einer erblichen Abhängigkeit von Stamm- und Familienhäuptern. Auch dem mächtigsten Sieger konnte es nicht in den Sinn kommen, einen solchen Zustand durchaus verändern zu wollen, es würde dies ebenso schwer gewesen sein, als den Boden selbst zu bewegen. Die Klansaristokratie, die in dem vieljährigen Kriege an der Spitze der Nation gestanden, war großentheils untergegangen. Ihre Besitzungen gingen an neue Eigenthümer über, das Volk

aber, das auf denselben wohnte, blieb zu diesen neuen Herren in demselben Verhältniß wie zu den frühern. Die einzige große Veränderung, welche, nächst dem Einflusse lateinischer Sprache und Sitte, mit der römischen Herrschaft eintrat, war die überwiegende Bedeutung, welche die Städte bekamen, die jetzt, nach dem Untergange des frühern Adels, der Sitz der neuen gallo-römischen Aristokratie wurden. Die Klanshäupter hatten, wie später die Feudalherren, unter ihren Hörigen auf dem Lande gewaltet, die nach der Eroberung entstandene Aristokratie, aus Galliern, die es mit den Römern gehalten, aus römischen Befehlshabern, Kaufleuten, Staatspächtern u. s. w. gebildet, wählte, nach antiker Weise, die Städte zu ihren Sitzen und beherrschte von hier aus das Land. Das Landvolk, ohne volksthümliche Oberhäupter in seiner Mitte, mußte um so leichter denationalisirt werden, sein materieller Zustand veränderte sich aber wenig oder gar nicht, es blieb zu den neuen Eigenthümern in dem Verhältnisse von Pächtern und Hörigen, in dem es zu den frühern gestanden hatte. Die Römer gaben dieser Klasse der Einwohner, die sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigte, der Masse der Nation, die weder Sklave noch vollkommener Bürger war, die Namen: „coloni *), rustici **), inquilini“ ***) — verschiedene Benennungen, die alle denselben Zustand aussprechen und vollkommen das bedeuten, was das Mittelalter: „vilani oder glebae adscripti“ — genannt hat. Daß übrigens die Abhängigkeit und Unfreiheit des Landvolkes in einem großen Theile der alten Welt, als ein Ueberrest der früher überall vorhandenen Stamm- und Familienherrschaft, bestanden, beweisen die römischen Gesetze selbst, denn sie sprechen: „de colonis palaestinis †), de colonis thracensibus ††), de colonis illyricianis“ †††) u. s. w. — wobei nicht von Militair- oder Municipalkolonien, sondern von der Organisation der einheimischen ländlichen Bevölkerung die Rede ist. Dasselbe Verhältniß bestand in Italien, Sicilien, Spanien, mit einem Worte, in der ganzen römischen Welt. Als aus der Stamm- und Klansverfassung, welche in der hellenischen und lateinischen Race, unter dem Namen der heroischen Monarchie auftritt, die Demokratie sich ent-

*) Cod. Theod. l. V. tit. 11.
**) Novell. Justin. nov. 157.
***) Cod. Theod. l. V. tit. 10.
†) Cod. Justin. l. XI. tit. 50.
††) Ibid. tit. 51.
†††) Ibid. tit. 52.

wickelt, bleibt das Landvolk überall in demselben Zustande der frühern Abhängigkeit, nur daß die Aristokratie, die bisher in seiner Mitte gewaltet, sich jetzt von ihm trennt und sich in größeren Städten zusammenzieht. Die klassische Welt hat diesen Stand der Hörigkeit keineswegs hervorgebracht, sie kannte, ihrem Geiste nach, nur Freie und Sklaven — sie entwickelte sich von ihm getrennt und ließ ihn da, wo sie ihn vorfand, bestehen. Es ist keine Spur vorhanden, daß die Römer bei ihren Eroberungen die Besiegten in diesen mittleren Zustand zwischen der Freiheit und der Sklaverei versetzt hätten, den wir gleichwohl in allen Theilen ihres Reiches verbreitet finden. Sie erkannten ihn nur als ihren Interessen nicht hinderlich, und übrigens mit dem ganzen Leben fast ebenso sehr wie die Sklaverei verwebt, an, regelten und beaufsichtigten ihn, dachten aber nicht daran, ihn umzustürzen. Man hat sich oft darüber gewundert, daß die alten Schriftsteller dieses Verhältnisses, das in so mancher Beziehung dem Geiste der klassischen Welt fremd ist und in dem ein großer Theil der ländlichen Bevölkerung lebte, keiner Erwähnung thun. Die Städte spielen aber in jener Epoche eine so überwiegend große Rolle, alles Leben ist so durchaus in ihnen concentrirt, daß Alles, was sie nicht betrifft, in keinen weitern Betracht kommt. Die Grundzüge in diesem Verhältnisse des Kolonats, durch die es sich sowohl vom Bürger- als Sklavenwesen unterscheidet, sind folgende: Der Kolon oder Hörige muß auf dem Grundstücke, auf dem er geboren ist, bleiben und kann dasselbe ohne seines Herrn Erlaubniß nicht verlassen. Er ist Pächter und muß dem Eigenthümer einen jährlichen Zins zahlen. Was den Zustand des Kolonen dem des Sklaven nahe brachte, war, daß er die Freiheit seiner Person verloren, denn mehre Gesetze geben dem Eigenthümer durchaus das Recht, denselben überall zurückfordern zu können. Nur wenn er dreißig Jahre lang außerhalb der Hörigkeit gelebt und während dieser Zeit im Genusse der Freiheit nicht angefochten worden, wurde er für durchaus frei erklärt. Er konnte von seinem Herrn mit gewissen körperlichen Strafen belegt werden, die Niemand über einen Freien, aus eigener Macht, verhängen konnte. Sie konnten gegen ihren Herrn, so wenig wie die Sklaven, einige besondere Fälle ausgenommen, eine Klage anfangen. Wenn man diese Bestimmungen betrachtet, so sieht man, daß der Zustand des Kolons sich dem des Sklaven in mehren charakteristischen Zügen näherte, in andern noch entscheidendern war er aber wiederum wesentlich von ihm verschieden. Der Kolon oder „servus terrae, glebae inhaerens“ — diente in den römischen Heeren, in die der

Sklave nicht aufgenommen wurde. Er konnte nicht als Person, sondern nur mit dem Grundstück verkauft werden. Der Zins, den er dem Eigenthümer zu entrichten hatte, konnte von diesem nicht erhöht werden. Er besaß ein Eigenthum „peculium“ — über das er, ohne Erlaubniß des Herrn zwar nicht verfügen, das ihm aber auch von diesem nicht genommen werden konnte. Er ging, wie der Bürger, eine rechtmäßige Ehe, mit allen ihren Folgen, ein. Er konnte den Herrn, wollte dieser seine Leistungen erhöhen, oder stand er ihm nach dem Leben, verklagen. Aus diesem Allen ersieht man, daß der Kolon, im Wesentlichen, dem Zustande der Freiheit näher als dem der Sklaverei stand. Drei Dinge sind es, die ihn seinem Herrn nahe stellten. Dies war erstens: die gleiche Verpflichtung zum Kriegsdienste, zweitens: die Abhängigkeit von demselben Richter und denselben Gesetzen in allen Kriminalfällen, drittens: der Herr und der Hörige waren beide zu der im römischen Reiche üblichen Kopfsteuer verpflichtet.

Es ist möglich und wahrscheinlich, daß dieses Verhältniß, dessen Entstehen in die Stamm- und Klanverfassung fällt, unter der römischen Herrschaft mannigfaltige Modifikationen erfahren hatte. Seine Basis jedoch: die Abhängigkeit des Hörigen von dem Grundstück, auf dem er geboren, sein Verhältniß als Pächter, der Unterschied vom eigentlichen Sklaven, blieb unter den Römern dieselbe und überlebte, als zu dem Wesen jenes ganzen Zustandes und der unvollendeten Stufe der Gesittung, die er erreicht, gehörig, die Dauer des römischen Reiches. Die politische Freiheit der Alten hatte die Hörigen weder zur Niedrigkeit der Sklaven herabgebracht, noch sie zu vollständiger Unabhängigkeit erhoben, die persönliche Freiheit der germanischen Eroberer blieb zu ihnen, im Wesentlichen, in demselben Verhältnisse.

In den letzten Zeiten des römischen Reiches hatten die Einfälle der Germanen und der sich immer steigernde Druck der Abgaben zu den von uns oben angegebenen, schon früher bestandenen Gründen der Verminderung des kleinen Eigenthums bedeutend beigetragen. Sobald eine Landschaft verheert wurde, oder sobald ein Eigenthümer die öffentlichen Steuern nicht bezahlen konnte und um seinen Besitz kam, so war er genöthigt, um sein Leben zu fristen, sich und seine Familie als Kolon einem größern Eigenthümer zu übergeben *) und verlor den Stand vollkommener Freiheit, den er bisher genossen

*) Salvian. De Gubern. Dei. V.

hatte, ungefähr so, wie die Allodialbesitzer in der Anarchie nach Karl's des Großen Tode, gezwungen wurden, in den Lehnsverband einzutreten, weil es außerhalb desselben für sie keine Sicherheit gab. Dieses Verhältniß des Kolonats oder der antiken Hörigkeit war so tief in die Sitten und Einrichtungen der Gesellschaft eingedrungen, daß es den Sturz des weströmischen Reiches überlebte. So sieht man z. B. in den Briefen Papst Gregor des Großen, am Ende des sechsten Jahrhunderts, wie die Kolonen behandelt wurden, welche die römische Kirche in Sicilien besaß *). Im Norden dauerte dieser Zustand ebenfalls fort. „Wer einen freien Menschen der Kirche, den man Kolon nennt, getödtet hat, bezahlt dafür eine Buße wie für einen andern Allemannen **)." — „Die freien Leute der Kirche, die man Kolonen nennt, sollen, wie die Kolonen des Königs, der Kirche eine Steuer bezahlen ***)." — In einem Diplom Karl's des Kahlen vom Jahre 860 n. Ch. liest man: „Sie haben sich darüber beklagt und gesagt, daß sie als freie Kolonen geboren sind, wie die übrigen Kolonen von St. Denis, und daß der Mönch Deodatus sie, mit Gewalt und ungerechterweise, zu einer größern Abhängigkeit hat zwingen und sie unterdrücken wollen." — In der Schenkungsurkunde Haganon's an die Abtei des heiligen Martin in Tours sagt der Schenker: „Ich gebe dem Abt Fredegisius mein herrschaftliches Eigenthum mit den Leuten, die auf ihm wohnen und die ich darauf gesetzt, um als Kolonen zu leben. Ich befehle, daß diese Leute das Land und die Weinberge und Alles für den halben Ertrag bebauen, daß man nichts weiter von ihnen verlange, und daß sie nach mir keine Bedrückung zu erleiden haben sollen." — Es geht demnach aus diesem Allen bis zur Evidenz hervor, daß die Hörigkeit des Mittelalters eine Fortsetzung des Kolonats der Römer war und daß die germanischen Eroberer dieses Verhältniß weder aufgehoben noch bedeutend modifizirt hatten. In ihrer Heimath hatte, nach Tacitus, ein ganz ähnlicher Zustand bestanden. „Die Deutschen haben," sagt er, „eine besondere Art Sklaven, deren sie sich nicht wie wir bedienen, indem sie ihnen gewisse Verrichtungen im Innern ihrer Häuser anweisen, sondern Jeder hat sein eigenes Haus, seine eigenen Penaten ..... Der Herr verlangt vom Sklaven, wie von einem Kolon, ein gewisses Maß Getreide, Vieh oder

*) San. Greg. M. Epist. lib. I. ep. 44.
**) Lex Allem. tit. 9.
***) Ibid. tit. 23. 1.

Kleider ..... *)." — Dieses Verhältniß war bei den Germanen, wie bei den Celten und den Völkern hellenischen und lateinischen Ursprunges ein Ueberrest der Stamm- und Klansverfassung, die sich nach der Auflösung des Kastenlebens gebildet hatte. Die deutschen Eroberer des fünften Jahrhunderts thaten in Gallien, was die Römer vorher gethan, sie setzten sich an die Stelle der bisherigen Eigenthümer, der Zustand der Hörigen oder Kolonen blieb im Wesentlichen derselbe.

Nur in Einer, aber allerdings sehr wichtigen und folgenreichen Beziehung veränderte sich das Loos des Landvolkes nach der germanischen Eroberung im Vergleiche zu seinem frühern Zustande unter der römischen Herrschaft. Der Kolon, von dem Eigenthümer in so vielen Privatverhältnissen abhängig, war jedoch, wie oben bemerkt worden, in Beziehung auf die Regierung sein Gleicher. Beide waren zum Kriegsdienst und zur Errichtung der Kopfsteuer verbunden und hingen auf dieselbe Art von den kaiserlichen Statthaltern, Befehlshabern und Richtern ab. Bei vorkommenden Streitigkeiten unter ihnen entschieden die Gesetze, die ohne Zuziehung beider erlassen und denen beide gleichmäßig unterworfen waren. Durch die germanische Niederlassung wurde dieser Zustand vollkommen umgewandelt. Es bildete sich in ihr ein Herrenstand, der, von Hause aus zu seinen Fürsten in einem andern Verhältnisse als die Bürger der alten Welt zu ihren Regierungen stehend, nach dem Tode Karl's des Großen und der Ausbildung des Feudalwesens, in seinen Besitzungen souverain wurde. Von diesem Augenblicke an gab es keine allgemeinen Gesetze, Richter und Organe der öffentlichen Gewalt mehr. Jeder Lehnsbesitzer legte auf die ihm zugehörigen Pächter und Hörigen so viele Steuern, als ihm beliebte, und entschied ihre Streitigkeiten nach eigenem Ermessen oder durch Richter, die von ihm ernannt waren. Die Kolonen, die früher immer zugleich Unterthanen des Staates, wenn auch niedrigern Ranges, gewesen, wurden jetzt, da es keinen Staat im antiken Sinne des Wortes gab, zu Unterthanen ihrer Eigenthümer, und zwar solcher Eigenthümer, die durch das Feudalrecht im Innern ihrer Besitzungen unumschränkte Herren geworden. Hierzu kam noch, daß die Hörigen im alten Gallien, zur Zeit des Klanswesens, von Leuten ihres Volkes regiert worden, daß unter der römischen Herrschaft, nachdem das ganze Land romanisirt worden, ungefähr

*) Tacit. Germ. c. 25.

dasselbe stattfand, daß sie jetzt aber unter die Botmäßigkeit von Fremden, durch Blut, Sprache und Sitte von ihnen durchaus verschieden, gerathen waren. Ihre Lage mußte dadurch, obwohl in ihren Grundzügen dieselbe bleibend, in vielen äußern Beziehungen häufig sehr verschlimmert werden. Ein anderer Umstand, der in der Folge zum Fortschritt der Gesittung gedient, mochte in den ersten Zeiten nach der Eroberung den Zustand der Kolonen erschweren. Die Germanen hatten in ihrer Heimath die häusliche Sklaverei wenig gekannt. Als sie sich des römischen Reiches bemächtigten, fanden sie Hörige und Sklaven, beide, obgleich in einigen wesentlichen Beziehungen von einander verschieden, in manchen andern einander ähnlich. Die Eroberer stellten, wie in den Schilderungen jener Zustände leicht zu erkennen, beide einander oft gleich, was nicht wenig zum Erlöschen der antiken Sklaverei beigetragen. Die Kolonen verloren hierbei für den Augenblick, die Sklaven und die Menschheit selbst gewannen durch diese Vermischung. Merkwürdig ist es übrigens, daß, selbst mitten in der Willkür des Feudallebens, das Grundwesen des Kolonats wenig verwandelt wurde. Französische Forscher jener Zustände haben nämlich gefunden, daß der Kanon oder Zins, den der Pächter und Hörige an den Eigenthümer zu entrichten hatte, im Mittelalter, im Ganzen, derselbe wie im Alterthum blieb. Der Lehnsbesitzer drückte seine Hörigen durch Zölle, erzwungene Beiträge zu seinen Bedürfnissen u. s. w., legte ihnen, so zu sagen, indirekte Steuern auf, er that dies aber in seiner Stellung als Souverain in seinem Gebiet, als Eigenthümer erhöhte er, wie man bemerkt hat, die regelmäßige direkte Leistung, den jährlichen Kanon, nicht leicht. Es war selbst ein Grundsatz jener Zeit, daß er hierzu kein Recht hatte.

Dies kann, glauben wir, genügen, um das in vielen unserer Leser ohne Zweifel vorhandene Vorurtheil zu zerstören, als habe die germanische Eroberung und das Mittelalter die Hörigkeit in die Welt gebracht, die vornehmste Anklage, die in der gewöhnlichen Meinung auf ihm ruht. Diese war eine in der Stamm- und Klansverfassung entstandene Erscheinung, hatte sich unter der römischen Herrschaft erhalten und war von den Germanen, in mancher Beziehung ihrem eigenthümlichen Zustande gemäß verändert, von ihnen, im Ganzen, aber angenommen und nicht hervorgerufen worden. Das Mittelalter hat die antike Sklaverei zerstört, das Kolonat oder die Hörigkeit selbst aber würde, hätte die politische Organisation des Alterthums fortgedauert, wahrscheinlich, wie in einigen modernen despotischen Staaten, noch länger als unter dem Einflusse der

Feudalprincipien fortgedauert haben. Im römischen Reiche gab es eine oberste centrale Macht in der Person des Kaisers, die durch eine Hierarchie von Beamten bis in die entlegensten Theile und an die entferntesten Grenzen verbreitet war. Diese bürgerliche Macht wurde durch eine ebenfalls überall vertheilte, militairische, unterstützt, die in jedem Augenblicke zur Ausführung der empfangenen Befehle bereit war. Ein materieller Widerstand gegen den Willen der Regierung war auf diese Art sehr schwer geworden, an eine moralische Opposition aber, in dieser Zeit des tiefsten sittlichen Verfalles, selbst nicht der Gedanke vorhanden. Alle Bewegungen und Veränderungen gingen einzig von der bewaffneten Macht aus, die von den übrigen Ständen getrennt, dieselben alle im Zaum hielt, mit keinem derselben sympathisirte und nur in ihrem eigenen oder ihrer Führer Interesse handelte. Die Hörigen oder Kolonen, wäre ihr Zustand auch noch härter, als er war, gewesen, hatten demnach, im Falle einer Auflehnung, nicht nur ihre Herren, die Eigenthümer des Bodens, sondern eine überall gegenwärtige Regierung und ein überall schlagfertiges Heer gegen sich. Es konnte deshalb von keiner Bewegung unter ihnen, von keiner möglichen Veränderung ihres Looses die Rede sein. Im Mittelalter dagegen gab es keine centrale Gewalt, keine Beamtenhierarchie, kein stehendes Heer, die überall gleichmäßig Alles unter dem Joche hätten halten können. Die feudalen Eigenthümer standen fast immer feindlich einander gegenüber, nur wo es wie z. B. in der Normandie und in den ersten Zeiten nach der Eroberung Englands, dem obersten Lehnsherrn gelungen war, den Feudalverband sehr fest zu schlingen, wurden die Hörigen in einem schonungslosen Druck gehalten oder ihre Versuche, sich zu befreien, sogleich vereitelt. Der Feudaladel war keine eigentliche Aristokratie im antiken oder modernen Sinne dieses Wortes. Eine solche bildet einen einigen Stand unter sich durchaus Gleicher, bewacht sich unter einander, legt sich, besonders um Usurpationen zu verhüten, strenge Fesseln an, theilt die öffentliche Gewalt unter ihre Glieder aus, erlaubt aber Niemanden unter ihnen, seine Macht, auf Kosten der gemeinsamen Unterthanen, zu vergrößern und dadurch seinem eigenen Stande gefährlich zu werden. Die Spartiaten, die römischen Patrizier, die venetianischen Nobili haben alle in diesem Sinne gehandelt und in sich eine wahre Aristokratie dargestellt. Der Feudaladel war dagegen eine Konföderation größerer und kleinerer, isolirt waltender Herren, unter denen sich immer einer über den andern zu erheben suchte, die alle auf ihrem Gebiet unabhängig walteten und deren unbändige Freiheitsliebe keine Beschränkung, selbst

nicht in ihrem eigenen Interesse, duldete. Sie waren ein erblicher Kriegerstand, obgleich nicht mit der Abgeschlossenheit der Kasten, eine Republik größerer und kleinerer Souveraine, in deren Mitte keine absolute Macht irgend einer Art vorhanden war, denn auch die Gebote der Kirche fanden fast eben so viel Widerstand als Gehorsam, wenn sie den Leidenschaften des Herrenstandes einen Zügel anlegen wollten. Das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit, das Recht der Stärke, war das Gesetz des Lebens in einem solchen Zustande. Das Beispiel dieser Kraftentwicklung unter den Siegern mußte, wie dies später auch wirklich geschehen, das schlummernde Bewußtsein der Besiegten erwecken. Der herrschende Stand bewaffnete außerdem die Muthigsten und Stärksten unter seinen Unterthanen, führte sie aber nicht etwa, wie dies sonst geschehen, zu fernen Unternehmungen und gegen Fremde, sondern brauchte sie gegen seine eigenen Standesgenossen, die ihm feindlichen Glieder desselben Körpers, denn die Kriege des Mittelalters waren, nach unserer Art zu reden, meist Bürgerkriege. Dann erhob sich aus der Mitte dieses Herrenstandes ein Königthum und zu seiner Seite Städte, die die Masse des Volkes, die hörigen Landleute, der herrschenden Klasse auf jede Art zu entziehen suchten, weil dies die einzige Möglichkeit bot, seine Macht zu schwächen. Man begreift, daß in einem solchen Zustande der Druck der Leibeigenen, in gewissen Lokalitäten und unter gewissen Umständen, größer und zerstörender als im Alterthum sein konnte, da es zwischen den souverainen bewaffneten Eigenthümern und ihren Pächtern und Hörigen keine höhere anerkannte Macht, die über beiden gestanden, keinen Richter gab, dieser Druck konnte aber nie so allgemein, durchgreifend und nachhaltig wie früher, wirken. Die Meinung, daß der eigenthümliche Geist des Mittelalters, obgleich seine Formen dem Landmanne feindlich waren, den ersten Anstoß zu einer allmäligen Befreiung desselben gegeben, und daß dieselbe unter einem Zustande, wie der des römischen Reiches, wahrscheinlich nie erfolgt wäre, kann aus einem Vergleiche mit einer der bestehenden großen Monarchien der Gegenwart, deren politische Organisation mit dem kaiserlichen Despotismus Roms manche Aehnlichkeit bietet, anschaulich gemacht werden. In Rußland befindet sich die Masse der Nation in einem dem römischen Kolonat und der Leibeigenschaft des Lehnswesens ähnlichen Verhältnisse. Dieses steht, seiner Form nach, der Hörigkeit des Mittelalters, seinem Geiste nach, dem Kolonat des Alterthums näher, obgleich es im Einzelnen betrachtet, härter und erniedrigender als beide ist. In Rußland erhebt sich eine centrale Macht sowohl über den

Eigenthümer als dem Hörigen, beide gehören ihr vollkommen an. Diese oberste Gewalt wird von einem überall gegenwärtigen Beamtenstande und einer auf allen Punkten vertheilten bewaffneten Macht unterstützt. Die Eigenthümer sind in ihren öffentlichen Verhältnissen von der Regierung fast eben so abhängig wie die Leibeigenen in ihren privaten von ersteren. In einem solchen Zustande, in welchem nirgends eine eigentliche Unabhängigkeit erscheint, in welchem sie keinem Stande angehört, in keinem Verhältnisse sich mächtig zeigt, kann das Loos des Hörigen, wenn die Regierung es will, sich allerdings im Einzelnen mildern, ein Streben nach Freiheit aber, eine thätige Neigung dazu, kann sich in ihm nie erheben, denn er sieht ihre Idee nirgends verwirklicht, Alles um ihn her ist Willkür und Abhängigkeit. Die Bande der Knechtschaft können in einem solchen Lande endlich, wiewohl spät und langsam fallen, eine Gesittung aber, deren Kern die Idee der persönlichen Freiheit wäre, wird sich in ihm nie auf eigenthümliche Art entwickeln, denn damit dies möglich sei, muß die Freiheit wirklich vorhanden sein, wenigstens im Geist und den Sitten Eines Standes leben. So sehr dieser den Besitz derselben für sich behalten will, so ausschließend und eifersüchtig er sich zeigen mag, die Idee der Freiheit einmal realisirt, verbreitet sich dann über die Masse und die aus ihr hervorgehende Civilisation trägt die Farbe dieses Ursprunges. Dies geschah im Mittelalter. Der souveraine Herrenstand erhielt die Freiheit in seinem Kreise so lebendig, von diesem Herd aus verbreitete sie sich so mächtig, daß sie, ungeachtet aller Hindernisse, auf die sie in ihrer Verbreitung stieß, aller fremden und feindlichen Bestandtheile, die sich ihrem Fortschritt und ihrer Entwickelung anhingen, dennoch das innerste Wesen der modernen Bildung geworden ist.

Obgleich das Joch des römischen Kolonen durch die Abhängigkeit, in der sich sein Herr von einer dieses Verhältniß und seine Bedingungen regelnden Regierung befand, oft leichter als unter dem Feudaladel sein möchte, der für das, was er innerhalb seiner Besitzungen that, Niemand Rechenschaft schuldig war, so war es doch einmal viel fester und durchaus gleichartig bestimmt. Die antike Hörigkeit war im gesammten römischen Reiche denselben Bestimmungen unterworfen, die nicht von dem Willen oder den Interessen der beiden Parteien abhingen, sondern von der Regierung diktirt wurden. Im Mittelalter dagegen gestaltete sich der Zustand des Landvolkes mannigfaltiger als irgend ein anderer und wenn ein Theil desselben unter hartem Druck lebte, so nahte sich ein anderer einer

fast vollkommnen persönlichen Unabhängigkeit. Lange bevor das Königthum und die Städte den Feudaladel geschwächt und die Ausübung seiner Macht beschränkt, hatte er selbst angefangen, theils durch den Einfluß der christlichen Ideen, theils durch den großen Werth, den er auf persönliche Freiheit legte, viele seiner Hörigen zu befreien. Eine große Menge Urkunden, besonders solche auf dem Todtenbette, nach gefährlichen Krankheiten, beim Beginn einer Pilgerfahrt u. s. w. beweisen, daß in dem Herrnstande das Gefühl der Ungerechtigkeit dieses Verhältnisses nie ganz erloschen war. Von dieser Art Skrupels und freiwilliger Milde zeigt sich in der Geschichte des römischen Kolonats, selbst nach Einführung des Christenthums, keine Spur. Man vermuthet sogar und wahrscheinlich mit Recht, daß eine Emancipation des römischen Hörigen, wenige Fälle ausgenommen, geradezu verboten war und daß Niemand aus diesem Verhältnisse, sowie in den Städten aus dem des Mitgliedes der Kurie, wenn er nicht seinem Besitz und somit seiner ganzen bisherigen Existenz entsagen wollte, heraustreten konnte. Die auf das Kolonat Bezug habenden Anordnungen beweisen sogar, daß es die Absicht des Gesetzgebers war, so viel Personen als möglich in diesem Stande zu erhalten. Einmal mochte die in den letzten Zeiten des Alterthums immer zunehmende Entvölkerung des platten Landes dies nothwendig machen, dann entrichtete der Eigenthümer eines Grundstückes die Kopfsteuer für die auf demselben wohnenden Hörigen an die Regierung im Voraus und trieb sie, eben so wie die Kurialen es in den Städten zu thun gezwungen waren, von den Einzelnen wiederum ein. Die innern Kriege und noch mehr die Einfälle der Grenzvölker veranlaßten, in den letzten Zeiten des römischen Reiches, die ländliche Bevölkerung sich in die Städte zu werfen, wobei das Land unbebaut geblieben wäre und die Staatskasse unersetzliche Verluste erlitten hätte. Dieser Gefahr zu begegnen scheint der Zustand des Kolonen, in der letzten Epoche Roms, sogar drückender als früher geworden zu sein.

Die geistlichen Herren, d. h. die Bischöfe und Aebte, die sich der Bildung freier Gemeinden oder der vollkommnen innern Unabhängigkeit der unter ihrem Schutze erhaltenen oder entstandenen Städte und Flecken, wie wir später sehen werden, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, meist hartnäckig widersetzten, begünstigten dagegen die Landleute, die nur nach persönlicher Freiheit und Erreichung eines auf Grundsätze der Billigkeit gestützten Pachtzinses strebten, und dasselbe thaten mit eben so viel und noch größerm Eifer die Könige, anfangs in ihren Privatdomainen, später durch ihren

Einfluß und ihr Beispiel, auch in denen ihrer Vasallen. So giebt es z. B. eine Ordonnanz Ludwig VI. vom Jahre 1118, in welcher er auf Bitte Thibault's, Abts von St. Maure des Fossés bei Paris, verordnet, daß die Hörigen des Klosters zum Zeugniß und Zweikampf, was damals bekanntlich oft unzertrennlich war, gegen Freie jedes Standes, zugelassen werden sollten. Der in dieser königlichen Verordnung herrschende Ton ist merkwürdig, indem schon so früh, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, zu einer Zeit, als das Lehnswesen noch in seiner vollen Kraft bestand, die Tendenz des modernen Königthums durchbricht, sich als eine oberste Alles leitende Magistratur betrachtet zu wissen und sich von den engen Grenzen, in welche der Feudaladel ihren Einfluß einschränkte, zu befreien. Die Reformen im Zustande der Leibeigenen schritten so rasch vorwärts, daß es in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Menge dieser: hommes de poote (en puissance d'autrui: in der Gewalt Anderer) Pächter, Zinsleute u. s. w. gab, die sich im Besitze von Lehnen befanden, die sonst dem Adel ausschließend vorbehalten gewesen. Diese wachsende Befreiung der Hörigen, von der das Alterthum nichts Aehnliches bietet und die dem Einflusse des Christenthums und des germanischen Geistes zuzuschreiben ist, veranlaßte endlich die*) Verordnung Ludwig X. (Louis le Hutin), eines der merkwürdigsten Dokumente der Geschichte und die größte Zierde der monarchischen Annalen, in der dieser König erklärt, daß jeder Bewohner seines Reiches von der Natur zur Freiheit bestimmt, dieselbe auch im äußern Leben besitzen und geltend machen solle. Er fordert die Hörigen auf, er befiehlt ihnen sogar, ihre Dienste und Leistungen, unter angemessenen Bedingungen, loszukaufen. Diese Ordonnanz galt übrigens, da der König noch lange kein absoluter Herr in seinem Reiche war, nur für die ihm unmittelbar unterworfenen Landestheile, denn er selbst sagt: „Damit die übrigen Herren, die Hörige haben, sich an uns ein Beispiel nehmen." — (pour que les autres seigneurs, qui ont hommes de corps, preignent exemple à nous .....). Ludwig X. schärfte seinen Beamten ein, die Hörigen auf jede Art, mit Hülfe ihres ganzen Einflusses, zum Loskaufe ihrer Dienste und der Erlangung einer vollkommnen persönlichen Unabhängigkeit zu veranlassen. Auf diese Art stellte ein König von Frankreich im Jahre 1315 n. Chr. ein Princip: das Recht der persönlichen Freiheit seiner Unterthanen auf, das im größten Theile

*) Ordonnances des Rois de France t. I. p. 588.

Deutschlands erst fünf Jahrhunderte nachher ausgesprochen wurde, ein Unterschied, der in der Geschichte beider Nationen nicht übersehen werden muß, denn im modernen Staate ist es die Stellung des Landmannes, der Masse des Volkes, welche den Grad der allgemeinen Gesittung in einem Lande bestimmt und nicht die besondere Bildung einzelner Klassen oder das hervorragende Talent einiger besonders begünstigter Individualitäten. Die Interessen und Gesinnungen der Hörigen in Frankreich kamen dem Streben der Könige und der Geistlichkeit, sie persönlich frei zu machen, entgegen, denn es hatte sich in ihnen, ungeachtet der germanischen Eroberung und des Lehnswesens, eine zwar dunkle, aber nie ganz erloschene Erinnerung der Rechtsgleichheit in Beziehung auf eine oberste Alles leitende Regierung, wie im römischen Reiche gewesen, erhalten. Denn sie waren damals zwar die Zinspflichtigen der größern Eigenthümer, aber nicht deren Unterthanen, wie im Mittelalter, gewesen. Die Feudalherrschaft wurde deshalb in Frankreich immer als eine Tyrannei und ein den innersten Gesinnungen der Masse widerstrebendes Joch angesehen, was in Deutschland, wo Adel und Landvolk derselben Nation angehörten, wo die Gewalt des Herrenstandes nicht aus einer Eroberung, sondern aus dem uralten Verhältnisse des Stamm- und Familienprincips hervorgegangen und wo es nicht die Erinnerung einer frühern Rechtsgleichheit in Bezug auf eine über alle Klassen und Individuen gleichmäßig erhabene politische Macht gab, wenigstens nicht in dem Maße, der Fall sein konnte.

Fünftes Kapitel.

Wenn das Verhältniß der Hörigkeit eines großen Theiles der ländlichen Bevölkerung, wie oben gezeigt worden, in Gallien und überall im römischen Reiche, von jeher bestanden und nicht erst aus der germanischen Eroberung hervorgegangen, so war dagegen ein souverainer Herrenstand, der die Rechte des privaten Besitzes mit denen der öffentlichen Gewalt vereinigte, auf dem eroberten Boden eine ganz neue Erscheinung, der nichts in dem bisherigen Leben ent-

sprach. Denn wenn die alte Klansaristokratie demselben in mancher Beziehung geglichen und, wie er, Eigenthümer und militairischer Chef gewesen, so stand doch über ihr und der Nation, ein Priesterorden: die Druiden, die, wie die Priester des alten Egyptens, über alle übrigen Klassen eine oberste Aufsicht und Gesetzgebung ausübten, eine Theokratie, die unter den Germanen, zur Zeit des Heidenthums, nicht vorhanden war. Eine solche erhob sich unter ihnen erst nach der Zerstörung des römischen Reiches und nachdem sie das Christenthum angenommen, befand sich aber in einem von den alten Theokratien durchaus verschiedenen Verhältnisse. Die christliche Geistlichkeit trat erst durch die Aufnahme unter die Leute und Getreuen des germanischen Königs und die damit verknüpften Vortheile in den Kreis des herrschenden Standes und übte, außerhalb desselben stehend, einen zwar großen aber nur moralischen Einfluß aus und war nicht, wie die heidnischen Theokratien, von Hause aus, an die Spitze des gesammten innern und äußern Lebens der Nation gestellt. Außerdem scheint in der Klansaristokratie das Verhältniß des Eigenthümers und des Souverains, der besondere Charakter der Feudalwelt, nie so fest, wie in dieser, vereinigt gewesen zu sein, und hätte dies auch stattgefunden, so waren durch die römischen Einrichtungen und Sitten alle Erinnerungen im Volke daran verwischt worden, denn in diesen waltete ein jeder lokalen Unabhängigkeit und territorialen Souverainetät entgegengesetztes Princip vor. Man kann demnach ohne Uebertreibung behaupten, daß die Bildung eines im Innern seiner Besitzungen unabhängigen zugleich regierenden und besitzenden Standes, wie er bald nach der Eroberung hervortritt, eine neue und außerordentliche Erscheinung war, deren Ursprung nicht sowohl in dieser Begebenheit selbst, denn nicht alle Eroberungen haben ein solches Resultat hervorgebracht, sondern in den Einrichtungen und Sitten der Germanen, in ihrer alten Heimath, zu suchen ist.

Zwei Gesellschaften bestanden im altgermanischen Staate, eine, die feste Wohnsitze besaß, Ackerbau und Viehzucht trieb und eines vergleichungsweise ruhigen Lebens genoß, und eine andere, die aus diesem Kreise, ohne sich ganz von ihm zu trennen, heraustrat und Krieg und Beute zum Geschäft ihres Lebens machte. Daß diese beiden Organisationen, denn Stände kann man sie nicht wohl nennen, da die eine unmittelbar aus der andern hervorging und zu ihr, wenn sie wollte, zurückkehren konnte, neben einander bestanden und doch in ihrem ganzen Dasein von einander unterschieden waren, bezeugen die Alten, die über Deutschland geschrieben haben, wie

Cäsar, Tacitus u. s. w. und die frühesten Monumente über unser eigenes nationales Dasein. Die meisten Invasionen, die zuletzt damit endigten das römische Reich zu zerstören, besonders die ersten, wurden durch diese rein kriegerischen, wandernden Schaaren vollbracht, die einmal von ihrem Stamme getrennt, sich wie ein besonderes Volk ansahen und in der That auch ein solches bildeten. Unter ihnen befanden sich allerdings auch Frauen und Kinder, obwohl in geringer Zahl, denn sie bestanden meist aus der Jugend und zwar dem kräftigsten und thätigsten und, ohne Zweifel, oft auch aus dem edelsten Theile derselben. Der deutsche Fürst, und nach allen Nachrichten, erscheinen die Anführer der das römische Reich angreifenden Konföderationen meist von hoher Abkunft und besonderm Geschlecht, denn in einem der Natur nahe stehenden Leben, wie das der Germanen in jener frühen Zeit, sind geistige Vorzüge, mehr als man gewöhnlich glaubt, an dasselbe Blut und Geschlecht gebunden, stellte sich nicht an die Spitze seines ganzen Stammes oder Volkes, sondern an die einer kriegerischen und wandernden Schaar, die ihm aus allen Gauen zuströmte. Tacitus sagt: „wenn ein Volk eines langen Friedens genießt, so suchen die vorzüglichsten Jünglinge die Völker auf, die Krieg haben, denn die Ruhe ist diesem Geschlecht unwillkommen. Die Krieger machen sich nur durch Gefahren berühmt und nur durch Kämpfe und kriegerische Unternehmungen kann man eine zahlreiche Schaar von Genossen bewahren"*). — Die Jugend trat unter einem erlauchten und bewährten Führer zusammen, der sie zu nahen und fernen Unternehmungen führte. Dieses Verhältniß war ein rein persönliches, freiwillig eingegangenes und konnte darum auch in jedem Augenblicke verlassen werden. Es bestand von Seite der Gefährten nur die Art moralischer Unterordnung, die bei den Germanen hohe Abkunft, geistige Ueberlegenheit, Tapferkeit und Erfahrung im Kriegswesen hervorbrachten. Erst später, als der günstige Erfolg der ersten Invasionen zur Nachahmung lockte, setzten sich, wie es scheint, ganze Stämme mit allen ihren Angehörigen und ihrer gesammten Habe in Bewegung, obgleich auch dies nicht so zu verstehen ist, daß ganze Völker auf einmal in das römische Reich eingedrungen und Niemand in der alten Heimath zurückgeblieben sei. Von Gothen, Sachsen und Franken, den drei größten der germanischen Nationen, ist es gewiß, daß nur ein Theil derselben seine ursprünglichen Wohnsitze verließ. Die in-

*) Taciti Germ c. 14.

nern Einrichtungen dieser erobernden Schaaren oder Heere trugen den Charakter ihres Entstehens. Es war unter ihnen gerade nur so viel Disciplin vorhanden, als zu dem vorgesetzten Zwecke durchaus nothwendig war. Die Krieger waren sämmtlich Freiwillige, die zwar einen Führer, gewöhnlich von höherer Abkunft als sie, über sich anerkannten, der aber gleichwohl nur mit ihrer Zustimmung handeln konnte. Unter einander aber standen sich alle gleich. Nur der Grad der Tapferkeit und Einsicht bestimmte das Maß der Würde und den Antheil an der erkämpften Beute.

Die Verfassung des eigentlichen Volkes, des Theiles der Nation, der, im Ganzen, feste Wohnsitze besaß und nicht den Krieg, sondern Ackerbau und Viehzucht zum vornehmsten Gegenstande seiner Beschäftigung hatte, war von der dieser wandernden Kriegsschaaren wesentlich verschieden und nicht so durchaus einfacher Natur. Der Zustand, in welchem sie lebten, war kein so freiwillig eingegangener wie der der Krieger und in ihm herrschte keine so vollkommene Gleichheit aller Glieder. Obgleich die Verfassung der verschiedenen Nationen nicht durchaus dieselbe war, so kann man dennoch behaupten, daß es gewöhnlich in ihnen zwei Stände gab, die Edlen oder solche, die durchaus frei waren, und eine Klasse von Zinsleuten, in mannigfachen Abstufungen und Verhältnissen, die auf dem Eigenthume der Freien lebten, diesen, ohne eigentliche Sklaven zu sein, zu Diensten und Abgaben verpflichtet waren und sich in einem dem Kolonat der alten Welt und der Hörigkeit des Mittelalters ähnlichem Verhältnisse befanden. Tacitus erwähnt dies ausdrücklich in dem oben angeführten Kapitel seines Werkes über Germanien. Dieser Zustand scheint einmal, wie überall im Abendlande, aus der nach der Auflösung der Kastenstaaten sich entwickelnden Stamm- und Klansverfassung hervorgegangen zu sein, die im Orient sich in die Despotie, im Süden in die Demokratie verwandelte, im Westen und Norden aber sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten hatte. Denn es ist keine Spur davon vorhanden, daß die Germanen, als sie ihr Land in Besitz genommen, die ältesten Bewohner desselben sich in der Art unterworfen hätten, wie es später nach Eroberung des römischen Reiches geschah und daß jene oben erwähnten Hörigen Besiegte und die Ueberreste der frühern Besitzer des Bodens gewesen, denn die bestunterrichteten Alten sahen die Germanen als ein durchaus eigenes, von fremden Bestandtheilen freies Volk an. Einzelne Trümmer der celtischen Race, die in den frühesten Zeiten einen großen Theil Germaniens besessen, mochten sich darunter befinden, wie z. B. die Bojer, die im heutigen Böhmen von den Markomannen

besiegt wurden, ein anderer Theil mochte bei den vielen Kriegen der einzelnen germanischen Stämme unter einander aus den Besiegten, die nicht entflohen waren, oder von den Siegern verschont wurden, entstanden sein. Im Ganzen aber war diese Hörigkeit kein auf Eroberung und Gewalt gegründetes Verhältniß, sondern ihr Entstehen in jener von uns oben dargestellten frühesten Entwickelung der menschlichen Gesellschaft überhaupt zu suchen. In diesem Zustande waren es die Familienhäupter unter den durchaus Freien oder Edlen, was bei den meisten germanischen Völkern dasselbe war, welche die Gemeinde oder den Staat, im politischen Sinne, ausmachten und allein eines vollkommenen Bürgerrechts genossen. Diese Freien, unter denen diejenigen, die mit größerm Eigenthum und einer zahlreichen Klientel von Hörigen versehen waren, oder von berühmten Vorfahren abstammten, den meisten Einfluß, aber keine besondern Rechte besaßen, versammelten sich unter der Leitung der Aeltesten und Erfahrensten (Grauen, Grawen, Grafen), um über die öffentlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde oder ihres Stammes zu berathschlagen. Die politische Souverainetät gehörte diesem Vereine freier Hausväter und Eigenthümer an, welche aber innerhalb ihrer Besitzungen, über ihre Familien, ihre Hörigen, über Alle, die auf ihrem Grund und Boden lebten, eine besondere Gewalt ausübten, in welche jene politische Versammlung, der Staat überhaupt, nicht eingriff. Sie waren die Priester und Richter, die Chefs, im weitesten Sinne des Wortes, ihrer Angehörigen und Untergebenen. Die überwiegende Bedeutung des Eigenthums, die große Unabhängigkeit, die das Familienhaupt auf seinen Besitzungen genoß, hätte, bei der Abwesenheit aller eigentlichen Monarchie, der Verfassung des altgermanischen Staates einen ausschließend aristokratischen Charakter geben müssen, wenn nicht die Gleichheit, die in der kriegerischen und wandernden Tribus, unter frei gefolgten Anführern bestand, dieses Uebergewicht des Eigenthums gemildert hätte, indem sie den Aermern eine Aussicht auf Ruhm und Reichthum in der Fremde gewährte und die Vorstellung, daß Tapferkeit und Thätigkeit zu Macht und Ehre eben so gut als angeerbter Reichthum und ausgezeichnete Abkunft führen könne, lebendig erhielt.

Nordgallien war durch die kriegerische Konföderation, aber nicht durch das ganze Volk der Franken, eingenommen worden, von dem ein großer Theil am Rhein und an der Maas still gestanden war. Da die fränkischen Eroberer aber auf geringen Widerstand stießen und sich rasch ausdehnten, so folgte ihnen sehr bald eine große Menge ihrer Landsleute nach, die ersten Siege jedoch waren durch

die wandernden und kriegerischen Tribus erfochten worden. Als diese in ihren neuen Niederlassungen zu Ackerbau und festem Eigenthum übergingen, fielen sie natürlich von selbst darauf, die politischen Einrichtungen der alten Heimath zurückzurufen, denn die des römischen Lebens hatten sie nicht nur zum Theil zerstört, sondern sie waren auch ihrem ganzen innern und äußern Dasein entgegengesetzt und die einzig auf Krieg und Wanderung berechneten, deren sie sich bisher bedient, konnten ihnen in einem an Grund und Boden gebundenen Leben, so einfach dasselbe auch sein mochte, nicht mehr genügen. Sie fanden in ihren neuen Eroberungen einen großen Theil der Bevölkerung im Zustande einer persönlichen und erblichen Abhängigkeit mit beschränktem Besitz, die römischen Kolonen, den Hörigen ihres alten Vaterlandes, in vieler Beziehung, ähnlich. Die Franken, nachdem sie einen großen Theil der römischen Eigenthümer, die in den Städten gelebt, theils verjagt, theils getödtet hatten, setzten sich an ihre Stelle, ließen sich in ihren Landhäusern, die sie den städtischen Wohnungen meist vorzogen, nieder und verlangten von den Hörigen denselben Zins, dieselben Dienste, die sie früher ihren römischen oder gallo-römischen Herren geleistet hatten. In so weit veränderte sich das Verhältniß letzterer nicht. Aber in Germanien hatte der Eigenthümer zugleich eine unbeschränkte Gewalt über die auf seinem Besitze lebenden Hörigen ausgeübt. Die Volksgemeinde hatte, außer den öffentlichen Verhältnissen, nur die Streitigkeiten zwischen diesen Freien zu entscheiden. Sie drang nicht in das Innere des Eigenthümers, der auf seinen Besitzungen wie ein vollkommen unabhängiger Herr waltete. Dieses Recht trugen die Eroberer auf ihr Verhältniß zu den Besiegten über. Der Franke wurde auf den Ländereien, die er genommen oder die ihm von seinem Oberhaupte zugetheilt worden, der militairische Chef, der Richter und Souverain der alten Bevölkerung, die daselbst wohnte. Auf diese Art ward das Princip der altgermanischen Territorial- oder Eigenthumssouverainetät auf den eroberten Boden übergetragen. Das Wesen des eigentlichen Feudallebens: die Vereinigung des privaten Besitzes und der öffentlichen Gewalt, ist also in den Einrichtungen der Germanen in ihrer alten Heimath selbst zu suchen und wurde durch die Eroberung in einem größern Maßstabe angewandt, aber war gleichwohl schon vor ihr vorhanden. Das Lehnssystem, die Verhältnisse des Herrenstandes unter einander, die Hierarchie desselben, ist allerdings viel spätern Ursprunges.

Die Veränderungen, die in den ersten Zeiten nach der Invasion, während der merowingischen Dynastie, in dem Zustande der

Masse des erobernden Volkes vorgegangen, sind, obgleich es, als Sieger, sein Dasein mit mehr Freiheit einrichten konnte, dennoch unter so durchaus neuen Einflüssen und Umständen, fast eben so groß gewesen, als die, welche die Besiegten getroffen haben.

In Germanien hatte jeder freie und erwachsene Franke Theil an den Berathschlagungen über alle öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes gehabt, ja selbst viele Privathandlungen, wie Kauf, Schenkung u. s. w. waren gewöhnlich vor den Augen der Gemeinde verhandelt worden. Jeder hatte auf seinem Eigenthume gelebt oder war in die Genossenschaft eines Führers, mit vollkommener Freiheit seiner Person, eingetreten. Obgleich sich unter den Franken, nothwendig lange vor der Eroberung Galliens große Ungleichheiten des Ranges und Reichthums gebildet haben müssen, so gab es unter ihnen doch keineswegs, wie z. B. unter den Sachsen, einen erblichen Adel, als geschlossenen Stand, der zwischen den Fürsten und den Freien in der Mitte gestanden wäre. Letztere scheinen politisch unter einander alle gleich gewesen zu sein. Der Reichthum war meist beweglicher Art und bestand in Heerden. In den ärmern Klassen der Freien beschäftigten sich die Frauen, die Kinder, die durch Alter oder Wunden zum Kriege unfähig gewordenen Männer mit Ackerbau und häuslicher Arbeit. Die Jugend und das kräftige Mannesalter war vorzüglich auf Kampf und im Frieden, wie die Natur des Landes es mit sich brachte, auf Jagd gewiesen. Auch nahm, wie bei allen freien Völkern und besonders bei solchen, die noch auf einer wenig entwickelten Stufe der Gesittung stehen, das politische Leben einen großen Theil der gegebenen Zeit ein. Denn alle Freien waren abwechselnd Gesetzgeber, Richter, Krieger, Zeugen u. s. w. gewesen, und obgleich weniger gesellig, und durch ihre zerstreuten Wohnsitze getrennter als Griechen und Römer, brachten die öffentlichen Verhältnisse die Männer dennoch in beständige Berührung mit einander, die durch ein gemeinschaftliches Jagd-, Kriegs- und Gastleben noch vermehrt wurden. Die Mehrzahl der Freien besaß wenige Hörige, da der Ackerbau nur zur Nothdurft betrieben wurde und zur Bewachung der Heerden und Waideplätze eine geringe Anzahl von Knechten hinreichte. Die Reichen waren nicht zahlreich genug, um sich zu einem eigentlichen Stande abschließen zu können. Der Hauptreichthum, beweglicher Natur, wie Heerden, dem Feinde abgenommene Beute u. s. w. war dem Uebergange aus einer Hand in die andere ausgesetzt. Auch mußten die immerwährenden Kriege und Fehden einen raschen Wechsel in der Lage der Einzelnen hervorbringen. Die Freiheit ging aus einem solchen Zustande natur-

gemäß hervor, da Niemand mächtig genug war, den Instinkt der Unabhängigkeit in seinem Nachbar zu unterdrücken und die Jahrhunderte lang dauernde Richtung aller Kräfte auf Kampf gegen die römische Welt, die Auswanderung des kühnsten Theiles der Nation zu selbstständigen Unternehmungen oder Dienst bei Fremden, ließ im Innern keine großen tief gewurzelten Parteiungen, aus denen sich gewöhnlich Tyrannen und Usurpatoren erheben, aufkommen. Bald nach der Eroberung Galliens veränderte sich dieser Zustand wesentlich. Der König, die obersten Anführer und überhaupt jeder durch Glück und Kraft Hervorragende, erwarben unermeßliche Landstriche, die sie wiederum unter ihr Gefolge, sobald die gänzliche Bezwingung der alten Einwohner diese Vereinzelung erlaubte, gegen die Verpflichtung zu Kriegs- und andern Diensten, austheilten. Diese unter das Gefolge vertheilten Besitzthümer hießen: „Feo-od" oder „Feh-od". — „Feh" und „Feo" wurde ursprünglich im fränkischen Idiom jeder bewegliche Besitz als: Geld, Heerden u. s. w. genannt und: „od" oder „ot" bedeutete in fast allen germanischen Mundarten: Reichthum, woraus später das Wort „Feudum, Feodum", der deutschen Stammsylbe eine lateinische Endigung anhängend, gebildet wurde. Diese Ertheilungen von Land dienten statt des Soldes, waren ein Sold in Grundstücken, während die Ländereien, welche die fränkischen Krieger im Augenblicke der Invasion auf eigene Hand erobert und nicht von einem Andern empfangen, „Al-od" genannt wurden, von „Al": Alles und „Od": Besitz, Reichthum, woraus das Latein des Mittelalters das Wort: Allodium gemacht hat. Allodium war also das volle freie Eigenthum, während das Feodum unter Bedingungen verliehen wurde und nur, so lange diese erfüllt wurden, Gültigkeit hatte. Letzteres trug gleich im Anfange die Idee eines unvollkommenen Eigenthums an sich, weshalb es auch im Latein jener Zeit: „Beneficium" genannt wurde. Welches Verhältniß der Zahl, der Ausdehnung, der Fruchtbarkeit u. s. w. zwischen den Allodien und Beneficien und also zwischen der Stellung ihrer respectiven Besitzer stattgefunden, ist aus Mangel an bestimmten Nachrichten nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist es aber, daß, da die Franken, als sie Gallien eroberten, wie alle Germanen, großentheils unter der Leitung mächtiger Führer versammelt waren, die den Kriegern, die sie begünstigen wollten, jetzt Ländereien, so wie einst in der alten Heimath, Geschenke an Waffen, Pferden oder anderer beweglicher Habe austheilten, die Beneficien bedeutender als die Allodien gewesen sind. Letztere mögen nur da häufig gewesen sein, wo einzelne Schaaren ohne anerkannte Führer sich festsetzten,

oder, wo diese nicht mächtig genug waren, um zu verhindern, daß Jeder, was ihm gefiel, an sich riß.

Es entstand gleich in den ersten Zeiten nach der Eroberung eine große Ungleichheit unter den Siegern. Die Erwerbungen freien Eigenthums, welche einzelne Schaaren gemacht, mochten, wenn sie ihrer Ausdehnung nach auch ziemlich gleich vertheilt waren, dennoch an Lage, Werth u. s. w. sehr verschieden sein. Außerdem mußte aber der besondere Charakter der neuen Besitzer, der Grad ihrer Einsicht und Thätigkeit, sehr bald große Unterschiede des Vermögens unter ihnen hervorbringen. Wenn dies bei den Allodien allmälig hervortrat, so bestand bei der Austheilung der Beneficien von Hause aus eine große Verschiedenheit. Diese hatten durchaus von den Königen abgehangen, die sie nach Verhältniß der ihnen geleisteten Dienste, nach Gunst und Belieben, unter ihr Gefolge vertheilten, von denen die Einen demnach zu Macht und Würden gelangten, während die Andern in Dunkel und Abhängigkeit blieben. Diese Verschiedenheit hob jedoch nur die ursprüngliche Gleichheit der Stamm- und Waffengenossen auf, im Laufe weniger Generationen fing aber auch die angegebene uralte Freiheit der Nation sich bedeutend zu mindern und damit ein Zustand, von dem, der in der alten Heimath bestanden, wesentlich verschieden, sich zu bilden an.

Wenn die rechtliche Gleichheit der Franken in ihrem alten Vaterlande aus der geringen Zahl derer, die durch Macht und Reichthum emporragten, und der Herrschaft derselben Gesetze über alle freien Männer der Gemeinde entstanden, so hatte die Freiheit, wie überall in der antiken und modernen Welt, auf der Theilnahme der Einzelnen an der Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten, damit auf dem Interesse an diesen und dem Selbstgefühl beruht, nur einer Macht unterworfen zu sein, von der man selbst ein Glied ausmacht. Alle streitigen Verhältnisse im Leben der Freien waren entweder von diesen mit den Waffen oder durch die Dazwischenkunft der Familien und Gemeinden, alle allgemeinen Fragen aber vom ganzen Stamme oder Volke, entschieden worden. Diese Form des öffentlichen Lebens war auf dem weiten Boden des eroberten Galliens unmöglich geworden. Die alte Nationalversammlung der Franken, das Märzfeld genannt, war schon unter den ersten Merowingern zu einer bloßen Heerschau herabgesunken, wo die Zahl der Krieger, der Zustand ihrer Waffen u. s. w. untersucht wurde, von öffentlichen Angelegenheiten aber nur in Bezug auf einen zu unternehmenden Feldzug die Rede war. Der König verhandelte diese bald ausschließend mit den Ersten und Vertrautesten, die von ihm

Benefice besaßen, die „Leute" (Leudes) genannt wurden und den Uebergang von den umherschweifenden Gefährten des Oberhauptes, in den germanischen Wäldern und auf den römischen Grenzen, zu den Vasallen und Lehnsmännern des Mittelalters bildeten. Diese begannen jetzt den Hof des Königs auszumachen und, als die Folgen der Eroberung sich entwickelten, ihm nicht allein Kriegshülfe, sondern auch andere, mit ihrer Freiheit und Würde verträgliche Dienste zu leisten, doch so, daß es hierbei nicht, wie im eigentlichen Mittelalter, auf Adel der Abstammung ankam, sondern daß der König allein entschied, wen er seines Vertrauens und der damit verknüpften Vortheile würdig erachten wollte. Die fränkischen Krieger, sobald sie Eigenthümer geworden, über die Oberfläche eines großen Landes zerstreut, vor Allem damit beschäftigt, ihre neuen Erwerbungen sowohl gegen die Besiegten als gegen ihre eigenen Landsleute zu schützen und dann den größtmöglichen Vortheil aus ihnen zu ziehen, verloren allmälig, besonders seitdem der Drang der Völkerwanderung sich in etwas beruhigt und befriedigt hatte, jenes lebendige Interesse an dem großen gemeinsamen Vaterlande, das allein die Eroberung möglich gemacht. Das Gefühl ihrer Persönlichkeit befriedigte sich in der Herrschaft über ihre römischen Pächter und Sklaven, in den Kämpfen mit ihren Nachbarn, in der isolirten Unabhängigkeit, mit der jeder auf seinem Eigenthume waltete. In dieser Auflösung und Zersplitterung des bisherigen Daseins der Franken entwickelte sich, wie zu jeder Zeit, der es an Gemeinsinn fehlt, die Bedeutung einer obersten Gewalt, mag dieselbe nun von Einem oder von Mehrern ausgeübt werden. Es lag übrigens schon im Geiste und in den Sitten der Germanen offenbar ein Streben nach Aristokratie und, bei wachsender Einheit des Lebens, nach Monarchie. Die Anhänglichkeit des Menschen an den Menschen, des Freien an den Edlen, des Edlen an den Fürsten, ohne äußere Nothwendigkeit, aus Wahl, ohne Rücksicht auf die allgemeinen Principien der bürgerlichen Gesellschaft, war ein Grundzug im germanischen Charakter, wie die Gefolgschaften, die Art und Weise, wie später die eroberten Länder vertheilt wurden, das Feudalwesen, und in mancher Beziehung, die moderne Monarchie selbst, beweisen. Die fränkischen Könige ernannten jetzt aus ihren Getreuen die Befehlshaber des Heerbannes in den Provinzen und während die Richter früher vom Volke erwählt worden, so wurden sie jetzt vom Hoflager des Königs aus in die Städte und Gauen gesandt. In dieser Verwandlung des altgermanischen Lebens suchten die Merowinger, so viel als möglich, die Einrichtungen des römischen Reiches nachzuah-

men und faßten begierig alle Erinnerungen der kaiserlichen Gewalt auf, um, auf sie gestützt, ihre Vorrechte auszudehnen. Die Beneficien fangen an weniger rasch aus einer Hand in die andere zu gehen, ein großer Theil von ihnen wird, nicht dem Grundsatz aber der Gewohnheit nach, erblich. Ihre Ausdehnung, ihr Werth, der Charakter und die Würde ihrer Besitzer bringen, lange ehe das eigentliche Lehnswesen sich ausgebildet, eine gewisse Hierarchie unter dem herrschenden Volke hervor. Das merowingische Königthum wird, bald nach der Eroberung, weniger kriegerisch, es nimmt einen mehr politischen und religiösen Charakter an und sucht sich von der Hinterlassenschaft der römischen Kaiser, ungeachtet des Widerstrebens der Franken, alles für dasselbe Brauchbare anzueignen. Hierbei wurden die Könige besonders von den Bischöfen, den Repräsentanten der christlichen Kirche, lebhaft unterstützt. Diese geistliche Aristokratie hat zu keiner Zeit mehr Einfluß auf die politischen Verhältnisse, als damals, ausgeübt. Es ist jetzt zum Verständniß jener Epoche nothwendig, ein Bild von der Ausbreitung und Gestaltung des Christenthums in Gallien, das erst wenige Generationen vor der fränkischen Eroberung allgemein geworden, zu entwerfen.

Sechstes Kapitel.

Die antike Welt erscheint um die Zeit, als die republikanische Freiheit in Rom untergeht und das auf eine so gewaltige Grundlage errichtete Gebäude der römischen Größe zu wanken beginnt, einem unabwendbaren Verhängnisse preisgegeben, denn die Gewalt eines Einzigen, das eigenthümliche Rettungsmittel aller Staaten in großen Gefahren, konnte ihren innern und äußern Verfall nicht aufhalten. Das Princip, welches das Alterthum belebt und getragen, hatte sich erschöpft. Sein Geist war in den von ihm geschaffenen Formen allmälig versiegt und keine menschliche Gewalt vermochte diesem erstarrenden Körper eine frische Lebensgluth einzuhauchen. Die Griechen hatten den der alterthümlichen Menschheit eingebornen Stoff des Denkens und Empfindens in allen mit seinem

Wesen verträglichen Aeußerungen so vollkommen ausgebildet, daß den Römern in dieser Beziehung nur ein beschränktes Feld schöpferischer Thätigkeit übrig blieb. Sie aber trugen diese ausgebildeten Keime über das ganze Abendland, das demnach zu gleicher Zeit ebensowohl hellenisch als römisch wurde. Der antiken Civilisation fehlte es, bei aller Vollkommenheit ihrer äußern Erscheinung, an jener innern, unendlichen, dem Geiste selbst gemäßen Freiheit, welche, über allen besondern Formen erhaben, dieselben, sobald sie zu veralten anfangen, wie eine Schlange ihre Haut, abwirft und aus der Fülle ihres Innern ein neues Bild des Daseins schafft. Eine einzige Form, eine einzige Idee, waltete, isolirt und schrankenlos, in der griechischen und lateinischen Menschheit, und kam, jeden Widerstand überwindend, sich rücksichtslos geltend machend, erschöpft an ihr Ziel. In der modernen Civilisation bestehen verschiedene Principien nebeneinander, die sich gegenseitig ergänzen, sich nie auf den Tod bekämpfen, sondern nach vorübergehendem Streit aus ihrer Versöhnung eine neue Gestalt des Lebens erzeugen. Deshalb ist sie mannigfaltiger und innerlicher, weil sie nicht eine Einzige Form des Lebens als ein geltendes Ideal aufstellt. Sie entwickelt sich langsamer, aber sie erschöpft sich nicht, weil sie freier ist. — Diese unermeßliche Ueberlegenheit verdankt die moderne Welt, außer dem Einflusse des germanischen Geistes, der Macht und dem Wesen des Christenthums. Im Orient war der Mensch der Gewalt der Natur hingegeben. Er vergötterte sie und vermochte sein Bewußtsein nicht aus ihren Banden zu lösen. In Griechenland und Rom nahm der Staat die Stelle der Natur ein. Das Individuum lebte nur für und in ihm, es war ihm nicht gegeben, sich in sich selbst zurückzuziehen und sein inneres Wesen als etwas über die Außenwelt Erhabenes zu fühlen. Dieses Gefühl, dieses Bewußtsein ward ihm durch das Christenthum gewährt. Der christliche Grundsatz, daß die Natur, das Leben und seine Formen einzig um des Geistes willen da seien, der, nur eine kurze Zeit in ihnen weilend, dann einer höhern Ordnung der Dinge angehören werde, verlieh diesem die Möglichkeit, sich über diese Formen zu erheben und sein Wesen als nicht in ihnen enthalten zu wissen. Aber nicht sowohl die Moral des Christenthums als vielmehr seine Mysterien haben der menschlichen Natur diesen erhabenen Standpunkt angewiesen. Denn die Lehre, daß Gott selbst Mensch geworden, um die Menschheit zu retten, daß das Individuum sein ewiges Geschick in seinem eigenen Innern trage, daß jeder Einzelne ein Gegenstand der Vor-

sicht des Allmächtigen sei, der ätherische Hauch, der aus diesen Ideen weht, mußte, bei lebendiger Ueberzeugung von deren Wahrheit, selbst das Herz der Niedrigsten erheben und mit dem Gefühle einer im Heidenthume nie empfundenen Größe erfüllen. Aus dieser der christlichen Welt eigenthümlichen Idee, daß die Natur und die Formen des Staates nur insoweit Geltung für den Geist besitzen, als sie ihn in seiner Entwickelung fördern und nicht aufhalten, ist die unversiegbare Fülle und Freiheit des Daseins in der modernen Welt hervorgegangen. Dieses christliche Princip ergriff das Gemüth der antiken Menschheit in den letzten Jahrhunderten ihres Daseins, aber zwischen ihm und der formellen sinnlichen Ordnung des Heidenthums bestand ein unausgleichbares Mißverhältniß. Die christliche Idee hatte in dieser Zeit allerdings einen tiefen Einfluß auf die hellenische und lateinische Welt ausgeübt. Diese fühlte aber, wie sehr die Formen ihres Lebens mit diesem neuen Geiste in Widerspruch standen, und wie sie nicht mehr die Kraft besaß, sich zu seiner Höhe zu erheben. Die Germanen traten auf und in ihrem Gemüth offenbarte sich sogleich eine innere ursprüngliche Verwandtschaft mit der idealen und mysteriösen Lehre, die ihnen entgegenkam. Sie ward von ihnen mit der Begeisterung der Jugend ergriffen. Die Vereinigung des christlichen und germanischen Geistes ist die größte und schönste Erscheinung der Geschichte und aus ihr ist die unverwelkliche Blüthe der modernen Bildung, im weitesten Sinne des Wortes, hervorgegangen.

Um welche Zeit das Christenthum in Gallien zum ersten Male Eingang gefunden, ist uns von der Geschichte nicht überliefert worden. Obgleich die Nachrichten über die Predigt des Evangeliums in gewissen Gegenden und die Errichtung von Bisthümern daselbst ungewiß sind und in neuern Zeiten selbst von kirchlichen Schriftstellern als dunkel, unbestimmt, zuweilen als geradezu ersonnen, angesehen worden, so ist es doch außer allem Zweifel, daß in der Mitte des dritten Jahrhunderts der christliche Glaube im südlichen Gallien schon verbreitet gewesen, da der heilige Saturninus, Bischof von Toulouse, daselbst den Märtyrertod erlitt, wie schon früher die heiligen Bischöfe Irenäus und Photinus, nebst vielen andern Bekennern dasselbe Schicksal in Lyon erfahren hatten. Photinus und Irenäus waren von Polykarpus, einem Schüler des Apostel Johannes, aus Asien nach Lyon gesandt worden. Das Christenthum scheint in Südgallien großentheils von Griechen ausgebreitet worden zu sein, wozu der Ursprung Massilia's und seine Handels-

verbindungen die Veranlassung geben mochten. Eusebius *) hat in seiner Kirchengeschichte einen großen Theil des Briefes erhalten, den die Christen in Lyon an ihre Brüder in Asien über diese Verfolgung gerichtet hatten. Die empörenden Details derselben, die sich bis zu Diokletianus' Zeit hin fast überall auf dieselbe Art wiederholen, bieten einen so schlagenden Beweis für die Tyrannei der römischen Regierung und die Verworfenheit des Volkes, legen eine so gräßliche Lust an Blutvergießen und Martern dar, daß die kälteste Vernunft sich schaudernd von dem Anblicke einer so tiefen Entartung der menschlichen Natur abwendet und ein solches Geschlecht, wie die heidnische Welt sich in den letzten Jahrhunderten Roms zeigt, als eines längern Daseins unwürdig erkennen muß. Wie wenig die persönliche Gesinnung besserer Kaiser nicht nur auf das Volk, sondern selbst auf die Regierung gewirkt, geht hieraus ebenfalls hervor, denn diese Gräuel in Lyon fielen unter der Regierung Mark Aurel's vor und wurden von den von ihm eingesetzten Richtern und Befehlshabern angeordnet. Und der Untergang einer solchen Ordnung der Dinge, eines solchen Volkes, wie sich die Römer seit Marius und Sylla gezeigt, wird von den Philosophen und Geschichtschreibern der Völker lateinischen Ursprunges als ein Unglück für die Welt, als die Vernichtung einer herrlichen Gesittung betrachtet und die, welche der menschlichen Natur den Dienst erwiesen, ein so verworfenes Geschlecht zu vertilgen, werden Barbaren genannt! — Man vergleiche mit der Geschichte Roms in den letzten fünf Jahrhunderten und der zahllosen Gräuel, die sie beflecken, die der germanischen Eroberer und selbst der rohesten und grausamsten unter ihnen, und man wird zu dem Geständniß gezwungen werden, daß die Gebrechen im Dasein der Germanen aus einer Ueberfülle ungeregelter Kraft, aus der wilden Gährung einer ungezähmten Natur, die der Römer in ihrer letzten Zeit aber aus innerm Entsetzen über ihre eigene Entartung, aus der bis zu einer Art Wahnsinns gesteigerten Furcht vor der ahnungsvollen Stimme des Schicksals entstanden sind, die ihnen ihren unabwendbaren Untergang verkündete. Man halte uns hier nicht die Unthaten entgegen, welche die Geschichte moderner Völker entehren, wie das systematische Morden der spanischen Inquisition oder des Wohlfahrtsausschusses in Frankreich u. s. w. — dies sind nur vorübergehende Verirrungen des nationalen Geistes dieser Völker gewesen, dann aber ist es eben

*) Eusebii hist. eccles. V. 1.

nicht das germanische Element in der Nationalität der Franzosen und Spanier, sondern dessen Erlöschen, was diese unsittlichen Erscheinungen hervorgebracht, denn obgleich kein Volk, seitdem Otto der Große über die Alpen ging, in mehr und besonders innere Kriege, als das deutsche verwickelt gewesen, so behaupten wir dennoch, ohne den Widerspruch der Geschichtskundigen zu fürchten, daß das Leben keiner andern Nation so wenige Züge von sittlicher Entartung aufzuweisen hat, als das der unsrigen.

Im Norden Galliens ist der christliche Glaube viel später ausgebreitet worden, wenigstens ist die Sendung des heiligen Dionysius nach Lutetia (angeblich unter dem Kaiser Decius 250 n. Ch.) von so vielen Fabeln begleitet, daß gelehrte kirchliche Schriftsteller seine Erscheinung entweder ganz verworfen oder wenigstens die Unmöglichkeit, sie auf irgend eine Art historisch zu begründen, eingestanden haben. Wenn man die Leichtigkeit der Verbindung unter den römischen Provinzen, die Nähe Galliens zu Rom, wo das Christenthum so früh zahlreiche Bekenner gefunden, die allgemeine Verbreitung der lateinischen und die fast ebenso große der griechischen Sprache, besonders aber den glühenden Eifer der ersten Christen bedenkt, so muß man annehmen, daß dieser Glaube zu vielen Einzelnen gewiß schon in der ersten Zeit gekommen ist; wahrscheinlich ist es aber auch, daß die Verfolgungen unter Trajan, Decius und Diokletian seine Fortschritte eine Zeit lang aufgehalten haben werden. Der heilige Martin*), später Bischof von Tours, muß als der eigentliche Apostel Nordgalliens angesehen werden, indem bis auf ihn, wie der heilige Gregor, einer seiner Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle dieser Stadt, sagt, das Licht des Evangeliums nur einer kleinen Anzahl Individuen in dieser Gegend geleuchtet hatte. Er starb im Anfange des fünften Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Honorius und ist unter allen Verkündern des christlichen Glaubens im Occident einer der berühmtesten und populairsten gewesen. Der Besitz seines Mantels galt lange für das Palladium Frankreichs und wurde in den ersten Zeiten der Monarchie dem Heere als eine Fahne vorgetragen. Als später die Abtei St. Denis bei Paris eine große politische und religiöse Bedeutung erhielt, entthronte der heilige Dionysius den heiligen Martin und statt des Chorrocks des letztern wurde eine rothe Fahne, Oriflamme genannt, die ursprünglich die Vasallen des Abts von

*) Vita St. Martini a Sanct. Gregorio Turon. conscripta.

St. Denis in den Kampf gegen seine Nachbarn geführt, von den Königen der dritten Dynastie, unter großen Feierlichkeiten abgeholt, eine Sitte, die sich bis zum Untergange des Mittelalters erhielt. Noch jetzt führen zwei große Straßen des Handel treibenden Paris, die einander parallel gehen, die Namen dieser beiden Patrone des alten Frankreichs. Zu gleicher Zeit mit dem heiligen Martin lebte der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers (urbs Pictavorum), der in sehr großem Ansehn stand und viel dazu beitrug, die gallischen Christen vor den Irrthümern des Arianismus zu bewahren, aber gleichwohl zur Verbreitung des Christenthums in Gallien nicht so viel als der heilige Martin beigetragen hat. Außer den durch ihre Gelehrsamkeit, ihren Eifer und ihre Stellung ausgezeichneten Bischöfen ward das Christenthum von einzelnen Gläubigen, ohne äußern Beruf, aus innerer Regung und lebendigem Eifer und fast immer mit Erfolg verkündigt, da die allgemeine Stimmung der Gemüther und der Zustand der abendländischen Welt seiner Verbreitung günstig waren. Ein Beispiel, auf welche Art dies oft geschehen mochte, liefern zwei Einsiedler, der heilige Blimond und der heilige Valerius, aus Auvergne, im siebenten Jahrhundert. Sie durchzogen überall predigend den Norden Galliens und bauten sich dann eine Einsiedelei und ein Kloster, in dessen Nähe später die Stadt St. Valery entstand.

Wenn die Christen zur Zeit der Verfolgungen der Wuth ihrer Gegner nicht nur eine unerschütterliche Festigkeit entgegengestellt, sondern sehr oft sich den heidnischen Machthabern als freiwillige Opfer dargeboten und dem Tode mit begeisterter Hingebung und schwärmerischem Verlangen entgegengegangen waren, so trat, als ihr Glaube durch Konstantin den Großen, wenn auch nicht zu ausschließender Herrschaft, aber doch zu ruhiger Anerkennung und freier Wirksamkeit gelangt war, eine andere von jener ganz verschiedene Richtung hervor. Eine Sehnsucht, sich der Welt zu entziehen, den Gesetzen, mit denen sie jetzt nicht mehr das äußere Leben, wohl aber das sittliche Dasein der Seele bedrohte, auszuweichen, bemächtigte sich der Menschheit, und wie es scheint, des bessern Theiles derselben, im Abendlande. Ueberall liest man in den Geschichten jener Zeit nicht sowohl von der Errichtung von Klöstern, als von dem Leben heiliger Einsiedler, die aus ihrer tiefen Zurückgezogenheit dann und wann hervortreten, um gegen das herrschende Verderben zu predigen, Gottes Strafen zu verkündigen, oder durch ihr Gebet drohende Uebel abzuwenden, und dann wieder in das Dunkel ihrer Wälder oder die Tiefe ihrer Gebirgshöhlen

zurückkehren. Dieselbe Erscheinung hatte sich im Orient, besonders in Aegypten, gleich in den ersten Zeiten des Christenthumes, keineswegs aber im Abendlande, gezeigt. Der orientalische Geist, beschaulicher und einsamer Stimmung, in das Leben der Natur versenkt, verbarg sich gern in die Gebirge an den Ufern des Nils und des rothen Meeres, in die Sandwüsten Syriens und die Höhlen Palästinas. Die der griechischen und römischen Welt eigenthümliche gesellige Richtung war dagegen einem solchen vereinzelten Dasein entgegengesetzt, und doch tritt es, im fünften und sechsten Jahrhundert, auch im Abendlande überall hervor. Der Grund hiervon lag einmal in der ernsten sinnenden Stimmung, die das Christenthum den Gemüthern eingeflößt, in der Neigung, ungestört seine innerste Tiefe zu ergründen und die Seele an seinen Verheißungen zu weiden, dann aber auch in dem Mißverhältniß, in dem sich der christliche Geist zu der noch überall aufrecht stehenden, aus dem Heidenthum stammenden Organisation des römischen Staates fühlte. So lange das Blut der Märtyrer geraucht, so lange das Leben selbst in beständiger Gefahr geschwebt, war diese Disharmonie nicht hervorgetreten, denn die Christen hatten den bestehenden Staat als eine ihnen durchaus fremde Welt angesehen, und ihre Gedanken waren beständig nach dem ewigen Vaterlande des Himmels gerichtet gewesen. Jetzt aber, als ihnen Ruhe und Frieden geworden, warfen sie ihre Augen umher und fanden überall die von ihnen so lange bekämpfte Welt vorhanden und fast noch ganz erhalten an. Die Bilder der Götter und Heroen des Heidenthums prangten noch immer auf den Marktplätzen und in den Hallen, die Tempel wurden nur langsam in Kirchen verwandelt, Erziehung und Unterricht wurden in den Formen des Heidenthums ertheilt, die Gebräuche und Sitten des Lebens erhielten den Polytheismus im Gefühle der Menschen noch immer lebendig. Es fand zwischen dem Innern und Aeußern des Daseins ein unauflöslicher Gegensatz statt. Man sah zwar überall das Kreuz, aber in seiner Nähe auch die Statuen des Jupiter und der Venus. Die Theater erklangen von den Kämpfen und Leiden der Heroen oder den Listen und Scherzen der Sklaven und Buhlerinnen. Das Volk strömte nach dem Cirkus, wo auf der Spina die Statuen des Kastor und des Herkules standen. Wollte der christliche Jüngling seine eigene Sprache und deren Schätze kennen lernen, so konnte er dies nur durch das Studium heidnischer Philosophen und Dichter thun, widmete er sich dem Recht, der Arzneikunde, den Künsten, überall drang sich ihm die heidnische Welt auf. Welche Widersprüche mußte dies nicht in

seiner Seele erregen? Waren nicht Christus, die Apostel und so viele Tausende ihrer Jünger dafür gestorben, um den Glauben an das Leben der alten Götter und seinen Einfluß auf die Menschen zu zerstören, der in der Form des Lebens, das ihn umgab, noch überall sichtbar war. — Betrachtete ein solcher den Staat, in welchem er lebte, so fand er in ihm ebenfalls überall das Heidenthum gegenwärtig, eine äußerliche, künstliche, allein auf Gewalt gestützte Ordnung, ohne jene innere Liebe und Gerechtigkeit, die im Leben herrschend zu machen, Christus in die Welt gekommen war.

Der Kontrast des christlichen Geistes mit der heidnischen Organisation des Staates mußte auf jede empfänglichere und tiefere Natur einen das ganze Dasein trübenden Eindruck hervorbringen. Denn eine solche wurde es sich in ihrem Innersten bewußt, daß das Christenthum die bisherige Ordnung der Welt keineswegs vollkommen durchdrungen und besiegt habe. Eine Verachtung des Staates, der Außenwelt, selbst der Wissenschaften und Künste, die sämmtlich heidnischen Ursprunges waren, erwachte in solchen Gemüthern, sie wollten, mit Aufgebung alles Andern, nur Christus allein dienen und schon hier im Schatten der Ewigkeit wandeln. Diese Stimmung tritt besonders in der Jugend der damaligen Zeit hervor. Der heilige Martin, der Apostel Galliens, dessen wir oben erwähnt, der Sohn eines heidnischen Kriegsobersten, zeigt schon in den Knabenjahren eine Neigung, sich der Welt zu entziehen, wird aber gezwungen, sich dem Waffendienst zu widmen. Als er fühlt, daß die Pflichten dieses Standes mit seinem Berufe, Gott zu dienen, für ihn wenigstens, unvereinbar sind, beschließt er, noch im Jünglingsalter stehend, sich dem Kriegsdienste um jeden Preis zu entziehen. Zu derselben Zeit erhält aber seine Legion den Befehl, ins Feld zu rücken. Man stellt ihm vor, daß sein Gesuch, in diesem Augenblicke eingereicht, ihn dem Vorwurf der Feigheit aussetzen müsse. Seine Antwort ist so charakteristisch, daß sie nicht nur das Individuum, sondern eine ganze Richtung jener Zeit ausdrückt. „Ich will in der nächsten Schlacht ohne Waffen zu Pferde steigen und mit dem Kreuze in der Hand mich in die dichtesten Haufen der Feinde stürzen!“ — Ein unerwarteter Friede kam dem drohenden Kampfe zuvor und Martinus, damals noch nicht getauft, begab sich zu Hilarion, Bischof von Poitiers, um unter dem Banner dieses Heiligen sich zu einem Streiter Christi zu bilden. Wie tief damals, im Gegensatze zu der herrschenden Sitte, die Forderungen des Christenthums von ausgewählten Seelen gefühlt und wie sehr ihre Erfüllung von solchen bewundert wurde, geht z. B.

aus der Erzählung hervor, daß, als der Heilige, kurze Zeit vor seinem Austritte aus dem Kriegsdienste, eines Tages bei hartem Winter in Amiens einen Bettler vor Kälte zittern sah, er seinen Mantel zerriß und ihm die eine Hälfte davon gab. Die Nacht darauf erschien ihm Christus im Traum mit dem Gewand um die Schulter, das er dem Armen gegeben, und rief: „Martinus, der noch nicht einmal getauft ist, hat mit mir seinen Mantel getheilt!" — Er bewies später als Bischof einen so brennenden Eifer für die Verbreitung der Wahrheit und zugleich eine so große Milde der Gesinnung, daß er mit Recht für ein Muster christlichen Lebens und das Ideal eines Priesters gelten kann. Als Priscillianus und seine Anhänger auf dem Koncil zu Trier zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden, widersetzte sich Martin unter allen Bischöfen allein der sich schon so früh in der Kirche aussprechenden Tendenz, den religiösen Irrthum mit weltlichen Waffen bekämpfen zu wollen. Er genoß dafür auch einer grenzenlosen Verehrung und sein Ruf wurde bald über das ganze Abendland verbreitet. Als Maximus von den Legionen in Britannien und Gallien zum Augustus ausgerufen, den Kaiser Gratianus geschlagen und getödtet hatte, tadelte ihn der heilige Martin öffentlich, begab sich aber doch nach Trier, an den Hof des Usurpators, um im Interesse der Religion zu wirken. Ein charakteristisches Zeichen der Sitten jener Zeit ist die außerordentliche Ehrfurcht, mit welcher er am kaiserlichen Hofe behandelt wurde. Die Kaiserin setzte sich zu seinen Füßen, wenn er sprach, und als eines Tages an der kaiserlichen Tafel der Ceremonienmeister ihm den Becher reichte, damit er ihn dem Kaiser gäbe, so gab ihn der Heilige an einen Priester, der ihn begleitete, indem er diesen dadurch für die würdigste und ausgezeichnetste Person in der Gesellschaft erklärte.

Wie sehr am Ende der alten Welt die Einrichtungen des öffentlichen Lebens mit der Stimmung und den Bedürfnissen tieferer Gemüther in Widerspruch standen, wie sehr diese sich ihrem Einflusse zu entziehen suchten, und wie früh oft dieses Bewußtsein erwachte, beweist unter Anderen auch der heilige Benedikt, dessen Lehren und Grundsätze, obgleich er selbst in Italien geboren und gewirkt, auf den Zustand Galliens und besonders seiner Kirche, von großem Einfluß gewesen sind. Er war in den schattigen Gebirgen von Nursia, im Alterthum als der Aufenthalt von Zaubrern und Wahrsagern berühmt, geboren und schon als Kind von seinen Eltern nach Rom geschickt worden, um in den dortigen Schulen unterrichtet zu werden. Die Sitten der christlich gewordenen Hauptstadt,

die nach der Schilderung, die Ammianus Marcellinus von den vornehmen Klassen macht, und nach manchen Andeutungen des heiligen Hieronymus zu schließen, sich wenig von denen der heidnischen Zeit unterschieden, weisen den werdenden Jüngling, anstatt ihn zu zerstreuen oder zu verführen, auf sich selbst zurück und erhöhten den natürlichen Ernst seines Gemüthes. Er faßte den Vorsatz, sich den Lockungen und Gefahren dieses Aufenthaltes für immer zu entziehen und nahm, nachdem er eines Tages, ohne seine Absicht irgend Jemanden zu erkennen zu geben, die Stadt verlassen, den Weg nach den sabinischen Gebirgen. Seine Amme Cyrilla, die ihm sehr zugethan war, hatte ihn errathen und folgte ihm eine Zeit lang, wahrscheinlich um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er wußte sich ihr aber zu entziehen und setzte seinen Weg mit einem Einsiedler Romanus fort *), den er zufällig angetroffen hatte. Benediktus entdeckte diesem seinen Wunsch, der Welt zu entsagen und in der Einsamkeit dem Gebet und der Betrachtung zu leben. Der Einsiedler zeigte ihm eine Felsenhöhle bei Sublacum, jetzt Subiaco genannt, oberhalb Tivoli, an, in die der funfzehnjährige Knabe sich zwei Jahre lang einschloß. Der Papst Gregor der Große, der das Leben des heiligen Benediktus geschrieben, sagt von ihm bei dieser Gelegenheit: „habitavit secum“ (er lebte mit sich selbst) **). In so zartem Alter war in ihm der Plan einer Reform des cenobitischen Lebens im Occident gereift. Denn als er seine Höhle verließ, ward er, siebenzehn Jahre alt, an die Spitze eines Klosters gestellt, scheiterte aber hier, als er die von ihm beschlossene klösterliche Ordnung einzuführen gedachte, an der Widerspenstigkeit und Verdorbenheit seiner Mönche, die ihn vorher freiwillig zu ihrem Haupt gewählt hatten, ihm jetzt aber nach dem Leben standen. Von dieser frühen Entwickelung des religiösen Bewußtseins in einem Alter, das sonst gewöhnlich mit den Spielen und Vergnügungen der Jugend sich beschäftigt, finden sich in jener Zeit auffallend viele Beispiele. Die christliche Idee durchdrang damals die Gemüther des bessern und tiefern Theiles der Menschen so innig, daß sie dieselben ausschließend erfüllte und in ihnen mit der Kraft eines natürlichen Instinktes wirkte. So war etwas später der heilige Gallus schon

*) Vita St. Benedicti a D. Gregorio M. conscripta. p. 8. (edit. Ingolstadii 1602).

**) Ibid. p. 28.

als Kind Mönch geworden, und der heilige Fortunatus, Bischof von Poitiers, singt von ihm im Geiste jener Zeit *):

„Qui Christi auxilio fultus, nec adultus in annis,
Se majora petens odit amare lares."

oder:

Der auf Christi Hülfe vertrauend, in kindlichem Alter,
Höherem Ziele geweiht, fliehet den heimischen Herd.

Die heilige Genofeva (geb. 422 n. Ch.) widmete sich schon im zehnten Jahre ausschließend dem Gebet und Dienste Christi, und wurde zu diesem Vorhaben durch den heiligen Germanus von Auxerre, der sie bei seiner Reise nach Britannien, um die dortigen Ketzer zu bekämpfen, in Lutetia kennen lernte, ermuntert. Diese frühe Richtung des Gemüths auf die erhabensten Vorstellungen ist übrigens keine isolirte Erscheinung, sondern, im Geiste der Epoche vor und nach dem Untergange des abendländischen Reiches, bei den Bessern fast allgemein gewesen. Das Auge wandte sich ermüdet und verletzt von dem schwankenden verworrenen Zustande auf der Erde ab und richtete sich auf den Himmel, wo die christlichen Ideen und Verheißungen wie neue Konstellationen glänzten. Auch blieben viele dieser den Lockungen der Welt entsagenden Seelen damals keineswegs dem Geschicke und den Leiden ihrer Mitmenschen fremd. Die heilige Genofeva z. B. suchte, als Attila in Gallien einfiel, den Muth der erschreckten Pariser zu beleben und stellte sich viele Jahre nachher, als die Franken Paris belagerten, an die Spitze derer, welche mit großer Gefahr ausgeschickt wurden, die Stadt mit Lebensmitteln zu versehen.

Ob die christliche Kirche das Presbyterial- oder Episkopalsystem zur Form ihrer ursprünglichen Organisation gewählt, wird bei dem Widerspruche, in dem sich hierüber der Katholicismus und Protestantismus befinden, wahrscheinlich nie entschieden werden, denn einzelne Stellen der heiligen Schrift beweisen hierüber nichts, da es nicht auf die Worte, die dabei gebraucht werden, sondern auf deren Sinn ankommt und hierüber die Meinungen eben verschieden sind. So viel ist gewiß, daß das Episkopalsystem, wenn es nicht die ursprüngliche Form ist, in der die kirchliche Gemeinschaft sich ausgesprochen, schon sehr früh, lange vor Konstantin dem Großen, an deren Spitze gestanden hat. Als die römischen Kaiser das Christenthum angenommen, erhielten die Bischöfe auch in den weltlichen Verhältnissen einen sich immer steigernden Einfluß, den sie, im

*) Venantii Fortunati Carmina liber IV. 4.

Ganzen durchaus zum Wohle der Völker anwandten. Die Aufsicht über die Minderjährigen, die Verwaltung der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten ward ihnen anvertraut, sie legten bei der Regierung der Städte und Provinzen überall hülfreiche Hand an. Bei dem immer tiefern Sinken der römischen Welt, der zunehmenden Auflösung der weltlichen Einrichtungen, flüchteten sich Alle, in denen die Ahnung eines höhern Daseins noch nicht ganz erloschen war, in die Arme der Kirche. Als das weströmische Reich endlich untergeht, bleiben aus diesem allgemeinen Schiffbruche nur folgende Grundideen übrig: die einer unbeschränkten politischen Autorität, wie die alten Kaiser sie ausgeübt, die der lokalen Organisation der Municipien, und die der Wahrheit und Heiligkeit der Kirche. Letztere allein erfreute sich eines in sich freien und lebendigen Daseins, sie allein glaubte an sich selbst und ein unwandelbares Bestehen ihrer Einrichtungen. Ohne ihre schon so erstarkte Organisation hätte sie sich im ersten Sturme der Völkerwanderung wahrscheinlich aufgelöst und wäre, wie dies später in einem großen Theile des Orients, beim Erscheinen des Islams geschah, vielleicht untergegangen. Begünstigt wurde das Christenthum in diesem kritischen Augenblicke allerdings durch die eigenthümliche Gemüthsstimmung der germanischen Eroberer, aber ohne den kraftvollen Geist, der die Geistlichkeit und besonders die Bischöfe belebte, wären die eindringenden Völker schwerlich so leicht zur Annahme des Christenthums vermocht und zu einer hierdurch allein möglichen, wenn auch langsam wachsenden Gesittung vorbereitet worden. Die Ueberreste der römischen Städte erhielten sich in diesen Stürmen nur durch die Hülfe der Bischöfe und die merowingischen Könige wurden bei ihrem Streben nach einer festern politischen Organisation und Ausdehnung ihrer Gewalt von dem Klerus auf das Eifrigste unterstützt. Bis zu Konstantin hatten die Kaiser die Majestät der alten Republik repräsentirt, und die Allmacht der ehemaligen Volksversammlungen war auf sie übergetragen worden, so daß ihr Wille keine Schranken als die der Möglichkeit kannte. Sobald die Kaiser Christen geworden, erklärte die Kirche sie für Stellvertreter der Gottheit und machte den Gläubigen es zur Pflicht, ihnen aus religiösen Gründen zu gehorchen, sowie man sich ihnen früher um politischer Principien willen unterworfen hatte. Die fränkischen Könige suchten, so viel es möglich war, diese Erbschaft der römischen Kaiser an sich zu reißen, zugleich aber befand sich die Kirche in dem fränkischen Gallien bis zur Zeit, wo die Bischöfe und Aebte in den Kreis des Lehnswesens treten, in einem fortwährenden Widerspruche mit der

weltlichen Organisation der Gesellschaft, denn es war ihr nicht gelungen, sich diese vollkommen unterzuordnen. Die Germanen behielten, ungeachtet ihrer Bekehrung, ihre Sitten und Gesetze bei, die mit den Grundsätzen der Kirche oft im schneidendsten Widerspruche standen. Der erste Sturm der Eroberung war ihr nicht vortheilhaft gewesen, denn die Bekehrung der rauhen Kriegsleute, an die Entscheidung mit dem Schwerte gewöhnt, hatte zwar ihr Gemüth mit ahnungsvollen Schauern vor den Mysterien ihrer neuen Religion erfüllt, aber ihre zu Gewalt und Unruhe geneigte Natur nicht verändert. Bald aber gelang es der Kirche, sich dieser ungezähmten Kraft großentheils zu bemeistern und sich zu einer viel höhern Bedeutung als unter der römischen Herrschaft emporzuarbeiten. Obgleich die gallischen Bischöfe von den Kaisern vielfach ausgezeichnet, mit Einfluß auf die Verwaltung ihrer Städte, mit Ehrenrechten aller Art begabt worden, so waren sie doch immer im Verhältniß von Unterthanen zu einem Herrn geblieben, dessen Wille keine andern Schranken kannte, als die er selbst sich zu setzen für gut finden konnte. In der neuen Organisation des römischen Reiches durch Konstantin den Großen hatte die Kirche eine mehr moralische als politische Stellung eingenommen, alle wichtigen Angelegenheiten waren vom Kaiser oder seinen Stellvertretern entschieden worden. Aber selbst in ihrem Innern, auf ihrem eigenen Gebiete, war sie nicht unabhängig gewesen, denn Konstantin der Große hatte bei den Concilien den Vorsitz geführt und seine Nachfolger bei den Streitigkeiten, die der Arianismus veranlaßte, sich eine richterliche Stimme, ebenso gut wie bei der Entscheidung rein weltlicher Verhältnisse, angemaßt. Diese abhängige Stellung der Kirche veränderte sich nach der germanischen Invasion von Grund aus. Die germanischen Eroberer kamen nach Gallien mit Institutionen, die, obwohl aus der Freiheit ihrer Persönlichkeit und der Tiefe ihres Gemüthes hervorgegangen, in ihrer Anwendung auf einen ganz unentwickelten Zustand der Gesellschaft berechnet waren. Die Bischöfe, statt, wie unter der römischen Regierung, auf eine feste, lange vor dem Christenthum bestandene und ihm in ihren Grundprincipien widerstrebende Organisation des Staates zu stoßen, trafen hier auf eine zwar oft wild gährende, ihrem innersten Wesen nach aber einfache und kindliche Gesinnung, auf noch wenig geformte Sitten und Gesetze. Sie traten als die Lehrer des jugendlichen Geschlechtes der Eroberer auf, das widerspenstiger und zugleich biegsamer als die starre römische Welt war. Unter Konstantin dem Großen und seinen Nachfolgern hatte das

Christenthum einen Theil der Organisation des römischen Reiches ausgemacht. Sie hatten dasselbe mit dem Verstande und als eine politische Nothwendigkeit ergriffen, da sich der Staat auf das Heidenthum, wie der verfehlte Versuch seiner Erneuerung durch Julianus beweist, nicht mehr stützen konnte, aber es hatte ihnen dasselbe keine unbedingte Hingebung, keineswegs das Gefühl einer persönlichen Unterordnung unter seinen Geist und seine Gesetze eingeflößt. Die Trennung der religiösen und politischen Macht war zwar von der Kirche unter der römischen Herrschaft ausgesprochen worden, sie hatte dieselbe aber keineswegs verwirklichen können. Die Idee einer obersten Alles umfassenden Gewalt, aus den alten Comitien auf die Person der Kaiser übergetragen, blieb der herrschende Grundsatz der römischen Regierung unter den christlichen wie unter den heidnischen Imperatoren. Die Franken hingegen sahen die Bischöfe, von denen sie die neue Religion empfangen, die ihnen als vom Himmel selbst niedergestiegen und als die Bedingung sowohl alles ewigen Heiles wie aller irdischen Würdigkeit verkündet ward, als Repräsentanten der Gottheit und nicht als geistliche Beamte an, wie die römischen Gewalthaber gethan. Das wilde, aber ahnungsvolle Geschlecht, das aus den Wäldern Germaniens trat, fühlte sich von der Vereinigung des Geheimnißvollen und Natürlichen, des Göttlichen und Kindlichen, des Hohen und Demüthigen, das sich im Geiste des Christenthums so wunderbar durchdringt, im Innersten ergriffen. Die Religion, die unter den christlichen Kaisern nichts weiter als ein Institut des Staates gewesen, trat jetzt als eine das tiefste Gemüth der Neubekehrten erschütternde, mit frommen Schauern empfangene Verheißung und die gallischen Bischöfe nicht mehr als kirchliche Magistrate, sondern als Apostel auf, deren Haupt von einem überirdischen Scheine umgeben war. Hierzu kam die hohe Meinung von der Macht und Größe und der langen Dauer des römischen Staates, welche die Erinnerungen und Vorstellungen der Eroberer erfüllte. Denn obgleich diese in der letzten Zeit den einzelnen Römer als einen Feigling und Sklaven verachten gelernt, so fühlten sie sich dennoch bei dem Anblicke der Städte und Tempel, der festen und scharfen und im Einzelnen, selbst in ihren Trümmern noch bewundernswürdigen Einrichtungen des römischen Lebens, von Ehrfurcht und Erstaunen erfüllt. Auch hatte sich unter den germanischen Vornehmen und Großen, ohne Zweifel, wie unter den entarteten Römern selbst, eine Erinnerung an die frühern Großthaten dieses Volkes erhalten. Der Schatten seines gewaltigen, den Erdkreis erschütternden Daseins war damals noch nicht ver-

schwunden und Ataulf, der Nachfolger Alarich's, hatte das brechende Auge der römischen Welt mit demselben Gefühl, wie einst Alexander der Große den Leichnam seines überwundenen Feindes betrachtet. Aber wenn die fast verschwundene Herrlichkeit der römischen Größe den empfänglichen Geist des Germanen mit Erstaunen erfüllte, welchen Eindruck mußte nicht auf ihn der hohe Bau der christlichen Kirche hervorbringen, die allein unter diesen Ruinen ihr Haupt emporhob?

Die Kirche befreite sich unter den merowingischen Königen von ihrer abhängigen Stellung unter den alten Kaisern und wuchs zu einer in ihrem Innern freien Macht heran, die mit dem Staat nur insoweit in Verbindung trat, als ihre Glieder, ihrem äußern Schicksale nach, ihm angehörten, in ihrer geistigen und unendlichen Richtung aber nur ihren eigenen Gesetzen folgte. Obgleich diese Ansprüche der Kirche im Wesentlichen von der weltlichen Macht anerkannt wurden, so ward es ihr doch oft schwer, diese hohe Stellung zu behaupten, denn der bewegliche und ungebändigte Geist des kriegerischen Volkes der Eroberer versuchte von Zeit zu Zeit das ihm aufgelegte Joch abzuschütteln. Im Ganzen aber gelang es der Religion, ihn zu zügeln und das christliche Element, mitten im Brausen des alten und wilden Naturlebens, herrschend zu machen. Die Bischöfe, deren Macht damals um so größer war, da das Papstthum noch nicht zu allgemeinem Einfluß gelangt war, traten in einen engen Bund mit dem merowingischen Königthum, der von beiden Seiten selten verletzt wurde. Die Könige ernannten die Bischöfe fast ohne Ausnahme und diese traten in den die frühern Nationalversammlungen ersetzenden großen Rath der Getreuen ein und übten als solche auf alle politischen Verhältnisse einen bedeutenden und bei ihren höhern Kenntnissen überwiegenden Einfluß aus. Sie wurden in die politische Gefolgschaft des Königs aufgenommen und erhielten in dieser Gestalt Antheil an seiner Freigebigkeit wie die übrigen Großen, und wurden sämmtlich zu bedeutenden Grundherren. Der erste Keim der spätern Feudalexistenz der Kirchenhäupter, als mit Land und Leuten begabter geistlicher Lehnsherren, bricht schon hervor. Aus dem orientalischen Verhältnisse des Knechts zum Herrn, in welchem die Prälaten zu den alten Kaisern gestanden und im oströmischen Reiche geblieben waren, entwickelt sich hier ihr Stand als Vasallen und Territorialherren, der auf alle Verhältnisse des Mittelalters so großen Einfluß ausgeübt und die Kirche in Gefahr gebracht hätte, von dem Lehnsnexus erdrückt zu werden, wenn die wachsende Macht des Papstthums sie nicht aus demselben befreit

hätte. Von diesem ist unter den merowingischen Königen, in Bezug auf weltlichen Einfluß, keine Spur sichtbar. Die Könige ernennen die Bischöfe und diese treten ihr Amt an, ohne die Bestätigung des Papstes zu erwarten. Das Königthum und die Kirchengewalt stehen in der merowingischen Epoche in einem engen und glücklichen Verhältnisse zu einander. Die Könige halten sich in weltlichen Dingen nur an den Rath ihrer Getreuen gebunden, zu denen die Bischöfe selbst gehören. Diese sehen dagegen in den Königen ihre natürlichen Schutzherren, ohne ihnen deshalb einen unmittelbaren Einfluß auf das kirchliche Leben einzuräumen. Ein eigentlicher Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht ist in jener Epoche unbekannt, denn das Geschlecht der Neubekehrten hat die Wohlthat des von der Geistlichkeit empfangenen Evangeliums noch zu frisch im Gedächtniß, um ihr eine gebührende Anerkennung zu versagen, ist aber zugleich zu stolz und zu kriegerisch, um nicht einen Theil seines Daseins frei zu bewahren.

Der größte Theil der Geistlichkeit, besonders die Bischöfe jener Zeit, verdienten die hohe Stellung, die ihnen der Untergang des abendländischen Reiches und die Bekehrung der Eroberer erworben hatte. Sie sind mit seltenen Ausnahmen wirkliche Hirten und Väter des Volkes, voll glühenden Eifers für ihre geistlichen Pflichten und überaus streng in ihrem Privatleben. Das hierarchische Leben hatte sich damals noch nicht, wie später durch seine Vermischung mit dem Feudalwesen verweltlicht, und bei der furchtbaren, durch die Auflösung des römischen Reiches herbeigeführten, Jahrhunderte lang dauernden Gährung aller socialen Elemente, leitete die Kirche die Gesellschaft, die ohne sie zu Grunde gegangen wäre. Merkwürdig ist die Strenge des Wandels so vieler Bischöfe. So verrichtet z. B. der heilige Germanus, Bischof von Paris, die von der Kirche vorgeschriebenen Gebete auf einer Reise, die er zu Fuß, bei schlechtem Wetter und mit entblößtem Haupt zurücklegt. Sie erheben sich, wie man in Gregor von Tours liest, regelmäßig in der Nacht, um in den Kirchen zu beten. Der gallische Klerus zeichnete sich damals selten durch große Denker und Gelehrte aus, und die Kirche des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts steht in dieser Beziehung tief unter den großen christlichen Schulen früherer Epochen, aus denen Gregorius von Nacianz, Basil, Clemens von Alexandrien, Origines, Hieronymus, Augustinus u. s. w. hervorgegangen waren. Die Geistlichkeit dieser Zeit ist mehr mit der praktischen als speculativen Seite des Christenthums beschäftigt und wirkt mehr durch ihr sittliches Beispiel als ihre intellektuelle

Ueberlegenheit auf das Volk. Von metaphysischen Untersuchungen entfernt, war sie von den Irrthümern des Arius frei und fast alle gallischen Bischöfe, selbst unter westgothischer und burgundionischer Herrschaft, Katholiken geblieben. Keine Epoche ist von den meisten französischen Schriftstellern und Philosophen mehr entstellt worden, als die des germanischen und christlichen Lebens unter den Merowingern. Ihre Darstellungen jener Zeit sind nur mit der Erzählung der von allen menschlichen Einrichtungen unzertrennbaren Mißbräuche erfüllt, die jetzt nach der Zerstörung einer so großen und so lange bestandenen Organisation, wie die des abendländischen Reiches, allerdings häufig hervorbrechen mußten; der wahre Charakter dieser Epoche verschwindet unter den Anschuldigungen, die gegen sie gerichtet sind. Wie würde sich eine Geschichte der französischen Revolution ausnehmen, in der nur die Greuel und Unthaten dieser Periode hervorgehoben, ihre charakteristische Größe aber gänzlich in den Hintergrund gestellt würde?

Siebentes Kapitel.

Fünfhundert Jahre, nachdem das braune Geschlecht der Tibersöhne am schlängelnden Ufer der Sequana heimisch geworden, hatte sich das blonde der Franken dieser Gefilde bemächtigt. Der italische Adler, auf den sabinischen Bergen geboren, hatte einst von dem kapitolinischen Felsen aus, die Erde überschaut, und wo er ein streitbares und königliches Thier entdeckte, sich auf dasselbe geworfen und es zerrissen. Die Schlangen Lybiens, die Löwen Hyrkaniens, die Stiere, die am Gold tragenden Tagus weideten, sie alle waren unter den Krallen des römischen Adlers gesunken, der sich nicht nur von ihrem Blut genährt, sondern selbst ihre Knochen zermalmt hatte. Aber aus den Wäldern Germaniens, über denen er oft geschwebt, in denen er sich aber nie auf lange herabgelassen, von den Schatten ihrer schaurigen und ahnungsvollen Nacht verscheucht, stieg ein Rabe auf, der den Adler nach langem Kampfe überwand und endlich in seinem eigenen Neste erwürgte. Dieser Rabe, obgleich

wilder und streitsüchtiger Natur, war dennoch weniger grausam als jener Adler, denn er gesellte sich zu den übrigen Thieren, wählte sich Gefährtinnen aus ihnen und erzeugte viele gemischte Geschlechter, die ihm zuweilen ganz unähnlich wurden, was der Adler nicht gethan, der sich nur zu seiner Art gehalten hatte. —

In den gallischen Städten, in deren Straßen seit Jahrhunderten nur der Klang der lateinischen Sprache getönt, wurden jetzt mit einem Male die fremden und rauhen Laute des germanischen Idioms vernommen, die dem verwöhnten Ohre des Gallo-Römers und seiner geschwächten Organisation wie die Stimme des Raubthiers erschienen, das sich bei anbrechender Nacht von seinem Lager erhebt und die übrigen Thiere zittern macht. In denjenigen unter ihnen, die, wie Lutetia, an zur Schiffahrt bequemen Flüssen lagen, hatten sich während der römischen Herrschaft sehr viele Italier niedergelassen und ihre Sprache, Lebensart und Sitte allgemein gemacht. Allmälig waren selbst die celtischen Namen der ursprünglichen Einwohner nicht etwa blos auf römische Art gebogen und geendigt, sondern meist gänzlich umgetauscht und in lateinische verwandelt worden. Auf dem Lande herrschte zwar ebenfalls, wenige Gegenden ausgenommen, die Sprache der südlichen Eroberer, aber mit vielen gallischen Wörtern vermischt, wie noch jetzt die Patois der verschiedenen Provinzen Frankreichs beweisen, die nicht aus der Vermischung des römischen und germanischen Elements, sondern aus der des lateinischen und celtischen entstanden sind und auf welche die teutonischen Idiome einen nur sehr beschränkten Einfluß ausgeübt haben. Die Vorstellungen und Sitten des Landvolkes waren aber celtisch und sein Blut fast unvermischt geblieben. Noch heute findet eine aufmerksame Beobachtung einen ziemlich bedeutenden Unterschied im äußern Charakter zwischen den Städtebewohnern und den Landleuten im eigentlichen Frankreich. In den größern Städten, Paris abgerechnet, wo das beständige Zuströmen neuer Elemente eine feste und charakteristische Gestaltung des Aeußern unmöglich macht, wird eine der italischen und römischen Form näher kommende Bildung viel häufiger als in den kleinern Städten und Dörfern gefunden, obgleich der eigenthümliche celtische Typus selbst da, wo die Bevölkerung am Meisten mit Römern vermischt gewesen, nie ganz verschwunden ist. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung das immer bewegte Auge des Franzosen im Vergleiche zu dem ernsten und heißen Blicke des Italieners und der offene heitere Ausdruck der französischen Züge im Vergleiche zu dem in sich geschlossenen und melancholischen Charakter der italienischen Physiognomie.

Die alte Lutetia war kurze Zeit nach der Schlacht von Soissons in die Hände der Franken gefallen, Klodwig hatte sie aber erst wenige Tage vor seinem Tode, nach der Besiegung der Westgothen, zu seiner Residenz erwählt. Dieser König, der nicht nur die verschiedenen Stämme seines Volkes unter seiner Herrschaft vereinigt, sondern die römische Herrschaft in Gallien vollkommen zerstört und im Raume weniger Jahre die Burgundionen und Westgothen besiegt hatte, ist die größte geschichtliche Gestalt in der Epoche zwischen Konstantin dem Großen, unter dem das Christenthum sich des römischen Reiches bemächtigte, bis auf Karl dem Großen, der das germanische Princip einen Augenblick weltherrschend machte. Nicht Odoaker oder Theodorich, sondern Klodwig hat das politische Dasein der Römer für immer vernichtet, indem er auf seinen Trümmern den ersten festen Bau, auf eine germanische Grundlage errichtet, aufführte und dadurch eine Rückkehr der alten Ordnung unmöglich machte. Denn unter allen ausgewanderten deutschen Stämmen haben die Franken allein eine Herrschaft gegründet, die, wenn auch im Innern vielfach verwandelt, äußerlich nie mehr untergegangen und in einer stetigen Folge sich entwickelt hat. Die Entsetzung des Romulus Augustulus hat keinesweges, wie man dies gewöhnlich darstellt, das abendländische Reich beeendigt, denn einmal herrschten die meisten römischen Kaiser seit sehr langer Zeit nicht mehr von Rom aus und das Volk hatte sich gewöhnt, die Zeichen der kaiserlichen Würde von glücklichen Feldherren oder kühnen Usurpatoren eben so gut in Gallien, Britannien oder dem Orient als in Italien annehmen zu sehen. War Julianus nicht in Paris zum Augustus ausgerufen worden und Avitus in der allerletzten Zeit in Südgallien? Rom war seit Diokletianus nur dem Namen nach die Hauptstadt des Reiches gewesen. Dann aber repräsentirte Syagrius noch zehn Jahre nach Romulus Augustulus die römische Herrschaft in Gallien und hätte er den König der Franken besiegt, so würde es ihm nicht schwer geworden sein, den Schatten des römischen Reiches, wenigstens für einige Zeit, in Gallien zu erneuern. Klodwig aber, indem er das alte Gallien von dem Rhein bis zu den Pyrenäen der germanischen Herrschaft unterwarf und die Reste des römischen Daseins ihr unterordnete, machte dessen Wiederbelebung unmöglich und mit ihm erst beginnt die moderne Geschichte. Die Grausamkeiten und Verräthereien, die er gegen seine Verwandten ausübte, um die verschiedenen fränkischen Stämme unter seiner Macht zu vereinigen, beflecken allerdings sein Dasein als Mensch, haben aber mit seiner geschichtlichen Bedeutung nichts gemein. Ließ nicht Alexander der

Große, ehe er nach Asien übersetzte, ebenfalls einen oder gar mehre seiner Verwandten aus dem Wege räumen, die, in seiner Abwesenheit, von seinen Feinden gegen ihn hätten gebraucht werden können? — Ließ nicht Karl der Große, wie man wenigstens lange angenommen, die Kinder seines Bruders verschwinden, weil sie einst die Einheit seiner Herrschaft hätten bedrohen können? — Die meisten modernen französischen Geschichtschreiber, die fast alle Gegner des germanischen Princips sind, das durch jene heroische Gestalt auf den Trümmern des römischen Reiches herrschend wurde, stellen nur seine Laster als Mensch dar, scheinen aber von der hohen geschichtlichen Stellung, die er einnimmt, keine Ahnung zu haben. Die Geistlichkeit seiner Zeit, durch die er bekehrt worden und mit der er in engem Bunde stand, ist weniger befangen gewesen, wenn sie seine Größe als König mehr bewundert, denn seine Gebrechen als Individuum getadelt hat, denn er war der einzige katholische Herrscher des Abendlandes, während alle Anderen dem Arianismus anhingen. Die Lehre des Arius aber würde, hätte sie sich erhalten und allgemein machen können, als mit dem Wesen des Christenthums im Widerspruche, die Ausartung und den Untergang desselben herbeigeführt haben. Klodwig hat, indem er sich für die orthodoxe Kirche erklärte, der gesammten Gesittung der abendländischen Welt, die von dem Katholicismus ausgegangen, einen unermeßlichen Dienst geleistet und die Benennung des erstgebornen Sohnes der Kirche, die ihm beigelegt wurde, ist keine leere Schmeichelei gewesen. Wie hätte sich die christliche Kirche und ihr Einfluß auf das Abendland, von dem großentheils die innerliche ideale Natur der modernen Civilisation abgehangen, ausbilden können, wenn die schon seit zweihundert Jahren bestehenden Irrthümer des Arius, die zu Klodwig's Zeiten mehr Anhänger als die wahre Lehre zählten, zur Herrschaft gekommen wären? Die christliche Kirche wäre in diesem Falle ein Tempel ohne Gottheit gewesen und hätte nothwendig zu Grunde gehen müssen. Klodwig trug durch seine Besiegung der Burgundionen und Westgothen wesentlich dazu bei, dieses das innerste Mark des wahren Glaubens verzehrende Gift zu zerstören. Dann haben die modernen französischen Historiker bei ihren Betrachtungen über die germanische Niederlassung in Gallien behauptet, daß der fränkische König sich der orthodoxen gallischen Kirche nur deshalb angeschlossen habe, um durch deren Hülfe sein Reich auszudehnen, und daß die katholischen Bischöfe Galliens ihn wiederum nur als ein Werkzeug zur Erhaltung ihres Ansehens, das von den arianischen Fürsten der Burgundionen und Westgothen litt, gebraucht hätten. Ein-

mal wird es bei einer lebendigen Vergegenwärtigung jener Zeit schwer zu behaupten, daß Klodwig an der Spitze des tapfersten und unternehmendsten germanischen Volkes die Unterwerfung der Gallo-Römer nicht auch ohne die Hülfe der Bischöfe hätte vollbringen können, die ja zu schwach gewesen waren, den ihrem Glauben feindlichen Westgothen und Burgundionen zu widerstehen, dann befestigte Klodwig seine Herrschaft über die Franken keineswegs durch seine Annahme des Christenthums, denn viele von ihnen ließen sich nicht taufen und verließen ihn sogar, indem sie sich unter den Schutz anderer fränkischen Fürsten begaben. Was die weltlichen Absichten der gallischen Bischöfe bei ihrer Begünstigung der fränkischen Invasion betrifft, so ist es keineswegs wahr, daß sie sogleich durch die germanische Eroberung an Macht und Einfluß gewonnen hätten. Sie arbeiteten sich erst unter den Nachfolgern Klodwigs zu der hohen Stellung empor, die sie nachmals in der fränkischen Monarchie einnehmen. Der wahre Grund dieses Bundes zwischen den fränkischen Eroberern und den gallischen Bischöfen ging weniger aus den Umständen und Interessen, obgleich auch diese allerdings, nach menschlicher Weise, mitwirken mochten, als vielmehr aus dem Geiste der Zeit und dem Gemüthe der beiden unterhandelnden Mächte hervor. Die Kirche fühlte, daß die Nation der Franken, im Gegensatze zu den früh entarteten und geschwächten Gothen und Burgundionen, ein edles und starkes Gefäß sei, geschickt den Balsam des Glaubens lange und unverfälscht zu bewahren und seinen Duft weithin zu verbreiten, ein jugendlich kraftvoller Körper, der, einmal vom Geiste des Christenthums beseelt, demselben zur festesten Stütze in dieser Welt dienen würde. Und hierin haben sich, wenn man an die Besiegung der Mahomedaner bei Tours, an die Ausbreitung des Christenthums durch Karl den Großen und die Eroberung Jerusalems im ersten Kreuzzuge denkt, die geistlichen Hirten jener Zeit nicht geirrt. Die Franken dagegen fühlten, daß ihre ungebändigte Kraft sich in sich selbst aufreiben müsse, wenn sie nicht ihren trotzigen Nacken unter das Joch jener himmlischen Gebote beugten, welche die natürliche Würde des Menschen nicht nur nicht vermindern, sondern darauf berechnet sind, sein ganzes Wesen zu erhöhen. In der That auch sind die Franken, so lange sie ihren Charakter von dem sie umgebenden fremden Elementen rein erhalten, und dies war selbst noch eine Zeit lang der Fall, als sie durch Aufgebung ihrer nationalen Sprache äußerlich nicht mehr als Germanen erscheinen, das religiös begeistertste und ritterlich tapferste Volk des Abendlandes gewesen, das unter Pipin die damals so nothwendige Unabhängig-

keit des Papstthums gegen die entarteten Longobarden vertheidigte, unter Karl dem Großen Norddeutschland christianisirte und alle seine Nachbarn besiegte. Auch hatten sie, um die Zeit, wo sie als besonderer Stamm in den Nachkommen der von ihnen besiegten Gallo-Römer aufgehen und das moderne Volk der Franzosen sich bildet, wie der erste Kreuzzug beweist, ihr erregbares Gemüth und ihren unwiderstehlichen Kriegsmuth dem früher so verweichlichten Sinne der gallo-römischen Bevölkerung, durch ihre bloße Gegenwart, einzuhauchen gewußt. —

In demselben Palaste der Thermen, in welchem einst Julianus, der letzte heidnische Imperator gewaltet, nahm jetzt Klodwig, der erstgeborne Sohn der Kirche, seinen bleibenden Sitz. Nicht weit von demselben erbaute er, auf einem Thonhügel, auf dem, zur Zeit der Römer, viele irdene Gefäße verfertigt wurden, die in der Haushaltung der Alten eine noch größere Rolle als in der unsrigen spielten, eine Kirche, die er den heiligen Petrus und Paulus widmete und in welcher er einige Jahre nach ihrer Vollendung begraben wurde. Diese Kirche muß, wie noch vorhandene Zeugnisse beweisen, ihres Erbauers würdig gewesen sein. Stephan von Tournai beklagt ihren Untergang durch die Normänner, welche sie drei hundert und funfzig Jahre nach ihrer Gründung verbrannten, indem er sagt: „sie war von königlicher Bauart, inwendig und auswendig mit Mosaiken verziert, wie es ihre Ruinen noch beweisen, und mit Malereien geschmückt." — Auf den Fundamenten dieser Kirche, die häufig restaurirt worden, ward unter Ludwig XV. der Tempel errichtet, der jetzt das Pantheon heißt. In ihm befand sich bis zum Jahre 1792 das Grab Klodwig's und täglich erneuerte an demselben ein Priester, während zwölfhunderteinundachtzig Jahren, länger als das alte Rom bestand, in der Messe das Andenken des Stifters der fränkischen, des Ahnherrn der französischen Monarchie, des Seniors aller modernen Souveraine. Bald nachdem der Held und Mann von Eisen in dem von ihm gestifteten Tempel begraben worden, wurde an seiner Seite Genofeva, die Tochter eines Hirten, durch ein wohlthätiges und heiliges Leben berühmt, bestattet, und charakteristisch genug, ward von der Nachwelt die Niedriggeborne über den Eroberer und den Abkömmling eines heroischen Geschlechtes erhoben und diese Kirche selbst mit Uebergehung der zwei größten Apostel nach dem Namen des Landmädchens von Nanterre benannt. Wer fähig ist, in solchen Zeichen die Gesinnung einer Zeit zu erkennen, wird von dem tiefen Gemüthe jener Epoche, in welcher ein ideales Verdienst so weit über äußere Macht und irdische Hoheit gestellt

wurde, in seiner Seele kein unvortheilhaftes Bild empfangen. Diese Kirche, die in der Revolution profanirt und zum Ruheplatz der in ihr berühmt gewordenen Männer bestimmt wurde, empfing in einer, nach den Schilderungen jener Zeit imposanten Ceremonie die Gebeine Mirabeau's, der größten und hervorragendsten Individualität, welche im Beginn jener Bewegung geglänzt, dann den Leichnam Marat's, eines schmutzigen und verächtlichen Fanatikers. Aber beide wurden wieder aus dem Asyle ihres ephemeren Ruhmes entfernt, nur die Gebeine Voltaire's und Rousseau's sind daselbst geblieben. In demselben Raume wurden in der letzten Zeit die Ueberreste Benjamin Constant's beigesetzt, der jenen beiden Heroen des modernen Frankenthums an Genie und Einfluß nachstehend, ihnen an Adel der Gesinnung nicht wenig überlegen war, und diese Ehre, wenn man seinen Schatten hätte befragen können, schwerlich für sich in Anspruch genommen haben würde. Sonderbar genug und der Inkonsequenz des französischen Charakters gemäß, hat man die Asche mancher durch große Dienste unter der Republik und der Kaiserzeit ausgezeichneter Franzosen von dieser Gruft des Ruhmes fern gehalten und überhaupt nie ernstlich daran gedacht, die Idee eines nationalen Pantheons zu verwirklichen. Unter der Restauration ward das Pantheon dem Kultus wieder zurückgegeben und wie früher St. Genevieve genannt, aber nach der Juliusrevolution der Gedanke jenes theatralischen Unternehmens erneuert. Man frischte die alte Inschrift: „Aux grands hommes la patrie reconnoissante" — wiederum auf, aber keiner dieser „grands hommes" will sich hier begraben lassen. Die jetzige französische Regierung hat bei der Erneuerung dieses Possenspieles den jakobinischen Traditionen eines Theiles der pariser Bevölkerung nachgeben müssen. Dieses Gebäude gewährt, sobald man von der Straße St. Jacques aus sich demselben nähert, einen bedeutenden Eindruck. Denn obgleich sein Portal mit der römischen Kirche desselben Namens keinen Vergleich aushalten kann, so zeichnet es sich dagegen durch seine hohe von Säulen umgebene Kuppel aus, die eine der größten architektonischen Zierden von Paris ist. Besonders imposant wirkt sie, wenn man durch die Barriere von Clichy in die Stadt tritt, wo man gerade vor sich dieses ätherische Werk, im grauen Luftkreise, als wäre es an die Wolken befestigt, schweben sieht. In dem Triglyph über der Säulenhalle glänzt seit einigen Jahren ein Basrelief, die Dea Francia oder das personifizirte Frankreich in der Mitte enthaltend, eine weibliche Gestalt, Kränze austheilend, und auf beiden Seiten, in mannigfaltigen und ausdrucksvollen Stellungen, eine Anzahl hervorragender

Gestalten der französischen Geschichte, aus allen Gebieten nationaler Thätigkeit genommen. Diese Arbeit des Bildhauers David, eines Sinn- und Geistesverwandten des berühmten revolutionairen Malers dieses Namens, ist, wie immer die Werke französischer Künstler erster Klasse, verständig gedacht und geschickt ausgeführt, da sie aber, wie die meisten Produktionen dieser Nation, mehr aus Reflexion als Begeisterung hervorgegangen, so ergreift sie das Gefühl des Beschauers nicht und versetzt ihn nicht in die Stimmung, die der Künstler beabsichtigte. Das Innere der Kuppel, die Geschichte der heiligen Genofeva darstellend, ist von dem verstorbenen Gros, dem ersten französischen Historienmaler neuerer Zeiten, gemalt und dieses großen Talentes würdig. Obgleich es gewiß ist, daß der Maler nicht an die Verdienste dieser Heiligen geglaubt, so hat gleichwohl seine künstlerische Phantasie sich in jenen Charakter und jene Zeit zu versetzen gewußt, was für einen Franzosen, der nach der Weise seines Volkes gewöhnlich nur in der Gegenwart lebt, nicht wenig sagen will.

Wenn man von dem luftigen Hügel des Pantheon in die nördliche Ebene niedersteigt, so gelangt man, ein Chaos krummer und häßlicher Straßen durchkreuzend, auf einen unansehnlichen von kleinen Häusern eingeschlossenen Platz, wo sich eine Kirche erhebt, die Childebert, einer von Klodwig's Söhnen, zu Ehren des heiligen Vinzent und des heiligen Kreuzes, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts erbaute. Die ersten Nachfolger des Stifters der fränkischen Monarchie hatten, obgleich ihm sonst nicht an Genie zu vergleichen, viel von seinem kriegerischen Feuer geerbt, das jedoch bald in ihrem aus Andachtsübungen und Ausschweifungen gemischten Leben erlöschen sollte. Childebert hatte seine Waffen nach Spanien gegen die Westgothen getragen und in Toledo ein großes goldenes Kreuz von seltener Arbeit erbeutet. Auf seinem Rückzuge nach Gallien belagerte er Saragossa, dessen Einwohner, anstatt sich zu vertheidigen, die Stola des heiligen Vinzent, ihres Patrons, in Prozession auf der Mauer herumtrugen. Childebert, der wie alle Christen seiner Zeit, eine große Ehrfurcht vor den Reliquien hegte, erklärte sich zum Abzuge bereit, wenn man ihm das Gewand des heiligen Märtyrers ausliefern wollte. Als ihm dies gewährt und er nach Paris zurückgekehet war, befahl er auf einer nicht weit vom Flusse gelegenen Wiese die Erbauung einer Kirche, die auf das Prachtvollste ausgeschmückt, für ein Wunder der Kunst galt. Ein anonymer Chroniker sagt von ihr: „Tectum vero ipsius basilicae coopertum de aurato cupro aere, repercussum solis jubare, sic

flammigero rutilabat fulgore, quatenus intuentium aciem reverberaret nimia claritudine . . . .“ (Das Dach dieser Kirche, von vergoldetem Erz, blitzte, wenn die Strahlen der Sonne darauf fielen, von so feurigem Glanz, daß es auf die Augen des Beschauers ein zu lebhaftes Licht warf). — Man sieht hieraus, daß diese Kirche damals ein Prachtbau erster Klasse gewesen sein muß, dessen Errichtung einem Sohne Klodwig's, der von allen Schätzen der römischen Kultur umgeben war, wohl möglich gewesen ist. Der heilige Fortunatus vergleicht dieselbe dem salomonischen Tempel und zieht sie ihm vor:

Floruit illa quidem vario intertexta metallo,
Clarius hic Christi sanguine tincta nitet.
Illam aurum, lapides, ornarunt, cedrina ligna,
Huic venerabilior de cruce fulget honor — —*)

oder:

Jener**) erglänzte im Schmuck von mannigfalt'gen Metallen,
Von des Erlösers Blut diese heiliger strahlt.
Jener erblitzte von Gold, Gestein und kostbarem Holze,
Dieser gewähret das Kreuz einen erhabenern Glanz.

Diese Kirche Childebert's empfing ihren Namen von den beiden Reliquien und wurde durch Germanus, damaligen Bischof von Paris, an den unter dem Namen St. Germain so viele Lokalitäten dieser Stadt erinnern, geweiht. So wie im Verlaufe der Zeit die Pariser die Kirche Klodwig's, die den beiden ersten Aposteln gewidmet war, nach der Schutzheiligen ihrer Stadt, der heiligen Genofeva benannten, indem sie wahrscheinlich dachten, daß letztere, bei ihnen geboren, ihnen näher als erstere stehe, die ohnedies in so vielen Kirchen auf der ganzen Erde verehrt wurden, eben so änderten sie auch die Benennung des von Childebert gebauten Tempels nach dem Namen des berühmtesten ihrer Bischöfe und nannten die Kirche: Sanctae Crucis et Sancti Vincentii — Ecclesiam Sancti Germani und da sie auf einer Wiese lag: in pratis — im Französischen Saint Germain des Prés.

Diese Kirche sieht von dem Platze, auf dem sie liegt, aus betrachtet, eher dem Eingange einer Citadelle als einem religiösen Gebäude ähnlich, denn ein gewaltiger Thurm erhebt sich über ihrem Portal, auf welchem ein kleinerer mit Glocken versehener, zum Gottesdienst, sich befindet. Ueber dem Haupteingange sieht man ein ziemlich großes Basrelief, die Einsetzung des heiligen Abendmahles

*) Venant. Fortunati Carmina II. 14.
**) Der salomonische Tempel.

darstellend, und unter diesem ein kleineres, eine halbe Figur mit ausgebreiteten Armen, in der Stellung, in der die ältesten Christen zu beten pflegten. Beide Denkmale sind von geringer Arbeit, beschädigt und nur durch ihr Alterthum merkwürdig, denn sie allein reichen mit dem großen viereckigen Thurm bis zur Gründung der Kirche hinauf, während alles Uebrige spätern Zeiten angehört, denn St. Germain des Prés wurde zweimal von den Normännern zerstört. Denkmale aus der Epoche der Merowinger sind aber bekanntlich sehr selten und haben, da jene Epoche keine eigentliche Literatur besaß, welche sie für die Nachwelt veranschaulichen könnte, einen um so größeren Werth. Der Chor wurde erst im elften Jahrhundert, das Schiff noch später in seiner gegenwärtigen Gestalt hergestellt. Childebert und die Königin Ultrogotha, die ein Chroniker: „adjutrix fidelium monachorum“ (die Beschützerin frommer Mönche) nennt, wurden hier begraben. Man hat in den Gewölben derselben, in verschiedenen Epochen, die Gräber mehrer merowingischen Könige und ihrer Frauen entdeckt, die in der Revolution, wo auch diese Kirche verwüstet worden, nach einem für nationale Denkmale bestimmten Museum, später aber, nach der Restauration der Bourbonen, in die Grüfte der Abtei von St. Denis gebracht worden.

Aber sowohl Childebert als Klodwig hatten nicht blos diese Kirchen erbaut, sondern auch Abteien bei ihnen errichtet, die im Laufe der Zeit von verschiedenen Königen große Rechte und Güter erhielten. Die Abtei von St. Germain des Prés war eine der ersten im Königreiche, stand unmittelbar unter dem Papste und ihre Vorsteher waren häufig geistliche Würdenträger vom ersten Range und zuweilen selbst Prinzen des französischen Königshauses. Als alle Klöster und geistlichen Stiftungen in der Revolution aufgehoben wurden, riß man gewöhnlich, mit Ausnahme der Kirchen, alle Gebäude solcher Art nieder, oder verkaufte sie an Privatpersonen zu beliebigen Zwecken, so daß die Theile der Stadt, wo sich früher solche Fundationen aus dem Mittelalter befanden, seitdem ihre Physiognomie gänzlich verändert haben müssen.

Wir werden später öfters Gelegenheit haben, den besondern Charakter des französischen Mönchsthums zu berühren. In jener frühesten Epoche unterschied es sich in nichts von dem aller andern christlichen Länder. Die beiden ersten Klöster in Frankreich waren vom heiligen Martin, am Ende des vierten Jahrhunderts, das erste nicht weit von Poitiers, bei einem Dorfe Locociagum, heute Ligugé, das andere an einem namenlosen Orte, nicht weit von Tours, an-

gelegt worden. Aus letzterm entstand später die berühmte Benediktinerabtei Marmoutier, die zur Kongregation von St. Maure gehörte, der das alte Frankreich eine große Anzahl bedeutender Gelehrter verdankte. Unter den Merowingern übten die Bischöfe einen vorherrschenden Einfluß aus. Das Klosterwesen erhielt erst um die Zeit, als es dem Papstthum gelungen war, das Episkopat der christlichen Kirche sich durchaus unterzuordnen, eine überwiegende Bedeutung. Das Mönchsthum jener ersten Zeit bestand aus Vereinen sich still mit Hand- oder Geistesarbeit, oft mit beiden zugleich beschäftigender Männer oder solcher, die, von Unglück in der Welt verfolgt, die Ruhe und den Schatten des Klosters als eine Vorbereitung auf den Uebergang in eine andere Welt suchten und, ohne Zweifel, oft auch aus solchen, die sich, in ihrer Zurückgezogenheit, der Trägheit und ungestörtem Wohlleben ergeben zu können hofften. Es glich aber in nichts den spätern Orden der heiligen Dominikus, Franciskus, Ignatius u. s. w., die in allen Ländern die unumschränkte Macht des Papstes predigten, den weltlichen Klerus beunruhigten, die Ketzer verfolgten, und die Beichtstühle an den Höfen und die Erziehung der Jugend an sich reißend, sich der gesammten Gesellschaft zu bemächtigen suchten. —

Das Innere der alten Kirche von St. Germain des Prés mochte allerdings noch vor einigen funfzig Jahren, zur Zeit seiner fürstlichen Aebte und reichen Mönche, prächtiger als heute sein, indessen gewährt es auch in seinem gegenwärtigen Zustande noch immer einen merkwürdigen Anblick. Nach Allem, was wir von französischen Kirchen gesehen haben, glauben wir jedoch, daß dieselben, auch zur Zeit ihres größten Glanzes, weder an Geschmack noch Reichthum mit denen Italiens wetteifern konnten. Selbst noch heute, wo bei dem Verfalle alles freien geistigen Lebens natürlich auch die Kunst in Italien gesunken, hat sich in diesem Volke der Sinn für äußere Schönheit lebendiger als irgendwo erhalten, der freilich, da ihm ein gedankenvoller Inhalt und eine tiefe Bewegung des Innern fehlen, zur Hervorbringung bedeutender Kunstwerke nicht ausreicht. Immer aber besitzen die Italiener noch jetzt mehr Sinn für geschmackvolle Pracht und großartige Verzierung als alle andern Nationen zusammen, was nicht nur ihre Tempel, Paläste, Theater, sondern oft selbst ihre kleinen Volks- und Kirchenfeste beweisen. Freilich haben sie dabei eigentlich mehr nachzuahmen als zu erfinden gebraucht, da die reizende und mannigfaltige Natur ihres Landes ihnen als ein Vorbild gedient hat, das sie nur wiederzuge-

ben brauchten, oder die wenigstens den in jeder Menschenbrust schlummernden Funken für Schönheit unter ihnen mächtiger als anderswo erregte.

St. Germain des Prés sieht einer italienischen Kirche insofern ähnlich, als man in ihr eine Anzahl interessanter Monumente sieht, woran die pariser und seit der Revolution die meisten französischen Kirchen so äußerst arm sind. Dieser Mangel ist in katholischen Gotteshäusern um so auffallender, da diese nicht allein zur Belehrung des Volkes und Vollziehung gewisser gottesdienstlichen Gebräuche dienen, sondern dem Christen eine zweite ideale Wohnung sind, in die er aus der gewöhnlichen des täglichen Lebens tritt, wenn er sein Inneres erheben will. Links, in einiger Entfernung vom Eingang, sieht man das Grabmal des Königs Kasimir von Polen, der 1662 die Krone niederlegte, in dieses Kloster trat und, von den Mönchen zu ihrem Abt erwählt, zehn Jahre nachher sein Leben beschloß. In der langen lateinischen Inschrift zu seinem Lobe finden sich einige jener starken Widersprüche, in welche die Logik der Mönche überall so oft verfallen ist. Nachdem seine „Caritas" (christliche Liebe) gegen Besiegte und Unterdrückte gerühmt ist, wird von ihm gesagt, daß er die Tempel (hier im verächtlichen Sinne „fana" genannt) der Lutheraner in Litthauen zerstörte und die Socinianer aus seinem Reiche trieb, weil er nicht über die herrschen wollte, die nicht mit ihm dieselbe Religion bekannten. Am Altar neben diesem Monument versammeln sich, am Jahrestag der Revolution von Warschau, die in Paris anwesenden polnischen Flüchtlinge, wobei ein Priester ihrer Nation die Messe liest. Nicht weit davon sieht man die Statue eines Mitgliedes des erlauchten schottischen Hauses Douglas, auf einem Sarkophage, in ruhender Stellung und voller Rüstung, eine Gestalt von edlem und kriegerischem Ansehn, das Haupt etwas gesenkt, in der Lage Jemandes, der in tiefes Nachdenken versunken ist. Er war, wie so viele seiner katholischen Landsleute, im Dienste der Krone Frankreichs, in einer Schlacht gefallen. Nicht weit davon ruhen die Gebeine Boileau's, des berühmtesten Kritikers, den die französische Literatur aufzuweisen hat, der als der eigentliche theoretische Begründer ihrer klassischen Schule gelten kann und so weit Verstand und Geschmack, ohne Phantasie und Begeisterung, hierzu ausreichen, kein unbedeutender Dichter war. In einer Kapelle steht auf einem Altare die Statue des heiligen Vinzent de Paula, der sich der verlassenen und verwaisten Kinder aus den niedern Ständen annahm und zu diesem Zweck einen eigenen Orden stiftete. Dieser Priester ist vielleicht die größte sittliche Zierde des

französischen Klerus. Wenige Christen sind, selbst in den religiösesten Zeiten, vom Feuer der christlichen Liebe so tief als er erfüllt gewesen und ihrem göttlichen Vorbilde so nahe gekommen. Indem man den Gang rechts um den Altar verfolgt, geht man an einer Kapelle vorbei, in der Mabillon und Montfaucon, zwei gelehrte Benediktinermönche ruhen, von denen letzterer in seiner Jugend ein tapferer Soldat gewesen, und in ihrer Mitte Descartes, der berühmteste spekulative Philosoph, den Frankreich hervorgebracht, der ebenfalls eine Zeit lang das Kriegshandwerk versucht hatte. Am Fuße eines Altars, auf dem die schöne Statue einer Heiligen steht, sieht man ein Denkmal zu Ehren zweier Krieger aus dem berühmten provençalischen Hause Castellane errichtet, die bei der Vertheidigung Candias gegen die Türken, der letzten venetianischen Großthat, den Tod gefunden hatten. Nicht weit davon, in einer Nische, liegt die Statue eines jungen Douglas, in der einen Hand ein Schwert, in der andern ein Buch haltend, der wie sein obenerwähnter Ahnherr ebenfalls in einer Schlacht gefallen war. Die Züge des ältern Douglas haben einen besondern Ausdruck von Würde, wie die des jüngern von Anmuth und Zartheit. Man wird zugeben, daß dieser Verein von Heiligen, Helden und Weisen diese alte Kirche nicht übel schmückt und daß ein Besuch derselben mehr zu empfinden und zu denken giebt als der aller eleganten Boutiken des Palais royal und der Boulevards zusammen.

Sowie Klodwig und Childebert die südliche Vorstadt der alten Lutetia durch die Stiftung der beiden erwähnten Kirchen und Abteien verschönert hatten, so erbaute Chilperich, einer der letzten Merowinger, die durch sich selbst regiert haben, ehe alle politische Macht an den Hausmeier und die Leute kam, in der nördlichen Vorstadt, dem heiligen Germanus von Paris, im Anfange des siebenten Jahrhunderts eine Kirche, in welcher er die Ueberreste desselben beizusetzen dachte. Dieser Tempel, der später von einem der bevölkertsten und lebendigsten Theile der Stadt umgeben werden sollte, war damals nur von wenigen Häusern und Gärten begrenzt, die sich jedoch schon sehr früh zu mehren begannen, wie denn Paris von Anfang an dem Laufe der Seine gefolgt ist und sich nach Norden zu ausgedehnt hat. Der heilige Germanus ward aber hier nie begraben. Von ihrer Form wurde sie unter den Merowingern und Karolingern „Ecclesia Sancti Germani Rotundi“ genannt und bekam erst unter der dritten Dynastie, als nach den Verwüstungen der Normänner viele Kirchen außerhalb der Mauern der Ile de la Cité erneuert und häufig anders benannt wurden, den Namen St. Germain

l'Auxerrois, der ihr geblieben ist, um sie von St. Germain des Prés zu unterscheiden. Der heilige Germanus von Auxerre, weniger berühmt als sein pariser Namensbruder, starb in der Mitte des fünften Jahrhunderts, ungefähr zwei Menschenalter vor dem berühmten pariser Bischofe desselben Namens. Das Portal dieser Kirche, das jetzt im Style seiner ersten Anlage restaurirt worden, liegt der prachtvollen Façade des Louvre, dem stolzen Werke Ludwig XIV. gegenüber und bildet mit ihr einen eigenthümlichen Kontrast. Der Säulengang des Louvre, der, wenn er nach der Seine oder einem bedeutenden Platze zu läge, einen der großartigsten architektonischen Effekte hervorbringen würde, hat nicht Luft und Raum genug, um sich in seiner ganzen Pracht zu zeigen, und die alte Kirche, in deren Nähe einst Gehölze und ländliche Hütten lagen, wird jetzt auf beiden Seiten von engen, immer schmutzigen Straßen, voll hoher finsterer Häuser, eingeschlossen. Vielleicht sehnt sie sich noch nach der Zeit zurück, wo sie freier athmen konnte und sich der Aussicht nach dem Flusse erfreute, dessen sanfter Wellenschlag sich damals mit den Gesängen ihrer Priester vereinigte. Die prachtvolle Façade des Palastes scheint auf die mittelalterthümliche Kirche mit demselben Stolze herabzusehen, mit dem eine Opernsängerin eine Nonne betrachten würde. Die innere Architektur dieses Tempels ist gleichwohl imposant, der Chor steht in gutem Verhältniß zum Schiff und die hohen und schmalen Fenster sind mit schönen Glasmalereien geziert. Es befinden sich in ihr einige Grabmäler aus den ritterlichen und parlamentarischen Familien Rostaing, Vaudreil und d'Aligre, von denen letztere beiden noch vorhanden und bedeutend sind. St. Germain l'Auxerrois wurde die Pfarrkirche der Könige von Frankreich, seitdem sie den Palast in der Ile de la Cité verlassen hatten und den Louvre und die Tuilerien bewohnten. Die neugebornen Prinzen und Prinzessinnen wurden in das Kirchenbuch, nach dem Datum ihrer Geburt, ohne sonstige Auszeichnung, eingetragen, dem etwas theatralischen Ausspruche gemäß, daß die Könige von Frankreich, wie die ersten Ritter ihres Landes, so die ersten Bürger ihrer Hauptstadt seien, obgleich man weder einen Edelmann, noch einen Bürger nennen konnte, der sich zum unumschränkten Herrn beider gemacht hatte. Diese alte Kirche, unter deren Schutze sich einst die benachbarten Quartiere der Stadt gebildet und in deren Schatten so viele Generationen gewandelt sind, wurde vor zehn Jahren von dem pariser Pöbel aus Entrüstung über die Sympathie, welche eine Anzahl Legitimisten bei einem dem Andenken des Herzogs von Berry veranstalteten Trauergottesdienste für das verbannte Königshaus geäu-

ßert, auf das Aergste verwüstet. Jene Partei hatte sich diesmal, wie so oft, mehr keck als kühn gezeigt und sich damit geschmeichelt, daß diese sehr unnütze Schaulegung ihrer politischen Gefühle ihr keine Gefahr bringen würde. In der That verschonte auch das Volk seine Gegner und ließ seine Wuth an den unschuldigen Steinen des alten gothischen Baues aus.

Nahe am Hotel de Ville, in einem Labyrinthe enger und schmutziger Straßen, liegt eine ebenfalls schon im merowingischen Zeitalter vorhanden gewesene Kirche, den heiligen Gervasius und Protasius, zweien mailändischen Märtyrern gewidmet, jetzt St. Gervais genannt. Ihre geschmacklose moderne Façade bereitet keineswegs auf den Eindruck vor, den ihr Inneres macht. Sie glänzt nämlich auf allen Seiten von den reichsten und herrlichsten Glasmalereien und das Licht des Tages fällt, durch die purpurnen und azurnen Fenster brechend, in glühenden Strahlen auf die von der Zeit geschwärzten Mauern des Tempels. Hinter dem frei stehenden Hochaltare liegt eine Kapelle, aus deren Fenstern eine reiche Welt von Heiligen, Rittern und Jungfrauen in so unverwelklichem Glanze schaut, als gefielen sie sich, wie Salamander, in diesem feurigen Element, als lebten sie und würden nur durch einen Zauber in dem Raume der purpurnen und goldenen Krystalle festgehalten. Besonders überraschend wirkt der Eintritt in diese Kirche an einem klaren, hellen Morgen, wo Alles unter dem Einflusse dieser magischen Beleuchtung sich zu verjüngen und zu verschönern scheint. Bemerkenswerthe Grabmäler besitzt diese Kirche nicht. Außer den Glasmalereien besteht ihr Hauptschmuck in einem großen in acht Felder abgetheilten Gemälde Albrecht Dürer's, die Leidensgeschichte und Himmelfahrt Christi darstellend, das in der feuchten Kirche schon etwas gelitten hat. Dieses Meisterwerk kann an dieser Stelle weder zur Belebung religiösen noch artistischen Sinnes dienen und verdiente in einer wohlgelegenen gut beleuchteten Kapelle, oder besser noch, in einem Museum, aufgestellt zu werden.

Noch wurden unter den Merowingern mehre andere Kirchen außerhalb der Mauern der Stadt gestiftet, die aber in der Revolution aufgehoben, zu andern Bestimmungen verwandt, oder auch ganz niedergerissen, keiner Erwähnung verdienen, da sie zwischen der Vergangenheit und Gegenwart keine Verbindung bilden.

Die eigentliche Stadt, die Ile de la Cité, wurde, so viel man weiß, von den merowingischen Fürsten mit keiner bedeutenden Stiftung bedacht, vielleicht einmal, weil es hier, wo schon seit so langer Zeit ein Bischof waltete, nicht an gottesdienstlichen Gebäuden und

geistlichen Einrichtungen fehlte, dann mangelte für neue Anlagen wahrscheinlich auch der Raum in der kleinen Inselstadt, deren Einwohner sich in den letzten Zeiten des römischen Reiches, bei den immer drohenden Invasionen nothwendig sehr vermehrt haben müssen, da die Mauern derselben ihnen mehr Schutz als das offene Land auf beiden Seiten des Flusses boten. Die damalige bischöfliche Kathedrale, auf derselben Stelle erbaut, wo unter Tiberius dem Jupiter ein Altar errichtet, war zuerst dem heiligen Stephan gewidmet. Als aber die Zahl der Christen sich vermehrte, wurde ihr eine zweite Kirche angebaut und diese: „zu unsrer lieben Frau" benannt. Die damalige bischöfliche Kirche war demnach eine doppelte, und obgleich in ihr schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches und später, unter den Merowingern und Karolingern, mehre Concilien gehalten worden, so ist über ihren Ursprung und ihre Form nichts bekannt. Sie muß wahrscheinlich sehr unbedeutend gewesen sein, denn der heilige Fortunatus, der Alles, was die Merowinger und deren Residenz und Land, denn er selbst war aus Italien, angeht, bewundert, würde nicht unterlassen haben, die Kathedrale von Paris zu preisen, wenn sie ihm hierzu Veranlassung geboten hätte. Er rühmt jedoch die Geistlichkeit derselben und ihre Geschicklichkeit im Psalmensingen:

Carmine Davidico divina poemata pangens,
Cursibus assiduis dulce revolvit opus*).

oder:

Mit davidischer Harfe heil'ge Gesänge begleitend,
Eilt sie geschäftig herbei, fördernd das himmlische Werk.

Der Bischof von Poitiers beschreibt dann die Prozessionen in der Kathedrale, bei denen der heilige Germanus, sein Zeitgenosse, den er sehr verehrt, erschien.

In medio Germanus adest antistes honore,
Qui regit hinc juvenes, subrigit inde senes.
Levitae praeeunt, sequitur gravis ordo canentum,
Hos gradiendo movet, hos moderando trahit.
Ipse tamen sensim incedit, velut alter Aaron,
Non de veste nitens, sed pietate placens.
Non lapides, coccus, cidaris, aurum, purpura, byssus
Exornant humeros, sed micat alma fides.

oder:

Ihnen gesellt erglänzt Germanus heilige Zierde,
Mäß'gend der Jungen Erglüh'n, regend der Alten Erstarr'n.

*) Venant. Fortunati Carm. II. 13.

Priester gehen voran, es folgen die Chöre der Sänger,
Jene beflügelt sein Schritt, diese zieht er sich nach.
Er indessen wandelt einher wie ein anderer Aaron,
Groß durch ein heilig Gemüth, nicht durch irdischen Schmuck.
Weder Geschmeide, Tiare, noch Gold und Purpur und Seide
Glänzt auf die hohe Gestalt, sondern des Glaubens Gestirn.

Insofern dies die einzigen lebendigen Erinnerungen an die alte Kathedrale von Paris sind, so schien es uns nicht unangemessen, derselben hier zu erwähnen. — Die Stadt erweiterte und bereicherte sich unter den Merowingern, denn sie war unter ihnen fast immer die Residenz eines Fürsten aus diesem Stamme, dessen Anwesenheit mit seinem Hofe und Gefolge und vielen ab- und zuströmenden Fremden, dem Handel und Wohlstande der Einwohner förderlicher war, als zu römischer Zeit eine kleine Besatzung und der Präfekt der bewaffneten Schiffe auf der Seine, der in der kleinen Inselstadt seinen Sitz hatte. An die Spitze der römischen Kuria ward ein fränkischer Graf, wie die Eroberer ihre Magistrate nannten, gestellt, sonst blieb die Verfassung fast unverändert bestehen. Die Franken hatten in Gallien eine äußerst geschwächte politische Organisation, aber eine feste und eingeübte Administration gefunden und besaßen Einsicht genug, um dieselbe in ihrer bisherigen Wirksamkeit zu erhalten. Auch ist es gewiß, daß sich nur wenige Germanen in Paris niederließen. Diese Stadt war bei ihrer geringen Ausdehnung und der bequemen Schiffahrt auf der Seine, die durch fruchtbare Landschaften fließend, sich in den Ocean ergießt, fast ausschließend auf Handel und Gewerbe gewiesen, welche für die kriegerischen Ankömmlinge keinen Reiz hatten. Obgleich mehre Feuersbrünste die Stadt verheert hatten, so war die Lage ihrer vornehmsten Gebäude dennoch dieselbe geblieben. Die bischöfliche Kirche blieb der südlichste, wie die Kuria der römischen Municipalität der nördlichste Punkt derselben. Die beiden Brücken über die Seine lagen ebenfalls noch immer da, wo die Römer sie gebaut hatten. In der Nähe der Kathedrale lag die Wohnung des Bischofes, eine Taufkapelle, in der ältesten christlichen Zeit gewöhnlich von der bischöflichen Kirche getrennt, und den Forderungen der christlichen Milde angemessen, ein Krankenhaus, das später das Hôtel-Dieu geworden. Dies Alles zusammen ward „Atrium" genannt und stand, mit den dazu gehörigen Gebäuden und Personen, unter der Gewalt des Bischofes, der in dem südöstlichen, wie der Graf in dem nordwestlichen Theile der Stadt, die oberste Jurisdiktion ausübte.

Der innere und moralische Zustand mochte freilich, vom Beginn der germanischen Eroberung an, mehr Veränderungen, als

ihre bürgerliche und politische Organisation erfahren haben. Die, ihrem ganzen Wesen nach, so verschiedenen Gesetze und Sitten der Eroberer mußten, obwohl sie dieselben den Besiegten nicht, nach Art der Römer, aufdrangen, gleichwohl auf deren Dasein eine große Veränderung ausüben. Es ist der besondere Charakter eines sehr künstlichen und festen Zustandes, wie der der Römer lange gewesen, denen, die ihm unterworfen sind, sie mögen unter ihm noch so abhängig sein, einen großen Stolz, nicht sowohl auf ihren persönlichen Werth, als auf die Bedeutung des allgemeinen Verbandes, dem sie angehören, einzuflößen. Man denke nur an die Vorliebe und Eitelkeit, mit welcher die ehemaligen Bürger Venedigs, Patrizier und Cittadini, die sich, ihrer Regierung gegenüber, in einer Art vollkommen rechtlosen Zustandes befanden, gleichwohl das Dasein und die Verfassung ihres Staates betrachteten, und an den Stolz, mit welchem die Chinesen auf die europäischen Nationen herabsehen. Dem Gallo-Römer mußte, von seinem Standpunkte aus, der allgemeine Zustand der Franken als ein monströser und abnormer erscheinen. Denn das innere Band, das ihm Haltung und Dauer verlieh, war seinem Gefühl und seiner Erkenntniß verborgen, und dennoch sah er sich genöthigt, die unermeßliche Ueberlegenheit dieser fremden Individualität anzuerkennen und sein Haupt vor ihr zu beugen. Die vielen Gewaltthätigkeiten, welche sich die so früh ausgearteten merowingischen Könige im Bezirk des alten Paris selbst zu Schulden kommen ließen, wie z. B. die tyrannische Handlung Chilperich's, der im Jahre 584 eine Menge freigeborner Personen zwingt, seiner Tochter Reiguntha, die er an den König der spanischen Westgothen verheirathet, zu folgen und ihre Familien im Stich zu lassen, vieler anderer nicht zu gedenken, müssen die alte Bevölkerung mit einem tiefen Gefühle ihrer Schwäche und Unsicherheit erfüllt haben. Denn wenn die Tyrannei der römischen Statthalter und Befehlshaber noch häufiger und schrecklicher gewesen, wie die gesammte Geschichte dieses Volkes lehrt, so war sie dennoch meist mit einer gewissen Form von Gesetzlichkeit und Allgemeinheit umkleidet, während die der Franken willkürlicher und launenhafter erschien und die Individuen unvorbereiteter traf. Welche tiefe Verachtung mögen nicht die „edil frankono Liudi" gegen die Laster der römischen Welt, in ihrer letzten Zeit, Feigheit, Trug und unnatürliche Wollust empfunden haben, Gebrechen, von denen sie, bei allen übrigen Fehlern, frei waren, und wie sehr mag das Gefühl dieser Verachtung den Druck der ohnedies so gebeugten Gallo-Römer vermehrt haben! Gleichwohl hat man Grund zu behaupten, daß römische

Sprache, Gesetze und Sitten, kurz das lateinische Princip des Lebens, bis gegen das Ende des karolingischen Stammes unter den Einwohnern der alten Lutetia, wie in ganz Nordgallien, gewaltet haben, und daß erst um die Zeit, als mit der Schwäche der souverainen Macht jeder allgemeine Verband aufhört, Regierung und Volk gewissermaßen verschwinden und Römer und Franken, in der Zersplitterung des Feudalwesens, ihre bisher getrennte Eigenthümlichkeit aufgeben, das römische Dasein vollkommen erlischt und die französische Nationalität hervorbrechend, Sieger und Besiegte verschmilzt. Das salische Gesetz der Eroberer hört im zehnten Jahrhundert ebensowohl wie das römische der Besiegten auf, und beide machen überall sich neubildenden lokalen Gewohnheiten Platz. Nur die gallische Kirche hält sich in diesem chaotischen Zustande, aber auch nur mit großer Mühe und mit Hülfe des Papstthumes, aufrecht.

Das germanische Leben in Gallien war, wie überhaupt jedes allgemeine Dasein, besonders in bewegten Zeiten der Geschichte, im Ganzen und Großen betrachtet, ein Teppich, der auf der einen Seite glänzende Farben und prachtvolle Gebilde, auf der andern ein verworrenes Gewebe von verzerrten Gestalten und zerrissenen Umrissen zeigt. Wir wollen im nächsten Kapitel die beiden Seiten dieses Teppichs, eine nach der andern, ausstellen und durch eine Fiktion, zu der alle wesentlichen Ingredienzen aus der Geschichte genommen sind, von der realen Wahrheit jener Zustände ein Bild zu entwerfen versuchen.

Achtes Kapitel.

Eines Sonntags hatte sich Chilperich, der König von Paris und Soissons, Klodwig's Enkelsohn, früh, wie es die Sitte der fränkischen Könige nach ihrer Niederlassung in Gallien geworden, im Palaste, den der Vater Konstantin des Großen, auf dem linken Ufer der Sequana, dicht an den Mauern Lutetias erbaut, und den Julianus und Valentinianus I. bewohnt hatten, von seinem Lager

erhoben. Er trat oft, wie in tiefes Nachdenken versunken, an eines der hohen Fenster des Gemaches und warf einen ungewissen Blick auf die Kirchen und Häuser, die auf beiden Ufern des Flusses, aus Gärten und Gehölzen hervorglänzten. Seine Vorfahren in den deutschen Wäldern hatten sich einst, von der Lust der Jagd oder nächtlichen Festen ermüdet, gewöhnlich spät erhoben, die Söhne Klodwig's aber, von lateinischen Geistlichen und Meistern erzogen, waren von Kindheit an gewöhnt worden, den Tag nach römischer Sitte, früh zu beginnen, und widmeten deshalb, obgleich der Himmelsstrich, in dem sie lebten, dies nicht verlangte, einen Theil seiner Mitte der Ruhe, noch immer geneigt, denselben spät zu beschließen. Das Gemüth des sonst so kühnen, eher zu raschem Ungestüm und wildem Zorn als zu stummer Betrachtung und stiller Sammlung geneigten Fürsten schien heute von schmerzlichen Erinnerungen und trüben Ahnungen erfüllt zu sein. „Meine Kinder sterben eines nach dem andern, rief er endlich klagend aus, mein Stamm verwelkt! — Ein Fürst ohne Erben ist ein Baum ohne Aeste — wem können wir vertrauen, wenn wir allein stehen? Denn unsere Unterthanen sind unsere Feinde — o Klodobert, meine Hoffnung, warum bist du von mir gegangen *)? Ich fühle es, die Rache des Himmels verfolgt mich!" — Ein tiefer Schatten fuhr bei diesen Worten über das sonst so lebendige Antlitz des Königs, ein trüber zitternder Schein lagerte sich auf seine stolzen Augen und milderte für einen Augenblick ihren gebieterischen Ausdruck. Er trat von Neuem, als wolle er die schmerzlichen Bilder seines Innern verscheuchen, an eines der Fenster des Gemaches und starrte in den weiten Raum hinaus, als suche er einen Ort, auf dem seine irrenden Gedanken sich sammeln könnten, aber seine Seele, wie sein Auge, schien auf den Fluren, die sich vor ihm ausdehnten, und in dem Himmelsbogen, der sich über ihnen wölbte, keinen Ruheplatz zu finden. Es waren ihm von Fredegunde, seiner Gemahlin, drei Söhne geschenkt worden, zwei von ihnen hatte er vor wenigen Wochen begraben und der dritte selbst war, seit einigen Tagen, von einer heftigen Krankheit befallen worden und versprach kein langes Leben. Unter den beiden verstorbenen war Klodobert sein Liebling und vielleicht das einzige Wesen in der Welt gewesen, das er wirklich in seinem Herzen getragen, denn in den übrigen Menschen sah er nur Werkzeuge der Macht und des Vergnügens oder Feinde und Verräther. Die Fenster seines Schlafgemaches stießen an den Garten des Palastes,

*) Venant. Fortunati Carm. IX. 4. „Auxerat et nascens francica vota puer."

der einst mit italischer Kunst angelegt und seitdem sorgfältig unterhalten, von herrlichen Gewächsen prangte und am Ende eines hohen breiten Baumganges trat die Kirche des heiligen Vinzent und des heiligen Kreuzes, heute St. Germain des Prés genannt, ihm entgegen, die sein Oheim Childebert errichtet, in welcher seine Gebeine ruhten, und wo auch Chilperich sein Grab gewählt hatte. Der Anblick dieser Kirche schien seinem Geiste einige Fassung zu verleihen und seinen innern Gram zu mildern. „Das ist das Haus, das mein tapferer Ohm dem Gotte der Christen, der unser Geschlecht so gesegnet, gewidmet hat, rief er lebhaft aus; aber auch ich bin nicht undankbar gewesen, habe ich nicht dem heiligen Germanus dort am andern Ufer einen herrlichen Tempel erbaut? — Ich liebe die Bischöfe nicht, sie sind zu groß für uns geworden, und doch habe ich um des Herrn willen, dessen nächste Diener sie sind, weder ihre Gewalt beschränkt, noch ihre Schätze vermindert. Mein Großvater ließ alle seine Verwandten tödten — um allein zu herrschen — ich habe mich nur an Feinden gerächt — und doch ist er, in Frieden und von Ruhm gekrönt, gestorben, weil er seinem Gotte treu gedient — ich will desgleichen thun und der Herr wird meine Sünden vergessen." — So dachte, so sprach der Enkel des großen Klodwig bei sich selbst und schritt von diesem Augenblicke an, durch jene Betrachtungen und Vorsätze über so manche blutige That seines Lebens getröstet, an die Gegenwart, ihrer Pflichten und Sorgen sich erinnernd, in ruhiger Fassung und gewohnter Zuversicht, in seinem königlichen Gemache auf und nieder.

Chilperich stand in der Mitte und Kraft des Lebens und war, obwohl nicht durchaus in Sitte und Lebensart, doch an Bildung und Gestalt, an Neigung und Gemüthsart ein Franke geblieben. Er war von hohem und dabei starkem Wuchs, denn die Wurzeln seines Baues hatten, wie bei einem kräftigen Baume, den inwohnenden Lebenssaft in die Höhe getrieben, ohne deshalb den Stamm und die Aeste zu schwächen. Von seinem Scheitel wallte ein reiches und helles Haar und milderte den drohenden und brennenden Blick seines meerblauen Auges, das an seine Abstammung von dem nordischen Seegott erinnerte, der sich einst einer seiner Ahnfrauen im Bade genaht und mit ihr das stürmische und brausende Geschlecht erzeugt hatte, dem er angehörte. Das Gemach war nach römischer Art und mit großer Pracht eingerichtet. Die Decke bestand aus vergoldetem Holzwerk, auf welches in regelmäßigen Feldern, in bunter Pracht, Blumen und Blätter gegraben, und die Wände schimmerten von einem herrlichen Azur, mit in Gold ge-

stickten Delphinen geschmückt, an das Element erinnernd, in welchem der Stamm der Merowinger erzeugt worden. Elfenbein und eingelegte Arbeit glänzte an Tischen und Sesseln und auf dem prachtvollen Teppich, der den Boden bedeckte, sah man neben Kriegs- und Jagdstücken, die an die alte nordische Heimath erinnerten, auch den Raub des Ganymedes, das Urtheil des Paris, und Romulus und Remus, von der Wölfin gesäugt, denn Alles, in Sitte und Lebensart, deutete im Palaste des fränkischen Königs auf ein gemischtes Dasein, eine germanische Natur und eine römische Erziehung. An der einen Wand des Zimmers, dem Lager des Königs gegenüber, auf dem ein glänzendes Bärenfell, dessen Kopf und Tatzen vergoldet, ausgebreitet war, hing ein großes schwarzes Kreuz, das einst ein heiliger Einsiedler der frommen Königin Klotilde verehrt, dem wunderbare Kräfte zugeschrieben wurden und dessen Besitz für ein Palladium galt. Italische Künstler, nach der Eroberung Galliens an den Hof der Merowinger gerufen, hatten die königlichen Schlösser nach dem Geschmacke ihres Volkes eingerichtet und die Erinnerungen an den Ursprung und die Thaten des fränkischen Hauses mit den Bildern und Geschichten der alten Götter und Heroen verbunden, die obwohl von dem Christenthume aus der Wirklichkeit verbannt, noch in der Phantasie und dem Gedächtniß des damaligen Geschlechtes lebten.

Plötzlich fiel der Blick des Königs auf eine Papyrusrolle, die auf einem der kleinen mit Gold und Elfenbein verzierten Tische lag, und sogleich bedeckte eine zornige Röthe seine hohe Stirn. Sie enthielt den Bericht einer seiner Herzöge, der Leudastes, den in Ungnade gefallenen und vom Hofe verbannten Grafen von Tours, einer Verschwörung gegen das Leben und die Regierung des Königs mit so überzeugenden Beweisen bezüchtigte, daß kein Zweifel an der Schuld des Angeklagten übrig blieb. „Ha, der Verräther, rief Chilperich mit drohender Stimme, schon zweimal habe ich ihm seine Meutereien um der Dienste willen, die er mir einst erwiesen, verziehen, und jetzt sucht er meine Getreuen von Neuem gegen mich zu bewaffnen, und gedenkt mir hier, in meiner eigenen Hauptstadt, Fallstricke zu legen" — und mit einer ungeduldigen Bewegung die Rolle fortschleudernd, sprach er zu sich selbst: „aber sein Maß ist erfüllt!" — Dieser Leudastes war der Sohn eines römischen Sklaven Leokadius und nach mancherlei Schicksalen an den fränkischen Hof gekommen. Von großem natürlichen Verstande und rastloser Thätigkeit, gelang es ihm, sich die Gunst seiner Gebieter zu erwerben und er wurde, der Sitte der altgermanischen Könige gemäß, die Nie-

manden, der treu und tüchtig schien, von Ehren und Würden ausschlossen, in die Genossenschaft der Getreuen aufgenommen, zum Oberstallmeister und endlich sogar zum Grafen von Tours ernannt. Hier bewies er sich, nach Art so vieler plötzlich Emporgekommenen, als Richter ungerecht und hartherzig, und befleckte sein Leben als Mensch mit jeglichem Frevel. Fredegunde, die kühne und grausame Frau König Chilperich's, beschützte und begünstigte ihn lange, denn sie kannte seinen erfinderischen und thätigen Geist und hoffte auf seinen Beistand bei einem wahrscheinlichen Bruche mit ihrem Gemahl, mit dem sie schon seit längerer Zeit in innerm Zwiste lebte und auf dessen Tod sie bei sich sann, bis jetzt aber noch kein schickliches Werkzeug zur Ausführung dieses Verbrechens gefunden hatte. Chilperich hatte endlich, der Anklagen gegen den ehemaligen Sklaven müde, ihn aus seiner Nähe verbannt und Fredegunde mehrmals vergeblich seine Rückkehr zu erwirken gesucht. Aber Leudastes, voll kühner Entwürfe, hatte während seiner letzten Verbannung vom Hofe nicht blos die überrheinischen Fürsten zu einem Bunde gegen den fränkischen Herrscher zu bewegen, sondern auch den Sinn mehrer Großen und Edlen gegen den Stolz des Königs und die Grausamkeit der Königin zu entflammen und eine Verschwörung zu beider Untergange zu bilden versucht. Fredegunde, von diesem Anschlage unterrichtet, hatte bei sich des Verräthers Tod beschlossen, ihm aber, um ihn nach Paris zu locken und in ihre Gewalt zu bekommen, heimlich ihre Verzeihung und Gnade hoffen lassen. Leudastes war in diese Falle gegangen und befand sich seit zwei Tagen in seinem Hause, unweit der Stadt, ohne sich jedoch öffentlich zu zeigen. Es schien ihm für den Augenblick Alles davon abzuhängen, von Neuem in die Gunst der Königin, die er mehrmals verloren und immer wieder gewonnen hatte, und dadurch wieder in die Nähe des Hofes zu kommen. Er ahnte nicht, daß seine letzten Plane sowohl dem Könige als der Königin bekannt geworden, und gedachte, sobald er sich wieder in ihr Vertrauen gesetzt, der Verschwörung in der Nähe des Fürsten selbst Theilnehmer zu gewinnen, während seine Freunde und Gehülfen sie in der Ferne verbreiteten, und erst, wenn Alles gehörig reif geworden, die Maske fallen zu lassen. Bei diesem schwierigen Unternehmen baute er auf den zwar argwöhnischen, aber im Innersten beschränkten und wandelbaren Sinn des Königs, auf die Abneigung des Volkes gegen ihn und die steigende Eifersucht der fränkischen Großen gegen die Uebermacht ihrer Könige. Wohl gedachte er, daß Fredegunde schwer zu täuschen sein würde, allein er wußte auch, daß ihr Einfluß auf ihren Gemahl seit einiger Zeit

gesunken war und ihr Rath bei ihm keinen Eingang mehr fand. Zuletzt wie alle Verschwörer, in ähnlichen Lagen und von ähnlichem Charakter, vertraute er auf sein oft bewährtes Glück und seine überlegene Klugheit. — So standen die Dinge, als Chilperich an diesem Morgen den Bericht seines Getreuen, der ihm schon am vorigen Abend zugekommen war und seinen Schlaf beunruhigt hatte, zum zweiten Male durchlief; denn er enthielt außer den Anschuldigungen gegen Leudastes auch einen geheimen Wink, vor der Königin Fredegunde auf seiner Hut zu sein.

Der Enkel Klodwig's versank in düstres Sinnen und starrte in den herrlichen Garten hinaus, der eben jetzt in voller Frühlingspracht blühte, als sein Blick auf ein großes Schwert fiel, das neben seinem Lager hing, denn obgleich in vielfacher Beziehung römischer Sitte zugethan, hatte er doch nie dem fränkischen Brauch entsagt, beständig Waffen in seiner Nähe zu haben. Er richtete sich, bei dem Anblicke des langen germanischen Schwertes, wie von dem belebenden Zuspruch eines Freundes auf. Er zog es aus der Scheide, prüfte seine Schärfe und sprach: „Du bist mein unzertrennlicher Gesell, mein ältester Diener und hast mich nie verrathen." — Wie sich selbst zurückgegeben, öffnete er die Thür des Gemaches, stampfte mit dem Fuße auf den klingenden Boden, und alsbald trat aus einem naheliegenden Gemach ein römischer Sklave mit einem Tuch, vom feinsten gallischen Linnen gewebt, und einer silbernen Kanne und Becken herein, in welches der König seine Hände tauchte und dann Lippen, Augen und Schläfe benetzte. Unmittelbar darauf erschien ein fränkischer Ritter und reichte ihm einen goldenen Becher, in welchem Meth, der Morgentrunk seiner Vorfahren, dem Chilperich treu geblieben, schäumte. Er leerte ihn in einem Zuge und sagte zu dem Ritter in fränkischer Sprache und in rauhem Ton: „Mundschenk, rufe meine Kämmerer, damit sie mich ankleiden, ich gehe heute mit meinem Hofe nach der Kathedrale. Begieb dich dann zur Königin, damit sie bereit sei, mich dahin zu begleiten."

Fredegunde bewohnte den südlichen Flügel des Palastes, wie ihr Gemahl den nördlichen, auch sie hatte die Aussicht auf eine der von dem merowingischen Hause errichteten Kirchen, damals St. Peter und Paul, später St. Genevieve und jetzt das Pantheon genannt. Auch übersah die Königin aus ihren Fenstern die alte Inselstadt mit ihren kleinen Häusern und platten Dächern, an deren westlichem Ende ein ansehnliches im römischen Style errichtetes Gebäude stand, das früher vom kaiserlichen Präfekten und jetzt vom fränkischen Grafen bewohnt wurde, der aber nicht, wie einst der Römer, auf

dem Platze vor demselben, sondern in einem Saale des Innern, zu Gericht saß. Ein Theil dieses Hauses war, wie der Palast der Thermen, dem Gebrauche des königlichen Hofes vorbehalten, sobald Laune oder Bedürfniß es erheischten. Nicht lange vorher hatte ihn Childebert, König von Paris, bewohnt, und hier war es, wo er und Klotacher, König von Soissons, ersterer Chilperich's Oheim, letzterer sein Vater, die unschuldigen Söhne ihres verstorbenen Bruders, die noch im ersten Knabenalter standen, mit eigener Hand ermordeten, um sich ihrer Länder zu bemächtigen, worüber das Herz ihrer Großmutter, der heiligen Klotilde, Klodwig's Witwe, brach und sie vor Gram starb. — Erst kaum seit einem Jahrhundert war der christlich gewordene Stamm des Meergottes Herr des alten Galliens geworden, und schon hatte er sich, wie einst die Tantaliden unter der Herrschaft der heidnischen Götter, mit tragischen Greueln befleckt. — Auf beiden Ufern des Flusses lagen viele Landhäuser von römischer Bauart, von kleinen, aber reizenden Gärten umgeben, und in der Nähe eines Kirchhofes standen niedrige, hölzerne, oft auch nur von Laub gewölbte Kapellen, in welchen fromme Einsiedler, deren Gesänge in stillen Nächten bis zu den Fenstern des Palastes erklangen, für das Volk, das an seinen Gebietern so viel Böses sah, ein Beispiel reiner Sitte und heiliger Entsagung aufstellten. Weiter in das Land hinaus sah die Königin die niedrigen Strohhütten der gallischen Pächter und Hörigen, die sich an den Saum weitschattiger Waldungen lehnten. Der Fluß schimmerte auf- und abwärts von zahllosen weißen Segeln, von denen die einen aus Süden die Ernten des innern Landes, die andern vom Meere her die Schätze fremder Gestade dem Hause des Königs und seinen Edeln zuführten. Fredegunde betrachtete einen Augenblick dies glänzende Schauspiel, das vielleicht einer römischen Kaiserin arm und einförmig erschienen wäre, das aber sie, die Niedriggeborne, die Tochter eines fränkischen Dieners, mit berauschendem Selbstgefühl erfüllen konnte. Die Nachkommen Merowig's hatten, so lange der Geist ihrer Väter in ihnen wohnte, sich nur mit den Töchtern der wie sie von den Göttern und Halbgöttern des Heidenthums abstammenden Heroen verbunden. Das erste Zeichen der Ausartung gab Chilperich, als er Fredegunde, ihrer seltenen Schönheit und ihres feinen, aber auf das Böse gerichteten Sinnes wegen, zu seiner Gemahlin erhob. Auch gefiel der stolze Geist, der in ihrem niedrigen Geblüte wallte, der verwandten Stimmung des Königs, und ihr flammendes Wesen ergriff sein ohnedies schon glühendes Herz.

Fredegunde hatte einen Augenblick das Bild des Friedens und der Ruhe, das sich zu ihren Füßen ausbreitete, sich selbst und ihre Lage vergessend, mit Vergnügen betrachtet, denn ihr Gemüth war heute in heftiger Bewegung. Sie hatte durch ihre Kundschafter den Abend vorher erfahren, daß Leudastes in Paris sei, um sich vor ihr zu rechtfertigen, und erklärt habe, ihr von Neuem, sobald sie ihn mit dem Könige versöhnen wolle, seine eifrigsten Dienste zu widmen. Sie hatte in der stillen Betrachtung der Nacht lange geschwankt, ob sie ihm auch diesmal noch vergeben und ihn zu einem Werkzeuge gegen ihren Gemahl aufsparen solle, dessen sie sich bei schicklicher Gelegenheit zu entledigen und dann selbst die Zügel des Reiches und die Vormundschaft über ihren unmündigen Sohn zu übernehmen fest entschlossen war. Zu ihrem eigenen Glücke aber gewann ihr verletzter Stolz und Schmerz über die vielen von Leudastes erfahrnen Täuschungen die Oberhand, denn so große Gewalt sie sonst über den König besessen, so hatte sich diese seit lange vermindert, und wenn sie diesmal den Verräther in Schutz zu nehmen versucht gewesen, so hätte Chilperich unfehlbar beide im Einverständnisse geglaubt und sie vielleicht zu gleicher Zeit seinem Zorn oder vielmehr seiner Furcht geopfert. Dieses dem kühnen Manne sonst unbekannte Gefühl bemächtigte sich jetzt zuweilen seines Gemüthes in der Nähe seiner Frau, besonders gerade dann, wenn er den Ausdruck ihrer zarten Züge und den Ton ihrer sanften Stimme mit ihrem ungezähmten Geiste und dem zu Frevels jeder Art fähigen Sinne verglich, dessen Trug und Wildheit er zu ahnen anfing, obgleich er ihn auch dann selbst nicht vollkommen durchdrang, als sie ihn mit Nachstellungen aus der Nähe und Ferne, die endlich einige Jahre nachher seinen Tod verursachten, umgab. Fredegunde wußte nichts von dem Berichte des treuen Herzogs über die neuen Ränke des Grafen von Tours, die sie allein zu kennen glaubte, sonst hätte ihr durchdringender Verstand keinen Augenblick geschwankt, ihn aufzuopfern. So zogen aber manche Gedanken durch ihre Seele, die ihr den Verräther zu retten riethen. Sie erinnerte sich der großen Dienste, die er ihr einst erwiesen, wie nützlich dieser geschickte und kühne Mann, wenn sie ihn zu gewinnen vermöchte, ihr noch werden könne, wie allein, von Jedermann gefürchtet und gehaßt, sie dastehe, wie der König selbst sich immer mehr von ihr entferne, aber das Gefühl der Rache, die ihr natürlichste Stimmung, gab endlich bei diesen abwägenden und schwankenden Betrachtungen den Ausschlag und entschied gegen den ehemaligen Günstling. Mit einer heftigen Bewegung öffnete sie die Thür ihres

Gemaches und befahl dem fränkischen Ritter, der sich zur Aufwartung in ihrem Vorzimmer befand, den ersten ihrer Edelknechte zu rufen. Zufällig ging sie an einem großen silbernen Spiegel vorbei, der einst unter römischer Beute gefunden, vielleicht die Züge einer Kaiserin auf dem palatinischen Hügel zurückgestrahlt hatte. Aber gewiß hatte nie der Schein eines schönern Antlitzes und einer edlern Gestalt die kalte Fläche des Metalls als in diesem Augenblicke belebt. Der Spiegel, sonst trauernd über sein leeres Dasein, funkelte auf einmal, wie vor Freude, über diesen flüchtigen Besitz, als fühle er, welch reizendes Gut ihm vertraut, als wünsche er es für immer fest zu halten. Fredegunde hatte, obgleich der Tugend und Milde der Frauen vergessend, nicht das weibliche Gefühl des Gefallens an ihrer eigenen Schönheit verlernt. Sie war für den festlichen Gang nach der Kirche von ihren fränkischen und römischen Dienerinnen schon früh in ihren königlichen Staat gekleidet worden und glänzte von Edelsteinen, Gold und Seide, wie eine Erscheinung aus Licht und Duft gewoben. Sie betrachtete sich mit sichtbarer Freude, als plötzlich die Thüre sich öffnete und ein junger Mensch zwischen siebenzehn und neunzehn Jahren, von heller Farbe und hohem Wuchs, rasch hereintrat und die Königin mit einem Blick begrüßte, in welchem ein erfahrener Zuschauer unschlüssig gewesen wäre, mehr Ehrfurcht oder mehr Vertraulichkeit zu unterscheiden. Die Würde und Anmuth der ritterlichen Sitten, die der besten Zeit des Mittelalters einen so glänzenden Schein verliehen, daß, obgleich später in ein falsches und leeres Spiel ausartend, sich einzelne Strahlen davon bis auf diese Stunde erhalten haben, herrschte schon in den Gewohnheiten der damaligen Menschen. Der junge Franke nahte sich seiner Gebieterin bis auf wenige Schritte, senkte dann aber sein Haupt tiefer, als es ein Römer gethan haben würde, denn zwischen der wegwerfenden, die Persönlichkeit vernichtenden Sitte des Niederfallens der Orientalen und dem anscheinend freien und stolzen Gebrauche der Römer führten die Franken eine feine Mitte ein, die noch heute in Europa gilt. „Sywald, mein Getreuer," sprach Fredegunde, ihm näher tretend, „ich habe dich immer für meinen besten Freund gehalten, und es hängt heute von dir ab, mir zu beweisen, daß ich mich nicht geirrt habe." Der Edelknecht antwortete nur durch einen kühnen Blick und legte die Hand an sein Schwert. „Ich bin überzeugt," fuhr Fredegunde fort, „daß du Theil an deiner Königin und Freundin nimmst, denn du weißt, daß sie nicht undankbar ist; aber ich fürchte, daß der Beweis der Freundschaft, den ich von dir verlange, dir zu gefährlich dünken

könnte." Eine dunkle Röthe überzog bei diesen Worten Sywald's jugendliches Antlitz und seine von Natur sanften Züge nahmen auf der Stelle den Ausdruck einer heftigen Ungeduld an. Er zog mit einer raschen Bewegung sein Schwert zur Hälfte aus der Scheide, und rief lebhaft: „Gebieterin, ich bin allerdings noch jung und habe keine Gelegenheit gehabt, mich vor unsern Feinden zu zeigen, aber ich bin aus einem Hause, das der König, euer Gemahl, wohl kennt und das nicht wenig für das seine gethan." — „Es handelt sich hier weder," rief Fredegunde rasch einfallend, „um meinen König und Gemahl, noch um deine Tapferkeit, an der Niemand zweifelt, es handelt sich um deine Treue für Fredegunde." — „Stellt mich auf jede Probe, die Ihr wollt!" rief der junge Franke und er richtete sich bei diesen Worten so entschieden empor, daß Fredegunde ihn mit noch festerm Vertrauen und noch innigerer Neigung als gewöhnlich betrachtete. „Ihr seid meine Gebieterin," fuhr er fort, „ich erkenne keine andern Gesetze an, als die ich von Euch empfange." — „Sywald," sprach die Königin mit steigender Bewegung, „das Schicksal deiner Freundin steht auf dem Spiel. Du kennst Leudastes, den Grafen von Tours — o der Falsche, dem ich mich so lange vertraut! Er hat viele unserer Großen gegen den König und mich aufgewiegelt, gegen ihn, als einen Tyrannen, der sie ihrer hergebrachten Rechte berauben und sie an das Sklavenvolk, die Römer, verrathen will, und gegen mich, als die, welche unserm Herrn diese Rathschläge einflößt. Sie denken mich zu tödten oder in ein Kloster zu sperren" — „Beim Schwerte meines Vaters!" — „Ruhig, Sywald," sprach Fredegunde weiter, „er hat dem Könige, unserm Herrn, durch seine Unterhändler kund gethan, und du weißt, mein Gemahl liebt mich nicht mehr — daß du mir werther seiest als ein bloßer Diener" — — der junge Edelknecht senkte bei dieser Erwähnung, wie eine junge Maid, mit Erröthen sein blitzendes Auge, denn er liebte seine Gebieterin wahrhaft — „und du begreifst, der Verräther darf nicht leben." — „Wenn er zu erreichen ist, so werde ich den als meinen Feind ansehen, der mir diese Beute entreißt." — „Er ist in der Nähe, nur einige Tausend Schritte von uns entfernt, in seinem Hause, dort über dem Wasser. Sein falsches Herz hat ihm den Gedanken eingegeben, mich durch Bitten und Versprechungen zu entwaffnen, um mich später desto sicherer zu verderben. Vielleicht erscheint er heute in der Kirche, es ist der Tag seines Patrons — vielleicht will er das versammelte Volk überreden, daß er mit uns ausgesöhnt sei — aber er darf, um keinen Preis, die Gunst des Königs wieder gewinnen — er besitzt

so manches Geheimniß und könnte mich verderben — er muß also fallen!" „Wie und wo?" rief der junge Franke. „In seinem eigenen Hause, wenn er darin bleibt, und in der Kirche, wenn er sich in sie begiebt," fuhr die Königin fort. „Unmöglich, unmöglich! außer der Kirche, wie und wenn Ihr wollt! Ich wäre ja ewig verloren, wenn ich im Angesichte des lebendigen Gottes und neben den Gebeinen der Heiligen sein Blut vergösse!" — Eine plötzliche Bläße überzog die Züge des Jünglings, denn dieser Widerstand gegen die Wünsche seiner von ihm heißgeliebten Gebieterin kostete seinem Herzen einen schweren Kampf, aber die Drohungen der Kirche traten vor seine Seele, und seine sonst ungezähmte Sinnesart beugte sich vor jedem sichtbaren Zeichen des Christenthums mit zitternder Scheu. „Wohlan," rief Fredegunde, „nicht in der Kirche, du hast recht, das Volk, Franken und Römer, uns so schon abgeneigt, könnte es übel aufnehmen — aber außer der Kirche, höre wohl!" — „Nieder mit dem Verräther!" rief der Edelknecht, sich selbst jetzt wieder ganz zurückgegeben, mit brausender Ungeduld, „Gebieterin, Euer Wille wird geschehen, so wahr ich Euch angehöre!" „Ich glaube dir, Sywald, dein Lohn wird nicht säumen — horch! ich höre das große Horn, das erklingt, wenn der König naht — er darf dich hier nicht allein mit mir finden. Lebe wohl und bleibe treu!"

Chilperich trat, einige Augenblicke nach dieser Unterredung, allein in das Gemach der Königin, denn die Ritter, die ihn begleitet, waren im Vorsaale stehen geblieben und sein übriges Gefolge hatte sich unten vor dem Palast geordnet, um sogleich bei seinem Erscheinen den Zug nach der Kathedrale zu eröffnen. Fredegunde trat ihrem Gemahl einige Schritte entgegen und neigte sich tief vor ihm, während er ihre Begrüßung stumm und kalt erwiederte. Er blieb dann einen Augenblick, sie betrachtend, stehen und der Eindruck ihrer glänzenden Schönheit schien sich seines Herzens zu bemächtigen. Die Morgensonne trat eben jetzt in das Gemach und ihre Strahlen, mit der Krone, den kostbaren Steinen, dem goldenen Schleier und dem grünen Gewande der Königin spielend, hüllten ihre Gestalt in einen schimmernden Nebel ein, wie eine bunte Wolke, die ein Gestirn umgiebt. Sie war groß und in Gang und Bewegung den Frauen ihres Volkes ähnlich, aber der Ausdruck ihrer Augen und Züge war von besonderer Natur und man fand Niemand, den man ihr vergleichen konnte. Ihr dunkles Haar umschattete ein Antlitz bleich wie der Mond in einer reinen aber kalten Winternacht, sonderbar abstechend von dem dunkeln Feuer ihrer

Lippen, die, als wären sie unmittelbar von der Gluth angehaucht, die das Herz dieser Frau erfüllte, von ungewöhnlicher Röthe brannten. Der König verbarg seine innere Bewegung, diese verschwand aber bald, als seine Augen denen Fredegunde's begegneten, denn in dem scheuen und düstern Glanze ihrer Blicke, von jener beständigen Unruhe erfüllt, die dem Auge der Raubvögel eigen ist, begann er ihren innern Sinn zu ahnen. Der Königin erkünstelte Demuth gegen ihren Gemahl und dessen reizbares aber unstätes Gemüth ließ diesen Eindruck zu keiner festen Stimmung werden, er entstand und erlosch immer wieder. „Ich bin erfreut," sprach Chilperich in fränkischer Sprache (denn obgleich die Fürsten des merowingischen Hauses, sowie alle Großen, die am Hofe lebten, ebenso vollkommen lateinisch, wie die Gallo-Römer selbst, verstanden, so sprachen sie doch unter einander gewöhnlich das Idiom ihrer Väter, das sie von den Nachkommen der Besiegten unterschied, die es selten erlernten), „daß Ihr bereit seid, mich zu begleiten. Aber ich habe Euch noch eine wichtige Nachricht mitzutheilen — Leudastes ist in seinem Hause angekommen, um in unsrer Nähe unsere Getreuen zu verführen, und steht in geheimem Bunde mit den benachbarten Sachsen und Thüringern, die sich mit großer Macht zu einem Einfalle in unser Land rüsten. Was meint Ihr, das ich thun soll?" — „Tod dem Verräther!" — rief Fredegunde mit flammendem Blick, „soll er für ewig unsere Tage vergiften?" — „So denke auch ich, Fredegunde, aber es überrascht mich, daß Eure Meinung in diesem Falle mit der meinigen übereinstimmt, denn mir schien es oft, als setztet Ihr viel Vertrauen in meinen Feind." „Er hat früher Eurem Hause große Dienste erwiesen, und ich glaubte, Dankbarkeit müsse die erste Tugend der Könige sein." — „Vielleicht auch der Königinnen, Fredegunde," versetzte Chilperich mit ruhigem, aber festem Tone. „Ich verstehe Eure Absicht, Herr, Ihr habt mich aus der Niedrigkeit erhoben, und ich hoffte mit Eurer Gnade auch Eure Liebe zu gewinnen. Ich habe diese entweder nie besessen, oder bald verloren, und wäre ich nicht die Mutter Eures Sohnes, so würde ich Euch gern von den Banden befreien, die Euch so drückend erscheinen." — „Fredegunde," rief der König mit mehr Schmerz als Zorn, „Ihr vergeßt, um welchen Preis ich Euch erkauft, welche Bande ich zerriß, um die unsrigen zu knüpfen. Von mehren Kindern, die Ihr mir gabt, lebt nur eines noch und auch dieses siecht. — Galaswintha's Schatten verfolgt mich und wird nicht rasten, bis er ihren Tod an mir gerächt hat." — Chilperich ließ sein Haupt sinken und seine Augen starrten zu Boden, denn er war, obwohl

von gewaltsamer und stürmischer Gemüthsart, doch nicht im Bösen verhärtet, und er gedachte an das gewaltsame Ende seiner frühern Gemahlin, der Tochter des Königs der Westgothen, das er selbst verursacht, um sich mit Fredegunden zu verbinden. „Herr, laßt die Verstorbenen ruhen," erwiederte diese mit bebendem Ton, „ruft ihre Schatten nicht herauf!" — „Ihr habt recht," sprach Chilperich, der wol tiefer, aber keiner dauernden Eindrücke fähig war, „die Gegenwart hat ihre Rechte und drängt uns jetzt mehr als je. Ich denke in diesem Augenblicke daran, wie ich mich des Verräthers Leudastes am sichersten bemächtigen könnte, denn einmal zählt er viele Anhänger, und dann möchte ich ihn, um manches Geständniß von ihm zu erpressen, lebendig ergreifen, denn er besitzt, ich zweifle nicht daran, Geheimnisse, von denen meine Ruhe, vielleicht mein Leben abhängen." — Fredegunde senkte bei dieser Bemerkung ihren scheuen Blick und sprach mit erzwungener Fassung: „Ihr werdet wohl thun, Herr, keine Gnade für den Treulosen!"

Der König und die Königin schritten jetzt langsam die prachtvolle römische Treppe ihres Palastes unter Vortritt der im Vorsaale wartenden Ritter nach dem Thore herab, wo ihr Gefolge ihrer harrte. Die Fürsten aus dem Stamme Merowig's hatten bei feierlichen Gelegenheiten den Schmuck und die Kleidung der römischen Kaiser angenommen, und Weniges nur in ihrer Erscheinung, wie ihr langes Haar, das lange Schwert, das sie statt des römischen Dolches trugen, die Krone statt des Diademes oder Lorbeerkranzes, deutete auf ihren fremden Ursprung, sonst sah man den Purpurmantel, den fein gearbeiteten silbernen Harnisch, die reich verzierten Sandalen. Nichts kündigte in ihrem Anzuge die Tracht des eigentlichen Mittelalters an, aus Allem leuchtete vielmehr die Neigung hervor, die Herren des alten Palatiums oder vielmehr des modernen Byzanz nachzuahmen; denn Konstantinopel und der byzantinische Hof waren jetzt das Muster für die Moden und, soweit die durchaus verschiedene Sinnes- und Lebensweise es erlaubte, auch für die Sitten der auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten germanischen Höfe geworden. Chilperich und Fredegunde bestiegen, sowie ihr gesammtes Gefolge, edle, reich verzierte Rosse. Ihre Umgebung aber, ihre erlesenen Söldner und Edelknechte vor ihnen, ihre Hofdiener und Beamten hinter ihnen, bestand nur aus Männern, denn die römische Sitte, die es vornehmen Frauen, den Gemahlinnen und Schwestern der Fürsten ausgenommen, nicht leicht erlaubte, sich dem Volke öffentlich zu zeigen, war von ihnen angenommen worden. Die Menge schöner Pferde, die man in diesem

Zuge sah, erregte großes Aufsehen und galt für ein Zeichen außerordentlichen Reichthums, denn nur die Vornehmsten besaßen deren, die fränkischen Krieger dienten, wie damals noch alle Germanen, im Gegensatze zum spätern Mittelalter, zu Fuß, und hatten auf diese Weise alle ihre Schlachten geschlagen. Die Straße, die, mit Sand und Blumen bestreut, von dem Palaste der Thermen nach der Kathedrale führte, ging über die südliche der beiden Brücken, welche die Inselstadt mit dem Lande verbanden, damals Pons minor, heute Petit Pont (die kleine Brücke) genannt. Fränkische Krieger, nach alter Art mit Beilen bewaffnet und von trotzigem Ansehen, bildeten auf beiden Seiten ein Spalier und hielten die hinter ihnen unruhig wogende Menge ab, sich dem langsam und feierlich einherschreitenden Zuge zu nahen. Unter den Zuschauern sah man Franken, Thüringer, Sachsen, jeden in der seinem Volke eigenthümlichen Kleidung und leicht zu erkennen. Ihr hoher Wuchs, ihr blondes Ansehn und enge Tracht bildeten einen lebhaften Abstich zu den kürzern und gedrungenern Gestalten der Gallo-Römer, zu ihrem dunkeln Haar und weitem Gewande, denn nicht nur römische Sitte, sondern auch römisches Blut hatte sich in der alten celtischen Bevölkerung Lutetias, deren Väter sich einst so muthig gegen die Römer geschlagen, verbreitet und ihr Ansehen fast ganz verwandelt. Die meisten unter den Zuschauern, deutschen Ursprunges, trugen einen Dolch oder ein Beil am Gürtel, unter den Abkömmlingen der alten Einwohner erschien fast Niemand bewaffnet. Aber kein Zuruf erscholl, Alles blieb still in der Menge, denn Chilperich und Fredegunde wurden weder von Franken noch Römern geliebt. Lange hatte das Volk den König an den Freveln, die sein Haus befleckten, für unschuldig gehalten; als aber eins seiner Kinder, aus früherer Ehe, nach dem andern verschwand, als mehre seiner Freunde durch Meuchelmörder fielen, die gefangen, unter den Martern, Fredegunde als Anstifterin ihrer Verbrechen bekannten, da trug sich der Schrecken und der Haß, den sie einflößte, auch auf ihn über.

Man sah auf dem Wege viele Sklaven mit geschornem Haupt und in kurzen Kleidern, doch weniger als einst unter römischer Herrschaft, Geistliche, die in einiger Entfernung stehen blieben, ebenfalls mit geschornen Haaren, aber von den Sklaven durch ihre lange Kleidung unterschieden, viel weniger Frauen als Männer, und zwar erstere nur aus den niedrigsten Volksklassen. Hier und da erschien ein Celte aus dem benachbarten Armorika, in seiner bunten Tracht, einen Wurfspieß in der Hand, und sein Ansehen

erschien da fremdartig, wo einst vor der römischen Eroberung alle Welt ihm geglichen hatte.

Die Lutetia der Römer, die damals noch stand, hatte, wie alle antiken Städte, mit dem alten Paris des Mittelalters, wie man noch heute in einzelnen Theilen der Stadt ein Bild von ihm bekommt, nicht die mindeste Aehnlichkeit. Als gegen das Ende der karolingischen Herrschaft die gänzliche Unsicherheit des platten Landes, die immer mehr zunehmenden Fehden der Lehnsträger und Vasallen, so viel Volk als möglich in die wenigen befestigten Städte zusammentrieb, veränderte sich das Ansehn derselben von Grund aus. Lutetia war von den Normännern verbrannt worden und erstand im zehnten Jahrhundert aus ihrer Asche als eine neue Stadt, sogar mit einer großentheils veränderten Bevölkerung wieder. Die Straßen unter der römischen Herrschaft waren breit, statt enge und finster, wie sie nachmals wurden, die Häuser klein, niedrig, breit, jedes um einen reinlichen Hof gebaut, statt der schmalen, hohen, tiefen Gebäude des Mittelalters, alle darauf berechnet, so viele Bewohner als möglich zu fassen und diese im Nothfalle selbst zu vertheidigen. Die Bewohner Lutetias, die nicht in den Straßen Platz fanden, sahen von den platten Dächern ihrer Häuser dem Zuge ihres Königs zu, denn obwohl diese Bauart des häufigen Regens und Schnees wegen in diesem Klima keineswegs zweckmäßig war, so hatte dennoch das Beispiel der Römer die Celten zur Nachahmung gereizt, und in den Städten Galliens sah man nur Häuser nach römischer Art gebaut, obgleich die Dörfer, nach wie vor, aus spitzigen und runden Strohhütten bestanden.

Chilperich und Fredegunde hatten während des Zuges selten einen flüchtigen Blick auf das versammelte Volk geworfen, beider Gemüth war von Sorgen und Ahnungen beschwert; nur die Königin, die fühlte, wie sehr man ihr abgeneigt war, warf von Zeit zu Zeit einen Blick kalter und stolzer Verachtung von ihrem hohen Zelter auf die Menge herab. Besonders wurde sie von den aus den Dörfern zusammengelaufenen Landleuten und Hirten mit Furcht und Abneigung betrachtet, denn auf den großen, dem königlichen Hause in der Nähe von Paris gehörigen Gütern hatte sie sich jederzeit hart und willkürlich bewiesen und oft schon durch ihre bloße Gegenwart Schrecken verbreitet. Das Heidenthum, sein Aberglaube, seine Gebräuche und Traditionen waren damals und noch lange nachher unter den Einwohnern Galliens keineswegs erloschen. Viele unter diesen verglichen, bei Fredegunde's Anblick, je nachdem sie von Celten oder Germanen stammten, diese drohende, aber glänzende Ge-

stalt mit Bildern und Erinnerungen aus dem Kultus ihrer Väter. „Der König ist ein schöner Mann," sagte ein lateinischer Bürger von Lutetia, „er hat das Ansehn des alten Kriegsgottes, aber die Königin an seiner Seite sieht einer der Furien ähnlich, und der Scepter, den sie in ihrer rechten Hand hält, ist eine Fackel, mit der sie die Welt in Brand stecken möchte." — „Siehst du dort Fredegunde, die von der Niedrigkeit der Tochter eines armen Knechts zu solcher Hoheit gelangt ist?" sprach ein edler, aber armer Franke zu seinem Knaben. „Wie kalt und drohend sie die Menge überschaut — denkt man nicht bei ihrem Anblicke, ohne es zu wollen, an die alten Walkyren, von denen du gehört hast, die zur Zeit unserer Väter, in der Luft, über den Heeren, wenn diese zum Kampfe einander gegenüberstanden, schwebten. In der Mitte dieser geflügelten Jungfrauen fuhr auf einer düstern Wolke der Tod einher. Die Walkyren zeigten ihm die, welche er treffen sollte, entflammten seine natürliche Mordlust durch ihren wilden Zuruf noch höher an und versprachen ihm dann, zum Lohn für seine Arbeit, eine Liebesnacht im Zaubergarten auf dem Monde." — „Sie sieht in ihrem goldenen Schleier und dem blaßgrünen Kleide wie eine der Wasserfrauen aus, welche die Kinder, die bei den Brunnen Blumen suchen, an den Rand locken und dann mit ihnen in der Tiefe verschwinden," antwortete der Knabe. — In der That sah Fredegunde an diesem Morgen so schön und schrecklich wie Diana aus, da sie die Töchter der Niobe tödtete.

Der Zug langte auf dem weiten, jetzt aber leeren Marktplatze an, unter dessen im Viereck gebauten Arkaden, die aber während des Gottesdienstes geschlossen waren, großentheils fremde Kaufleute ihre Waaren auszustellen pflegten. Von diesem Platze aus trat man in den Vorhof der Kathedrale, die weder groß noch reich verziert, denn die Merowinger hatten nichts für dieselbe gethan, um ihrer vielen Reliquien willen, vom Volke sehr besucht wurde. Der Bischof erwartete mit seiner Geistlichkeit das königliche Paar am Eingange des Tempels und die Gesänge der Priester schallten ihm schon von Weitem entgegen.

Chilperich und Fredegunde hatten, ehe sie sich anschickten, die Messe vor dem Hauptaltare zu hören, sich in eine der naheliegenden Kapellen begeben, um die Reliquien der Märtyrer, die zur Zeit der Verfolgung in Lutetia die Predigt des Glaubens mit ihrem Blute besiegelten, zu verehren, als auf einmal in ihrer Nähe, unter dem Volke, eine lebhafte Bewegung entstand, und ein Mann, der durch eine der Seitenthüren hereingetreten, plötzlich dem Könige mit den

Worten zu Füßen stürzte: „Erhabener Herr, neige dein Antlitz wieder in Huld auf deinen unglücklichen Diener, den seine Neider und Feinde bei dir verleumdet haben!" Es war Leudastes, der ehemalige Graf von Tours, der den Augenblick ersehen hatte, wo der König und die Königin sich dem Schutze der Heiligen empfahlen, um sich ihnen zu nahen und ihr Herz zu erweichen. Er war noch jung, sein gebräuntes Ansehen, sein mittler, aber kräftiger Wuchs bewiesen deutlich seine römische Abstammung, und ungeachtet seiner verzweifelten Lage und der demüthigen Stellung, die er in diesem Augenblicke einnahm, lag auf seinen regelmäßigen und einnehmenden Zügen der Ausdruck von List und Kühnheit, Eigenschaften, die durch das Selbstvertrauen, das sie ihm einflößten, einst sein Glück, jetzt aber seinen Fall verursacht hatten. Er war nach fränkischer Sitte bewaffnet, reich gekleidet und trug die Zeichen des hohen Amtes, das er früher bekleidet hatte. Der König, in diesem Augenblicke den Gedanken an sein Heil hingegeben und von den Erinnerungen seiner großen Verschuldungen gebeugt, schien einen Augenblick von Leudastes' Anblick gerührt, doch wandte er sein Haupt ab und erwiderte kein Wort. Leudastes, reichliche Thränen vergießend, näherte sich der Königin, ihre Knie umfassend, indem er mit leiser, aber ausdrucksvoller Stimme zu ihr sprach: „Ich will in Eurem Dienste leben und sterben, schenkt mir Eure Gnade wieder." Sie erwiderte ihm: „Stört nicht unsere fromme Andacht, befleckt nicht diesen heiligen Ort durch Eure Gegenwart! — Könnt Ihr Euch vor uns rechtfertigen, so versucht es zu einer schicklichern Zeit und an einem gelegnern Orte!" — Fredegunde, obgleich fest entschlossen, ihn ihrer Rache zu opfern, sagte ihm diese letzten Worte, die ihm einen Schein von Hoffnung ließen, nur um ihn aus der Kirche zu entfernen und ihn zu verhindern, vielleicht durch längeres Flehen den Sinn des Königs zu erweichen. Auch wußte sie wohl, daß das Volk und selbst viele der Edeln im Stillen seine Partei nahmen, denn Leudastes, als Graf von Tours und im Besitze der königlichen Gunst allgemein verhaßt, war jetzt wieder, seitdem man wußte, daß er von dem Könige und besonders von der Königin verfolgt werde, in der Meinung der Menge gestiegen.

Leudastes, dessen großer Fehler, ungeachtet seiner List und Feinheit, eine allzu große Zuversicht auf sein Glück war, das ihn aus so tiefer Niedrigkeit einst so hoch erhoben und ungeachtet mancher Launen nie ganz hatte sinken lassen, erblickte in den letzten Worten der Königin eine Hoffnung auf mögliche Aussöhnung und vergaß, er, der sonst Fredegunden so wohl kannte, seiner mehrfachen

Verschuldungen gegen sie und ihres harten Sinnes. Hätte er die Flamme des Zorns, die in ihren Augen aufloderte, als sie ihn zu ihren Füßen liegen sah, gewahr werden können, ihre Worte, und wären sie die Milde und Huld selbst gewesen, hätten ihn zur schleunigsten Flucht getrieben, denn die Königin hatte wohl die Wahl ihrer Rede und den Ton ihrer Stimme in ihrer Gewalt, aber, die Ausbrüche zärtlicher Leidenschaft gegen Sywald, ihren Liebling, abgerechnet, malte sich ihr wildes Herz in dem kalten Scheine ihrer bleichen Züge und sprach aus dem scheuen Blicke ihrer flammenden Augen.

Leudastes, von der vergangenen Scene heftig bewegt, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, ein Zustand, in welchem auch die stärksten Naturen oft schwach erscheinen, wandelte, in unerklärbarer Selbstverblendung, einige Augenblicke auf dem Markte vor der Kirche umher, als wolle er im Genusse des herrlichen Morgens seinen gepreßten Busen erleichtern. Kaum hatte er aber die heiligen Mauern verlassen, so wandte sich Fredegunde mit sanfter Miene zu ihrem Edelknecht um, der hinter ihrem Sessel stand und keinen Blick von ihr verwandte, und sagte leise: „Sywald, mein Feind darf lebendig nicht die Stadt verlassen!“ — Der Jüngling erwiderte lächelnd einige Worte, um die Zuschauer nicht ahnen zu lassen, welcher Auftrag ihm geworden, gab dem einen seiner Gefährten, der sich neben ihm befand, einen Wink und beide verließen langsam und mit ruhiger Miene die Kirche, als gingen sie einen jener unbedeutenden Befehle auszuführen, wie ihn Fürstinnen ihren Pagen zu geben pflegen. Leudastes hatte sich endlich entschlossen, in sein Haus zurückzukehren, als die beiden Edelknechte der Königin, von zwei Seiten mit gezogenen Schwertern rasch auf ihn zueilend, ihm den Weg nach der großen Brücke, heute Pont au Change genannt, zu versperren suchten. Wenige Augenblicke freier Besinnung hatten ihn überzeugt, welcher Täuschung er sich über den Sinn von Fredegunde's letzten Worten hingegeben und wie nur schleunige Flucht ihn retten könne. Er war entschlossen, noch an diesem Morgen ein Pferd zu besteigen und sich zu einem seiner mächtigen Freunde zu begeben, der im Stande war, ihn eine Zeit lang zu schützen, und dann zu den Feinden des Königs nach Thüringen zu entfliehen. Als er die beiden jungen Leute auf sich zueilen sah, begriff er sogleich ihre Absicht, und stellte sich, um nicht auf der Brücke selbst angegriffen zu werden, an einen Pfeiler des Eingangs, fest entschlossen zu sterben oder sich seiner Gegner zu entledigen. Leudastes glich in keiner Beziehung der Menge seiner Landsleute, sondern war

einer jener Gallo-Römer, in welchen Armuth und Niedrigkeit mit dem Bewußtsein großer Fähigkeiten verbunden, alle Anlagen erhöht und, vorübergehende Anwandlungen menschlicher Schwäche ausgenommen, einen unbeugsam trotzigen Sinn hervorgerufen hatten. In ihm war die rasche Thatkraft der alten Celten, mit der nachhaltigen eisernen Energie der Römer verbunden, wieder aufgelebt. Auch war er, wie die Geschichte jener Zeit beweist, nicht die einzige Erscheinung solcher Art unter den Söhnen des alten Galliens. Die wilde Kraft und der gewaltsame Sinn der Franken hatten, unter vielen von ihnen, die halb erloschenen Funken ihres Willens und Geistes wieder angefacht, aber die Masse des Volkes war feig und stumpf geworden, und die Kraft Einzelner aus seiner Mitte änderte seinen Zustand nicht, da diese jedesmal seine Reihen verließen und in die der Eroberer übertraten. — Sywald nahte sich ihm mit hochgeschwungenem Schwerte, seine Liebe zu Fredegunden ließ ihn die überlegene Stärke und Erfahrung seines Gegners vergessen. Ebbo, sein Gefährte, hatte seinem ungestümen Laufe nicht folgen können und war einige Schritte hinter ihm zurückgeblieben. „Verräther! du mußt sterben!" rief der Liebling der Königin, „ich habe niemals leiden können, daß deines Gleichen zu hohen Würden gelangen, die uns gehören!" Mit diesen Worten stürzte er sich wüthend auf seinen Feind. Dieser, von Zorn und Verzweiflung getrieben, einen Schritt von dem Pfeiler dicht an das abschüssige Ufer vortretend, erwartete seinen unbesonnenen Gegner, stieß ihm mit der Rechten seinen Dolch bis zum Griff in die Brust und schleuderte ihn darauf mit der Linken in den Fluß hinab. „Fahre wohl, verwegener Gesell," rief er ihm in fränkischer Sprache höhnisch nach, „könnte ich deine Buhle dir nachschicken!" — Aber in diesem Augenblicke hatte ihm Ebbo, der andere Edelknecht der Königin, ein junger Geselle von weniger hitziger, aber gedrungener Kraft, den Rückweg nach der Brücke verrannt, und indem sie mit einander fochten und der junge Franke schon zu unterliegen schien, kam Ambert, der Graf, den Chilperich über Paris gesetzt, Leudastes' persönlicher Feind und der Königin Geschöpf, mit mehren Bewaffneten herbei und der Gallo-Römer wurde nach einem verzweifelten Kampfe und aus mehren Wunden blutend, gebunden, in das Gefängniß des Schlosses, am gegenüberliegenden Ende der Insel, geschleppt. „Ihr rühmt Euch ritterlicher Sitte und behauptet, daß nur der Kampf unter Gleichen erlaubt sei," sagte er zu dem Grafen des Königs, als er im Gefängnisse aus einer Ohnmacht erwachte, die ihm der Blutverlust zugezogen, „aber Ihr habt mich

durch drei Eurer bewaffneten Knechte überwältigen lassen und selbst mit ihnen Hand angelegt — warum ließt Ihr mich nicht mit meinem Gegner allein, oder kämpftet statt seiner gegen mich? — Ihr seid ein feiger und ehrloser Mann!" — Ambert, obwohl in der Ausübung seines Amtes an Gewalt vor Recht gewöhnt, fühlte jedoch, wie wahr dieser Vorwurf sei und wie verletzend er besonders aus dem Munde eines Römers gegen einen Franken klinge — und schwieg, ließ aber, einem geheimen Befehle des Königs gemäß, der ihm für jeden Fall schon am Morgen zugekommen, den ehemaligen Grafen von Tours, den einst so mächtigen Günstling seiner Gebieter, in das zu heimlichen Hinrichtungen bestimmte Gewölbe des Palastes hinabsenken. Einige Stunden nachher ward sein entseelter Körper, nach einer von den Römern her entlehnten Sitte, dem Volke zum schreckenden Beispiel, vor das Thor des Gefängnisses geworfen, denn damals, und noch lange nachher, ward der Leichnam eines Römers oder Franken, selbst seiner Kleider und aller besondern Kennzeichen beraubt, von Jedermann erkannt und Niemand täuschte sich über den Volksstamm, zu dem der Todte gehört hatte.

Die Einwohner Lutetias waren um diese Stunde in den Kirchen, die wenigen Häuser, die sich in der Nähe der Brücke befanden, hatten nach antiker Sitte selten Fenster nach der Straße zu, fast Niemand war Zuschauer dieses Kampfes und seines Ausganges gewesen, und der König und die Königin kehrten in ihren Palast zurück, ohne von dem, was vorgefallen, unterrichtet zu sein. Vielleicht befanden sich einige Sklaven oder Männer aus den untersten Volksklassen mit irgend einer Arbeit am Ufer des Flusses beschäftigt und hätten von diesem tragischen Vorfalle dem königlichen Paare Kunde geben können, allein keiner würde es so leicht gewagt haben, denn der Schrecken, besonders vor Fredegunden, war so groß, daß sich ihr Niemand freiwillig nahte, da sie zuweilen selbst ihren Dienern, ja sogar ihren Kundschaftern, gefährlich wurde, sobald die Nachrichten, die sie mitzutheilen hatten, ihr Mißfallen erregten. Chilperich war allerdings weniger gefürchtet, aber das Volk glaubte ihn, obgleich dies nicht mehr der Fall war, noch unter seiner Gemahlin unbedingtem Einfluß. Ebbo, der andere Edelknecht der Königin, war von Leudastes so übel zugerichtet worden, daß er im Palaste des königlichen Grafen zurückbleiben mußte, und Fredegunde, die auf die Treue und Tapferkeit dieser beiden Diener fest vertraute, glaubte, daß sie ihren Feind vielleicht bis in sein Haus, oder noch weiter verfolgt hätten, oder daß sonst irgend ein zufälliger Umstand ihre Rückkehr verzögre.

Sobald der feierliche Gottesdienst beendigt war und der königliche Zug sich entfernt hatte, begann der Marktplatz vor der Kathedrale sich mit Einheimischen und Fremden zu beleben. Die Kaufleute und Wechsler eröffneten ihre Gewölbe, stellten ihre Waaren aus, und Ausrufer durchzogen die Straßen und riefen, Käufer anzulocken, die neuen Gegenstände des Vergnügens oder Bedürfnisses aus, die auf den in der Nacht und am Morgen angekommenen Schiffen herbeigeführt worden. Denn Lutetia, obgleich eine kleine Stadt, war der Sitz eines großen Königs und eines zahlreichen Hofes. Bei den fast ununterbrochenen auswärtigen Kriegen unter den einzelnen germanischen Stämmen, bei dem, aller festen Grundsätze ermangelnden, politischen Leben jener Völker, wo Bündnisse ebenso leicht geschlossen als schnell zerrissen wurden, bei dem bewegten und unbestimmten Dasein jener Zeit, wo die Traditionen, Gesetze und Gebräuche Roms sich in jedem Augenblick mit denen der Eroberer bunt und wunderlich durchkreuzten, langten unaufhörlich Gesandte aus allen Gegenden am Hofe des mächtigen Chilperich an, um seinen Beistand oder seine Vermittlung zu suchen, Vortheile von ihm zu erlangen, oder ihm deren anzubieten, denn der fränkische Stamm war der mächtigste und der geehrteste, und sein König wurde wie das Haupt der großen, in sich zwar oft so uneinigen, aber doch in beständiger Berührung stehenden germanischen Konföderation angesehen, die auf den Trümmern des römischen Reiches errichtet worden. Die Gesandten der Fürsten der Angeln, Friesen, Thüringer, Baiern, Longobarden, Westgothen drängten sich auf der Schwelle des königlichen Palastes der Thermen und wurden in den Straßen von Lutetia gesehen. Unaufhörlich langten Edle aus fernen Gegenden mit zahlreichen Gefolgschaften an, dem Könige Chilperich ihre Dienste anzubieten, oder um Niederlassungen in seinen weiten und verheerten Landen nachzusuchen. Aus seinem eigenen Reiche war ein beständiges Zuströmen solcher, die Hülfe suchten, sich über seine Herzöge und Grafen beschwerten, um Aemter baten, oder ihm Kundschaft über seine öffentlichen und heimlichen Feinde brachten. Die aus den alten Gefolgschaften hervorgegangenen Vasallen und Beamten des Königs, deren Vorfahren einst dem großen Klodwig Gallien erobern halfen, fingen schon damals an, das Volk zu drücken. Abgeordnete von Städten, zuweilen selbst Landleute und Hirten, kamen zu dem Könige, um bei seinem obersten Gericht für erlittene Verletzung Recht zu suchen, denn schon war die alte germanische Freiheit, wo Jeder sich selbst beschützte, in der Ungleichheit des Besitzes und Glückes, wenige Generationen nach

der Eroberung, untergegangen, und noch war das Lehnswesen nicht entstanden, wo die Klagen der Schwachen und Niedrigen unter dem Drucke der Hohen und Starken verstummten. Die Macht der alten Volksversammlungen in den deutschen Wäldern war einen Augenblick auf die Person und den Hof des Königs übergegangen, und das Gefühl der Unabhängigkeit in den niedrigen Klassen des fränkischen Volkes noch keineswegs so erloschen, daß dieses die Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten seiner Beamten ohne Murren ertragen hätte. Schon lagen Grafen und Aebte, Bischöfe und Herzöge häufig untereinander in Streit und man sah täglich hohe und niedere Geistliche, ihre Gerechtsame zu vertheidigen oder neue Begünstigungen zu erlangen, in Chilperich's königlicher Gegenwart erscheinen. Die meisten dieser Ankömmlinge wohnten, während der Zeit ihrer Anwesenheit, unter Zelten, in der Nähe des Palastes der Thermen oder auf den Wiesen am Flusse, nur Wenige unter ihnen, die Angesehensten oder Beliebtesten, erhielten ein Gemach innerhalb der königlichen Mauern. Wirthshäuser, für Vornehme und Viele eingerichtet, gab es nicht, und sowohl die altrömische als germanische Gastfreiheit war, bei dem Wechsel aller Verhältnisse und der Auflösung beider Gesellschaften untergegangen. Diese Alle kamen nach Lutetia mit Sklaven, Vasallen, Freunden und kauften sowohl ihre täglichen Bedürfnisse als die Geschenke, die sie ihren Freunden oder Beschützern zu verehren gedachten, auf dem für die kleine Stadt reich versehenen Marktplatze, auf dem sich deshalb zu jeder Stunde des Tages eine geschäftig wechselnde Menge auf das Mannigfachste und Lebendigste bewegte. Kaufleute aus entlegenen Ländern, bis aus Syrien, viele Juden, die sich unter der römischen Herrschaft im ganzen Abendlande verbreitet hatten, boten hier die Erzeugnisse aller Himmelsstriche dar. Linnen, weiß wie Schnee, im Norden Galliens gewebt, Seide und Sammet aus Konstantinopel, reich verzierte Waffen in Hispanien verfertigt, feines kostbar vergoldetes Leder zur Bekleidung aus Südgallien lag in bunter und lockender Fülle aufgehäuft. Nicht weit davon, am Ufer des Flusses, befanden sich große Keller zur Aufbewahrung einheimischen und ausländischen Rebengewächses, und oberhalb der Stadt wandelten auf üppigen Wiesen, in Hürden eingepfercht, Heerden vollvließiger Schafe, starker, aber nicht großer Rinder, herrliche Rosse, an denen das alte Gallien einst reich war, und schnelle hochbeinige britannische Jagdhunde — dies Alles und vieles Andere noch ward um des Hofes und der reichen Fremden willen in großer Menge gehegt. Der kirchliche Festtag und das herrliche Wetter hatten eine große

Menge Landleute der Umgegend, die für den Nachmittag angekündigten Spiele in der Arena, die der König, in Nachahmung der alten Cäsaren, ein Freund dieses Vergnügens, hier und in Soissons, wo er früher geherrscht, wiederhergestellt hatte, viele wohlhabende Einwohner der benachbarten Städte herbeigelockt, denn die römischen Straßen, die später ganz zu Grunde gingen, waren damals noch wohl erhalten und die Verbindung zwischen den einzelnen Orten noch fast ebenso leicht als einst unter der römischen Herrschaft. Dieses Theater lag auf dem östlichen Abhange des Mons locutitius, wie der Hügel genannt wurde, auf dem jetzt das Pantheon steht, in der Nähe der heutigen Straße St. Viktor. Die Kämpfe der Gladiatoren, unter einander selbst oder gegen reißende Thiere, hatten sich im römischen Reiche noch lange, nachdem das Christenthum herrschend geworden, erhalten, waren aber allmälig den Bemühungen der gegen sie eifernden Geistlichkeit gewichen. Eines Tages, im ersten Viertheil des sechsten Jahrhunderts, hatte sich ein griechischer Mönch kurz vor dem Augenblick in den Circus Maximus in Rom hinabgestürzt, als die Kämpfe der Gladiatoren gegen mauritanische Löwen und hyrkanische Tiger beginnen sollten, und erklärt, daß er daselbst bleiben wolle, sobald dieses blutige und unchristliche Schauspiel nicht aufgehoben würde. Von dieser Zeit an hatte sich die Kirche dagegen erklärt, und es war ihr gelungen dasselbe ganz abzuschaffen. Die deutschen Eroberer, nicht nur, wie die Römer, an Krieg gegen auswärtige Feinde, sondern auch an innern Streit, an unaufhörliche Fehden und Zweikämpfe gewöhnt, bedurften nicht dieser künstlichen Erregung des Blutdurstes, und obgleich im Augenblicke des Zorns- und Rachegefühls zu Gewaltsamkeiten jeder Art geneigt, lag in ihrer Sinnesweise kein Hang zu einer systematischen und kaltblütigen Grausamkeit, wie in dem der Römer, und sie zeigten keine Neigung, jene abscheulichen Spiele wieder aufleben zu lassen.

Während die städtische Bevölkerung Lutetias und die Fremden den Spielen in der Arena zusahen, belustigte sich das Landvolk in den Dörfern und Gehölzen um die Stadt, auf eine Weise, die ebenfalls an die verschwundene Zeit des Alterthums erinnerte, aber von der Geistlichkeit noch für viel strafbarer gehalten wurde und in der That auch offenbar an den Aberglauben des Heidenthums erinnerte. Junge Leute aus dem Stande der Pächter und Hirten liefen, vom Gürtel an entblößt, über und über mit Blumen bedeckt, unter muthwilligen und unzüchtigen Bewegungen, auf Wiesen und Wegen umher, bald die Salier an den Luperkalien, bald die Cybele an

den Festen der großen Mutter der Götter nachahmend; Frauen, jüngere und ältere, aus derselben Klasse, eilten, ebenfalls bekränzt, Tambourins in der Hand, von einem Hause zum andern, kleine irdene oder hölzerne bemalte Götterbilder im Arm tragend, und wiederholten in klagenden Lauten entweder die Trauer der Venus um den Tod des Adonis, die Verzweiflung der Ceres über die Entführung ihrer Tochter, oder stellten mit wildem Geschrei die Wuth der Bacchantinnen gegen den thracischen Orpheus dar. Beide, die Männer und die Frauen, begriffen nicht, was sie thaten und sangen; es war dies nichts als eine Ueberlieferung aus den Zeiten der Väter, in einem einförmigen und engbegrenzten Dasein, zumal da im Ganzen dieselbe Sprache und Sitte geblieben, leicht bewahrt, den Johannisfeuern, dem Todtensonntage und andern aus dem Heidenthume stammenden Traditionen, die sich noch in manchen Gegenden des Nordens erhalten, vergleichbar, aber anstößiger und der Sittlichkeit gefährlicher, da sich die besondern Laster und Gebrechen der antiken Welt, ungeachtet der christlichen Bekehrung, in dem latinisirten Volke der gallischen Celten fortgepflanzt hatten. Diese Frauen trugen, wie alle aus dem gallo-römischen Stamme in den niedern Ständen, die Kleidung der Römerinnen aus derselben Klasse, aber ohne das römische Oberkleid, welches sie an ihren Arbeiten und Verrichtungen gehindert haben würde. Die armen und niedrig gebornen Frauen unter dem erobernden Volke hatten im Innern Galliens ebenfalls diese Tracht angenommen, die vornehmern beider Nationen ahmten dagegen, schon seit langer Zeit, die Kleidung der Frauen des byzantinischen Hofes nach, aus welcher, von der der antiken Römerinnen wesentlich verschieden, die weibliche Kleidung des Mittelalters, und mit geringer Abweichung, die der neuern Zeiten entstanden ist. Nur die Kopfbedeckung der Frauen in den höhern Ständen hat sich seit ungefähr hundertundzwanzig Jahren durchaus verändert. Die Hüte der heutigen Frauen gleichen eher dem Helme der Minerva, als den kron- und pyramidenförmigen Hauben des Mittelalters, die dem Orient entlehnt waren. Die antike Frauenkleidung, welche den Bewegungen ohne Zweifel mehr Freiheit und Anmuth gewährte, die Natur aber zu sehr walten ließ, war dem idealisirenden Einflusse des Christenthums gewichen, welches überhaupt wie die äußere Stellung, so auch die innere Stimmung und äußere Sitte der Frauen, noch mehr als die der Männer, verwandelt hat.

Der Abend war unterdessen herangekommen, ein blaugrauer Duft lag über der Stadt und dem Flusse, und rings am Himmel

glänzte, wie so oft noch heute, ein blaßgoldener Streifen, der den am Horizont sich wellenartig erhebenden Boden mit den sich senkenden Wolken sanft und lieblich verband. Die Bürger Lutetias zogen sich nach römischer Sitte in ihre Häuser zurück, in vertraulichen Gesprächen über die Genüsse und Neuigkeiten des vergangenen Tages und bereiteten die Geschäfte und Arbeiten des kommenden Morgens vor. Allmälig wurde Alles still, die häuslichen Lampen erloschen, die Familie verließ den Herd des Vorsaales, in welchem sie, nach römischer Weise, den Abend zubrachte, als im Palaste des Königs sich alle Kerzen entzündeten und die Freuden des Abends und das nächtliche Mahl begannen. Obgleich die merowingischen Fürsten in Vielem den Sitten und Gebräuchen der besiegten Gallo-Römer gefolgt waren, so hatten sie dennoch die Weise ihrer Väter, den Tag künstlich auszudehnen und den Abend den Freuden der Tafel, des brausenden vielstimmigen Gespräches oder dem heitern Spiele italischer Künstler, die schon Klodwig geliebt und sich solche von Theodorich, dem Könige von Italien erbeten hatte, den melancholischen Klängen galischer Harfenspieler und dem wilden, aber erhabenen, Mark und Bein erschütternden Gesange nordischer Barden zu widmen, niemals aufgegeben, sobald nicht Krieg oder dringende Geschäfte sie einen Augenblick davon abgehalten hatten.

Chilperich und Fredegunde waren heute, gegen ihre Gewohnheit, nicht im Amphitheater erschienen, denn viele Gesandte benachbarter Völker und Fürsten, Bischöfe, Grafen, Abgeordnete von Städten, Boten und Kundschafter aus allen Theilen dieses unruhigen Reiches hatten die Zeit von der Rückkehr aus der Kirche bis zum Abend in Anspruch genommen und die Nachricht von Leudastes' und Sywald's Tode war noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Der Graf von Paris hätte sich ohne Zweifel sehr beeilt, die Kunde vom Ende des Erstern seiner königlichen Herrschaft mitzutheilen; da aber die vom Verluste des schönen und treuen Edelknechtes, dessen Bedeutung für die Königin er, dem nichts entging, wohl ahnte, davon unzertrennlich war, so zögerte er mit ihr, da er Fredegunden kannte, so lange es ihm möglich war. Hierzu hatte ihm nicht allein die Gegenwart so vieler Fremden am Hofe, die seinen Gebietern keinen Augenblick frei gelassen, sondern auch die mit seinem Amte verbundene Gegenwart bei den Spielen eine willkommene Gelegenheit geboten. Dem Grafen des Königs lag nicht nur die Pflicht ob, die gewaltthätigen Neigungen der Franken und den unruhigen Sinn der Römer bei solchen Versammlungen zu bewachen, sondern er mußte bei einbrechender Nacht die Mauern von Lutetia, die Söldner,

die sie bewachten, die Umgebungen des königlichen Palastes und Alles, was zu dessen Sicherheit gehörte, mit eigenen Augen mustern und dem Könige jeden Abend darüber Bericht erstatten. Die merowingischen Fürsten hatten alle diese, halb militairischen, halb politischen Gebräuche der Römer wohl begriffen und sie, zu ihrer eigenen Sicherheit und ihrem eigenen Vortheil, anwenden gelernt.

Wenige Augenblicke vor dem Beginn des abendlichen Festes, zu welchem heute ungewöhnlich viele Gäste geladen, ertheilte Chilperich dem Grafen Ambert in einem besondern Gemache ein geheimes Gehör und vernahm von ihm, außer vielen andern Nachrichten, auch die von Leudastes' und Sywald's Tode. Der König war über beide Ereignisse, obwohl er seine Bewegung verbarg, hoch erfreut, denn das Ende des Grafen von Tours befreite ihn von einem kühnen und listigen Feinde, dessen Leben ihm mit seiner Ruhe unverträglich erschien, und in Sywald hatte er, dem es nicht an natürlichem Scharfsinne gebrach, längst den Liebling der Königin geahnt. Gleichwohl hatte er ihn weder gehaßt noch verfolgt, denn nach Art der Männer war er gegen seine Gemahlin, je mehr seine Liebe zu ihr sich minderte, um so nachsichtiger geworden und in seinem stolzen Sinne hatte er den jungen Edelknecht zu klein und unbedeutend für seine Rache gehalten. Aber da seit einiger Zeit ein Gefühl der Bitterkeit, das allmälig immer tiefer wurzelte, in seinem Innersten sich gegen Fredegunde zu regen begann, so erfreute ihn der Tod ihres Günstlings, und besonders, daß er durch die Hand dessen gefallen, den die Königin so lange beschützt und gehalten hatte, denn er begriff den doppelten Schmerz, der daraus für sie erwachsen würde. „Ich bin mit dir zufrieden, Ambert," sagte er zu seinem Grafen, „aber hat der Verräther Leudastes vor seinem Ende nichts von seiner Verbindung mit meinen Feinden und den Planen der Sachsen und Thüringer ausgesagt, die er selbst entworfen?" — „Nichts, Herr," antwortete der Graf von Paris. „Ich wollte ihn der Folter unterwerfen, um seinen Trotz zu brechen, aber er starb, ehe sie angewandt werden konnte. Nur dem Volke zum Schrecken hat man dem Leichnam, ehe man ihn vor das Thor des Gefängnisses warf, einen Strick um den Hals gelegt, denn Leudastes ist an den im Kampfe empfangenen Wunden alsbald verschieden." — Ambert, der noch Vieles, was zur Sicherheit der Stadt und des königlichen Palastes gehörte, zu besorgen hatte, trat ab und der König begab sich nach dem großen Saale, in welchem sein Hof und seine Gäste ihn erwarteten.

Chilperich und Fredegunde erschienen am Abend in ebenso reichem, obwohl verändertem Schmucke als am Morgen und mit allen Zeichen ihrer königlichen Würde geschmückt. Die Beamten des Palastes, die Kämmerer, Mundschenken, Stallmeister und andre Diener hielten sich in der Nähe des Königs, ihre germanische Gesinnung erschien aber in byzantinischem Kleide, denn ihr Verhältniß zu ihrem Herrn, aus den Wäldern Deutschlands in die Ebenen Nordgalliens übergetragen, bewegte sich unter Namen und Formen, die Konstantin der Große, der zum ersten Male den Despotismus der alten Kaiser von dem demokratischen Gewande befreit, das er bis dahin nie ganz abzulegen gewagt, im Gefühle, daß der altrömische Geist zu seiner Zeit gänzlich erstorben, geschaffen hatte. Die Tafeln prangten von den herrlichsten und kostbarsten Gefäßen und Aufsätzen, die einst Römer, Burgunder und Westgothen besessen und gebraucht, und die mit der Herrschaft zugleich Eigenthum der Franken geworden. Die Anordnungen und Gebräuche bei diesem Fest waren durchaus gemischter Natur, denn wenn die bei Weitem größte Zahl der dabei erschienenen Herzöge, Grafen und Herren germanischer Abkunft war, so fand die gegenseitige Mittheilung dennoch größtentheils in lateinischer Sprache statt. Es geschah dies keineswegs aus Rücksicht auf die nicht unbedeutende Zahl der geladenen Großen, gallo-römischen Stammes, sondern vielmehr aus einem dunkeln Gefühle der Ueberlegenheit der römischen Bildung, dem fast alle ausgewanderten Germanen erlagen, besonders da die Erziehung der Vornehmen in Allem, was nicht den Krieg und das Waffenhandwerk betraf, von Priestern lateinischer Herkunft geleitet wurde.

Rechts von dem Könige saß seine Gemahlin, aber außer der Schwester eines angelsächsischen Königs, der vor seinem Bruder, der ihn vom Throne gestoßen, entflohen, und der Witwe eines wegen seiner Freundschaft für den fränkischen König vertriebenen longobardischen Fürsten war keine andre Frau bei dem Feste anwesend; es herrschte in dieser Beziehung unter den Merowingern eine von dem spätern Rittergeiste vollkommen verschiedene Sitte vor. Der Einfluß römischer Formen, obwohl keineswegs römischer Gesinnung, war unter ihnen bei feierlichen Gelegenheiten sichtbar. Chilperich war ungemein heiter, denn Leudastes' Tod erschien ihm als ein für ihn sehr wünschenswerthes Ereigniß und auch des jungen Sywald tragisches Ende mißfiel ihm nicht, denn obgleich er keine wahre Zuneigung mehr für Fredegunden empfand, so war er doch immer noch ihr Gemahl. Als die Becher von römischer Form, von

herrlicher Arbeit, und die germanischen Stierhörner, über und über vergoldet und mit kostbaren Steinen besetzt, vom flüssig gewordenen Gewächs aller Zonen glühend, von Hand zu Hand gingen, neigte er sich gegen seine mäßige und stolze Gemahlin und sagte ihr mit leisem Ton: „Ihr werdet Euch mit mir freuen, daß Leudastes, unser gemeinschaftlicher Feind, nicht mehr lebt, aber ich betrübe mich mit Euch, daß auch Sywald — Euer Edelknecht — dabei seinen Tod gefunden hat.“ — Von der funkelnden Krone, die Fredegunde auf ihrem reichen dunkeln Haare trug, hing ein blaßgrüner, mit goldenen Bienen gestickter Schleier auf die Schultern herab, der ihr Antlitz auf beiden Seiten halb verhüllte, eine fürstliche und klösterliche Sitte jener Zeiten. Als sie diese unerwartete Nachricht empfing, stockte das Blut einen Augenblick in ihrem Herzen und ihre Augen wurden trübe, aber sie bezwang sich sogleich selbst und erwiederte mit kaltem Ton: „Ich hatte Ursache, mit meinem Edelknecht zufrieden zu sein, gleichwohl bedaure ich sein Ende nicht, wenn es dazu beigetragen hat, Euch von Eurem gefährlichsten Feinde zu befreien.“ — Ihr Busen erhob sich bei diesen Worten und ihr Haupt erzitterte von einer krampfhaften Bewegung, gleichwohl verrieth der Ton ihrer Stimme keinen innern Schmerz. Ihr von Natur kühner Geist, ihre niedrige Geburt und nachmalige Erhebung hatten ihr Herz gestählt und sie befand sich nach dem Verluste, den sie erfahren, in jener außerordentlichen Stimmung starker Seelen, wo sie nichts mehr hoffen und nichts mehr fürchten.

Chilperich erwähnte, entweder weil er überhaupt leicht vergaß und die Freude über Alles liebte, oder aus welchem Grunde es auch sei, der Ereignisse dieses Tages mit keinem Worte mehr, und Fredegunde hörte mit scheinbarem Wohlgefallen der Unterhaltung des angelsächsischen Flüchtlings zu, der obgleich weder jung noch schön, im Rufe großer Tapferkeit und aufrichtiger Treue stand, was ihm in diesem Kreise, der letztere Tugend keineswegs immer wirklich ausübte, aber doch der Meinung nach in großen Ehren hielt, eine hohe Stelle angewiesen hatte. Auf ein gegebenes Zeichen traten drei Sänger, ein Italier, ein Gale und ein Franke, in den Saal und wurden von der Versammlung, in der Jeder je nach dem Volke, zu dem er gehörte, in ihnen einen Dolmetscher seiner innern Empfindungen und Bewahrer seiner eigenen Erinnerungen sah, mit rauschendem Beifall empfangen.

Florianus, der erste von ihnen, ein geborner Bürger von Placentia, nahte mit edlem und festem Anstande, wie er den entarteten Erben des alten Römerthums, selbst noch in den letzten Zeiten eigen

war, dem erlauchten Kreise und besang in lateinischer Sprache, mit wohllautender Stimme, die Großthaten der alten Römer und den Neid des Schicksals, der ihr erhabenes Dasein zerstört hatte. Er vermied hierbei, mit südlicher Schlauheit, so sorgfältig den fränkischen Eroberern und Herren Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, daß ihm allgemeines Lob zu Theil wurde, denn er behauptete in seinem Gesange, daß der Held, der aus der Vereinigung des Meergottes mit der Ahnfrau der Merowinger hervorgegangen, in einem reinern Element erzeugt sei, als der, welcher einst von einer Wölfin genährt worden. — Moran, der galische Citherspieler, trat hervor und sein blondes Haar, sein helles Ansehen, sein mehr schlanker als gedrungener Wuchs ließen ihn den Franken ähnlicher als den Römern erscheinen, obgleich er sich zu letztern mehr als zu erstern hingezogen fühlte. Der Italier hatte mit mehr Kunst als Gefühl gesungen, er besang mit mehr Gefühl als Kunst die Eroberung Britanniens durch die sächsischen Seeräuber und den langen Widerstand des tapfern Vortiger gegen Hengist's und Horsa's Uebermacht und endigte mit dem Wunsche, daß der Rabe, in welchen Arthur sich bei seinem Tode verwandelt, mit dem Delphin, von welchem Chilperich stamme, in steter Eintracht leben möge. — Auch sein Gesang, den er in fränkischer Sprache, da die seines Volkes der Mehrzahl der Versammlung unbekannt war, vorgetragen, ward von dieser mit lebhafter Theilnahme vernommen. — Zuletzt nahte sich Ingald, der, obwohl von fränkischer Herkunft, seine Kunst unter den Skalden erlernt hatte. Er war ein Greis mit silberweißem Haar und Bart, von edler Geburt, und der nach dem Verluste seiner Tochter, mit deren Kinde, einem Mädchen von dreizehn Jahren, im ganzen Norden umhergezogen und überall, wo es germanische Höfe und Schlösser gab, die Macht der heidnischen Götter und den Heldenmuth der fränkischen und sächsischen Könige, die von ihnen stammten, gepriesen hatte. Er trug eine Harfe, die mehr dem Instrumente, das wir heute so nennen, als der des Galen ähnlich sah, welche der römischen Cithara glich, und seine Enkeltochter begann den Gesang vom Kampfe Hothar's um Nanra's Liebe und dem Tode Baldur des Guten. Ihre Stimme durchdrang den weiten Saal, und die fränkischen, longobardischen und sächsischen Gäste mit diesen Namen und Sagen, obwohl auf dem fremden Boden nur noch selten vernommen, dennoch wohl vertraut, schenkten dem Gesange des Kindes ein sinnendes Gehör. Plötzlich fiel der Greis lebhaft ein und begann das Lied von Baldur's Wiedergeburt und seiner Rückkehr nach Walhalla, nachdem er den Männern das

Gesetz der Tapferkeit und den Frauen das der Liebe gegeben, und wie er einst auf einer Wanderung durch die nordischen Meere von dem Seegotte geleitet worden, dem das Haus der Merowinger sein Dasein verdankte. „Das Geschlecht des Mars verwelkte," sang er mit erhöhtem Ausdruck, „wie Gras und Blumen, die von der Erde stammen, aber das Dasein des Delphins wird nimmer vergehen, denn das Meer, von dem es geboren, ist ewig wie der Himmel — nur die Erde, die in der Mitte zwischen beiden liegt, ist sterblich. Was auch kommen mag," rief er mit Begeisterung am Schlusse, „das Schicksal hat die Herrschaft der Welt den Söhnen der Rhea genommen und denen der Freia für immer verliehen."

Die anwesenden Herren germanischer Abkunft erhoben sich bei diesen Worten mit stürmischem Beifall und legten die Hand an ihre Waffen und riefen: „die Erde gehört uns mit Recht und der Himmel aus Gnade!" „Es lebe Ingald, der Skalde!" tönte es von allen Seiten. Selbst in den fränkischen Knechten des Königs, die in den Thüren des Saales und den Vorgemächern standen, loderte die großherzige Erinnerung ihrer Väter auf. — Chilperich nahm die goldene Kette, die er auf der Brust trug, und reichte sie dem Sänger, und selbst Fredegunde, obwohl böser, aber hochgestimmter Gesinnung, fühlte sich von dem Ruhme ihres Volkes begeistert. Sie zog, ihr eigenes Leid vergessend, die Enkeltochter des Skalden in ihre Nähe und senkte ihre brennenden Lippen auf den zarten Mund des Kindes, sowie ein Strahl der mittäglichen Sonne auf eine Lilie glüht, die erst am Morgen erblüht, am Abend schon verwelken soll.

Die großmüthige und ritterliche Sitte, die schon damals, obwohl unter vom Mittelalter verschiedenen Formen, die Herzen der Edlen belebte, begnügte sich nicht mit dem Beifall, den sie ihrem eigenen Stolze und ihren vaterländischen Erinnerungen schenkten, sie trugen ihn auch auf die über, die ihnen sonst fremd, den Glanz dieses Festes durch die Gaben ihres Geistes erhöht hatten. Die Witwe des longobardischen Fürsten nahm ein kostbares Armband, das sie trug, und legte es, wie eine Krone, auf Florianus', des italischen Sängers Haupt, als wolle sie in ihm den Ruhm seiner Väter ehren, und die Schwester des sächsischen Königs zog einen blitzenden Ring von ihrem Finger, reichte ihn dem galischen Barden und sagte dabei lächelnd: „Singe heute nicht mehr von Vortiger, dem edeln Fürsten deines Volkes, ich bedauerte sonst, daß ihn Horsa, mein Ahnherr, überwand."

Die Kerzen des Festes begannen erst lange nach Mitternacht zu erlöschen, und für den Augenblick wenigstens hatte die Macht der Freude, der Schönheit und des Gesanges die sonst so getrennten Herzen der Germanen, Römer und Celten verschmolzen. Selbst Chilperich vergaß in diesen rauschenden Stunden die dann und wann in ihm aufdämmernde Ahnung, daß Fredegunde's arge Gesinnung, wie eine Walkyre, über ihm schwebe, und daß der Dämon des Todes, von ihr gereizt und mit ihr verschworen, die dem Könige vom Schicksale noch vergönnten Tage ungeduldig zu zählen anfange. Er hatte die Freude seiner Gäste durch seine Theilnahme erhöht und zog sich, alles Uebrige vergessend, vom Widerscheine der Kerzen und dem Nachhalle der Musik begleitet, mit großer Heiterkeit in seine Gemächer zurück. Nur die Königin sah im Traume der Nacht die blutende Gestalt ihres Lieblings von den tönenden Wogen des Flusses in das Grab des Oceans getrieben. Sie stand, ehe sie zur Ruhe ging, lang am Fenster ihres Palastes, das nach der Stätte seines frühen Todes hinwies. Ihr sonst im Bösen verhärteter Sinn zerfloß einen Augenblick vor Schmerz über den Verlust eines für sie unersetzlichen Gutes und sie erkannte in der Einsamkeit dieser finstern sternlosen Nacht ein Bild ihres eigenen Herzens.

Neuntes Kapitel.

Die Besitznahme Galliens, der aus ihr hervorgehende Unterschied der Macht und des Reichthums unter den Eroberern, die erhöhte Bedeutung der Einen, das verminderte Ansehn der Andern, hatten die politische Gleichheit, welche einst, im Wesentlichen, unter allen Freien in den Volksversammlungen Germaniens geblüht, für immer zerstört. Bald aber sollte sich auch durch das Hervortreten der königlichen Macht und die Mittel, welche ihr die Eroberung auf dem fremden Boden verliehen, aus ihren Getreuen ein eigener Stand zwischen ihr und dem Volke bilden und die Freiheit, durch deren Besitz einst die Franken selbst unter andern gleichgesinnten Stämmen

hervorgeragt, wenn auch nicht, wie in der alten Welt durch das Aufkommen der Tyrannei in ihrer Wurzel vernichtet, aber doch sehr gemindert und ihr Genuß auf die ehemaligen Gefährten des Königs, die jetzt mit Land und Leuten begabte Herren geworden, beschränkt werden. Zwar traten die übrigen Franken nicht sogleich in ein bestimmtes Verhältniß der Abhängigkeit zu denjenigen ihrer Stammgenossen, die nach der Eroberung sich über sie zu erheben angefangen, am wenigsten sanken selbst die, welche bei der Besitznahme Galliens kein Eigenthum empfangen, alsbald in den Stand der Hörigkeit herab, aber das Aufhören der ehemaligen Volksversammlungen, die einst über Krieg und Frieden, Thronfolge, Gesetzgebung, kurz über alle allgemeinen, die ganze Nation angehenden Angelegenheiten entschieden, und die Auflösung des alten Gemeindewesens, dessen Band durch die Eroberung zerrissen worden, bereiteten jene Zustände der Abhängigkeit und Unfreiheit vor. Die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Franken, die sonst glücklichste Begebenheit jener Zeit, trug eben dazu bei, das Gefühl der Unabhängigkeit in den Gemüthern der Mehrheit des erobernden Volkes zu verringern. Das Christenthum hatte sich in seiner ersten Zeit als eine übersinnliche innere Befreiung von den Banden der Natur und der Sinne angekündigt und, zur Realisirung seines Princips, sich nur an die Individuen und nicht an den Staat gewandt. Sobald es sich aber als Kirche gestaltet und die weltliche Macht zu sich hinübergezogen, so stellte es sich in ein dieselbe begünstigendes Verhältniß und suchte, so viel als möglich, deren Rechte und ihre Ausbreitung zu unterstützen. Das abendländische Reich war verschwunden und die Bischöfe traten zu den christlich gewordenen Häuptern der fränkischen Invasion in ein Verhältniß, dem ähnlich, in welchem sie vorher zu den römischen Kaisern gestanden hatten. Die Kirche wandte sich jetzt weniger unmittelbar an die Einzelnen, die Menge, wie es einst die ersten Verbreiter des Glaubens gethan, sondern an die öffentliche Gewalt und strebte dahin, im Bund mit dieser, auf die Gemüther des Volkes zu wirken. Es war dies Verhältniß natürlich und nothwendig, denn wenn sie in der heidnischen Zeit gegen eine zwar geordnete, aber sinkende Welt gekämpft hatte, so befand sie sich, nach der germanischen Eroberung, einem stürmischen Alles überwältigenden Weltgeiste gegenüber, gegen dessen Umsichgreifen sie in ihm selbst eine Stütze finden mußte. Daher der enge Bund der gallischen Bischöfe mit den fränkischen Königen. Die Merowinger bewiesen sich, in vieler Beziehung, gegen die Kirche freigebiger und großmüthiger als die römischen Kaiser, bedienten sich

aber auch ihres Ansehns, ihres mit der Zeit wachsenden Einflusses auf das fränkische Leben, um ihrem Volke eine tiefere Ehrfurcht, eine heiligere Scheu vor dem jetzt von der Religion geweihten Haupte ihrer Könige, als einst in der alten Heimath geherrscht, einzuflößen.

Die Macht der fränkischen Könige war also bald nach der Eroberung, einmal durch die Erbschaft eines Theiles der Rechte, die ihnen von den römischen Kaisern hinterlassen, denn zu der ursprünglichen einheimischen Bevölkerung, den Gallo-Römern, standen sie nicht in dem Verhältniß nationaler und beschränkter Oberhäupter, sondern in dem von Eroberern und unumschränkten Herren, wie früher die römischen Imperatoren, dann durch den Einfluß der ihnen ergebenen Kirche auf die Stimmung des Volkes vermehrt worden. Ihr Verhältniß zu dem ehemaligen Gefolge, den „Leuten" oder Vasallen, die von ihnen Ländereien und Aemter, am Hofe oder in den Provinzen, empfangen, war, in der ersten Zeit, der Vermehrung ihrer Gewalt ebenfalls vortheilhaft, denn diese waren an sie, so wie einst durch die Hoffnung auf Beute, so jetzt durch das gemeinsame Interesse der Erhaltung des Erworbenen gefesselt. Die Stellung des merowingischen Königthums erscheint demnach als eine sehr günstige, denn einmal hatte es die Menge der Freien in ein von sich viel abhängigeres Verhältniß als früher gebracht, seine Getreuen sich verpflichtet und den Beistand und Einfluß der Kirche für sich gewonnen. Gleichwohl hat dasselbe, scheinbar auf eine so feste Grundlage errichtet, und obgleich mit mancherlei Gebrechen behaftet, doch seinem innersten Wesen nach unendlich weniger unsittlich als die einst so lang dauernde Herrschaft der Römer, wenige Generationen nach seinem Stifter zu sinken angefangen, und ist, ohne Angriffe von Außen zu erfahren, die es erschüttert hätten, und rascher, als man erwarten sollte, auch dem Namen nach, untergegangen. Die Ursachen dieses frühen Verfalles verdienen, einmal um ihres allgemein menschlichen Interesses willen, dann aber weil jene Epoche den Eingang zur Pforte der neuern Geschichte bildet und gewisse der gesammten modernen Gesittung eigenthümliche Vorzüge und Mängel in ihr wurzeln, entwickelt zu werden.

Die antike Welt war auf eine natürliche Uebereinstimmung von Grundsätzen, Verhältnissen und Gewohnheiten gebaut, die in äußerlich vollendeten Formen abgeschlossen, sich gegenseitig stützten und trugen. Die fränkische Gesellschaft in Gallien beruhte dagegen gänzlich auf einer innern Kraft des Gemüthes und der Gesinnung, die in äußerlich wenig bestimmten, in wandelbaren und schwankenden

Umrissen erscheinend, nur in der Bewahrung des Kerns und Gehalts ihres innern Wesens, die Erhaltung und Befestigung ihres äußern Daseins finden konnte. Der Charakter des germanischen Geistes, einst der Gegenstand des Neides und der Bewunderung für den großen philosophischen Geschichtschreiber der Römer und überall, in den Geschlechtern der Könige, den Edeln und Freien, der eingenommenen Stellung gemäß, sich ähnlich, war auf dem eroberten Boden, wenn auch nicht erloschen, doch in seiner Lauterkeit und Gluth, in kurzer Zeit, getrübt und gedämpft worden. In allen Theilen des fränkischen Lebens that sich sehr bald eine große Veränderung kund. Die Freien verloren mit dem Aufhören der alten Volksversammlungen und der unmittelbaren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht nur das erhebende Gefühl ihres Rechts und die davon abhängende Liebe zu der gemeinsamen Sitte und Verfassung, sondern auch, ihnen unbewußt, allmälig die sich frei und kühn entfaltende Persönlichkeit, deren Emporstreben allein ein so großes mit der physischen Macht der salischen Franken in keinem Verhältnisse stehendes Ereigniß, wie die Eroberung Galliens, zur Folge gehabt hatte. Der Fall eines Theiles von ihnen in eine große Abhängigkeit, obgleich anfänglich noch nicht persönliche Unfreiheit, von den groß und mächtig gewordenen Vasallen des Königs, die beschränkte Thätigkeit der Andern lähmte den Aufschwung ihres Geistes und es geht in solchen Lagen Ständen oder Völkern mit der Freiheit, wie Individuen mit der Liebe: eine leise Verstimmung des Gemüthes, eine unbemerkte Verrückung der gewohnten Verhältnisse, ein oft nur entfernter Hauch auf den Spiegel des Innern geworfen, verändert das ganze Gefühl der sittlichen Gestalt und schwächt ihre Kraft von Grund aus. Der besondere Charakter des germanischen Lebens: die Freiheit des Innern in der Außenwelt furchtlos geltend zu machen, ward in der Masse des erobernden Volkes durch die überwiegende Bedeutung des Königthums und der großen Vasallen in seiner Entwicklung gehemmt. Für „die Leute" und Beamten des Königs ging diese Veränderung naturgemäß aus der zu großen und plötzlichen Ausdehnung ihres Einflusses und ihrer Macht hervor, die sie zu Dienern und Günstlingen der Fürsten machte, zu denen sie früher sich in einer nur freiwilligen Abhängigkeit befunden, oder zu Beschützern und Drängern der Freien, die früher ihres Gleichen gewesen. Sie verloren demnach, auf beiderlei Weise, den Charakter der altgermanischen Aristokratie, die, wie in der heroischen Zeit Griechenlands, auf dem erhabenen Bewußtsein der Großen und Mächtigen beruhte, über Solchen zu stehen und

Solchen zu gebieten, die ihnen beinahe gleich standen und sich an Adel der Gesinnung von ihnen nicht unterschieden. Die Bekanntschaft, welche die fränkischen Häuptlinge durch die Eroberung mit den materiellen Schätzen der römischen Civilisation machten, die Sucht, sich unter einander im Besitze großer Ländereien, kostbarer Gefäße, seltener Waffen zu übertreffen, vereinigte sich in ihnen mit dem eingebornen Hange, sich durch Kampflust und Thatenruhm hervorzuthun. Daraus entstanden immerwährende Streitigkeiten unter ihnen selbst, Gewaltthätigkeiten jeder Art gegen die alte Bevölkerung, und die Neigung, so wie früher ein inneres Maß der Treue und Tapferkeit, so jetzt ein äußeres der Macht und des Besitzes, als den Prüfstein sittlichen Werthes und rechtlicher Geltung aufzustellen. Hierzu kamen die Schmeicheleien der Besiegten, die so lange an die römische Despotie gewöhnt, jeder Regung von Selbstachtung und innerem Stolze fremd, sich vor den Königen und den Großen des erobernden Volkes in den Staub warfen und die Maßlosigkeit ihres Daseins vermehren halfen. Kein Wunder, daß besonders „die Leute", aller innern Haltung und aller äußern Beschränkung entbehrend, in Verachtung der Niedern und Beneidung der Höhern entbrannten, und daß aus ihnen nachmals die Feudalherren des Mittelalters, die Geißeln der damaligen Menschheit hervorgingen, die keine andere Schätzung sittlichen Werthes, als die der physischen Uebermacht, begriffen und die ihren Stolz darein setzten, nicht wie einst die Häupter des altgermanischen Staates über Freie, sondern wie die Tyrannen des Alterthums und die Satrapen des Orients über zu Boden gedrückte Knechte zu herrschen.

Der Charakter und die Gesinnungen des merowingischen Königshauses wurden durch die sonst so ruhmwürdige und in ihren spätern Folgen so heilsame Eroberung Galliens noch mehr als der Stand der Edeln und Freien verwandelt und entwürdigt. Die Nachkommen Merowig's waren ein nach der Meinung ihres Volkes durch ihren Ursprung göttliches, durch ihre früheren Thaten heroisches Geschlecht, aber durchaus genöthigt, den erhabenen Geist, den man in ihnen voraussetzte, durch überlegene Kraft und unerschlafften Thatenmuth geltend zu machen, wenn der Glaube an diese innere Trefflichkeit in der Nation nicht schwinden sollte. Klodwig und einige seiner ersten Nachfolger hatten dieser Meinung wohl entsprochen, aber bald artete der heroische Stamm, der in kurzer Zeit so Außerordentliches vollbracht, auf bedauerliche und für die Zeitgenossen selbst überraschend schnelle Weise aus. Die Merowinger drangen als Heiden an der Spitze ihrer Gefolgschaften in Gallien ein

und sahen in den Angriffen auf das römische Reich anfangs nichts als ein Feld für Ruhm und Beute, einen Schauplatz ihrer Thatkraft, die sie in unaufhörlicher Bewegung hielt. Die alte Welt setzte ihnen, im Ganzen, geringen Widerstand entgegen. Nach kurzem Kampfe öffneten ihnen die Vesten und Städte ihre Thore, sanken die Bewohner des besiegten Landes zu ihren Füßen. Sie standen bei aller äußerlich beschränkten Herrschaft gleichwohl an der Spitze ihres Volkes, wie die lebendigen Heiligthümer desselben, wie die Adler und Fahnen eines Kriegshaufens. Ihr Einfluß auf das Innere ihres Volkes war eben so tief und eingreifend, als er auf dessen äußeres Geschick beschränkt und von der Zustimmung desselben abhängig war. Aber sie empfingen die Taufe und die Bischöfe des eroberten Landes beugten sich vor ihnen, priesen ihre Größe und erklärten sie für Lieblinge der Gottheit. Sie theilten die eroberten Länder unter ihre Getreuen aus und diese ließen sich vor ihnen auf die Knie nieder. Sie nahmen jeden besonders Tüchtigen aus den Siegern sowohl als den Besiegten in ihre nähern Umgebungen auf und diese bekannten sich zu ihren unbedingten Dienern. Wie hätte eine solche, unter dem Schein des Glaubens, des Rechts und der Dankbarkeit gewordene Huldigung das Bewußtsein der aus den germanischen Wäldern hervorgegangenen, einst an eine so beschränkte äußere Macht gewöhnten Fürsten nicht verrücken sollen? — — Umgeben von allen Schätzen der römischen Gesittung, die ihnen nach dem Rechte der Eroberung zu Gebote standen, geheiligt von der Meinung der Kirche, die erklärte, daß dieselben die Vollstrecker ihres Willens, die Organe der göttlichen Vorsehung seien, geschmeichelt von den Edeln, die ihnen einst so nahe gestanden, gefürchtet von den Freien, deren Zustimmung sie sonst bedurft, von den Besiegten vielleicht im Geheimen gehaßt, aber nach römischer Weise äußerlich angebetet, ist es zu verwundern, daß die Nachkommen Klodwig's den Ursprung ihrer Gewalt, ihren eigenen Vortheil, die Würde und die Rechte ihres Volkes und die Rache des Schicksales, das an den Sterblichen nichts Schrankenloses duldet, vergaßen und eine Zeit lang in Uebermuth, Sinnenlust und Tyrannei einschlummerten, um in Schwäche, Ohnmacht und am Rande des Verderbens wieder zu erwachen? —

Wenn man den gesammten Zustand Galliens nach der fränkischen Eroberung betrachtet, so findet man, daß kein einziger Stand der Gesellschaft, so wie kein einziges Princip des Lebens eine Gewährung für eine ruhige und volle Entwickelung seines Daseins bot. Die Freien verlernten in dem übermächtigen Emporstreben der höhern

Klassen, daß sie der Grundpfeiler des germanischen Staates seien, und daß alle äußere Bewegung, so wie alles Gesetz und Recht von ihrer Zustimmung abhängig sei. Sie fühlten sich getheilt, vereinzelt und geschwächt und sanken zu einer vollkommenen politischen Bedeutungslosigkeit herab. Die Großen glaubten ihre Würde und Ehre zu vergrößern, je mehr sie den Abstand zwischen ihnen und den Freien vergrößerten und diese von aller Theilnahme am Leben des Staates ausschlossen. Die Fürsten vergaßen ihren wahren Vortheil in dem Streben nach einer möglichst unumschränkten Herrschaft, die ihnen gleichwohl nie vollkommen zu Theil ward. Hierzu kam, besonders im Hause der Merowinger und wahrscheinlich auch, bei ähnlicher Sitte, in allen höhern Kreisen des fränkischen Lebens, besonders aber in einem Theile der ihnen nahe stehenden Edeln, eine wilde und entnervende Unsittlichkeit, die in der Befriedigung ihrer Leidenschaften keine Schranken und Grenzen kannte. Sie nahmen aus der Mitte ihrer germanischen und römischen Hörigen so viele Beischläferinnen, als sie wollten, erhoben dieselben selbst häufig an ihre Seite, auf den Thron des Landes, verstießen sie dann wiederum und bewiesen nicht nur die tiefste Verachtung gegen die Schicklichkeit, die ihnen ihre hohe Stellung, sondern auch gegen die Gebote, die ihnen ihr neuer, in mancher andern Beziehung mit so großer Unterwerfung befolgter Glaube auflegte. — Welch Beispiel für ihre Vasallen, ihre Diener, ihre Umgebungen jeder Art! Gleichwohl muß man gestehen, daß selbst in dieser Entartung immer noch gewisse Grundsätze der Treue, des Rechts, der Ehre ihre unvertilgbare Herrschaft im Herzen der Eroberer behaupteten, und daß die das menschliche Wesen am tiefsten verletzenden Gräuel, wie unnatürliche Wollust und ein planmäßiges Morden und Zerstören, wie so oft in der alten Welt erschienen, dem fränkischen Volke fremd blieben. Es wußte selbst in seinem Verfalle sich von solchem Aeußersten rein zu erhalten.

Die gallische Kirche selbst, die Leiterin und Erzieherin der Sieger und Besiegten, zählte in der letzten Hälfte der merowingischen Herrschaft nur selten in ihrer Mitte so ehrwürdige und erhabene Gestalten, wie die heiligen Hilarion, Martinus, Germanus und so viele andere in frühern Jahrhunderten gewesen. Auch in ihrer Verfassung waren große Veränderungen und nicht zum Vortheil, weder zu dem ihrer eigenen Mitglieder, noch dem der großen christlichen Gesellschaft selbst, eingetreten. Die Regierung der Kirche lag, obwohl das Primat des römischen Stuhles anerkannt war, derselbe aber keineswegs einen durchgreifenden Einfluß besaß, am Ende des

römischen Reiches in den Händen der Bischöfe, die wiederum von den Kirchenversammlungen in jedem Lande, auf denen aber nur Geistliche ihres Ranges Sitz und Stimme besaßen, abhingen. An der Spitze der Kirchenversammlungen, wie überhaupt der Geistlichkeit der einzelnen Provinzen, standen Metropolitane, welche die Klagen der Laien über Priester und Bischöfe anhörten, die Streitigkeiten dieser unter einander selbst entschieden und überhaupt alle Rechte eines geistlichen Obern ausübten. Aus mannigfaltigen Ursachen, besonders dem beständigen Wechsel in dem politischen Leben jener Zeit, dem plötzlichen Entstehen und Verschwinden von Staaten, ihren beweglichen, so oft veränderten Grenzen, denn die Metropolitane sollten, im Ganzen, den großen politischen Demarkationen der christlichen Nationen entsprechen, so daß, wie z. B. ein König an der Spitze der weltlichen, so ein Metropolitan an der der geistlichen Ordnung stände, war diese Einrichtung schwankend und unsicher geblieben. War das Reich der Merowinger, wie dies so oft geschah, in verschiedene Herrschaften getheilt, so wurden die Anordnungen und Entscheidungen des Metropolitan, der in einer derselben waltete, in der andern nicht befolgt, denn die Bischöfe, die sich durch die Gewalt dieses Obern beschränkt sahen, wußten die politische Eifersucht ihres Fürsten gegen die Einmischungen eines Metropolitans zu erregen, der in einem andern Lande residirte und der Unterthan eines fremden Souverains war. Die Bischöfe, schon in den letzten Zeiten des römischen Reiches, auch durch weltlichen Einfluß wichtig und deren Stellung durch die germanische Eroberung noch bedeutender geworden, übten über den Klerus jener Zeit eine fast unumschränkte Gewalt aus. Man erinnere sich unter andern Beispielen bischöflicher Macht und deren Mißbräuchen nur an das, was Gregor von Tours von Kautinus, dem Bischofe von Clermont, erzählt, der einen Priester, weil derselbe ein ihm zugehöriges Landgut seinem Obern nicht abtreten will, erst gefangen setzen, endlich aber, in dem Gewölbe einer Kirche, in denselben Sarg mit einem Leichnam einschließen läßt. Man liest nicht, daß der Priester, nachdem er gerettet worden, den Bischof verfolgt, oder daß diese Unthat an letzterm auf irgend eine Weise gerächt worden wäre. Auch ist Gregor von Tours mehr über Kautinus' Grausamkeit als über dessen Anmaßung, ein ihm nicht zugehöriges Gut in Besitz nehmen zu wollen, entrüstet. Es scheint fast, als wenn die Bischöfe jener Zeit nicht nur ein Recht auf alle den einzelnen Kirchen ihres Sprengels zufließenden Einnahmen, sondern auch auf das Privateigenthum der Priester in Anspruch genommen hätten. Diese Bischöfe waren durch die

Rechte, die sie schon zur Zeit der alten Kaiser in den Städten ausübten, durch die vielen Domainen, die sie nachmals von der Freigebigkeit der merowingischen Könige empfingen und deren Verwaltung ihnen allein zustand, durch ihren Eintritt in den großen Rath der Getreuen oder Leute des Königs zu weltlichen Herren geworden und die Geistlichkeit ihrer Diöcese war in ein durchaus abhängiges Verhältniß zu ihnen gekommen. Der einzige Schutz für letztere hatte in der Oberaufsicht der Metropolitane über die Bischöfe selbst bestanden. Sobald diese Garantie gefallen, walteten die Bischöfe vollkommen frei und begannen sich mehr als Fürsten denn als Priester zu betrachten. Sie arteten bald, wie jede Autorität, die ihren wahren Boden verläßt, so gänzlich aus, daß sie nicht nur unfähig wurden, den chaotischen Zustand der weltlichen Gesellschaft jener Zeit, den Kampf des Königs, der Leute, der Freien, zu schlichten, sondern daß sie durch ihren Einfluß und ihr Beispiel wesentlich zu dem immer tiefern Verfalle der gesellschaftlichen Ordnung beitrugen. Im Ganzen war die Stellung der Bischöfe der der großen Vasallen oder Getreuen der Könige ähnlich. Wie diese die Freien, so drückten sie die niedere Geistlichkeit und dies um so leichter, da sie nicht, wie die Edeln in den Königen, wenigstens dem Namen nach, einen Richter und obersten Lenker anerkannten, sondern bei der Entfernung der Päpste und dem Aufhören oder Sinken der metropolitanischen Gewalt, sich in einer vollkommen unabhängigen Stellung befanden, in welcher sie meistens nur ihre Interessen zur Richtschnur ihrer Handlungen nahmen.

Es lag also, wie wir gesehen haben, in dem Zustande des Staates und der Kirche, in den letzten Zeiten der merowingischen Dynastie ein Keim des Verfalles für die Gesellschaft selbst, der, da die germanische Welt nicht bestimmt war, wie die römische zu Grunde zu gehen, da ihre Gebrechen nicht aus Ohnmacht und innerer Ermattung, sondern aus einer überströmenden, aber übel geleiteten Kraft entstanden, durch die Einführung einer festern Ordnung, durch die Geltendmachung eines lebendigern Princips gehoben werden mußte. Die politische und kirchliche Verfassung jener Zeit litt an zu großer Zerrissenheit und Zersplitterung ihrer Kräfte und Richtungen, sie konnte nur durch Herstellung einer kräftigern Einheit vor Auflösung gerettet und ihrer Bestimmung entgegengeführt werden.

Die vielen Theilungen Galliens unter den Merowingern, die Trennung zwischen den Eroberern und den Besiegten, die unter der ersten Dynastie sich in ihrer ganzen ursprünglichen Stärke erhält,

die nur dem Namen nach bestehende Abhängigkeit des Südens, wo römische Sprache, Gesetz und Sitte, wenigstens in den Städten, fast ohne Vermischung fortdauern, die so schnell sich bildenden und wieder verschwindenden einzelnen Gebiete mit unsichern, durch einzelne Kriege und Verträge unaufhörlich modifizirten Grenzen, dies Alles hätte selbst bei geringerer Ausartung des königlichen Hauses und bei vollkommener Ruhe und Sicherheit nach Außen den merowingischen Staat im Innern schwächen müssen. Zu diesen Ursachen des Verfalles kamen aber noch seine unsichern Verhältnisse zu den benachbarten Völkern, die beständig dahin strebten, durch Kriege und Einfälle seine innere Zerrissenheit zu vermehren und sich selbst auf seinen Trümmern festzusetzen. In Norden und Osten hatte die Bewegung der germanischen Völker mit der Eroberung Galliens durch die Franken keineswegs aufgehört. Thüringer, Baiern, Sachsen, Friesen machten unaufhörliche Versuche, über den Rhein zu setzen und einen Theil des fränkischen Gebietes in Besitz zu nehmen. Die Franken wurden zu ihrer Vertheidigung wiederum genöthigt, in Germanien einzufallen. Sie verwüsteten die Länder der Thüringer und Baiern und unterwarfen sich diese Völker mehrmals, konnten aber zu keiner ruhigen Herrschaft über sie gelangen. Die fränkische Monarchie entbehrte auf dieser Seite durchaus einer festen und gesicherten Grenze. Die Germanen, die den Boden des alten Galliens erobert und die, welche in der Heimath zurückgeblieben, standen in ungewissen, immer bewegten Verhältnissen zu einander und bekriegten sich fast beständig. Im Nordwesten, wo der gallische Stamm, unter der römischen Herrschaft, seine Sprache und Sitte erhalten und im fünften Jahrhundert von flüchtigen Britanniern noch verstärkt worden, fanden zwischen den Celten und Germanen ebenfalls beständige Kämpfe statt, in denen letztere zwar gewöhnlich Sieger blieben, aber die Ursache dieser immerwährenden Bewegungen nicht aufheben konnten, da ihre Feinde von ihnen nie gänzlich bezwungen wurden. Von ihren südöstlichen Nachbarn, den Longobarden, hatten die Franken nichts zu fürchten, denn diese, obgleich in den ersten Zeiten nach Klodwig mit den merowingischen Königen mehrmals in Kriege verwickelt, lebten meist in innerm Zwist, und fanden, sobald sie einmal ihre Kräfte vereinigten, auf der großen und schönen Halbinsel, deren nördlichen Theil sie in Besitz genommen, für ihre Thaten- und Beutelust ein hinreichendes Feld. Aber die größte äußere Gefahr bedrohte den fränkischen Staat in den letzten Zeiten der Merowinger von Südwest, von den Grenzen Spaniens her. Im Anfange des achten Jahrhunderts hatten

die Mahomedaner die pyrenäische Halbinsel erobert und sich mit großer Macht auf das mittägliche Gallien geworfen, wo die unterjochten Gallo-Römer unvermögend gewesen, ihnen einen hinreichenden Widerstand entgegenzusetzen. Wenn die Franken gegen die Einfälle ihrer Stammgenossen am Rhein durch die Liebe zu dem einmal erworbenen Besitze bewaffnet wurden, ihr eigenthümliches Dasein aber bei der ursprünglichen Volksverwandtschaft nicht bedroht werden konnte, wenn ihre Feindschaft gegen die Ueberreste der Celten in Armorika durch den Einfluß eines gemeinsamen Glaubens gemindert wurde, so stand dagegen bei ihrem Kampfe gegen die Araber ihr ganzes Dasein, ihr Besitz, ihre Nationalität und ihr Glaube auf dem Spiel. Die Unthätigkeit und Ohnmacht der merowingischen Fürsten in den letzten hundertundzwanzig Jahren vor ihrem Untergange, bei so drohenden und gefährlichen Umständen, hatten sie ihrem Volke allmälig entfremdet, und dieses darauf vorbereitet, die Stützen und Träger des fränkischen Lebens außerhalb des Kreises des einst so großen, jetzt aber leiblich und geistig gesunkenen Königsgeschlechtes zu suchen.

Klodwig und seine Nachfolger hatten alles Land, das nicht von dem erobernden Volke besessen war, als ein Privateigenthum ihres Hauses angesehen, daher ihre Theilungen Galliens, daher die Theilung zuweilen derselben Stadt oder der gemeinschaftliche Besitz derselben, von denen nur die römische Bevölkerung getroffen wurde, da die fränkische sich unter einem Fürsten ungefähr in demselben Zustande, wie unter einem andern befand. Es waren dies nicht politische, sondern private, so zu sagen, häusliche Maßregeln gewesen. Die Königreiche von Orleans, Paris, Metz und Soissons wurden später in die von Neustrien, Austrasien, Burgund und Aquitanien, mit immerwährend veränderten Grenzen, verwandelt, endlich gingen auch diese in die beiden großen Abtheilungen: Neustrien und Austrasien, obwohl, im Einzelnen, keineswegs mit größerer Stabilität über. Im Ganzen kann man jedoch sagen, daß die beiden großen Stämme des fränkischen Volkes: die Salier und Ripuarier — das Fundament dieser Eintheilung geblieben waren. Die Merowinger gehörten zu den salischen Franken und hatten das eigentliche Neustrien gestiftet. Da dieser Stamm es war, der in der letzten Zeit des abendländischen Reiches der thätigere und lebenskräftigere gewesen, so befanden sich die Ripuarier anfänglich in Abhängigkeit von ihm. Allmälig aber hatte die in Neustrien stattfindende Berührung mit der gallo-römischen Bevölkerung und die daraus entstandene Entartung der germanischen Sitten den Ostfranken eine bedeutende

Ueberlegenheit über ihre Stammgenossen im Westen verliehen. Hierzu kam, daß die Austrasier mit den überrheinischen Germanen in immerwährender, obwohl keineswegs immer freundlicher Verbindung standen. Einmal hatten sie sich dieser tapfern Stämme zu erwehren, die unaufhörlich dahin strebten, in das eigentliche Gallien einzudringen, ein Widerstand, der ihren eigenen kriegerischen Muth wach erhielt, dann ergänzten sie sich aus diesen kraftvollen Völkern, sobald ihr Vortheil oder die Nothwendigkeit ihnen empfahl, denselben Ländereien unter sich anzuweisen, während die Westfranken nur die entartete Bevölkerung der Gallo-Römer als eine ungleich geringere Uebung für ihre Kraft sich gegenüber fanden. Das entnervende Schauspiel römischen Lebens und römischer Sitte überhaupt lag den Austrasiern ferner als den Neustriern, daher sie allmälig ein Uebergewicht kriegerischer Tüchtigkeit und unternehmenden Geistes über dieselben erlangen mußten. Denn in Zeiten einer werdenden Gesittung, wo Nachdenken, Disciplin und Kunst einen verhältnißmäßig geringen Raum in dem Dasein der Menschen einnehmen, sind die natürliche Kraft und Gesinnung beinahe Alles und der Tapferste wird der Beste und verdient über den weniger Muthigen und deshalb Schlechtern zu herrschen.

Die merowingischen Könige hatten, sobald sie sich in den Besitz Galliens gesetzt, altgermanischer Sitte gemäß, an die Spitze ihres Hauses und Hofes den Treuesten und Verständigsten gesetzt, der anfangs mit keiner Art kriegerischer oder politischer Macht begabt, nur die Aufsicht über den Palast, die Verwaltung der königlichen Güter und das Richteramt über die vom Könige unmittelbar abhängigen Personen ausgeübt hatte. Bei der unter den ersten Merowingern rasch zunehmenden Macht der Krone hatte auch dieses Amt des „Hausmeiers" (Major Domus, Maire du Palais) an Ansehen und Macht gewonnen. Er war nach und nach an die Spitze der Getreuen oder Leute gestellt worden, die, wie der König in ihm seinen ersten Diener, so diese einmal ihr Haupt, dann aber auch den Vertheidiger und Vertreter ihrer Rechte, in der Nähe des Thrones, erblickten. Bei der Unthätigkeit und Schlaffheit, in welche das fränkische Königshaus sobald versank, fiel dem Hausmeier eine doppelte Rolle zu: einmal nahm er die Interessen seines Gebieters gegen die wachsende Macht der Leute in Acht und war oft veranlaßt, diesen zu widerstehen, dann schützte er diese gegen die, bei aller Schwäche der Merowinger, zuweilen hervortretende Neigung, nach Art der alten Cäsaren, den unumschränkten Gebieter zu spielen und die fränkischen Herren, wie die gallo-römischen Unterthanen zu behandeln.

Die Merowinger haben in dem, im Verhältniß zu der Dauer anderer modernen Dynastien kurzen Laufe ihres Daseins einen sehr verschiedenen, zuweilen ganz entgegengesetzten Geist offenbart und die besondere Art ihres Waltens ist auf das Schicksal der Karolinger, auf die Entstehung des Lehnswesens und somit auf die Geschichte der modernen Welt von großer Bedeutung gewesen. In Klodwig erscheint der Besieger der Fremden, der Bekehrer seines Volkes, der Held und Gläubige auf das Innigste vereinigt. Er erobert in wenigen Jahren ganz Gallien für sich und seine Getreuen, begünstigt aber zugleich die Kirche auf jede Weise, vergrößert ihr Eigenthum, unterwirft ihr die arianischen Gothen und Burgundionen, und tritt, wie als Stifter des fränkischen Staates, so auch als der Begründer der Macht des gallischen Episkopats auf, das, nach Karl des Großen Tode, als das Feudalsystem sich ausbildete, in einer Zeit, wo allein äußere Gewalt sich geltend machen konnte, seines geheiligten Charakters ungeachtet, ohne große weltliche Rechte und Reichthümer sich kaum erhalten haben würde. Klodwig steht, sobald die Eroberung vollendet, als ein alleiniger Gebieter, ohne Nebenbuhler, da. Seine Getreuen sind durch ihn groß geworden, sein Volk ist von einem kriegerischen Wanderleben zum Ackerbau übergegangen, die Kirche sieht in ihm ihren treuesten Verehrer und mächtigsten Beschützer. Es findet sich in seiner Geschichte, von diesem Augenblicke an, weder von Seite der weltlichen noch kirchlichen Großen, noch anderer Klassen seines Volkes, eine Spur von Widerstand gegen seine Macht und deren Ausübung vor. Auch besitzt er in der heiligen Klotilde eine Frau, wie er, von hoher, in die Nacht der Zeiten sich verlierender Abstammung, die sich eben so fromm, wie er unternehmend, bewiesen, kurz Alles vereinigt sich in ihm, um das Bild eines durch die Meinung geheiligten und durch seine Thaten in gewaltiger Herrschaft da stehenden Helden und Eroberers zu vollenden. Seine ersten Nachfolger bewahren wenigstens den kriegerischen Geist des Stifters, aber die Theilungen der großen Erbschaft erregen sehr bald den alten, durch die Eroberung noch höher entflammten Geist der Ehr- und Habsucht des merowingischen Geschlechtes. Brüder bewaffnen sich gegen Brüder, Neffen gegen Oheime, Söhne gegen ihre Väter. Die Sitten verwildern. Zu der angebornen Roheit tritt die gallo-römische Entartung, und der heilige Germanus sieht sich veranlaßt, den König Karibert, weil er mehre Frauen zugleich besitzt, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, ohne daß dieser seinen Wandel zu ändern veranlaßt wird. Chilperich läßt seine Gemahlin Galswintha ermorden, erhebt Frede-

gunde, die Tochter eines seiner Hörigen, auf den Thron und lebt in immerwährenden Streitigkeiten mit den Bischöfen, die er fast als seine Feinde ansieht. Ein Sohn, in jener ungleichen und mit einem Verbrechen erkauften Verbindung erzeugt, Klotar, vereinigt die meist getrennten merowingischen Staaten wieder zu einem Ganzen. Unter seiner Regierung tritt die lang im Stillen wirkende Auflösung des altfränkischen Lebens, zum ersten Male allgemein sichtbar, hervor. Sie ist der Wendepunkt in der Geschichte des merowingischen Hauses. Der Zauber, den die Thatkraft des großen Ahnherrn, sein Bund mit der Kirche, der Glaube an seine unbefleckte, über die gewöhnlichen Geschlechter der Menschen erhabene Abkunft ausgeübt, ist verschwunden. Die Nachkommen beginnen immer tiefer zu sinken und der Halt- und Mittelpunkt ihres Volkes von der sonst so erhabenen königlichen Macht auf eine andere Gewalt, die der Hausmeier, die früher mehr Vorsteher des Palastes als Träger des Staates gewesen, überzugehen. Schon unter Klotar treten Warnachar in Burgund und Rado in Austrasien, als Hausmeier, mit so großer politischer Bedeutung auf, daß der König Ersterem eidlich geloben muß, ihn nie seiner Stelle zu entsetzen, d. h. ihn zum Mitregenten anzunehmen. Zu gleicher Zeit war die Macht der Leute so herangewachsen, daß die geistlichen und weltlichen Großen von Burgund, Warnachar an ihrer Spitze, die Brunehilde mit den Söhnen des Theodorich besiegen, ohne daß Klotar, zu dessen Vortheil dies Alles geschieht, hierbei eine thätige Rolle spielt.

Die Könige hatten die Leute auf Kosten der Freien erhoben, die als Macht im Staate allmälig alle Bedeutung verlieren, während erstere, ursprünglich von der Gunst der Könige abhängend, mit widerruflichen Aemtern und bedingtem Eigenthum versehen, also aller eigentlichen Zeichen eines politischen Standes entbehrend, bald zum Mittelpunkte des fränkischen Lebens werden und die Gewalt der Krone und die Freiheit des Volkes gleichmäßig vermindern. Dagobert, der letzte merowingische König, der durch sich selbst herrscht, beruft, als er die Regierung antritt, nur die Leute, d. h. die geistlichen und weltlichen Großen von Neustrien, Austrasien und Burgund nach Reims, um ihre Bestätigung und die Versicherung ihrer Treue zu empfangen, des Volkes geschieht, bei dieser und ähnlichen Veranlassungen, nicht mehr die geringste Erwähnung. Die Merowinger hatten, in ihrem Streben nach unumschränkter Herrschaft, den Stand der Freien möglichst geschwächt und den der Leute erhöht, indem sie sich dieser, deren Macht keinen andern Grund als das Wohlwollen und Vertrauen der Könige hatte, hinlänglich ver-

sichert hielten. Nachdem sie aber deren Bedeutung durch Verleihung von Würden und Gütern vergrößert, begannen diese sich eben so nach oben wie nach unten zu auszubreiten, die Gewalt der Könige zu beschränken und den Zustand des Volkes zu beengen. Der Hausmeier, der sonst als der Erste unter den Getreuen der Könige gewirkt, so lange diese mächtig gewesen, trat jetzt, da seine Verbindung mit den Leuten ihm größere Vortheile versprach, zu diesen über, und so wie früher seine Stellung bedingt gewesen durch die Treue gegen den König, so befestigt er jetzt seine Macht, als das Geschlecht Klodwig's erst in Schlaffheit, dann in Blödsinn verfällt, durch bewährte Treue gegen die Leute, die das herrschende Element des fränkischen Lebens werden, so wie es sonst der Stand der Freien gewesen. Die spätere Feudalaristokratie des Mittelalters war in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, nach dem Tode Dagobert's, ihrem Wesen nach, schon vorhanden. Besondere Umstände haben ihre vollkommene Ausbildung, um zwei Jahrhunderte, verzögert. So wie nämlich vorher die Könige den Stand der Freien beschränkt und den der Getreuen begünstigt, um durch diese unumschränkte Herren des Volkes zu werden, sich aber getäuscht und in Abhängigkeit von den Leuten und deren Haupt, dem Hausmeier gekommen, so betrogen sich jetzt die Leute, indem sie die Macht der Hausmeier, zum Nachtheil der Könige, erhöhten. Diese Hausmeier, deren Amt, im Anfange des siebenten Jahrhunderts, in die Hände eines kühnen und unternehmenden Geschlechts gekommen, machen sich zu Herren der Leute, und werden aus von diesen ehemals freiwillig begünstigten Oberhäuptern, zu einem großen, durch sich selbst bestehenden Herrscherstamme.

Zehntes Kapitel.

Wir haben demnach gesehen, wie sehr der ganze äußere Zustand des fränkischen Stammes durch die Folgen der Eroberung und Niederlassung verwandelt wurde. Diese äußern Veränderungen wirkten natürlich auch auf das Innere dieses Volkes zurück und ein weit-

schauender Genius, wäre ein solcher in dieser stürmischen und dunkeln Zeit möglich gewesen, würde schon damals den einstigen Untergang des germanischen Lebens auf dem eroberten Boden geahnt und den endlichen Sieg römischer Formen über den deutschen Geist in Gallien vorausgesehen haben. Dieser allgemeinen Schwächung des germanischen Princips ungeachtet, erhielt sich dasselbe unter den Franken, in ihren neuen Verhältnissen, dennoch länger als unter Gothen und Longobarden, weil die römische Gesittung in Italien und Hispanien noch tiefere Wurzeln im Geiste der Bevölkerung als in Gallien geschlagen hatte und deshalb auf die fremden Eroberer einen noch raschern und allgemeinern Einfluß geltend machte. Ein anderer tiefer liegender Grund dieses verschiedenen Geschickes lag in der unter den Franken, ungeachtet aller Veränderungen im Vergleiche zu andern Völkern, länger bestehenden Gestalt der beiden vornehmsten Elemente des altgermanischen Staates: eines geheiligten, von Göttern oder Halbgöttern stammenden Königsgeschlechtes und eines, in allen wesentlichen Bedingungen, unter sich gleichen Standes der Freien. Durch das frühe Erlöschen der altahnlichen Königshäuser der Amalen und Balthen unter den Gothen, und die unter diesem Volke am Ersten hervortretende Minderung der alten Volksfreiheit zu Gunsten der geistlichen und weltlichen Großen ward in ihrem Geiste die Erinnerung an das früher unter ihnen so mächtig wirkende Naturleben und der Zusammenhang ihres neuen Daseins mit dem, das sie in der alten Heimath geführt, unterbrochen und sie veranlaßt, sich römischer Sitte und dem Einflusse der Geistlichkeit noch früher, als andere Stämme, hinzugeben. Die Longobarden aber, nach dem Untergange der heroischen Dynastien der Aroder, Lithinger und Gunkinger, von Fürsten verschiedenen Ursprunges beherrscht, konnten zu keiner festen und bestimmten Entwickelung gelangen, und erlagen den Franken. Letztere von den Merowingern, schon vor ihrem Eintritte in Gallien beherrscht, besaßen an ihnen, so lange sie nicht ausarteten, einen lebendigen Mittelpunkt, um den sie sich, des ihnen, wie allen Germanen, inwohnenden Triebes zu einem individuellen und isolirten Walten ungeachtet, in entscheidenden Augenblicken, wie z. B. in der Bekämpfung des Syagrius oder der Annahme des Christenthums sammeln konnten. Dem moralischen Sinken des altahnlichen Geschlechtes folgte im Leben der Franken, Schritt vor Schritt, die Auflösung der ursprünglichen Verfassung der Nation, denn mit der abnehmenden Ehrfurcht vor dem Blute und dem Rechte des Königshauses sank die Bedeutung der Freien im Staate, und die Dienstleute und Gefährten des Königs, aus dem Volke hervorgegangen

und ihnen meist weit untergeordneter als dieses, erhoben sich zu einer herrschenden Macht, welche mit dem Geiste des altgermanischen Staatse im Widerspruche, allmälig auch dessen äußeres Dasein bedrohte. Die Franken würden bei der Auflösung ihrer alten Verfassung, welche dieses Umsichgreifen des Standes der Leute hervorbrachte, schon damals, wie die Gothen, zu Römern geworden oder dem unaufhörlichen Andringen der Thüringer, Sachsen und Friesen erlegen sein, denn die Leute waren damals noch keineswegs, wie einige Menschenalter später, stark genug, ihr eigenes Recht an die Stelle der gesunkenen Macht des Königthums und der geschmälerten Freiheit des Volkes zu setzen und allein den Geist des germanischen Lebens auf dem eroberten Boden, wenigstens eine Zeit lang, fortzusetzen. Aber der kraftvollste und lebendigste der ausgewanderten deutschen Stämme trug in seiner Mitte ein, nicht seiner Abkunft, aber seiner Gesinnung und Kraft nach, erhabenes Geschlecht, das im Stande war, den unter den Merowingern sinkenden Geist des fränkischen Volkes zu erneuern, den Untergaang des germanischen Lebens in Gallien aufzuhalten und seine Einrichtungen, für mehre Jahrhunderte, zu den herrschenden des Abendlandes zu machen.

Das Dasein der germanischen Völker in der ursprünglichen Heimath, in den kindlichen und einfachen Kreisen des alten Naturstaates, hatte keinen großen Aufwand hervorragenden Geistes und weit berechnender Vorsicht, zu seiner Erhaltung, bedurft. Das Aufbrausen der Kraft in einem Theile der Jugend fand meist in auswärtigen Kriegen seine Befriedigung, und wandte sich selten gegen die für heilig und unerschütterlich geachteten Einrichtungen des heimischen Lebens. Auflodernde Begierde nach Herrschaft über das eigene Volk und Land, Neid gegen die Hoheit des Fürsten, gegen den Ruhm der Führer, konnte sich nicht leicht da entwickeln, wo die Ehrfurcht vor den Göttern und ihren Abkömmlingen den Königen, vor dem Rechte des Hausvaters und jedes Freigebornen, als ein von der Natur in das Herz gepflanzter Trieb erschien, und wenn hier und da ein um sich greifender Charakter diese Schranken zu durchbrechen versuchte, so fand er in der allgemeinen Stimmung der Gemüther einen unbesiegbaren Widerstand. Dieser Zustand der altdeutschen Nationen ist gewiß kein an den Beginn ihres Daseins reichender gewesen, sondern hat sich auf den Trümmern eines mythischen, ihrem eigenen Bewußtsein, im Laufe der Zeit, entschwundenen erhoben, dennoch muß man glauben, daß er lange, bevor diese Völker in die Geschichte treten, vorhanden gewesen und sich, im Wesentlichen, seit sie den Boden Asiens verlassen, nicht verändert hatte.

Denn da ihre Sitten und Einrichtungen ein Ueberrest des alten Naturlebens überhaupt waren und von diesem gebildet und getragen wurden, so konnten sie sich zwar in weitern oder engern, langsamern oder raschern Kreisen bewegen, gleichwohl aber keine eigentlichen Veränderungen erleiden, so lange sich der Seele, die sich in die Gestalt jener Völker versenkt, kein ihr fremdes Element zugesellt hatte. Dies geschah aber, als sie das abendländische Reich eroberten. Auf einer fremden Erde, unter einem neuen Himmel, auf den Trümmern einer von ihnen durchaus verschiedenen Welt sich niederlassend, verloren sie, von den Banden ihres alten Naturlebens befreit und das Christenthum mehr als eine äußere Macht denn als ein sittliches Gesetz begreifend, mit dem Verlassen ihrer alten Götter, den innern Halt, der sonst ihr Gemüth beherrscht, und durch die auf dem eroberten Boden nothwendig gewordene Auflösung ihrer alten Gemeindeverfassung das äußere Maß, das ihr Leben bisher geleitet hatte. Ihr Dasein bedurfte von jetzt an, in der Mitte einer neuen Welt, fremden Sitten und Rechten gegenüber, einer festern Ordnung, einer größer Herrschaft der Einen und einer bestimmten Unterwerfung der Andern, wenn es sich nicht zersplittern und in dem der Besiegten aufgehen sollte. Daher blühte auf dem eroberten Boden zuerst die Herrschaft ihrer alten Königshäuser in einer viel unumschränktern Weise als einst in der frühern Heimath auf, dann die des Gefolges, der Leute des Königs, und die Freiheit des Volkes ging immer mehr zu Grunde, denn es war, um sich zu erhalten, genöthigt, der ihm von den Mächten des Alls verliehenen Unabhängigkeit zu entsagen und sich einem besondern und menschlichen Willen zu unterwerfen. In diesem neuen Leben, das die Germanen auf dem eroberten Boden beginnen, sinken zuerst die beiden Mächte, aus denen der alte Naturstaat bestanden: das Königthum und das Volk. Ungeachtet die königliche Macht, von der Eroberung begünstigt, in den ersten Zeiten nach derselben sich zu heben sucht, so erkaltet durch den Einfluß der neuen Religion und der fremden Umgebungen sehr bald der Glaube an ihren übernatürlichen Ursprung und ihre unerschütterliche Nothwendigkeit, früher ihr vornehmster Schild und Hebel, und mit ihr zugleich welkt in dem gebrochenen Gemüthe des Volkes die frühere Liebe zur Unabhängigkeit, und eine neue, in ihrer gegenwärtigen Bedeutung dem alten Naturstaate unbekannte Form des öffentlichen Lebens erblüht in dem Stande der Leute, der sich allmälig an die Spitze der germanischen Gesellschaft drängt. Dieser war vor Allem dazu bestimmt, den innersten Cha-

rakter des germanischen Wesens: das Gefühl der freien Selbstbestimmung — eine Flamme, die einst von der Natur angefacht und erhalten war, später aber von dem Geiste des Menschen genährt werden sollte, nicht erlöschen zu lassen. Das altgermanische Königthum wäre, nach der Eroberung, für ihre Bewachung ein zu einsamer, das Volk aber ein zu unsicherer Hüter gewesen. Sie ward, für den Augenblick, von und für Wenige erhalten, damit sie einst in der Zukunft Allen leuchten könne. Großes und Herrliches im deutschen Leben ist mit der Auflösung des alten Naturstaates und der Niederlassung auf dem römischen Boden untergegangen. Der Kern des germanischen Daseins aber: das Gefühl der Freiheit und das Gesetz der Treue — hat sich jedoch, alles Wandels und Wechsels ungeachtet, über die gesammte europäische Menschheit verbreitet und hat überall, wenn auch nicht in demselben Maße, Früchte getragen, die unverwelklicher Natur sind. —

Das Sinken und allmälige Verschwinden des altgermanischen Lebens auf dem eroberten Boden erscheint in nichts Anderm so sichtbar als in der Abnahme der Kraft und Bedeutung des in dem alten Naturstaate entstandenen und an dessen Erhaltung geknüpften Geschlechtes der Merowinger. Es ist oft behauptet worden, daß das Haus Pipin's die Nachkommen Klodwig's in systematischer Erniedrigung und absichtlicher Verdummung gehalten habe. Nichts aber ist, alles Ehrgeizes der großen Hausmeier ungeachtet, unwahrscheinlicher als dieser absichtliche Druck, wenn man weiß, daß die merowingischen Fürsten, bis auf die letzten Zeiten, sich bei allen feierlichen Gelegenheiten ihren Getreuen zeigten, alle Befehle in ihrem Namen erlassen wurden und daß sie nichts hinderte, hätten sie Geist und Muth besessen, sich an die Spitze ihrer Krieger zu stellen. Aber sowohl sie selbst als ihr Volk hatten den Glauben an ihr Recht und die Möglichkeit, dasselbe in den neuen, durchaus verschiedenen Verhältnissen und Gesinnungen gelten machen zu können, verloren. Nicht sowohl die großen Thaten Karl Martel's, der Ehrgeiz Pipin's, die Dienste, die er dem Papstthum erwiesen, setzten Letztern auf den Thron Childerich's III. als vielmehr die mit dem alten Staate hinschwindende Kraft des merowingischen Geschlechts. Es ging den Enkeln Klodwig's wie einem Strom, der zu fließen aufhört, sobald seine Quelle versiegt. Diese Quelle aber war das altgermanische Naturleben, an welches das Dasein der Merowinger sich knüpfte. Beide fielen zugleich. Der Fluß stand noch lange, nachdem ihm seine Quelle fehlte. Aber sein Wasser sank und sank immer tiefer, bis er

zu vertrocknen anfing und ein neuer Quell sich in das leere Bett ergoß. Es ist dies übrigens die Geschichte des Unterganges jeder großen, nicht zufälligen und äußerlichen, sondern an das Wesen der Dinge gebundenen Gewalt unter den Menschen gewesen, und die Nachkommen Pipin's haben, einige Menschenalter später, aus ähnlichen Gründen, dasselbe Schicksal erfahren. —

Die seit mehren Generationen allgemein anerkannte Unfähigkeit und Ohnmacht der merowingischen Fürsten, die sich selbst bis auf ihre äußere materielle Existenz erstreckte, denn sie starben meist alle jung; die noch nicht zu einem festen politischen Stande erstarkte Gewalt der Leute; das aus der Brust der Freien schwindende Gefühl ihrer rechtlichen Unabhängigkeit; die Unwissenheit und Zuchtlosigkeit der niedern Geistlichkeit; das willkürliche Streben der damaligen Bischöfe machten eine Erneuerung des kirchlichen und weltlichen Zustandes zu einem unabweislichen Bedürfnisse. Die Möglichkeit, das verfallende Leben des fränkischen Volkes zu verjüngen, lag einzig in der Vermehrung des päpstlichen Einflusses auf die Regierung der Kirche und in der Befestigung des Ansehens der großen Hausmeier über jeden Zufall, durch ihre Erhebung auf den königlichen Stuhl. Wie einst am Ende der alten Welt, unter Konstantin dem Großen, die kirchliche und weltliche Macht einen engen Bund schlossen, aber so, daß die letztere als die mächtigere und verleihende erscheint, so jetzt unter Pipin und Stephan dem Dritten, aber mit dem Unterschiede, daß hier, unter dem Einflusse des christlich-germanischen Princips, die Kirche das Königthum bestätigt und verpflichtet. Childerich III. und sein junger Sohn wurden im Jahre 752 n. Ch. des letzten Besitzes, der ihnen von der Herrlichkeit ihrer Vorfahren übrig geblieben, eines kleinen Landgutes, des mit Stieren bespannten Wagens, auf dem sie zum Märzfelde gefahren, ihre Getreuen zu begrüßen und der letzten Auszeichnung der angestammten Herrschaft, ihres lang wallenden Haares beraubt und zu Mönchen geschoren. Das alte Geschlecht des Meergottes, vor dem einst so oft das Abendland gezittert, versank in das Dunkel des Klosters wie Uranus in die Nacht des Tartarus. Es war dies aber keine jener plötzlichen Revolutionen, nach Art derer, welche die Tyrannen Roms oder des Orients stürzten und andere an ihre Stelle setzten, sondern das Resultat einer langsam gereiften und unabwendbaren Nothwendigkeit, der obersten Richterin aller Dinge. Pipin ward zu Soissons, einem der Schauplätze altfränkischer Größe, im Angesicht der Großen und des Volkes, auf den Schild Klodwig's gesetzt und

mit ihm beginnt die letzte und größte Epoche germanischen Lebens auf den Trümmern des römischen Reiches, bevor es auf den Boden, von dem es ausgegangen, beschränkt wurde, oder sich, wenigstens in seiner Reinheit, nur dort erhielt.

Elftes Kapitel.

Wenn der altgermanische Naturstaat, bestehend in einem heroischen Geschlecht an der Spitze eines Volkes und der rechtlichen Unabhängigkeit aller freien Mitglieder der Gemeinde, schon durch die Niederlassung auf dem fremden Boden sich vielfältig verwandelt hatte, indem zuerst die Freiheit des Volkes und dann die Hoheit des Königs durch den Stand der Getreuen, das frühere Gefolge, gemindert wurde, so geht derselbe mit dem Erlöschen der Merowinger, seiner Bedeutung nach, völlig zu Grunde. Von der im Glauben und den Anschauungen des Heidenthums ruhenden Ueberzeugung von dem göttlichen Ursprunge des regierenden Königshauses, von dem Rechte des Einzelnen, in seiner Freiheit sich selbst genügend, sein Dasein, nach dem Maße der ihm verliehenen Kraft, einzurichten und, nach Gutdünken, in einen rechtlichen Verband einzugehen oder denselben zu verlassen, von der Trennung der verschiedenen Völker, wie Sachsen, Thüringer, Longobarden u. s. w. durch besonderes Eherecht und verschiedenen Brauch, von diesem Allen finden sich in dem unter den Karolingern entstandenen germanischen Leben, zum Theil noch einzelne Spuren und Erinnerungen vor, aber diese von der Natur und ihrer Herrschaft über die Menschen kommenden Rechte und Sitten bilden unter ihnen keineswegs mehr, wie früher, das Wesen des gemeinsamen Lebens im Staate. Wie aber in einem sich aus seiner eigenen Wurzel, ohne fremde Zuthat, entwickelnden Volke auch die größten Veränderungen keinen vollkommnen Bruch in seinem Dasein hervorbringen und die Gegenwart mit der Vergangenheit durch ein inneres Band verknüpft bleibt, so war auch das im Staate der Karolinger herrschende Princip und die Gesin-

nung, aus der es entstanden, schon längst vorher vorhanden, nur daß es von der Macht des frühern Naturlebens verhindert worden, den in ihm wohnenden Keim zu seiner vollen Entwickelung zu bringen. Wir haben oben (II. 1.) darzustellen versucht, wie die germanische Menschheit sich von der antiken vornehmlich dadurch unterschied, daß das Gefühl der Persönlichkeit in ersterer dergestalt vorwaltete, daß Jeder in freier Eigenheit dem Andern gegenüberstand und keine Rechte und Pflichten anerkannte, als die ihm von der Natur und seinem Gemüth offenbart worden. Das innere Bewußtsein seiner freien Persönlichkeit war der Mittelpunkt, von dem aus der Freie einen Kreis zog, innerhalb dessen sein Dasein sich unabhängig bewegte und den er von Niemandem, ohne Widerstand, überschreiten ließ. Daher erscheint das ganze Leben der alten Deutschen in einer Zersplitterung und gegenseitigen Trennung, zu welcher der Zustand der antiken Welt den vollkommensten Gegensatz liefert. Denn wir sehen, schon in der frühesten Zeit, die Bürger der hellenischen und italischen Staaten zu einem in sich geschlossenen Ganzen, in enger Gemeinschaft verbunden, von derselben Stimmung und Gesinnung erfüllt, so daß selbst die größten äußern Zwiespalte und Trennungen, die sich unter ihnen erheben, den Lauf dieses harmonischen Daseins nur für Augenblicke zu unterbrechen vermögen, und immer wieder zu ihm zurückzukehren gezwungen, durch die mißlungenen Versuche, sich von ihm lossagen zu wollen, das sicherste Zeugniß seiner unwiderstehlichen Anziehungskraft ablegen. Wenn diese innere Uebereinstimmung der Seelen dem antiken Menschen die Tiefe seiner Individualität verschloß und es seinem Bewußtsein versagt war, sich an der Freiheit seiner innern Natur, wie an einem Schauspiel zu ergötzen, so setzte dagegen das übertriebene Recht der Persönlichkeit unter den alten Deutschen diese der Gefahr aus, in solcher Trennung und Vereinzelung, das Gefühl und den Genuß eines gemeinsamen Lebens zu verlieren und in jeder Entwicklung, die das Individuum nicht durch sich selbst hervorbringen kann, hinter den Leistungen eines in Uebereinstimmung seiner Glieder geführten Daseins zurückzubleiben. In der antiken Welt fühlte der Einzelne nicht, daß sein Inneres in dieser gleichen Stimmung der Seele einer fremden Gewalt erlag und daß er sich nicht tief genug eines eigenen Willens bewußt wurde. Selbst als später das Christenthum erschien, war es nicht im Stande, diesen in der ersten Organisation der alterthümlichen Menschheit verwebten Mangel zu ersetzen. Die Germanen dagegen, als hätten sie geahnt, daß ihnen einst die Erneuerung der europäischen Menschheit und die Herrschaft über den größten

Theil der Erde bestimmt sei, strebten dahin, jenen übermäßigen Hang zu Trennung und Vereinzelung, den Grundmangel ihres ganzen Daseins, so weit es die ihnen eingeborne Richtung ihres Wesens erlaubte, zu verbessern. Um diese zu große Willkür und Zersplitterung ihrer Kräfte zu verhindern, vereinten sie sich in Gefolgschaften um erlauchte Führer, zu gemeinsamen Unternehmungen, ohne äußere Noth, aus freier Bewegung des Innern. An der Spitze solcher Gefolgschaften hatten Alarich, Klodwig, Hengist und Horsa Italien, Gallien und Britannien erobert. Aber wie im Alterthume der Verstand die Bedingungen gesetzt hatte, unter welchen der Einzelne in einen Kreis rechtlichen Daseins trat, so ward hier dieses Verhältniß vom Gemüthe gebildet, so wie dort der antike Bürger dem Recht, das ihm, ungeachtet der demokratischen Form seines Staates, wie eine äußere Macht aufgelegt war, sein ganzes Wesen unterordnete, so bewahrte dagegen der Germane, mitten im Verbande des Gefolges, das volle Bewußtsein seiner angebornen Unabhängigkeit und fühlte sich nur durch die von ihm freiwillig übernommenen Verpflichtungen gefesselt. Das Gesetz des antiken Menschen waltete, unpersönlich, wie das Schicksal, mit starrer Nothwendigkeit über ihm, der Germane schaute auf den Fürsten und Führer, zu dem er sich aus Vertrauen und Neigung gesellt, wie auf die äußere lebendige Verwirklichung einer in seinem Innern wohnenden Regel.

Diese dem Naturstaate und seinem Geiste innerlich fremde, aus einer freien und sittlichen Bewegung hervorgehende Erscheinung der Gefolgschaften war zwar, wie schon in der alten Heimath, so auch in dem eroberten Gallien mächtig hervorgetreten, vermochte aber, im Widerspruche mit dem Glauben an die von dem Heidenthum und der Natur verliehenen Rechte und Sitten, sich zu keiner festen Gestalt herauszubilden. Die Merowinger verlangten für sich Ehrfurcht und Anhänglichkeit in Rücksicht auf ihre heroische Abkunft, und das Volk neigte sich zur Aufrechthaltung der einst in den Wäldern und auf den Haiden des ursprünglichen Vaterlandes geübten Willkür und Vereinzelung. Das Gefolge, auf dem eroberten Boden mit Land und Leuten und der Ausübung der öffentlichen Gewalt begabt, kämpfte für die Ausdehnung des Princips, dem es seinen Ursprung verdankte, nämlich: der bewußten Unterordnung und Hingebung an den Besten und Tapfersten, und in dieser freien Wahl, für die Herrschaft des Gemüthes über die Gewalt der Natur. Diese aber widerstrebte in dem gesunkenen Werthe der Merowinger der vollkommenen Verwirklichung dieser Idee. So lange die ohnmächtig und zuletzt fast blödsinnig gewordenen Nachkommen Klodwig's auf dem

Throne blieben, war die Hingebung der Franken für sie eine von der Natur und ihren Gesetzen, dem Recht des herrschenden Geschlechts gebotene Huldigung, und nicht der Ausdruck einer freien Bewegung des Innern. Sobald deshalb ein aus der Mitte des Gefolges der Leute, aber mit gewaltiger Kraft durch mehre Generationen begabtes Geschlecht in den Hausmeiern, von Pipin dem Alten an, hervortritt, so neigen sich die ihnen ursprünglich Gleichen denselben mit freier Liebe und innerer Ueberzeugung zu und erkennen in ihnen ein von deren eignem innern Werthe und der freien Anerkennung Anderer, nicht aber von der Natur und ihren Gesetzen, verliehenes Oberhaupt an. Pipin vollführt, indem er sich auf den Thron Childerich's III. setzt, den Willen seiner eigenen Genossen und bringt die Idee der alten Gefolgschaft, ihr Verhältniß zum Fürsten und zum Volke, die seit der Eroberung Galliens sich immer mehr erhoben, unter der Herrschaft eines Naturgesetzes aber, wie es die Merowinger darstellten, sich nicht vollkommen entwickeln konnte, zu ihrer Vollendung. Im Volke, das sonst seine Freiheit, so wie die Könige ihre Gewalt, als ein vom Schicksal verliehenes Gut betrachtet, schwand auf dem fremden Boden und unter seinen feindlichen Einflüssen, dieses ursprüngliche Gefühl. Die Freiheit sollte von jetzt an nur denjenigen bleiben, die hinlängliche Kraft des Gemüthes und Willens besaßen, um sie nicht als ein ererbtes Gut, sondern als ein erworbenes Recht zu fühlen. So wie die Repräsentanten der einen Seite des alten Naturstaates: die kraft- und willenlos gewordenen Könige, in das Dunkel des Klosters gestoßen wurden, so sank die andere Seite des alten Daseins: der Theil des Volkes, der nicht begriff, daß das neue Leben, das jetzt begann, nicht von der Natur verliehen, sondern aus der Freiheit und Wahl des Innern entstanden, in die Bande der Abhängigkeit von den Genossen des neuen Königthums, unter verschiedenen Formen und in verschiedenen Abstufungen.

So wie früher im Dasein der alten Deutschen das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit der herrschende Geist gewesen und das der Treue nur im Gefolge des Königs bedeutend hervorgetreten, so ward diese letztere unter den Karolingern, noch ausschließender als unter den Merowingern, da alle rechtliche Gewalt an die Leute übergegangen, das allgemeine Princip des germanischen Lebens, und das der besondern Unabhängigkeit trat, ohne durchaus zu verschwinden, in den Hintergrund zurück. Dieser Stand der Leute erhob sich aber, obgleich unter den Karolingern noch entschiedener als unter der ersten Dynastie, die Stelle der alten Volksgemeinden einneh-

mend, noch nicht, wie im spätern Mittelalter, der Lehnsadel zu einer geschlossenen, erblichen und für Andere, unter gewöhnlichen Umständen, unerreichbaren Stellung, sondern es war jetzt noch immer, wie unter den Merowingern, Jedem, der Kraft und Geschick in sich fühlte, möglich, in den Dienst und das Gefolge des Fürsten aufgenommen zu werden. Die Karolinger erkannten keine andern Ansprüche als im Dienste des Herrschers bewährte Treue und Tüchtigkeit an. Niedrig Geborne stiegen unter ihnen zu den höchsten Würden im Staate und der Kirche empor, und Hohe aber Untüchtige oder Treulose sanken in Dunkel oder Abhängigkeit herab. Es handelt sich hier nicht um die Aufzählung einzelner mehr oder weniger bekannten Thatsachen, die sich überall finden, sondern um die Darstellung von Ideen und Principien, weshalb diese Angaben keiner Rechtfertigung oder einzelner Beweise bedürfen. In der karolingischen Monarchie ward die Geltendmachung eines in menschlicher Freiheit entstandenen sittlichen Princips: der Treue, über das in den Anschauungen des Heidenthums wurzelnde Gefühl einer von den Göttern empfangenen Hoheit und einer von der Natur verliehenen Unabhängigkeit gestellt. Deshalb waren die Nachkommen Pipin's des Alten an die Stelle der Merowinger getreten. Denn erstere standen nicht als Erben von Heroen, im Sinne des Heidenthums da, sondern hatten sich vor aller Augen, nach und nach, aus dem Volke erhoben und ihre Macht beruhte einzig auf der geprüften Kraft ihres Geistes und der Treue derer, die sie als die Würdigsten unter sich erkannt und an ihre Spitze gestellt hatten. Es verstand sich also von selbst, daß, da ihnen ihre Herrschaft nicht von der Natur verliehen war, sie selbst auch diese nicht als die Bedingung zu ertheilender Macht und Ehre ansahen, sondern einzig geleistete Dienste und bewährte Treue. Die meisten unter Karl dem Großen, von dem es sich natürlich besonders handelt, wenn von dem nach ihm benannten Stamme gesprochen wird, im Staate und in der Kirche, in Wirksamkeit gesetzte Gestalten sind dunkeln Herkommens und häufig sogar Fremde. Es ist in diesem Reiche keine Rede mehr von den Abkömmlingen der nordischen Götter und Halbgötter, keiner durch die Stimme des Schicksals einst gebotenen Trennung wird Folge geleistet, sondern Tüchtigkeit des Geistes und Treue des Gemüthes werden allein als die Bedingungen der Erhebung gestellt. —

Schon die ersten Merowinger hatten im Gefühl, daß ihr Geschlecht das erhabenste des Nordens und ihr Volk das kräftigste der deutschen Stämme sei, Gothen, Burgundionen, Thüringer, Sachsen

und Longobarden theils sich wirklich unterworfen, theils zur Anerkennung ihrer Ueberlegenheit gezwungen. Unter den Karolingern wurden die Versuche, die germanischen Völker zu einer allgemeinen Konföderation unter der Leitung der Franken zu zwingen, mit noch größerm Nachdruck fortgesetzt. Vorher aber mußte die im fränkischen Staate, unter den Enkeln Klodwig's, immer mehr schwindende Einheit des Daseins erneuert und dasselbe auf eine festere Grundlage, als das alte Naturleben erlaubte, errichtet werden. Schon Karl Martel hatte jedes von dem Verbande der Leute und Freunde des Fürsten sich ausschließende und nach eigenem Ermessen waltende Dasein mit Erfolg bekämpft. Er rottete, wie es in Eginhard's Leben Karl's des Großen heißt, überall die „Tyrannen" in Gallien aus, d. h. er zwang die nach germanischer Weise auf ihren Besitzungen unter ihren Hörigen vereinzelt lebenden und mit ihren Nachbarn in immerwährenden Fehden begriffenen Eigenthümer, in den Dienst und die Gefolgschaft des Fürsten einzugehen und dadurch eine für das Leben der Gesammtheit nützliche und erfolgreiche Stellung einzunehmen. Denn jene Willkür, die auf dem Boden der alten Heimath geherrscht und die dort in der allgemein bestehenden Unabhängigkeit eine Schranke gefunden, sowie mitten auf dem Meere eine Woge sich an einer andern bricht, hätte in dem eroberten Lande unter unterworfenen Völkern und schwierigen Verhältnissen zuletzt alle Kraft des Staates aufzehren müssen. Wie hätte Karl Martel in einem Zustande, wo Jeder auf sich selbst gewiesen, sich sein eigenes Ziel setzte, dem gewaltigen Andrange der Mahomedaner widerstehen können, die, in sich durch den Glauben geeinigt, die zersplitterte Kraft des Abendlandes, wie Sturmwind abgefallene Blätter, vor sich hergetrieben hätten. Schon unter Pipin bestand außerhalb des Verbandes der Genossenschaft kein bedeutendes Dasein mehr in der Nation, und erst als so in das Leben der Franken Einheit gebracht worden, ward es seinem großen Sohne möglich, die noch in alter Willkür beharrenden Völker germanischer Abkunft: Sachsen, Thüringer, Baiern, Longobarden, zu einem Bunde zu zwingen, gegen den sie sich, nach Weise ihrer Väter zu leben geneigt, sträubten. Ohne diese größere Geschlossenheit des fränkischen Staates wäre er den vereinten Angriffen der Araber, Skandinavier, Slaven und Avaren erlegen. Die Leiden und Drangsale, welche die Menschheit im vierten und fünften Jahrhundert bei Zerstörung des römischen Reiches erlitt, wären umsonst gewesen. Was sich von der antiken Civilisation mühsam erhalten, was das Christenthum und das germanische Princip bisher geschaffen, wäre

in erneuten Stürmen zu Grunde gegangen und ein hoffnungsloses Chaos eingetreten.

Der im Schooße des alten Naturlebens gebildete Staat, schon unter den Merowingern sehr geschwächt, von den großen Hausmeiern fast aufgelöst, wurde jetzt von Karl dem Großen gänzlich umgestoßen. Nicht daß nicht Einzelnes sich aus dem frühern Zustande bis zum Ende des neunten Jahrhunderts, dem Hervortreten des eigentlichen Feudalwesens, in Namen, Sitten und Formen erhalten hätte, aber diesem Allen fehlte unter Karl dem Großen der Geist rechtlicher Unabhängigkeit, der der eigenthümliche Charakter des altgermanischen Lebens gewesen. Durch ihn wurde jetzt alle öffentliche Gewalt dem Volke, als solchem, durchaus genommen und den Leuten und Getreuen des Königs verliehen. Die Verwaltung der Gerechtigkeit, einst in den Händen der Gemeinde, geht jetzt auf die Leute über, die unter verschiedenen Benennungen, über größere oder geringere Landestheile gesetzt, sich in den einzelnen Ortschaften untergeordnete Beamten als Gehülfen zugesellen, die aber ebenfalls vermöge königlicher Gewalt richten und vom Volke durchaus unabhängig sind. Diese Einrichtungen, dieser Einfluß der obersten Gewalt auf die innern Angelegenheiten der Gemeinden hatten zwar schon unter den Merowingern begonnen, aber erst durch Karl den Großen ward deren Selbstständigkeit vollkommen aufgehoben und die Grundlage des germanischen Staates, sowie er bisher bestanden, gänzlich verrückt. Von einer richterlichen Gewalt, wie sie früher der Hausvater und Eigenthümer als solcher nach eigenem Recht über Alle, die auf seinem Grund und Boden leben, ausgeübt, ist jede Spur verschwunden. Die Stellvertreter des Königs sind, außer der Pflege der Gerechtigkeit, noch mit der Verwaltung der ihnen übergebenen Landestheile, der Erhebung der Abgaben, der Erhaltung von Ruhe und Ordnung beauftragt und stellen sich auf Verlangen des Königs, an die Spitze der bewaffneten Mannschaft. Auch in diesen Verhältnissen ist das Volk von jeder freien Theilnahme ausgeschlossen, denn die Ernennung aller dieser Beamten geht von dem Sitze der Regierung aus und man findet keine Spur, daß dabei irgend ein Wahlrecht sich geltend gemacht hätte.

Diese thätigen Werkzeuge der königlichen Gewalt gingen großentheils aus dem Stande der mit Land und Leuten versehenen Nachkommen der ersten Eroberer hervor, von denen die bedeutenderen unter ihnen längst angefangen hatten, ihrer frühern Unabhängigkeit zu entsagen und in den engern Kreis der Vasallen, der Leute des

Königs, zu treten. Denn nur dadurch konnten sie zu politischer Wirksamkeit gelangen, ihr angestammter Rang und Besitz waren nicht mehr hinreichend, ihnen dieselbe zu verschaffen. Es gab damals keinen, wie früher und später durch seine eigene Macht und sein eigenes Recht bestehenden Herrenstand. Die geringern unter diesen alten Eigenthümern, die sich von einem nähern Verhältnisse zum Könige entweder keinen Vortheil versprachen, oder ihre frühere isolirte Stellung demselben vorzogen, behielten zwar ihre Besitzungen, verloren aber jede öffentliche Bedeutung, denn zu dieser konnte man jetzt nur durch den Dienst des Fürsten gelangen. Sie wurden von den Leuten im Frieden gerichtet, beaufsichtigt, im Kriege befehligt und erfreuten sich im politischen Leben keiner thätigen Stellung mehr. Die Individuen, welche sich aus dunkeln Verhältnissen emporarbeitend, durch Fähigkeit und Treue empfohlen, in die Nähe des Fürsten aufgenommen wurden, erhielten von ihm für ihren Unterhalt oder als Belohnung Ländereien mit Hörigen, einen Sold, einen Gehalt, in Grundstücken, wie es seit der germanischen Eroberung üblich geworden, gewöhnlich lebenslänglich, selten erblich, zuweilen ohne alle besondere Bestimmung der Dauer. Die Geistlichen wurden, sobald sie sich im Dienste des Königs ausgezeichnet hatten, mit Abteien oder Bisthümern bedacht, mit denen fast immer der Besitz liegender Gründe verbunden war. Die königliche Gewalt hatte sich demnach aller moralischen und materiellen Kraft der Nation bemächtigt. Der Eigenthümer, der nicht jeder politischen Thätigkeit und Selbstständigkeit entsagen wollte, mußte in den Dienst des Königs eingehen, und wer in den niedern Klassen Geist und Geschicklichkeit in sich fühlte und diese zu seiner Erhebung anwenden wollte, mußte dasselbe Mittel anwenden. Dieser weite Verband der Leute, Getreuen oder Beamten, was unter verschiedenen Namen dasselbe Verhältniß zum Herrscher ausdrückt, ward außerdem durch besondere Abgeordnete, Missi dominici genannt, aus den Vornehmsten dieser Klasse, meist den Geistlichen, genommen, beaufsichtigt. Diese wurden vom Könige mit bestimmten Vollmachten in gewisse Provinzen gesandt, um die Urtheile der Richter, wenn sie ungerecht waren, aufzuheben, den Zustand des Landes, die öffentliche Sicherheit, die Straßen, festen Plätze, kurz die gesammte innere Verwaltung zu untersuchen und davon unmittelbaren Bericht abzustatten.

Wenn die Macht des Königs durch die Nothwendigkeit, in die sich fast alle größern Eigenthümer, in die Genossenschaft der Leute einzugehen, versetzt sahen, höher als je gestiegen, so wurde das

Volk, d. h. die Freien, durch eben dies Verhältniß, das es, dem Anschein nach, durch die Abhängigkeit der Leute, dem Fürsten hätte näher bringen sollen, gleichwohl noch tiefer als früher herabgedrückt. Denn die Leute wußten durch die ihnen über die Freien verliehene öffentliche Gewalt sich für das, was sie dem Könige von ihren Rechten aufopferten, schadlos zu halten und sogar jetzt die Epoche ihrer spätern, fast ausschließenden Herrschaft vorzubereiten. Die Eigenthümer waren durch das von den Vorfahren Karl's des Großen begonnene und von ihm vollendete System zu Beamten und die Beamten wiederum zu Eigenthümern geworden. Die Stellung des Eigenthümers half die des Beamten und die des Beamten die des Eigenthümers erhöhen. Bei der großen Anzahl der Hörigen, der schon unter den Merowingern begonnenen Abhängigkeit der geringern Freien, der großen Ausdehnung des karolingischen Reiches, den immerwährenden Kriegen, der zunehmenden Schwierigkeit einer allgemeinen und durchgreifenden Beaufsichtigung gewann der Stand der Leute, d. h. die vereinte Bedeutung des Besitzers und des Beamten, über die Masse des Volkes, was sie gegen den König verloren hatte. Ungeachtet der Höhe, auf die sich das königliche Ansehn allen Klassen der Nation gegenüber gestellt hatte, sich aber nur durch den Geist und das Glück eines Mannes, wie Karl der Große war, erhalten konnte, begann dennoch eine besondere, ihrer Tendenz nach beiden fremde, nach Unabhängigkeit von der Krone und Herrschaft über das Volk strebende Macht, aus der einige Generationen später der Lehnsadel hervorging, immer tiefere Wurzeln zu schlagen. Die große Kraft und rastlose Thätigkeit Karl's des Großen konnte in diesen Getreuen nur selten den Willen aufkommen lassen, sich von ihm politisch vollkommen unabhängig zu machen, desto mehr Wichtigkeit bekamen sie aber da, wo sie ihre zwar nur lokale, aber um so tiefer eingreifende Autorität ausübten, zumal wenn sie, wie dies gewöhnlich geschah, sobald der König mit ihnen zufrieden war, im ungestörten Besitze derselben blieben und sie auf ihre Söhne oder Verwandten vererbten. Unter schwachen Fürsten, wie die Nachfolger Karl's des Großen, gleich den Merowingern, so bald wurden, verwandelte sich diese gemischte Gewalt des Beamten und Besitzers in die des Territorialherrn und kleinen Souverains. Der Stand der einst so beschränkten, von der Gnade und dem Vertrauen des Königs abhängigen Leute erhob sich nach und nach zu einer nach oben hin abhängigen, nach unten zu willkürlichen Gewalt, mit vorherrschend kriegerischem Charakter, wie es die äußere Nothwendigkeit und die von der Eroberung überlieferte innere Stim-

mung verlangten, und das Feudalwesen trat hervor. Das Volk, von der königlichen Macht nur aus der Ferne beschützt und an die örtliche unmittelbare Autorität der Leute gewöhnt, von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten längst ausgeschlossen, jedes Wahlrechts beraubt, fand sich ohne Widerstand in diese Veränderung, die gleichwohl seinen Zustand gänzlich umwandeln sollte.

Der Mittelpunkt der Regierung, das Centrum der Gewalt, lag nach dieser Organisation einzig in der Person des Königs, denn es bestand weder eine Vertretung der Gemeinden, noch eine der Vasallen, die seine Macht auf irgend eine Weise hätte beschränken können. Denn die Freien waren zu Unterthanen geworden und gewöhnt, sich von den Beamten des Königs regieren zu lassen, und die Vasallen in Beamte verwandelt und durch dieses Band an die Person des Souverains und das Bestehen dieser Ordnung gebunden, theilten mit ihm durchaus dieselben Interessen. Das Mittel, diesen gesammten Organismus lebendig zu erhalten und diese, sobald man die Person des Regenten fortdachte, vielhäuptige Herrschaft zu einem Ziele und Geiste zu verbinden, waren die Reichstage, welche Karl der Große alljährig wenigstens einmal abhielt und auf denen die geistlichen und weltlichen Getreuen, d. h. alle größern Vasallen, die Abgeordneten tributairer Fürsten, fremder Völker und diejenigen Beamten erschienen, die dem Könige Bericht zu erstatten hatten, und auf denen alle öffentlichen, innern und auswärtigen, geistlichen und weltlichen Angelegenheiten verhandelt und entschieden wurden. Die noch großentheils erhaltenen Gesetze, die aus den Berathungen dieser Versammlungen hervorgingen und Kapitularien (von capitula: kleine Kapitel) genannt wurden, geben ein Bild von Karl's und seiner Räthe Alles umfassender Thätigkeit. Sie erstrecken sich über alle Gegenstände des politischen und kirchlichen Lebens, ja selbst rein moralische und häusliche Verhältnisse sind in ihnen einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Von diesen Berathungen, wo der König nur mit den Leuten verhandelte, war das Volk, außer als Kläger über die Beamten, als Begleiter der Großen, oder von Neugierde herbeigezogen, gänzlich abwesend und als wie nicht vorhanden geachtet. Der Unterschied zwischen diesen und spätern aristokratischen Verhandlungen lag darin, und er ist allerdings sehr erheblich, daß dieser Rath der Getreuen noch keinen abgeschlossenen Körper bildete, und daß Jeder, der Kraft und Fähigkeit in sich fühlte und Gelegenheit fand, dem Fürsten bekannt zu werden, in ihn aufgenommen zu werden hoffen konnte. Obgleich die Leute, die schon seit langer Zeit die Umgebungen der fränkischen Könige ausmachten, früh dahin

gestrebt haben mögen, neue Bewerber und Ankömmlinge von dieser Gunst auszuschließen, so zeigt das Leben Karl's des Großen, daß er selbst nur auf Verdienst und Würdigkeit sah, so daß diese Reichstage nicht der Form, aber dem Wesen nach, für eine Vertretung der Nation gelten konnten. Gleichwohl wurden diese Versammlungen, auf denen Karl der Große sich die endliche Entscheidung jeder Berathung allein vorbehielt und auf denen nur seine Freunde Sitz und Stimme hatten, das Grab der alten deutschen Freiheit und der Uebergang zu einer vollkommenen Abhängigkeit und allmäligen Rechtlosigkeit der Masse des einst so freien Volkes. Denn die außerordentliche Persönlichkeit dieses großen Fürsten entfernt, der sich über seine Gefährten ebenso hoch wie über seine Unterthanen zu stellen wußte und überhaupt die Erhaltung der Gesammtheit zu seinem Zweck hatte, trat die vielköpfige Regierung der Leute an seine Stelle, jedes allgemeine Dasein verschwand und die alte Willkür des germanischen Lebens, jetzt um so zügelloser, da sie das Eigenthum Weniger geworden und die Kraft des Widerstandes gebrochen war, trat aufs Neue hervor.

Auf die Verhältnisse des kirchlichen Lebens, in jeder Gesellschaft in den bürgerlichen Zustand eingreifend, besonders aber unter der Herrschaft des Christenthums, das den ganzen Menschen, und nicht diese oder jene Seite seines Daseins in Anspruch nimmt, übte Karl's des Großen eigenthümliche Stellung und die von ihm vollendete politische Organisation seines Reiches einen mächtigen folgenreichen Einfluß aus.

Die Merowinger hatten sich nicht, wie einst die christlichen Kaiser Roms in die innern Angelegenheiten der Kirche gemischt und den einzelnen Meinungen und Richtungen in derselben ihren Beifall ertheilt oder versagt. Sie überließen die Schlichtung dieser Verhältnisse den Bischöfen, übten aber auf die Regierung der gallischen Kirche insofern einen bedeutenden Einfluß aus, als sie die Oberhirten derselben gewöhnlich selbst ernannten, sich dabei aber sehr häufig von politischen Rücksichten oder persönlicher Gunst leiten ließen. Karl der Große, der, obgleich sonst die politische Gesellschaft seines Reiches in die Enge ziehend, überall als ein Alleinherrscher und oberster Leiter auftrat, überließ die Ernennung der kirchlichen Oberhirten häufig, obwohl nicht immer, der Geistlichkeit der einzelnen Sprengel und behielt sich dieselbe nur in einzelnen Fällen, als Gelegenheit zur Belohnung besonders würdiger und gelehrter Kleriker vor. Gewöhnlich kannte man seine Meinung und die Wahlen entsprachen seinem eigenen Urtheil. Dem Volke blieb hierbei eine, ob-

wohl meist unbedeutende Theilnahme übrig, die mehr in einer Zustimmung der Wahl als in einem Einflusse bei derselben bestand. Dagegen zog Karl der Große die höhere Geistlichkeit noch vielmehr, als es seine Vorgänger gethan, in den Kreis seines politischen Waltens hinein, nahm aus ihr seine vornehmsten Räthe, Richter, Botschafter, machte sie dabei aber von seinem obersten Willen ebenso, wie die weltlichen Leute, abhängig und schrieb ihnen sowohl das Ziel als den Weg zu demselben vor. Obgleich er nicht, wie die oströmischen Kaiser seiner Zeit, sich in die innern Glaubensstreitigkeiten und theologischen Kämpfe der Kirche mischte, so übte er dennoch, soweit es der Geist seiner Zeit und die herrschenden Sitten erlaubten, eine strenge Aufsicht über das moralische Verhalten der Geistlichkeit, besonders der niedern aus, die in Unwissenheit und Zuchtlosigkeit versunken war. Auch stieg er, obgleich den Staat zum Theil durch die Kirche regierend, nie zu einem Werkzeuge der äußern endlichen Zwecke derselben herab, sondern wußte das Christenthum, obgleich von seinem Geist durchdrungen, von dessen Repräsentanten, dem damaligen Klerus, zu unterscheiden. Seine eigenthümliche Stellung zu dem schon allgemein anerkannten Oberhaupte der christlichen Kirche, dem Papste, die günstiger als die irgend eines andern germanischen Fürsten gewesen, machte es ihm möglich, in der kirchlichen fast ebenso gewaltig, als in der politischen Welt dazustehen. Er hatte, das Werk seines Vaters Pipin fortsetzend, den römischen Stuhl von der Gefahr der longobardischen Invasionen für immer befreit, seine Macht und sein Besitzthum vermehrt und sich zu ihm in die Stellung eines weltlichen Schutzherrn gestellt. Dennoch kann man behaupten, daß er durch die Bedeutung, die er den geistlichen Großen in seinem Staate gab, die er fast alle zur Leitung politischer Verhältnisse berief, die Welt auf die Herrschaft des theokratischen Princips, das einige Menschenalter nach seinem Tode allumfassend hervorbrach, vorbereiten half.

Zwölftes Kapitel.

Wenn Karl der Große durch die überwiegende Bedeutung, zu der er das Königthum erhoben und die Einheit, die er in das öffentliche Leben jener Zeit gebracht, einen großen, aber, wie die Folge beweist, doch immer nur vorübergehenden Einfluß geübt, so ist er dagegen in der Weise, mit der er die Entwickelung der idealen Seite des Daseins begünstigt, Wissenschaft und innere Bildung überhaupt aus ihrem langen und tiefen Schlummer geweckt, als ein Erneuerer der damaligen Menschheit aufgetreten und hat hierdurch einen unermeßlichen Einfluß nicht nur auf seine Zeit, sondern auf das gesammte Mittelalter ausgeübt.

Im Anfange des fünften Jahrhunderts, zur Zeit als Gothen und Burgundionen den Süden Galliens, den reichsten und civilisirtesten Theil des großen Landes, eroberten, standen sich hier zwei Literaturen einander gegenüber: die antik-heidnische und die christliche, die, durchaus theologischer Natur, sich ebenfalls in den vom Alterthum geschaffenen Formen aussprach, diese Formen selbst aber, bei dem ganz verschiedenen Inhalte, den sie in dieselben setzte, allmälig entstellte und auflöste. Die bildende und hervorbringende Kraft im Geiste des Menschen war in den letzten Zeiten des Alterthums so erschöpft, daß selbst die Flamme, die der christliche Glaube in seinem Gemüth entzündet, seiner Intelligenz keine frische Glut einzuhauchen vermochte. So lange sich in den Merowingern einige Kraft und Einsicht erhielt, verschwand die alte Literatur und die Theilnahme an ihr nicht durchaus, denn diese Fürsten suchten sich von den Sitten, den Formen und dem Geschmacke der Römer Alles anzueignen, was mit ihrem nationalen Charakter und der damaligen Lage der Dinge vereinbar war. Als aber ihre Kraft und ihr Ansehn schwanden, trat unter der Verwaltung der austrasischen Hausmeier die Neigung für die Ueberreste der antiken Civilisation und die Kenntniß von ihr immer mehr in den Hintergrund. Die in den letzten Zeiten des weströmischen Reiches bestehenden Schulen in den gallischen Städten verschwinden mit dem Staate, von dem sie gestiftet waren und durch den sie unterhalten wurden. In der überhand nehmenden Anarchie gehen, ehe das Geschlecht der Pipine

sich der Zügel der Regierung bemächtigt, auch die an den Kathedralen und in den Abteien bestehenden geistlichen Schulen entweder zu Grunde, oder äußern, wenn sie sich erhalten, auf die Gesittung ihrer Zeit wenigstens keinen Einfluß mehr. Die Nachkommen Pipin's des Alten, bemüht, die anfänglich unsichere und schwankende Macht des Hausmeiers zu befestigen, dann genöthigt, in unaufhörlichen Kämpfen gegen einheimische und auswärtige Feinde von einer Grenze des Landes zur andern zu eilen, sind außer Stand gesetzt, dem intellektuellen Zustande ihres Volkes eine jetzt mehr als je nöthige Unterstützung von Seite der öffentlichen Macht zuzuwenden. Im sechsten Jahrhundert ruht noch ein, wenn auch matter Strahl römischer Bildung auf dem Boden des alten Galliens. In den Gedichten Fortunat's und der Geschichte Gregor's von Tours ist noch das Streben, bei dem einen, allgemeine Verhältnisse aufzufassen und ihr Bild der Nachwelt zu überliefern, bei dem andern, die Wirklichkeit mit dem verschönernden Scheine der poetischen Kunst zu bekleiden sichtbar. Nach ihnen verschwindet selbst dieser magere Schatten und matte Nachklang der antiken Civilisation. Die eigentliche Literatur als das Ergebniß des innern Dranges, die Schranken des äußern Daseins zu erweitern, als eine freie Bewegung des Innern, hört in Gallien ganz auf, und an ihre Stelle tritt eine praktische Richtung, welche die Erhebung der Kirche, die Verherrlichung der Märtyrer, die Kunde von ihren Wundern, die religiöse Bildung des Volkes sich zu ihrem Zweck setzt und sich in Legenden, Predigten und Erbauungsbüchern jeder Art ausspricht. Die Literatur wird ein Mittel, diese Aeußerung menschlicher Sinnesart zu begünstigen, jene andere zu verhindern, sie wird zu einem Instrument und verliert vollkommen ihren Charakter, sich selbst Gegenstand und Zweck zugleich zu sein. Die meisten Biographien der zahllosen gallischen Heiligen sind in dieser Zeit entstanden, obwohl später neu redigirt worden. Die Erinnerungen an die Verbreitung des Christenthums, an die, welche für dasselbe gelitten, an die, welche die Kirchen und Klöster gestiftet hatten, die man überall emporragen sah, beschäftigten im siebenten und in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts die Gemüther und die Phantasie ausschließend, und ließen kein rein freies und geistiges Interesse, keine Thätigkeit, welche die Erkenntniß des menschlichen Geistes und der Natur oder des Lebens an und für sich zum Zweck gehabt hätten, aufkommen.

Alle Hindernisse, welche seit der Auflösung der römischen Welt das intellektuelle Dasein der abendländischen Menschheit keine der in ihr schlummernden und später entwickelten Kraft angemessene Höhe

erreichen ließen, waren noch vorhanden, als Karl der Große erschien, und dennoch gelang es seinem gewaltigen Willen, das finstere Gewölk, das sich über jener Zeit lagerte, wenn auch nicht zu verscheuchen, doch zu lichten, so daß einige Strahlen der geistigen Sonne, die, nur dem innern Auge sichtbar, über der sinnlichen Welt schwebt, in die Gemüther der damaligen Menschen fielen und den jenem ewigen Feuer verwandten Stoff in ihrer Seele entzündeten. Die Ursachen der intellektuellen Armuth jener Zeit waren noch alle dieselben wie früher: der Mangel an äußern fertigen Werkzeugen für den Geist, vor Allem, eine Sprache, geschickt ihn zu ahnen, ihm auf halben Wege entgegenzukommen und sich freiwillig seinem Dienste zu widmen, denn die lateinische war erstorben und die teutonischen Idiome hatten sich noch nicht von der harten Schaale befreit, in der ihr unschätzbarer Kern verschlossen lag. Die Menschen waren noch immer in zwei Hälften getheilt, von denen die eine nichts als Krieg und äußeres Umsichgreifen, die andere nichts als Entsagen und Verborgenheit kannte. Der Sturm der großen Völkerwanderung ließ in der Ferne noch immer sein Brausen vernehmen und seine Wiederkehr fürchten. Die auf der Erde zerstreuten Glieder des großen Körpers der zerrissenen Roma erfüllten die Atmosphäre noch immer mit dem Dunste ihrer Verwesung — und dennoch vermochte es der Alles überwindende Geist jenes außerordentlichen Mannes seine schlummernde Zeit zu erregen und ihr, wenn auch keinen neuen Geist einzuhauchen, was nur ein Gott vermocht hätte, aber sie doch von ihrer dumpfen Erstarrung zu befreien und zum Gedanken an die Möglichkeit einer Bewegung und eines Fortschrittes zu gewöhnen.

Wenn man den Inhalt und die Form der unter Karl dem Großen erwachten und durch ihn geförderten Literatur mit den Legenden und Homilien des siebenten Jahrhunderts und selbst mit den meisten geistigen Erzeugnissen am Ende des römischen Reiches vergleicht, so ist ein ernsterer Inhalt, eine männlichere Richtung, ein reicherer Geist, in den philosophischen, theologischen und historischen Werken Alcuin's († 804), Ansegisa's († 833), Eginhard's († 839), Walfried's († 849) und Johannes Erigena's († 874) nicht zu verkennen. Es sind dies z. B. Commentarien zu den heiligen Schriften des alten und neuen Testaments, die aber nicht blos, wie vorher, den Zweck haben, die moralischen Wahrheiten derselben auf populaire Weise zu erklären und zu deren Befolgung zu ermahnen, sondern Alcuin und Walfried gehen auf den innern und dogmatischen Theil des Christenthums, auf die widerstreitenden Ansichten ein, die aus den

Drange, es zu begreifen, entstanden sind; Ansegisa veranstaltet die erste Sammlung der Kapitularien Karl's des Großen und Ludwig des Frommen; Eginhard's Geschichte des Lebens und der Thaten seines Herrn ist das erste regelmäßige historische Werk seit dem Untergange der alten Literatur und den meisten römischen Produktionen der letzten Jahrhunderte vorzuziehen und Johannes Erigena's spekulative Schriften beweisen keine geringe und vor Allem eine selbstständige Kraft des Denkens.

Aber nicht allein eine bedeutende Anzahl gelehrter und geistig strebender Männer, wir haben deren nur die bekanntesten angeführt, wurden entweder von Karl dem Großen aus dem Dunkel hervorgezogen oder bildeten sich unter dem Einflusse seines Gestirns aus, sondern er war vor Allem bemüht, die ganz gesunkenen Schulen an den Kathedralen und in den Klöstern zu heben, von welchen aus, da der religiöse Sinn den Kern des damaligen Lebens bildete und Priester und Mönche die einzigen Lehrer des Volkes waren, sich Licht und Leben über die Masse desselben verbreiten sollte. Die Wahl dieser Instrumente könnte nach heutiger Stimmung der Gemüther und bei einer oberflächlichen Kenntniß der damaligen Zustände befremden, sie war aber ihrem Zweck vollkommen angemessen. Die Kirche, die sich damals noch nicht im Papstthum concentrirt hatte, das später bei der Nothwendigkeit, seine oft bestrittene Macht überall aufrecht zu halten, sich jeder nicht in seinem unmittelbaren Interesse begonnenen Bewegung entgegensetzte, ließ, im achten und neunten Jahrhundert, der innern Gestaltung des religiösen Lebens, dem Forschungsgeiste, der Verschiedenheit der Ansichten mehr Spielraum, als vom elften Jahrhundert an geschehen, als das Gebäude der geistlichen Monarchie vollendet war. Obgleich die Lehren und Forderungen der Kirche im Allgemeinen ohne Widerstand anerkannt waren, so machten innerhalb dieser Schranken die besondere Stimmung des Geistes, die Richtung der Zeit, die Kraft des Willens sich geltend, und dies Alles geschah meist in den Klöstern und unter den Mönchen, die, wie wir schon einmal bemerkt haben, von den spätern geistlichen Orden, die vom dreizehnten Jahrhundert an entstehen, in manchen Beziehungen wesentlich verschieden waren. Schon im sechsten Jahrhundert hatte sich ein bis heute erhaltener Gebrauch festgesetzt, Laien, welche in den allgemeinen Verband des Klerus aufgenommen sein wollten, ohne Diakonen und Priester zu werden, die Tonsur zu ertheilen, welche in den ersten Jahrhunderten nur denen gewährt wurde, welche die größern Weihen empfingen. Die Tonsur und Ordination wurden getrennt, und Viele nahmen

die erstere, ohne deshalb in die Reihe der eigentlichen kirchlichen Miliz zu treten. Dieser neue Stand, zwischen der Geistlichkeit und dem Volke stehend, an den Rechten der einen und der Freiheit des andern Theil nehmend, befand sich in einer, nach den Verhältnissen der Zeit, geehrten und zugleich unabhängigen Lage und ist in der Geschichte des Mittelalters und noch viel später, bedeutend aufgetreten. Er erfreute sich eines Theiles der Privilegien der eigentlichen Kleriker, ohne deshalb unter das Joch der geistlichen Gewalt zu fallen, und in dieser Klasse entwickelte sich jene erste Morgenröthe intellektueller Freiheit, die am Ende des elften Jahrhunderts in Europa und besonders in Paris hervorbricht und als deren Repräsentant Abälard auftritt. Aus diesem Doppelwesen des Laien und des Geistlichen ging später in Frankreich die Klasse der sogenannten Abbés hervor, die, häufig der Kirche und Gesellschaft zur Last, von ihrer eigenthümlichen Stellung auch oft einen würdigen und sehr nützlichen Gebrauch gemacht haben. Denn aus ihnen sind nicht nur eine große Anzahl bedeutender Gelehrter, wie Jeder weiß, dem die Geschichte der frühern französischen Literatur bekannt ist und der einen Blick in die Memoiren der Akademie des Inscriptions geworfen, sondern selbst Beförderer des allgemeinen Fortschrittes der Menschheit hervorgegangen. Solche Kleriker, die, zwischen der Welt und der Kirche in der Mitte stehend, auf beide einen Einfluß ausüben konnten, waren es, welche Karl der Große häufig zur Erreichung seiner Zwecke, zur Ausführung seiner Anordnungen, als Rathgeber um seine Person, als Gesandte an fremde Höfe und Völker, als Missi Dominici brauchte, und die er nach treu geleisteten Diensten mit Abteien belohnte oder auch auf bischöfliche Sitze berief. Die Drangsale des sechsten und siebenten Jahrhunderts hatten nicht nur die Manuscripte der heiligen und profanen Literatur selten werden lassen, sondern die Unwissenheit die wenigen neuen Abschriften dermaßen entstellt, daß es ein wesentliches Bedürfniß der Wissenschaft jener Zeit und ein großes Verdienst ihrer Begründer wurde, die Texte richtig herzustellen und von ihren Mängeln zu reinigen. Dies war die vornehmste Beschäftigung Alcuin's und der von ihm gebildeten Schule. Wenn Karl der Große durch die Wahl ausgezeichneter Männer, durch die Ehre und Gunst, die er ihren Bestrebungen zu Theil werden ließ, die intellektuelle Kultur seiner Zeit förderte, so geschah dies noch in ganz anderer Weise durch sein persönliches Beispiel, durch das Beispiel des Herrschers, der von den Grenzen Ungarns bis zu den Pyrenäen, von der Nordsee bis zu den Abruzzen gebot, des Helden von dreiundfunfzig Feldzügen,

den fast die ganze Christenheit als ihr weltliches Haupt ansah und den selbst das ferne Morgenland mit Bewunderung betrachtete. Er hatte in seinem eigenen Palaste eine Schule oder Akademie versammelt, an der er, seine Familie und seine vornehmsten Vertrauten Theil nahmen und an deren Spitze Alcuin, ohne Zweifel der gelehrteste Mann seiner Zeit, stand. Aber Karl war nicht allein der Beschützer dieser Bestrebungen, er legte selbst Hand an und hatte ein Jahr vor seinem Tode, bei hohem Alter und rastloser kriegerischer und politischer Thätigkeit, mit Hülfe gelehrter Griechen und Syrer, den Text der vier Evangelien verglichen und verbessert. Diese Bemühungen und Arbeiten können in ihrer Beschränktheit von spätern reichern Zeiten mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung betrachtet werden, nichts destoweniger ist es wahr, daß sie damals von unermeßlicher Wichtigkeit waren, und daß das Licht, das dadurch im Norden und Abendland entzündet wurde, in den Stürmen der sich bildenden Feudalwelt nicht erlöschend, von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsend, von Karl dem Großen zuerst angefacht worden ist.

Wenn Karl der Große, wie wir oben gesehen haben, nach dem Untergange des mit den Merowingern in seinen letzten Repräsentanten erlöschenden Naturstaates sich an die Spitze der jetzt schon zu einem politischen, wenn auch noch nicht erblichen Stande emporgestiegenen Leute gestellt und diesen die Freien ebenso untergeordnet hat, wie sie es zu ihm selbst waren, so blieb er hierbei nicht stehen, sondern beschloß, in die germanische Welt überhaupt die Einheit zu bringen, die im Innern des fränkischen Staates schon großentheils von seinem Vater und Großvater erreicht worden war. Zu diesem Zwecke führte er die meisten der großen Kriege, die ihn fast seine ganze Regierung hindurch beschäftigten. Die Feldzüge im Westen gegen die Sarazenen und im Osten gegen die Avaren konnten ihm allerdings zu seiner Vertheidigung nöthig erscheinen, aber die gegen die Aquitanier, überrheinischen Germanen und Longobarden konnten nur von dem Gedanken eingegeben sein, das gesammte Abendland, soweit es die Umstände erlaubten, unter seiner Herrschaft zu vereinigen und ein christlich-germanisches Weltreich zu stiften, sowie es früher ein heidnisch-römisches, und unter Alexander dem Großen ein hellenisch-orientalisches gegeben. Es ist möglich, daß ihn noch andere Motive bei mehren seiner Unternehmungen leiteten, wie z. B. Haß gegen das longobardische Königshaus, Glaubenseifer gegen die heidnischen Sachsen, Slaven und Avaren u. s. w. Dies Alles kann indessen nur augenblicklich und auf untergeordnete Weise auf ihn

eingewirkt haben, denn einmal waren es gerade die gefährlichsten Feinde des christlichen Glaubens, die Mahomedaner in Spanien, die er im Vergleiche zu andern Völkern am Wenigsten bekämpft hat, dann war ein großer Theil der überrheinischen Germanen, die Sachsen ausgenommen, schon durch Bonifacius und andere für das Christenthum gewonnen worden. Nein, die Kriege Karl's des Großen gingen größtentheils weder aus der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, noch aus einem rein religiösen Gefühle, wie später die Kreuzzüge, sondern aus dem Streben hervor, als Mittelpunkt eines neuen großen Reiches dazustehen, das im Norden das vollführen, was einst Rom im Süden gethan, d. h. der germanischen Welt eine ihrem Geist und ihrer Form nach einige Organisation auflegen sollte. Er hatte den fränkischen Staat nicht nur nicht ausgedehnt, sondern vor Allem dessen innere Kraft außerordentlich vermehrt. Dadurch, daß er Alles, was hervorragte, in den Verband der Leute einzugehen zwang, die kirchlichen und weltlichen Großen sich auf das Engste verband und sie zu Patronen der Freien machte, auf die er sich gleichwohl einen unmittelbaren Einfluß vorbehielt, hatte er sich in den Besitz der gesammten Kraft seines Volkes gesetzt, und es war ihm möglich, dessen volles Gewicht, wo er wollte, hinzuwerfen. Durch seine politischen Einrichtungen bereitete er seine kriegerischen Erfolge vor.

Um seinen Plan, das Centrum Europas zu einem großen Reiche in seiner Hand zu vereinigen, zu realisiren, begann er damit, sich die Aquitanier, die den südwestlichen Theil Galliens bewohnten und, auf die Pyrenäen gestützt, sich bei jeder Gelegenheit unabhängig zu machen suchten, zu unterwerfen. Er fing dann sogleich im vierten Jahre seiner Regierung den Krieg gegen die Sachsen an, die er erst nach dreißigjährigem Kampfe überwand, die mit dem Heidenthume zugleich für die Erhaltung ihrer alten Freiheit fochten und sich gegen das doppelte Joch der geistlichen und weltlichen Hierarchie der Franken sträubten. Er zerstörte das Reich der Longobarden, machte sich die Brittonen im Westen, die slavischen Böhmen im Osten tributpflichtig, schlug die Dänen an der Nordsee, die Griechen in Dalmatien, drang bis an den Ebro auf der einen, bis an die Raab auf der andern Seite vor und trug überall, von einem Ende Europas bis zum andern, die weltliche und kirchliche Organisation der Franken hin. So stand er, am Ende des achten Jahrhunderts, wie ein Weltgebieter, in der Macht und Würde der größten der alten Imperatoren da, denn der beste Theil der Erde war jetzt nicht der, auf welchen der farbigste Himmel glänzte, die duftigsten Früchte

reiften und der die reichsten Denkmale der Vergangenheit trug, sondern vielmehr der, wo die tapfersten Arme sich regten und die kühnsten Herzen schlugen, und dies war ohne Zweifel das Land der Franken, Sachsen, Longobarden und Thüringer, der Kern der karolingischen Monarchie. Seit acht Jahrhunderten, seit dem Tode Julius Cäsar's, hatte keine gleich große Persönlichkeit die Blicke der Menschen auf sich gezogen, als die des Erben Pipin's von Heristal. Denn wir gedenken hier nicht der Erscheinung Christi, die außerhalb alles menschlichen Vergleiches liegt, auch nicht derer, die unmittelbar von seinem Geiste belebt, seine Lehre verbreiteten und auf das Geschick der Menschheit einen tiefern Einfluß geübt haben als alle historischen Heroen zusammen, sondern wir sprechen nur von denen, die auf die endliche Welt der Erscheinung gewirkt haben und dadurch groß geworden sind. Der König der Franken hätte im Raume der Geschichte, um seines Gleichen zu finden, achthundert Jahre zurück und tausend Jahre vorwärts gehen müssen und wäre dann auf einen Cäsar und Napoleon gestoßen. Letzterer, obgleich von dem germanischen Helden in Charakter und Individualität wesentlich verschieden, trifft jedoch mit ihm in manchen bedeutsamen Aeußerlichkeiten sonderbar genau überein. Für beide war der Boden des alten Galliens die Grundlage ihrer Größe, beide herrschten über Rom und verdankten ihre kriegerischen Erfolge der gewaltigen Einheit, die sie in die politische Organisation ihres Reiches gebracht hatten. Die Erneuerung des abendländischen Reiches, in der Person eines austrasischen Franken, war eins jener wunderbaren Ereignisse, durch welche das Schicksal von Zeit zu Zeit die Nichtigkeit der von den Menschen entworfenen und befolgten Principien und Combinationen darzulegen versteht. Jedoch stand der fränkische Eroberer und Gesetzgeber am Ende des achten Jahrhunderts in der That als der einende Mittelpunkt und Gipfel des gesammten Daseins seiner Zeit da und wurde, fast ohne Widerspruch, für einen solchen anerkannt. Die Nationen teutonischen Stammes haben in ihrem reichen und langen Leben einige sittlich erhabenere Gestalten, aber keine größere, in sich festere, nach Außen zu thätigere als die Karl's des Großen hervorgebracht.

Nach der Bewunderung, die ein so thatenvolles Dasein in der Phantasie und dem Gefühl erregt, fragt der Geist nach der Ernte, die es auf dem von ihm durchpflügten und besäeten Boden für die Nachwelt zurückgelassen hat. Karl der Große hat das Geschick der meisten Heroen in der Geschichte gehabt. Sein Werk, die äußere, in den Raum seines Daseins eingeschlossene That, ist fast mit ihm

zugleich untergegangen. Denn seine Schöpfung hat sich aufgelöst, ist in den nächsten Generationen nach ihm zweimal getheilt worden. Unglücklicher in dieser Beziehung, als Cäsar, Alexander und Napoleon, hat er eine lange Reihe von Fürsten aus seinem Blute zurückgelassen, deren Schwäche eine Satire auf den Namen war, den sie führten. Gleichwohl ist seine Erscheinung eine der folgenreichsten in der Geschichte gewesen, eine vielleicht weniger isolirte Größe als die irgend einer andern historischen Figur, steht er für immer am Eingange und an der Spitze der modernen Welt.

Unter den Merowingern in den ersten Menschenaltern nach Klodwigs Tode erscheint ein immer um sich greifender Verfall, in dem regierenden Hause, in der Verfassung, in den Sitten, in der Kirche, eine unheilbare Anarchie, die Unmöglichkeit, irgend eine feste Gestaltung des Lebens hervorzubringen, wird immer sichtbarer und führt das Abendland einem neuen Chaos entgegen. In Karl's des Großen politischer Organisation gewinnt die germanische Menschheit endlich einen Halt, den sie nie mehr verlieren soll. Die Bewegungen, die nach ihm stattfinden, haben, was sie von den frühern durchaus unterscheidet, einen Zweck und ein Ziel, sie gehen darauf aus, den großen Verband des Feudalwesens und die feste Scheidung der modernen Nationen von Mitteleuropa hervorzubringen. Die letzten Reste der römischen Kultur verschwinden im siebenten Jahrhundert, alles geistige Dasein vertrocknet, mit dem fränkischen Eroberer öffnet sich eine neue Quelle, die ihre frischen Ströme in alle Kanäle des damaligen Lebens gießt. Vor ihm ist die germanisch-römische Welt in einer unaufhörlichen Erschütterung begriffen, die keine Möglichkeit einer höhern Gesittung, keine Hoffnung für die Zukunft erlaubt. Sachsen, Slaven, Araber drängen den fränkischen Staat auf allen Seiten. Die Grenzen Italiens, Deutschlands, Spaniens verändern sich alle Augenblicke. Seine ebenso planvolle als unerschöpfliche Thätigkeit, die an Ausdauer nicht ihres Gleichen in der Geschichte hat, verschließt die Grenzen seines Reiches den aus Osten und Norden andringenden Völkern, von denen nur zwei nach ihm, die Normannen zur See und die Ungarn zu Lande, sein Reich heimsuchen, das Bestehen des Ganzen aber nicht mehr gefährden können. Es ist wahr, daß die Einheit seines Reiches mit ihm untergeht, aber aus den einzelnen Gliedern dieses Riesenkörpers bilden sich neue Staaten, von denen manche ein Jahrhunderte langes Dasein führen, andere überhaupt nie mehr verschwinden. Selbst die, wie es auf den ersten Augenblick erscheint, phantastische Erneuerung des römischen Reiches tritt nach ihm als ein

großes historisches Element auf und übt einen entschiedenen Einfluß auf das Geschick der europäischen Welt aus. Seine größte That war jedoch, die moderne europäische Gesellschaft, die eigentlich erst von ihm an beginnt, aller Bewegungen auf der Oberfläche ungeachtet, in ihrer Tiefe auf eine unerschütterliche Grundlage gestellt zu haben.

Dreizehntes Kapitel.

Die Denker und Gelehrten unter den Völkern lateinischen Ursprunges, Italiener und Franzosen, die so lange die öffentliche Meinung in Europa über alle Gegenstände des Wissens und der Betrachtung geleitet, haben von dem Standpunkte ihrer Nationalität, ihren Sitten und Anschauungen aus, über die Zerstörung des römischen Reiches, den Charakter, die Gesetze der erobernden Germanen und über die allgemeinen Folgen, welche jene größte Katastrophe der Geschichte auf das Schicksal der gesammten Menschheit ausgeübt, die verkehrtesten, durch eine unbefangene Würdigung der Ereignisse und Zustände leicht zu widerlegenden Meinungen verbreitet, die noch heute das Urtheil der oberflächlichen Menge bestimmen und auf die Gefühle, und von da aus natürlich auf die Gesinnung mehr einwirken, als die begreifen, welche nicht Lust oder Gelegenheit gehabt haben, den wechselseitigen Einfluß der verschiedenen Nationalitäten Europas aufeinander und die Wichtigkeit der in ihnen lebenden Vorstellungen und Ideen in der Wirklichkeit zu betrachten. Es ist deshalb nicht ohne Absicht wie ohne Interesse, daß wir auf den Ursprung und die Bedeutung dieser weit verbreiteten Irrthümer über das wahre Verhältniß der römischen und germanischen Welt, auf die Ursachen des Unterganges der erstern und die noch immer stattfindende sittliche Ueberlegenheit der letztern, mehrmals im Verlaufe dieses Werkes zurückkommen. Diese Gegenstände werden nicht mit Gewalt herbeigeführt, sondern treten von selbst in den Kreis dieser Darstellungen ein. Wir haben bei der Schilderung der Epoche vor der Eroberung Galliens durch die Franken ein Bild der innern Erschöpfung, der äußern Auflösung, der alle Keime des Lebens

vernichtenden Tyrannei der Römer, ihrer grenzenlosen Unsittlichkeit, deren Gift sie der übrigen Welt einimpften, zu entwerfen versucht. Jene Thatsachen sind ebenso unleugbar, wie die germanische Eroberung des europäischen Abendlandes selbst. Zwischen dieser Begebenheit und unsrer Zeit liegt kein anderes, gleichwichtiges, allgemeines Ereigniß, denn weder die Kreuzzüge, noch die Entdeckung Amerikas, noch die Reformation haben denselben Alles umfassenden und umwandelnden Einfluß, wie die Niederlassung der Germanen auf dem römischen Boden gehabt. Wenn man nun heute allgemein überzeugt ist, daß das innere Leben der modernen Menschheit tiefer und reicher als das der antiken ist, daß die Geister höher und reiner gestimmt sind, daß die öffentlichen und häuslichen Sitten, im Vergleiche zu denen der Griechen und Römer, mild und heilig genannt werden können, so fragen wir, von wo anders her der innerste Grund, der Ursprung, der erste Stoß zu dieser Erhebung, diesem Fortschritte gekommen sei, als von dem im Gemüthe und den Sitten jener Gothen, Sachsen und Franken, welche die römische Welt vernichteten, wohnenden Leben? — — Selbst in den Ländern römischen Ursprunges, obgleich man daselbst weniger als im Norden in den Geist der Dinge dringt, und der beweglichen und sinnlichen Natur zufolge, bei der Erscheinung, die jener angehört, stehen bleibt, beginnt die Ansicht sich geltend zu machen, daß der innerste Lebensgrund der modernen Menschheit das sie unterscheidende Gefühl der subjektiven Freiheit, der innern Unendlichkeit des Geistes, der Tiefe des Gemüthes sei, das als allgemeine Anlage, wenn auch in allerdings verschiedenem Grade, in allen Menschen vorhanden ist, und daß deshalb der Staat, das äußere Leben so geordnet sein müsse, daß diese erhabene Fähigkeit, deren Entfaltung überall möglich ist, in ihrer Bildung nirgends gehemmt werde. Wer hat den Funken dieses höhern Selbstbewußtseins, dieser innern Freiheit, der in der alten Welt nur wie ein natürlicher Instinkt im Dunkel der Seele schlummerte, zu einer hellen Flamme emporgeweht, als die sogenannten „Barbaren" des germanischen Nordens? — Wir hören hier, besonders in Frankreich, wo jetzt der Werth und Einfluß des Christenthums besser als früher gewürdigt wird, die Antwort, daß dieses allein es sei, welches die moderne Menschheit auf diesen höhern Standpunkt gestellt habe. — Die Geschichte bestätigt dieses Urtheil keineswegs. — Meint man hier den Geist, die innere Natur des Christenthums, so ist dasselbe in dieser Beziehung noch keineswegs ganz ergründet und begriffen, da die Meinungen über sein Wesen so verschieden sind, und wie dem auch sei, so wird man

wenigstens zugeben müssen, daß dasselbe eigentlich nirgends geherrscht hat, sondern unter den meisten christlichen Völkern bisher in einer starren Hülle eingeschlossen geblieben ist. Von diesem Geiste des Christenthums, der aus der Fülle der Gottheit selbst hervorgegangen und sich in der Welt noch so wenig realisirt hat, von diesem sprechen wir hier nicht, sondern nur von dem historischen Christenthum und den Formen, die seine Idee auf den verschiedenen Stufen der menschlichen Entwickelung angenommen hat. Dieses Christenthum hat ungeachtet seiner unvollkommenen Gestalt einen unendlich heilsamen Einfluß auf das Leben der modernen Menschheit ausgeübt, es hat ihr aber keineswegs das Gefühl jener innern Freiheit, das Streben, diese auch in der äußern Welt zu verwirklichen, diese so zu gestalten, daß der Geist dieselbe als sich verwandt und angehörig betrachte, von diesem Allen hat es ihr nichts verliehen. Es konnte das nicht geben, was es selbst nicht besaß. Ja, es würde nicht schwer sein, aus der Geschichte zu beweisen, daß dieses historische Christenthum, und bis jetzt hat sich äußerlich im Staate und der bürgerlichen Gesellschaft noch kein anderes geltend machen können, sich dem Durchbruche der moralischen und intellektuellen Freiheit meist entgegengesetzt hat. Insofern aber die Thatsache, daß der Charakter der modernen Bildung, der Kern unserer Welt, in diesem Gefühl einer allgemeinen, keiner besondern Natur, keinem einzelnen Stande, keinem unterschiedenen Geschlecht, sondern der ganzen Menschheit angehörigen Freiheit, als einem Reflex des göttlichen Lebens selbst bestehe, auch in Italien und Frankreich von Bessergesinnten und Urtheilsfähigen nicht geleugnet wird, und da zugleich zugegeben werden muß, daß die Behauptung dieses innern Rechts weder ein Erbtheil der antiken Civilisation, noch ein Geschenk des Christenthums ist, so fragen wir, wo anders sein Ursprung zu suchen sei, als im Leben und Gemüthe jener germanischen Eroberer? — —

Die bessern unter den Geschichtsforschern des heutigen Frankreichs, deren Werke den philosophisch-historischen Romanen oder den trockenen seelenlosen Compilationen ihrer Vorgänger nicht wenig überlegen sind, beweisen in ihren Betrachtungen über den Untergang der römischen und ihre Kämpfe mit der germanischen Welt, den besondern Charakter der letztern, ihre Ueberlegenheit an allen wahrhaften Vorzügen der menschlichen Natur, keineswegs die geistige Freiheit und Unparteilichkeit, die ihnen in ihrem Urtheile über andere Erscheinungen eigen ist. Wir haben schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß der innerste Grund dieser Befangenheit

in dem Gefühle beruhe, daß die französische Nationalität mehr römischen und celtischen als germanischen Charakters und Ursprunges sei. Allerdings findet sich in ihr, und am meisten unter allen romanischen Völkern, das Gefühl der subjektiven Freiheit und innern Unabhängigkeit, dennoch geht dieses nicht, wie bei den Deutschen, aus dem innersten Leben ihres nationalen Genius, aus der ursprünglichen Anlage ihres Wesens hervor, sondern ist mehr ein Resultat ihres Verstandes und ihrer Erfahrung, weniger tief in ihrer ganzen Natur begründet, wie unter vielem Andern der Umstand beweist, daß sie die äußere politische Freiheit über die innere moralische stellen. Zu einem wahrhaft vollendeten Dasein gehört allerdings eine Durchdringung beider, aber gleichwohl ist es wahr, daß die innere ideale Freiheit des Geistes auch am Ende die des äußern politischen Zustandes, wenigstens in einem unabhängigen und strebenden Volke hervorbringen muß, wogegen die politische Freiheit, wenn sie, wie dies in der alten Welt der Fall war, ohne die individuelle und moralische hervortritt, sich nicht erhalten kann. In den Werken Augustin Thierry's, des als Darstellers ersten französischen Geschichtschreibers, herrscht durchaus das Gefühl eines Celto-Römers vor. Es scheint oft, als ob er von dem glücklichen Einflusse des germanischen Elements auf die Belebung der französischen Nationalität, die gleichwohl ohne dasselbe nicht möglich gewesen wäre, keine Ahnung hat. Er sieht in den Franken nichts als raub- und zerstörungssüchtige Barbaren, an denen er höchstens eine gewisse „bonhomie sournoise" (mürrische Gutherzigkeit) findet, und hält Tacitus' Schilderung der alten Deutschen wahrscheinlich für einen philosophischen Roman nach Art der Cyropädie. Das Verschwinden des demokratischen Scheines, der die alte Welt in manchen ihrer Formen bis an ihr Ende umgab, weil er in ihren Ursprung verwebt war, der Untergang der römischen Städte mit ihren Kurien, des materiellen Schauplatzes der antiken Gesittung überhaupt, erfüllen diesen Geschichtsforscher mit Trauer, und er scheint dabei die innere geistige Auflösung des Alterthums, die lange, ehe diese Hülle gebrochen wurde, angefangen, gänzlich zu übersehen. Guizot, der, bei viel weniger historischer Phantasie und Vergegenwärtigungsgabe, Thierry an Scharfblick im Einzelnen und an Klarheit der Methode überlegen ist, stellt den Verfall des römischen Reiches in Gallien richtiger dar, erkennt auch wol an, daß die Idee der subjektiven Freiheit von den Germanen in die Welt gebracht sei, ist aber dennoch weit entfernt, die sittliche Höhe zu begreifen, auf der sie über den Römern standen. Auch er findet es ungerecht, daß sie über

die Gallo-Römer, obgleich sie sich als die Stärkern und Bessern fühlten, herrschen wollten, und verkennt vielfältig die Bedeutung des großen Ereignisses der Erneuerung der europäischen Menschheit durch die Völker teutonischen Ursprunges. Von den Vorurtheilen der gewöhnlichen französischen Schriftsteller zu reden, wäre überflüssig, da die besten unter ihnen davon nicht frei sind. In ihren Arbeiten findet sich gewöhnlich keine Spur von einer lebendigen Auffassung der verschiedenen Volksindividualitäten älterer oder neuerer Zeit. Sie leben meist noch vollständig im achtzehnten Jahrhundert und ihre Werke sind dazu gemacht, das französische Publikum in seiner eiteln Verkennung fremden Verdienstes und seiner trägen Scheu, dem Leben der Vergangenheit frei und scharf in die Augen zu sehen, zu bestärken. Mit einigen Bemerkungen über die Wildheit der Franken und die Gesittung der Römer, die nur von der der Franzosen übertroffen werde, ist Alles abgemacht. In solchen Büchern, die für Männer geschrieben zu sein vorgeben, liest man dieselben Phrasen, wie in denen, welche in den Schulen gebraucht werden. „Les barbares sont sortis des forêts de la Germanie“ — (die Barbaren sind aus den deutschen Wäldern hervorgegangen) mit dieser, in so mancher Beziehung, absurden Phrase meint man etwas sehr Wahres und Charakteristisches gesagt zu haben.

Es scheint, als ob die Franzosen und selbst die Fähigeren und Kundigeren unter ihnen, bei ihrer Schätzung fremden Lebens, nicht sowohl von Grundsätzen und Ueberzeugungen als von dunkeln Erinnerungen und Eindrücken geleitet würden, denn man findet in ihrem Urtheil in solchen Fällen keine feste Folge, keine richtige Anwendung der Principien, die sie sonst selbst aufstellen oder wenigstens zugeben. Die Griechen verachteten die Orientalen und nannten sie Barbaren, weil diese ihnen an Freiheit und menschlicher Würde unendlich nachstanden und in einer willenlosen Knechtschaft dahinlebten. Unter den Römern erhielt dieselbe Bezeichnung einen etwas veränderten Sinn. Sie nannten nicht mehr die Völker Barbaren, denen das Gefühl der Freiheit unbekannt war und die von despotischen Regierungen beherrscht wurden, denn sonst hätten sie die spätern Griechen, Aegypter u. s. w. so nennen müssen, sondern sie bezeichneten damit einen Mangel an materieller Gesittung, die Abwesenheit einer künstlichen politischen Ordnung, eine weniger verfeinerte Lebensart u. s. w., denn hätten sie die Barbarei in dem Mangel edeln Selbstgefühls oder begeisterter Liebe zur Freiheit gesehen, wie die Griechen in ihrer guten Zeit es thaten, so würden

sie, da der Besitz dieser Vorzüge, nach ihrem eigenen Geständniß, bei den Germanen in so hohem Grade vorhanden war, dieselben nicht auf jene oben angegebene Art bezeichnet haben. Die römische Vorstellung von Gesittung ging mit dem Begriffe und Gebrauche des Wortes „Barbar" auf die lateinisch schreibenden Gelehrten des Mittelalters und von da in derselben Weise auf Italiener und Franzosen über. Die Meinungen der heutigen Italiener, der Nation in Europa, die sich am meisten untreu geworden, und selbst der Ersten unter ihr sind von keiner Bedeutung und verdienen kaum einer Erwähnung. In ihrer großen Epoche aber, im vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, haben sie auf die Bildung der Franzosen einen im Ganzen ungünstigen Einfluß ausgeübt und ihnen außer manchen andern Vorurtheilen, Verkehrtheiten und Lastern, auch eine Geringschätzung gegen die nordischen Nationen eingeflößt, denen sie vorher, vor der Zeit dieser italienischen Einwirkung, in Sitte und Gesinnung näher standen.

Daß diese beiden genannten Völker über die wahre Bedeutung und Grundlage der Gesittung und des Verdienstes der Nationen sich getäuscht, dieselbe in gewissen Formen gesucht und demgemäß beurtheilt haben, ist nicht zu verwundern, da das römische Element in ihrer Sprache, ihren Sitten und Erinnerungen vorwiegt, wohl aber, daß die Deutschen und Engländer, die beiden großen Erben der alten Germanen und Bewahrer des von ihnen geschaffenen Lebens, diesem verkehrten Urtheil, das mitunter keineswegs ohne Einfluß auf ihr eigenes Geschick geblieben ist, nicht kräftiger widersprochen haben. Dies erklärt sich jedoch aus beider Geschichte. Die Engländer waren bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wo ihre Verfassung ihre vollkommene Ausbildung erreichte, ihrem Ursprunge und dem in ihrem Dasein vorwaltenden germanischen Geiste treu geblieben, von der Zeit an hat das unter sie durch die normannische Eroberung verpflanzte lateinische Element vielfach Raum gewonnen. Im siebenzehnten Jahrhundert handelte es sich unter ihnen einmal um die Aufrechthaltung des durch die letzten Stuarts bedrohten Protestantismus, und wir verstehen hierunter weniger den dogmatischen Gehalt desselben, als das auf das Gebiet der Religion übergetragene Recht der freien Entscheidung, des innern Bewußtseins in allen Interessen des Daseins, und dann um die Bewahrung ihrer von den Sachsen überkommenen Verfassung, die durch den auf das Lehnswesen im funfzehnten Jahrhundert gepfropften Absolutismus bedroht wurde. Ihre politischen Garantien standen in Gefahr, von dem Despotismus, der unter Richelieu und Mazarin in

Frankreich vollendet worden und bald für ganz Europa als ein Vorbild galt, verschlungen zu werden, und da bei ihnen das Dasein der Einzelnen von dem Zustande des Ganzen, mehr als bei den meisten andern Völkern, bedingt wurde und noch bedingt wird, so würde der Verlust der politischen Freiheit von einem Verfalle ihres gesammten nationalen Lebens begleitet gewesen sein. Sie erwiesen sich in beiden Verhältnissen ihrer germanischen Abstammung würdiger als die heutigen Deutschen, sie machten den Protestantismus im ächten Sinne des Wortes, d. h. das Princip der freien Persönlichkeit auf dem Felde der Religion und Politik, so weit es die Umstände erlaubten, geltend. Sobald dies aber vollbracht war, begann in ihrem Leben eine große Veränderung vorzugehen. An die Stelle der mystischen Schwärmerei der Zeit Cromwell's trat in der Religion eine durchaus politische, sich zum Katholicismus rein negativ verhaltende Richtung hervor, die, um demselben zu widerstehen, sich unter den Schutz der weltlichen Verfassung flüchtete. Die anglikanische Kirche wurde im Verhältniß zur Nation ein Theil der politischen Maschine, wie der Katholicismus in den katholischen Staaten des siebenzehnten Jahrhunderts, im Verhältniß zu den Einzelnen eine Art Pädagogik, ein Mittel äußerer Erziehung. Der Hauch des Gemüthes, der den Protestantismus in seinem Entstehen entzündet, erlosch in England und die anglikanische Kirche ward von dieser Zeit an nichts als eine Opposition gegen den Katholicismus, ohne selbstständiges, ihr eigenes inneres Leben und würde, hätte sie sich zu der absoluten Geltung der katholischen Hierarchie emporschwingen können, einen ärgern Despotismus als diese, oder irgend eine andere Form des christlichen Kultus, ausgeübt haben. Auf dem Felde des weltlichen Lebens begann die ganze Nation, von diesem Augenblicke an, sich ausschließend materiellen Interessen, der Vermehrung ihrer Macht und ihres Reichthumes, hinzugeben. Die idealen Interessen des menschlichen Daseins wurden von dieser sinnlichen, meist in den selbstsüchtigsten Formen sich aussprechenden Richtung augenscheinlich geschwächt und konnten sich nur in zweiter Linie geltend machen. Zu dieser Zeit entstand die sogenannte Philosophie der sensualistischen Schule in England und traten ihre die Franzosen nachahmenden Poeten und Historiker auf, die, ohne sich um den Kern des innern Daseins einer Zeit oder eines Volkes zu bekümmern, dessen Bedeutung nach dem Maße gewisser, von dem Verstande zu äußeren Zwecken willkürlich ersonnener Formen bestimmten. Jetzt begannen die Engländer ihrer altgermanischen Abstammung zu vergessen und das in derselben waltende

Lebensprincip nur noch schwach zu empfinden. Obgleich durch Charakter und Sitte von den Nationen romanischen Ursprunges tief getrennt, nahmen sie dennoch deren Geschmack, deren Ideen und Vorurtheile, wenn auch etwas umgeformt an, und fingen sich ihrer altdeutschen Vorfahren gewissermaßen zu schämen an, denen sie gleichwohl das Beste verdanken, was sie sind. Erst als die englische Nation durch die Greuel der französischen Revolution darüber belehrt worden, daß von Alters her ein tieferer Keim in ihr wurzle, neigte sie sich ihren germanischen Uranfängen wieder in etwas zu und die äußern Zeitumstände begünstigten diese Rückkehr.

Diese Verachtung des Germanischen, diese Huldigung und Bewunderung des Fremden trat in Deutschland selbst, in dem Volke, das sonst am meisten sich selbst und am wenigsten Andern verdankt, am auffallendsten und grellsten hervor. Nach der Beendigung der Religionskriege, dem Untergange der letzten Spuren lebendiger Freiheit und dem Auftreten des sich allgemein geltend machenden Geistes der unumschränkten Regierungsgewalt, und dies nicht in einem großen Reiche und damit auf einigermaßen großartige Weise, so daß das Gefühl der hohen Stellung des Ganzen den Einzelnen für seine Entbehrungen entschädigen konnte, sondern in dem kleinlichsten und zersplittertsten Dasein, dessen Möglichkeit eine Satire auf die Nation war, die es zuließ, sank das deutsche Leben zu einer solchen Schwäche herab, trat eine solche Nachahmung des Ausländischen und zwar fast immer nur des Schlechten in demselben hervor, ein solches nicht allein Verlassen, sondern Vergessen des Ursprünglichen, daß man sich heute, wo glücklicherweise Manches anders geworden, wundern muß, daß das Dasein des deutschen Volkes in jener unheilsvollen Epoche nicht rettungslos zu Grunde ging. Der katholische und südliche Theil Deutschlands litt von italienischen, der nördliche und protestantische in noch viel höherm Grade von französischem Einflusse. Die größten Uebel, die am französischen Leben nagten, waren es gerade, die am Begierigsten aufgenommen wurden, während seine eigenthümlichen Vorzüge keinen Eingang fanden. Aber die unverwüstliche ausdauernde Kraft des deutschen Charakters, besonders aber der glückliche Umstand, daß das eigentliche geistige innere Leben der Nation, bei der grenzenlosen Zerstückelung des Vaterlandes und dem trostlosen Zustande aller öffentlichen Verhältnisse, sich in sich selbst zurückzog und rein bewahrte, wodurch es möglich wurde, daß zur Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung die große Periode unserer Literatur begann, rettete Deutschland für eine bessere Zukunft.

Diese Betrachtung über das Schicksal des römischen und germanischen Princips drang sich uns hier auf, wo wir nach dem Tode Karl's des Großen an der Schwelle der neuern Geschichte stehen und die drei einflußreichsten Nationen des europäischen Kontinents: Franzosen, Deutsche und Italiener, aus der Theilung des karolingischen Reiches, unter dem sie vereinigt gewesen, hervorgehen, um von nun an sich getrennt und selbstständig zu entwickeln. Die Ausdrücke: Frankreich, Franzosen, französisch — von den Geschichtschreibern auf die Epoche der Merowinger und Karolinger angewandt, sind unrichtig und werfen auf jene Zeit einen durchaus falschen Schein. Nach der Theilung durch den Vertrag von Verdun giebt es allerdings zum ersten Male ein Frankreich, obwohl noch eigentlich kein französisches Volk, denn noch ist die Bevölkerung in zwei Racen: Germanen und Gallo-Römer, getheilt, obgleich sich allerdings einander viel näher als früher kommend. Im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts vereinigen sich beide Nationalitäten unter der Herrschaft des Feudalwesens dergestalt zu Einem Volke, daß in der Verfassung das deutsche Element, wie es nach der Eroberung sich umgestaltet, in der Sprache, den Sitten und der innern Stimmung des Gemüthes das lateinische vorwiegend wird. Da indessen die Sprache nicht blos ein Instrument des Geistes, sondern von dessen Inhalt unzertrennlich ist und ein Volk, das eine fremde Sprache annähme, allmälig auch einen fremden Geist unter sich einführen würde, so läßt sich aus dem Siege der lateinischen Sprache über die der Franken in Gallien auch auf ein allmäliges Verschwinden des germanischen Genius unter diesen schließen, da dieser, so lang ihm einige Kraft einwohnte, auch das ihm angeborne Organ bewahrt haben muß. Wir werden später im Verlaufe der Entwicklung des französischen Lebens sehen, wie die germanischen Formen ihrer Verfassung allmälig ein hohles Gebäude wurden, in welchem der celto-römische Geist des Volkes sich zuletzt so unbehaglich fühlte, daß er sich ihnen zu entziehen versuchte und, da sie ihn nicht frei lassen wollten, sie von Grund aus zerstörte.

Nachdem Ludwig der Fromme durch seine eigenen Söhne, mit Hülfe der geistlichen und weltlichen Leute, mehrmals ein- und abgesetzt worden und endlich in Schmach und Gram endigt, wurde neunundzwanzig Jahre nach dem Tode Karl's des Großen, sein Reich von seinen drei Enkelsöhnen dergestalt getheilt, daß Karl, mit dem Zunamen der Kahle, König von Frankreich, Ludwig, der Deutsche zubenannt, König von Deutschland und Lothar, mit dem Kaisertitel, König von Italien wurde. —

Wenn man das Schicksal des karolingischen Hauses, so wie so vieler historischen Heroen und ihrer Geschlechter bedenkt, so fühlt man sich versucht, den Ausspruch des alten Philosophen zu billigen, der meint, daß der Mensch der Spott der Götter sei. Alexander der Große erobert Asien, bedroht die ganze übrige Welt, und seine Mutter, sein Halbbruder, seine beiden Söhne kommen durch die Hände derer um, die einst vor jedem seiner Winke gezittert hatten. Cäsar glaubt durch die Vereinigung aller Macht in seinen Händen die römische Größe, über die Gefahr der langen innern Unruhen hinaus, auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen, wird aber von seinen eigenen Schützlingen ermordet und seine usurpirte Gewalt geht, mit seltenen Ausnahmen, auf eine Reihe von Schwächlingen und Ungeheuern über, von denen er den größten Theil wahrscheinlich nicht als Sklaven hätte um sich leiden wollen. Karl der Große, der Enkel des Besiegers der Mahomedaner bei Tours, der Sohn des Ueberwinders der Longobarden, der Sohn seiner eigenen unvergleichlichen Thaten, hinterläßt einen Erben, der zweimal zum Mönch geschoren wird und unter allen schwachen Regenten als der schwächste erscheint. Die heidnische und jüdische Vorstellung, daß das Schicksal die Enkel für die Vergehungen der Ahnherren strafe, ist in dem Leben nicht blos der Heroen der Menschheit, sondern so oft überhaupt in dem Derer sichtbar, welche an der Spitze der Staaten stehen. Mag nun das Unglück, das zuweilen die Erben großer Dynastien verfolgt, eine Folge natürlicher Umstände, oder ein dem menschlichen Bewußtsein im Einzelnen unverständliches, von ihm nur dunkel geahntes Verhängniß sein, welches das innerlich schuldige Dasein der Eroberer und Dränger ihrer Mitmenschen mit dem äußerlich schuldlosen ihrer Nachkommen verbindet und erstere in letztern straft, nichts desto weniger ist es eine Thatsache, daß Konradin von Schwaben die von seinen Vorfahren verübten Gewaltthaten in Italien, Karl I. von England die feudale Tyrannei der normännischen Könige und die Unthaten Heinrich's VIII., Ludwig XVI. den Despotismus Ludwig's XIV. und das sittliche Verderben Ludwig's XV. mit ihrem Blute bezahlen, obgleich sie selbst guter und edler Natur und, mit ihren Erblassern verglichen, vollkommen schuldlos waren. Die Drohung des alten Testaments: die Sünden der Väter bis zum vierten Gliede heimzusuchen, wird von der Geschichte, nur weiter ausgedehnt, fast immer bestätigt und bewährt sich, obgleich nur an den hervorragenden Gipfeln der Menschheit sichtbar, wahrscheinlich auch in dunklern Kreisen, nur daß sie hier unbeachtet vorübergeht.

Fünfundvierzig Jahre nach jener ersten Theilung, die der Vertrag von Verdun genannt wird, vierundsiebenzig Jahre nach Karl's des Großen Tode, wird sein Reich aufs Neue in sieben Theile getheilt, und diesmal unter Fürsten, die nicht mehr alle aus seinem Stamme hervorgegangen waren. Obgleich sein Haus erst hundert Jahre nachher über die ihm angestammten Länder zu herrschen aufhört, so bricht sein unausbleiblicher Verfall nach dieser zweiten Theilung klar hervor.

Nach unaufhörlichen innern und äußern Kriegen und Umwälzungen stieg endlich mit Ludwig V. oder dem Kinde das karolingische Haus vom Throne der Franken herab, und eine neue Dynastie, die, ihrem Ursprunge und ihrer Erhebung nach, weder mit den Merowingern noch den Karolingern eine Aehnlichkeit hat, tritt an die Spitze einer Nation, die sich aus den durch lange Thaten und Leiden vereinigten Gallo-Römern und Franken gebildet hat und die jetzt mit historischer Bestimmtheit: die französische — genannt werden kann. Die Simultaneität dieses neuen Herrscherstammes, einer neuen Nationalität und neuen Sprache, ist ein merkwürdiges und in mancher Beziehung einziges Faktum der modernen Geschichte, zu dem die keines andern Volkes eine Parallele liefert.

Mit der Eroberung war der Stand der Leute, die alte Gefolgschaft, das aristokratische Element des germanischen Lebens mächtig geworden. Diese Begebenheit hatte unter den Franken eine allgemeine Bewegung hervorgebracht, von der aber nur ein Theil des erobernden Volkes, die Häuptlinge und deren Anhang, einen wirklichen Vortheil gezogen hatten. Unter den Merowingern stieg, so lange sie kräftig waren, das Königthum empor. Als sie zu sinken anfingen, erhoben die Hausmeier ihr Amt über die Macht der Leute, erlaubten diesen dagegen den Stand der Freien zu drücken und zu beschränken. Karl der Große stellte sich im Wesentlichen auf den Standpunkt eines Alleinherrschers, jedoch ebenfalls um den Preis, daß er das Recht der Freien sich unter die Gewalt der Leute beugen ließ, so daß das Dasein der erstern in einen immer engern Kreis gedrängt wurde. Obgleich er in dieser Beziehung nur das Streben der Enkel Klodwig's, die natürliche Tendenz der germanischen Gesellschaft auf dem eroberten Boden, die nach immer größerer Einheit trachtete, und das Werk seines Vaters, der den Thron den geistlichen und weltlichen Leuten verdankte, fortsetzte, so begann dennoch, in Folge seines Systems, das die monarchische Gewalt nicht auf feste äußere Einrichtungen, sondern auf die Gesinnung der Getreuen stützte, das aristokratische Princip unter seinen Nachfolgern

übermächtig hervorzutreten. Die höchstens lebenslänglich, gewöhnlich nur zeitlich verliehenen Aemter gingen in erbliche Besitzthümer über und die souveraine Gewalt des Fürsten, wie die Freiheit des Volkes, wurden auf das Aeußerste gemindert. Beim Sturze seines Hauses steht das aristokratische Element des germanischen Lebens, das seit der Eroberung hervorgetreten, aber bisher von der Macht des Königs und dem Rechte des Volkes beschränkt worden, in unbestrittener Herrschaft da. Aus ihm geht die Lehnswelt, so lange vorbereitet und darum für eine lange Dauer bestimmt, als die auf Jahrhunderte hinaus Alles tragende und leitende Form des gesammten europäischen Daseins hervor.

Bei der Eroberung Galliens hatte der mächtigste und lebendigste der beiden großen fränkischen Stämme, die Salier, an der Spitze der Invasionen gestanden und war immer weiter nach Süden und Westen vorgedrungen, jedoch so, daß er auf dem linken Ufer der Loire nur wenige Niederlassungen zählte. Unter den merowingischen Königen, die, wenn sie über ganz Gallien herrschten, meist in Paris wohnten, hatten die Salier ihre Hauptsitze zwischen der Loire und Marne, in der Nähe ihrer Fürsten, genommen. Die Ripuarier waren im Osten, zwischen dem Rhein, der Mosel und Maas stehen geblieben. Das Land der Salier war, wie oben erwähnt worden: Neustrien, das der Ripuarier: Austrasien — genannt worden. Die Gegenden, welche die Salier beherrschten, waren seit Cäsar's Eroberung durchaus römisch geworden und römische Sprache und Sitten mußten sehr bald einen großen Einfluß auf die wenig zahlreichen fränkischen Eroberer ausüben, während es in dem Lande der Ripuarier zwar ebenfalls viele römische Städte gegeben, die aber im ersten Sturme der Invasion großentheils zerstört worden, so daß hier die deutsche Bevölkerung, bei der Nähe zu Germanien und dem immerwährenden Zuflusse verwandter Stämme, denn nicht alle Franken waren unter den Merowingern über den Rhein gegangen, die zahlreichere wurde und deutsches Leben das römische erstickte. Es fand also schon ursprünglich zwischen diesen beiden Theilen des Frankenlandes eine bedeutende Verschiedenheit statt, die so lange einige Kraft in den merowingischen Königen blieb, nicht hervortrat, aber bald sichtbar wurde, als diese Dynastie im siebenten Jahrhundert zu sinken anfing. Die Niederlassung der Westfranken in einem ganz lateinischen Lande, die römische Erziehung, welche die Merowinger von den Geistlichen erhielten, die Bedeutung der Bischöfe, fast alle der einheimischen Bevölkerung angehörig, und viele Getreuen lateinischer Abkunft am Hofe und in hohen Aemtern, alle diese Umstände hat-

ten das germanische Leben in Neustrien stark mit römischen Elementen versetzt, während es sich in Austrasien in seiner Frische und Kraft erhalten hatte, weshalb schon im neunten Jahrhundert das Land der Westfranken: Francia romana — das der Ostfranken: Francia teutonica — genannt wurde. Die Wahl Pipin's zum Könige war eine Erneuerung des germanischen Lebens auf dem eroberten Boden, das unter den Merowingern zu verfallen angefangen hatte. Deshalb verlegte auch Karl der Große den Sitz seines Reiches aus der Mitte der schon halb romanisirten Westfranken und dem lateinischen Lutetia nach Achen, der alten Heimath näher. Wirkten hierbei auch einzelne äußere Umstände mit, wie z. B. die Nähe dieser Stadt am Schauplatze des Krieges gegen die Sachsen, oder die besondere Neigung des Königs, so sprach er in dieser Wahl dennoch die Absicht aus, den Quellen des germanischen Lebens nahe zu bleiben und seinen Hof, seine Getreuen, seine Regierung dem unausbleiblichen Einflusse der zahlreichen lateinischen Bevölkerung des innern Galliens zu entziehen. Alle Karolinger, selbst die schwächsten unter ihnen, erscheinen in Sprache, Sitte, kurz in ihrer ganzen Weise, germanischer als die Enkel Klodwig's. Man liest z. B. in ihrer Geschichte von keinem lateinischen Hofdichter, wie der heilige Fortunatus unter Childebert gewesen, noch daß diese Fürsten wie z. B. Chilperich sich mit lateinischer Poesie beschäftigt oder einen Werth darauf gelegt hätten, in römischer Gesittung Andere zu übertreffen. Im Gegentheil wird von Karl dem Großen erzählt, daß er die Volksgesänge der alten Deutschen sammeln ließ und noch in den letzten Zeiten fanden germanische Sänger an den Höfen seiner Nachkommen Aufnahme. Dieselbe Anhänglichkeit an alles Germanische tritt in Karl dem Großen auch bei der Besetzung der großen geistlichen Stellen hervor. Man findet unter der ersten Dynastie zwar einige Franken unter den Bischöfen, aber selten, fast überall stehen Römer an der Spitze der gallischen Kirchen. Karl scheint aber durch die Gewohnheit, seine vorzüglichsten Räthe aus den Geistlichen zu nehmen, den Franken Neigung zu diesem Stande eingeflößt zu haben, denn wir finden, daß im neunten Jahrhundert fast überall Bischöfe und Aebte deutschen Namens nicht nur als Rathgeber der Fürsten, sondern als entscheidende Personen in Krieg und Frieden, in allen politischen Bewegungen auftreten. So sind Hilduin, Abt von St. Denis, Wala von Corbin, Matfried, Bischof von Orleans, Ebbo, Erzbischof von Reims u. s. w., die an der Spitze der Verschwörungen gegen Ludwig den Frommen stehen, wie ihre Namen beweisen, germanischer Abkunft. — Selbst die Gelehrten, die

an seinem Hofe lebten, waren fast alle deutschen Ursprunges, denn mit diesem Ausdruck kann man alle ausgewanderten germanischen Römer, bis zu ihrer Vermischung mit der alten Bevölkerung, da ungeachtet einzelner nationaler Unterschiede überall derselbe Charakter und Gehalt vorhanden war, bezeichnen. Zu Karl's des Großen Zeiten waren Gothen, Burgundionen in Südgallien und ein großer Theil der Westfranken schon zu Römern geworden, aber Ostfranken, Angelsachsen und Longobarden verstanden einander noch und konnten, ihrer räumlichen Entfernung ungeachtet, für Ein Volk gelten. Es ist auffallend, daß gerade aus diesen Nationen, ungeachtet der Schlacken von Roheit, die ihnen anhingen, die einzigen intellektuellen Größen jener Zeit hervorgingen, denn man findet nirgends, daß es im achten oder neunten Jahrhundert Gallo-Römer oder Italier gegeben, die den Longobarden Paul Warnfried, den Angelsachsen Alcuin oder den Franken Eginhard an Geist und Gelehrsamkeit übertroffen hätten.

Die persönliche Ueberlegenheit Karl's des Großen, sein Glück und seine Kraft hatten sein aus so vielen ungleichen Theilen zusammengesetztes Reich, so lang er lebte, zu einem Ganzen zu verbinden gewußt. Die Geschichte seiner Nachfolger ist aber nichts als eine fortlaufende Zerstückelung der großen Hinterlassenschaft, aus der im zehnten Jahrhundert das Lehnswesen hervorgeht. Obgleich Karl der Große das germanische Princip in seinem eigenen persönlichen Walten, seiner Verwaltung und Kriegführung erhob und für einen Augenblick erneuerte, so konnte er dennoch sein Sinken, im eigentlichen Gallien, nicht verhindern und daraus allein hätte, auch unter kräftigern Fürsten, als seine Nachfolger waren, ein Grund der Auflösung und Trennung entstehen müssen. Die deutschen Namen der aquitanischen Fürsten fangen schon unter ihm latinisirt zu werden an. Am Ende des neunten Jahrhunderts hat das verdorbene lateinische Idiom: lingua romana, lingua rustica, aus dem das Französische sich gebildet, genannt, die fränkische Sprache aus Nordgallien verdrängt. Die teutonische Mundart wird in den letzten Zeiten der Karolinger nur noch in ihrer Nähe und von ihren Umgebungen gesprochen. Die Westfranken, die jetzt ganz romanisirt sind, fangen die Ostfranken und übrigen Germanen, wie die Geschichte zeigt, als Feinde zu betrachten an. Die Erinnerung der alten Stammverwandtschaft verliert sich.

Wir haben nach der Eroberung Galliens drei politische Systeme unter den Franken zu beobachten Gelegenheit gehabt: das monarchische, im Geschlecht der Merowinger erblich. Sein Repräsentant,

der jedesmalige König, genießt, obgleich er eine beschränkte Macht besitzt, um seiner heroischen Abstammung willen, allgemeine Verehrung. Zu dieser Stellung gesellt sich, nach der Invasion, die des größten Grundherrn, und die Kirche, die allein zu schwach ist, um den wilden Geist der Franken zu zähmen, begiebt sich in seinen Schutz, erklärt ihn für den Stellvertreter der Gottheit in allen weltlichen Dingen, den Erben der römischen Kaiser und sucht seine Gewalt auf einen religiösen Boden zu stellen; das aristokratische, aus den Gefolgschaften der alten Heimath entstanden, in der neuen Niederlassung durch Verleihung von Land und Ertheilung von Aemtern befestigt und erhöht, und das demokratische, die gesetzliche Gleichheit aller Freien, das eine kurze Zeit noch auf dem eroberten Boden gilt, welkt und endlich ganz verschwindet. Diese drei Richtungen des öffentlichen Lebens, die einst in Germanien friedlich neben und mit einander gewohnt, wurden nach der Eroberung einander entgegengesetzt. Ihr lauter oder stummer Kampf macht die Geschichte des fränkischen Galliens von Klodwig bis zum Untergange der Karolinger aus.

Die Nachfolger Karl's des Großen suchten vergeblich die Vernichtung ihres Ansehns, die Zerstückelung des Reiches, den Fall der großartigen von ihm geschaffenen Organisation zu verhindern. Das Streben nach einem vereinzelten, willkürlichen und dabei eng begrenzten Leben, der Geist der Herrschsucht bei den Einen, der der Knechtschaft bei den Andern, die Unmöglichkeit, das mehr auf eine innere Gesinnung als bestimmte Institutionen basirte System Karl's des Großen ohne seine Kraft, seine Thätigkeit und sein Glück zu erhalten, bewirkten endlich, daß Karl der Kahle, dreiundsiebenzig Jahre nach dem Tode seines Großvaters, die Erblichkeit der Aemter und der damit verbundenen Besitzungen in einem noch aufbehaltenen Kapitular anerkennt und eine Forderung zugesteht, der die Merowinger und Karolinger immer widerstrebt hatten, weil mit ihrer Erfüllung die Monarchie überhaupt, in welcher Form es sei, unmöglich ist, indem Privatpersonen dadurch eine souveraine Gewalt zuerkannt und die Masse der Nation von der Regierung gänzlich getrennt wurde. Mit diesem großen Akt, der das werdende Lehnswesen sanktionirt und beweist, wie mächtig dasselbe schon geworden, beginnt eine durchaus neue Epoche des Lebens auf den Trümmern des römischen Reiches. Die mit Land und Leuten begabten Getreuen hatten zwar von jeher darnach gestrebt, ihre Aemter und Besitzungen auf ihre Nachkommen zu vererben, und es war ihnen dies häufig, theils mit, theils ohne Zustimmung der Könige gelun-

gen. Es bestanden hierüber, wie Jeder begreift, der eine Vorstellung von dem Chaos hat, das nothwendig durch die Verpflanzung der germanischen Institutionen auf den römischen Boden entstehen mußte, keine allgemein gültigen Bestimmungen oder wurden wenigstens nicht beobachtet, aber die Könige hatten sich immer geweigert, die Erblichkeit der Aemter und der davon abhängigen Besitzthümer als ein von ihrer Zustimmung unabhängiges, natürliches und rechtliches Faktum anzuerkennen. Dies geschah jetzt durch Karl den Kahlen (877 n. Ch.).

Durch den Vertrag von Verdun war die Monarchie Karl's des Großen in drei, ein Menschenalter später in sieben Theile aufgelöst worden. Am Ende des neunten Jahrhunderts ist das alte Gallien mit der spanischen Mark bis zum Ebro in neunundzwanzig, hundert Jahre nachher, beim Erlöschen der Karolinger in fünfundfunfzig größere und kleinere Staaten zersplittert. So rasch war die Zerstückelung des großen Reiches, die Bildung des Lehnswesens, die Minderung des monarchischen Princips und die Knechtschaft des Volkes fortgeschritten.

Die Untüchtigkeit der Nachfolger Karl's des Großen, unter welchen kein einziger kräftiger und unternehmender Charakter erschien, der Mangel eigentlich organischer Institutionen — denn die Macht Karl's stützte sich fast einzig auf sein und seiner Vorfahren große Thaten und den Eindruck seiner persönlichen Ueberlegenheit, und die Herrschaft seines Stammes war überhaupt nichts als ein Uebergang von dem alten Naturstaate, dessen inneres Leben erstorben, zu dem Lehnswesen, dessen Hierarchie noch nicht entwickelt war — bewirkten, daß die königliche Gewalt in fast eben so große Vergessenheit als unter den Enkeln Klodwig's sank und man wundert sich, daß ein Schatten derselben noch hundertdreiundsiebenzig Jahre nach Karl's des Großen Tode fortdauern konnte. Der Grund hiervon ist, daß es einmal untee den Karolingern keine solchen Hausmeier, wie unter der ersten Dynastie gab, sondern die Getreuen in Parteien getheilt, unter momentanen Oberhäuptern, ihre Interessen gegen einander verfochten und es Keinem unter ihnen erlaubten, sich wie die Hausmeier der Merowinger, an die Spitze des Staates zu stellen, dann aber, daß ein neues politisches Princip sich unter den Nachfolgern Karl's des Großen, im Innern, ausbildete, das eine angemessene Zeit zu seiner Entwicklung brauchend, während derselben zu keiner entschiedenen Neuerung Muße und Kraft besaß. Eine solche trat erst dann hervor, als das Lehnssystem sich im Stillen vollkommen gestaltet hatte und die Feudalhierarchie das Bedürfniß eines

Hauptes fühlte, das, unfähig sie zu unterdrücken, sich weder auf eine von der Natur verliehene Gewalt wie die Merowinger, noch auf die Traditionen des römischen Kaiserthums und den Eindruck großer von den Vorfahren vollbrachten Thaten stützend, wie die Karolinger, nichts als der Erste unter Gleichen sein wollte und sein konnte. Neuere französische Geschichtschreiber haben den Grund des endlichen Sturzes des karolingischen Hauses und der Erhebung Hugo Kapet's vorzüglich in der Abneigung der am Ende des zehnten Jahrhunderts vollständig romanisirten Franken gegen die germanisch gebliebenen Nachkommen Karl's des Großen, einer Abneigung, die von den Gallo-Römern sich ihnen mitgetheilt hatte, und in dem Wunsche, einen einheimischen Fürstenstamm an ihrer Spitze zu sehen, gefunden. Dieses Streben nach einem eigenthümlichen, von allen rein germanischen Einflüssen fremden Dasein mag die Franken, die jetzt allmälig anfangen, Franzosen zu werden, allerdings ergriffen haben, doch ist die Schwäche der Karolinger, die Theilung des Reiches in viele kleine Herrschaften, der Gegensatz, der zwischen ihren von Karl dem Großen ererbten Grundsätzen und Ansprüchen und den Gesinnungen und Interessen der zu Territorialherren gewordenen Getreuen bestand, der vornehmste Grund ihres Unterganges gewesen. Die Leute hatten die Enkel Karl's des Großen, wie einst die Hausmeier die Merowinger, so lange geduldet, bis sie in ihrem Schatten hinlänglich groß geworden, um durch sich selbst und unter einem aus ihnen gewählten Haupte der neuen, auf Kosten der Macht des Königs und der Ueberreste der Unabhängigkeit der Freien erworbenen Größe zu genießen.

Diese beiden Dynastien haben, obgleich die Merowinger lange bevor sich die Franken Galliens bemächtigt, an ihrer Spitze gestanden, auf dem eroberten Boden ungefähr gleich lange, unter immerwährenden Stürmen und Kämpfen gewaltet. Hätte die zweite auch nur Karl Martel und Pipin, Karl's des Großen nicht zu gedenken, hervorgebracht, so gebührte ihr ein entschiedener Vorzug vor der ersten. Sie erscheinen übrigens, sowohl in ihrem allgemeinen als persönlichen Dasein, so verschieden, daß man kaum glauben sollte, daß sie demselben Volke angehören. Die Nachfolger Klodwig's zeigen, wie er selbst schon, weit mehr Hinneigung zu römischen Formen und Sitten als die Enkel Pipin's, obgleich mehr aus Staunen und Bewunderung über die eben erst verschwundene Herrlichkeit des römischen Reiches, dessen materielles Dasein im sechsten Jahrhundert überall und fast vollständig erhalten war, als aus innerer Wahl und Neigung. Das Privatleben der Merowinger ist, so lange sie selbst-

ständig walten, viel unregelmäßiger als das der Karolinger. Die ungebändigte Kraft der alten Heimath bricht in den wilden Aufwallungen ihres blutigen Zornes und der Gluth ihrer zügellosen Leidenschaften hervor. Die Bischöfe üben großen Einfluß auf die Erben Klodwig's, aber mehr als Geistliche denn als Vasallen und Fürsten aus, wie dies unter den Karolingern, von Ludwig dem Frommen an, sichtbar wird. Die Merowinger, auf den Glauben an eine übernatürliche Abstammung gestützt, als ein an den Ursprung der Nation selbst reichendes Geschlecht geheiligt, denn fränkische Sagen erzählen, daß das ganze Volk sich in der ältesten Zeit Merowinger genannt habe, verloren ihre Gewalt erst, als die Verhältnisse gänzlich verschwunden waren, unter denen jener Glaube und die an ihn gebundene Autorität entstanden waren. Die Karolinger dagegen, die ihre Größe der Treue der Leute und der Erfüllung wechselseitiger Verpflichtungen verdanken, ein Princip, das immer anwendbar ist und allen Zeiten angehört, stehen eigentlich in der Meinung ihres Volkes nie so hoch da, sinken aber auch nie so zu bloßen Schatten, wie die letzten Merowinger herab, verschwinden überhaupt nicht so gänzlich aus der Geschichte, sondern werden die Wiege der meisten modernen Dynastien. Die karolingische Epoche ist weniger blutig, die Leidenschaften brausen nicht so heiß in den Adern dieses Geschlechts, wie in denen ihrer Vorgänger. Die Verräthereien und Verschwörungen erscheinen unter ihnen regelmäßiger eingeleitet, man sucht in dieser Zeit den Gegner eher seiner Macht als seines Lebens zu berauben. So lange die Merowinger überhaupt durch sich selbst herrschen und handeln, ist in ihnen der wilde Geist der nordischen Heimath sichtbar. Die Karolinger sind gemäßigter, politischer und haben überhaupt eine viel modernere Physiognomie. Die Mordthaten Klodwig's und seiner Söhne, so oft an ihren eigenen Verwandten verübt, die Unthaten Chilperich's, der seine Gattin Galaswintha umbringen läßt und seinen Sohn Merowig zum Selbstmorde treibt, die Vereinigung von Kühnheit, List und Grausamkeit in Fredegunde's und Brunehilde's blutigem Leben, die Frevel Dagobert's, der seinen Bruder und seinen Oheim ermorden läßt, der besondre Charakter dieser Verschuldungen erinnert lebhaft an die altnordische und skandinavische Götter- und Heldenwelt, auf der ein so dunkler und blutiger Schein liegt. Unter den Karolingern bricht solche Wildheit des Gemüthes selten hervor. Klodwig ist ohne Zweifel der größte Mann seines Hauses und Volkes gewesen, der in kurzer Zeit so viel vollbracht, aber Karl der Große ist eine der seltenen Erscheinungen der Geschichte, die eine allgemeine,

in das Leben der Menschheit überhaupt eingreifende Rolle gespielt und nicht blos in dem Kreise eines einzelnen Volkes oder Landes geglänzt haben. Wenn es in der alten und neuen Geschichte einige erhabene Gestalten giebt, die man ihm an die Seite setzen kann, so wird er doch, Alles zu Allem gehalten, von keiner derselben übertroffen. Welchen Eindruck er auf sein Zeitalter gemacht, kann daraus ermessen werden, daß die nachfolgenden Jahrhunderte sein Bild ins Riesenhafte vergrößert und er in der Poesie, der Phantasie und den Sagen der Menschen eine fast eben so große Stelle wie in der Wirklichkeit selbst eingenommen hat, dessen sich kein anderer Heros in demselben Maße rühmen könnte. Auf Klodwig's Erscheinung ruht dagegen ein Schatten der germanischen Wälder, aus denen er eben hervorgetreten war und er ist auf die Nachwelt in einem düstern Scheine, wie unter dem Licht des nordischen Mondes, und als keine so lebendige Gestalt, wie manche andere ihm an Kraft und Bedeutung untergeordnete, gekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Paris, das, so lange die Merowinger durch sich selbst regierten, der gewöhnliche Wohnsitz dieser Fürsten gewesen, hatte schon in den letzten Zeiten vor der Erhebung des Hausmeiers Pipin auf den königlichen Stuhl viel von seiner Bedeutung verloren, denn die letzten Merowinger bewohnten, fast ohne Ausnahme, das ganze Jahr hindurch ihre Landhäuser, namentlich eines derselben bei Soissons, aus dem sie nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten hervorgingen, um einige, von den Hausmeiern im Voraus bestimmte Akte der Souverainetät zu vollziehen, und dann wieder in ihr Dunkel zurückkehrten. Es fehlte dieser Stadt demnach mit der Anwesenheit eines Königs auch die eines Hofes und was sich einem solchen anzuschließen pflegt, denn die Hausmeier, über ein großes Land gebietend und in immerwährende Kriege und weit aussehende Unternehmungen verwickelt, kamen selten nach Paris und verweilten daselbst niemals. Indessen erhielt sich unter Karl dem Großen und seinen ersten Nach-

folgern der, nach allen vorhandenen Zeugnissen, lebhafte Handel auf der Seine und damit der Wohlstand und die Bedeutung der Stadt. Die Gestalt und das Ansehen der Lutetia des Julian's, der Charakter ihrer Bevölkerung, Sprache und Lebensart blieben, bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts, ungefähr dieselben wie unter den letzten römischen Kaisern und den Merowingern, mit Ausnahme des allmäligen, obwohl lange fast unbemerkbaren Einflusses, den eine fremde Herrschaft auf die Gesinnung und das Innere eines Volkes, besonders die höhern Klassen, ausübt. Auch trug die Dunkelheit, in die Paris, vom siebenten Jahrhunderte an, mit den Merowingern zugleich fiel, dazu bei, das lateinische Element in ihm zu erhalten, denn der ausschließend germanische Geist der Karolinger waltete hier wenig und übte keinen Einfluß aus. Karl der Große z. B. ist, so viel man weiß, während seiner langen Regierung, nur einmal nach Paris, im Jahre 779 n. Ch. und nur auf ganz kurze Zeit, gekommen. Im Anfange seiner Regierung besuchte Ludwig der Fromme Paris und nahm einige der dortigen Kirchen in Augenschein, übernachtete aber nicht einmal daselbst, sondern kehrte nach der Abtei von St. Denis zurück. Als der Kaiser, nach seiner zweiten Absetzung, von seinem Sohne Lothar nach derselben Abtei geführt wurde, sahen die Mauern der alten Lutetia, die einst, in Julianus, Zeugen der Erhebung eines Augustus gewesen, hier die Erniedrigung eines andern, der seine Rechte von denen der römischen Cäsaren herleitete. Ludwig der Fromme weilte als Gefangener eben so wenig in Paris wie früher als Herrscher. Er wurde nach St. Denis geführt, wo seine plötzliche Wiedererhebung auf den Thron seines Vaters durch die ihm geneigten Herzöge, Grafen, Bischöfe und Aebte, gegen den Willen der aus ähnlichen Würdenträgern bestehenden Gegenpartei, die ihn in Compiegne entsetzt hatte, bewies, welches Princip jetzt den fränkischen Staat beherrschte, daß gegenwärtig alle Macht an die Leute gekommen und das königliche Ansehn nur noch ein Name sei.

Eine durchaus neue und unglückliche Epoche, in der das alte Paris mit seiner lateinischen Bevölkerung, den Ueberresten ihrer römischen Gesittung und der Quelle ihres Wohlstandes, seinem Handel, untergeht, beginnt in der Mitte des neunten Jahrhunderts, mit den Einfällen und Verwüstungen der Normänner. Als es einige Menschenalter später der Sitz der kapetingischen Könige und von Neuem bedeutend wird, ist schon das Lehnswesen ausgebildet. Die Lutetia der Römer ist für immer verschwunden und das Paris des Mittelalters steht schon da, mit seinen engen finstern Straßen, sei-

nen hohen Häusern, jene darauf berechnet, einem eindringenden Feinde so wenig Raum als möglich zu geben, diese, das häusliche Leben, so viel als möglich, der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. In diesem veränderten Raume waltet eine neue Bevölkerung, tönt eine neue Sprache. Die Traditionen des Alterthums, welche die fränkische Eroberung eher erschüttert als unterbrochen hatte, wurden durch die normännische Verwüstung und die Erhebung des Feudallebens gänzlich aufgehoben. —

Die Normänner, von denen Einige behaupten, daß sie schon unter den Merowingern die Küsten Galliens beunruhigt hätten, was nicht unwahrscheinlich ist, da alle germanischen Völker der Nord- und Ostsee Seeräuberei trieben, hatten sich schon gegen das Ende der Regierung Karl's des Großen gezeigt, versuchten aber erst im Jahr 820 n. Ch. die Seine heraufzufahren und das Innere des Landes zu verheeren. Sie waren aber diesmal zurückgewiesen worden. Fünfundzwanzig Jahre nachher nahmen sie, auf hundertundzwanzig Barken ankommend, Paris ein, das sie plünderten, diesmal aber noch nicht zerstörten. Karl der Kahle, dem zwei Jahre vorher geschlossenen Vertrage von Verdun zufolge, Herr des Landes, setzte ihnen nicht nur keinen nachdrücklichen Widerstand entgegen, sondern erkaufte, obgleich ihm ein Heer zu Gebote stand, ihren Abzug mit Geld. Elf Jahre nachher (856), nahmen sie die unvertheidigte Stadt wiederum ein und verbrannten dieselbe mit Ausnahme einiger Kirchen, unter denen sich die Kathedrale und St. Germain des Prés befanden. Sie drangen, wird erzählt, fast unbemerkt in die Stadt und bemächtigten sich nicht nur der Waaren, welche die Kaufleute auf Barken fortzubringen suchten, sondern dieser selbst und führten sie gefangen fort. Im Jahre 861 kehrten sie abermals zurück, verbrannten St. Germain des Prés, zertrümmerten die Pfeiler des alten Pons major (pont au change), die ihren breiten Kähnen keine Durchfahrt erlaubten, nahmen ihre Richtung, dem Laufe des Flusses entgegen, nach Süden und verheerten die oberhalb Paris gelegenen Gegenden. Karl der Kahle wagte es nicht ihren Verwüstungen Einhalt zu thun. Nach ihrem Abzuge ließ er die beiden Brücken, welche die Inselstadt mit dem Lande verbinden, durch Thürme befestigen und einige am Ufer der Seine gelegenen festen Schlösser, namentlich das von St. Denis, in Vertheidigungszustand setzen Wahrscheinlich waren die Normänner durch diese Anstalten abgehalten worden, ihre Einfälle sogleich zu wiederholen, aber vierundzwanzig Jahre nachdem sie Paris verbrannt, erschienen sie aufs Neue vor den Mauern, nachdem sie das nördlich gelegene Land weit und

breit verheert hatten. Bei ihrer Annäherung waren die Einwohner des platten Landes mit ihren Heerden, die Bürger der kleinen Städte mit ihren Habseligkeiten in die Wälder entflohen, und die Priester und Mönche der Umgegend retteten ihre zahlreichen Reliquien in das jetzt wohl befestigte Paris. Goslin, früher Abt von St. Germain des Prés und seit Kurzem Bischof von Paris, ein berühmter Kriegsmann ungeachtet seiner geistlichen Würde, und Odo, der Graf oder politische und militairische Chef der Stadt und Umgegend, derselbe, der sich später auf einige Zeit zum Könige macht, einer der Ahnherren der Kapetinger, beschlossen die Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Normänner, dreißigtausend Krieger stark, griffen, unter Anführung ihres Königs Siegfried, die Mauern vergeblich an. Sie lagen dreizehn Monate vor Paris und wurden endlich von Karl dem Dicken, der über die ganze Macht Karl's des Großen, obgleich freilich nur dem Namen nach, gebot, wie früher von Karl dem Kahlen, mit einer großen Summe Geldes zum Abzuge bewogen. Einige Monate nachher, im März des Jahres 877 kehrten die Normänner zurück, nahmen das bedungene Geld in Empfang und zogen, um den Vertrag zu erfüllen und Paris nicht zu beschädigen, zugleich aber ihre Beuteluſt in den fruchtbaren und vom Kriege verschont gebliebenen Gegenden, südlich von der Stadt, zu befriedigen, ihre Schiffe eine halbe Meile zu Lande fort, setzten sie dann wieder in den Fluß und erreichten ihren Zweck. Der Bischof Goslin war während der Belagerung gestorben und Ebbo, sein Neffe, ebenfalls ein Geistlicher und Abt von St. Germain des Prés, war ihm im Oberbefehl über die belagerte Stadt gefolgt. Im Jahre 890 nahten sich die Normänner der Stadt von Neuem, fanden sie aber zur Vertheidigung bereit, zogen ihre Schiffe abermals ein Stück Weges um Paris herum und verwüsteten die oberhalb gelegenen Landschaften. In dem halben Jahrhundert, während dessen die Normänner Paris mehrmals eingenommen, zerstört und die Umgegend verheert hatten, war Alles, was noch auf die römische Zeit zurückwies, untergegangen, und eine neue Stadt mit einer großentheils neuen Bevölkerung, anderen Sitten und einem andern Charakter entstanden. Die Kirche allein blieb das gemeinsame Band, das die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfte, obgleich auch die religiösen Verhältnisse große Veränderungen erfahren hatten. Die Geistlichen und besonders die kirchlichen Würdenträger traten in jener Zeit, wie viele andere Beispiele, namentlich aber hier der Bischof von Paris und sein Neffe, der Abt von St. Germain, beweisen, nicht nur als politische Häupter, sondern auch als Anführer im Kampfe, als tapfere Kriegsleute

auf und waren fast alle fränkischer Herkunft. Man sieht, wie sehr die höhere Geistlichkeit dem Charakter und den Sitten des Feudaladels nahe getreten war. Der eigenthümliche Zug des Mittelalters, der Bund einer geistlichen und weltlichen Aristokratie, tritt bei der Belagerung von Paris hervor. Die Stadt wird nicht von ihrem Könige, nicht von ihren Bürgern, sondern von ihrem Bischofe und Grafen und den aus ihren Schlössern und Hütten herbeigeeilten Vasallen und Hörigen beider vertheidigt.

Die wesentlichste äußere Veränderung für Paris, in dieser Epoche, war der durch die Einfälle der Normänner verursachte Verlust ihres Handels. Diese machten, während funfzig Jahren, die Schiffahrt auf der Seine unmöglich und veranlaßten dadurch die fremden und reichen Handelsleute die Stadt zu verlassen. Als sie im Anfange des zehnten Jahrhunderts sich in dem ihnen abgetretenen Theile von Neustrien, dem sie den Namen Normandie gaben, regelmäßig niederließen, so beunruhigten sie die Schiffahrt der Pariser nicht auf dem Theile des Flusses, der ihnen nicht zugehörte, sperrten dieselbe aber auf ihrem Gebiet, wodurch die Stadt vom Ocean abgeschnitten wurde. Die fremden Handelsleute, wie z. B. die Syrer, deren Ankunft aus einem so fernen Lande ein Beweis der bedeutenden Handelsverbindungen Lutetia's unter den Merowingern ist, verschwanden unter den Karolingern gänzlich, nur die Juden blieben. Der Handel nach dem Innern, der den Parisern auf dem südlichen Theile des Stromes übrig geblieben, ward ebenfalls durch die nach dem Tod Karl's des Großen sich überall bildenden größeren und kleineren, raub- und fehdelustigen Herren unmöglich gemacht, so daß die Schiffahrt auf der Seine und damit der Handel überhaupt, denn einen andern kannte Paris in jener Zeit, wo die römischen Straßen unbrauchbar oder ganz unsicher geworden, nicht, mehre Jahrhunderte lang, ganz aufhörte. Erst als unter Philipp August die Normandie Frankreich einverleibt wird und das Königthum überhaupt entscheidender und schützender aufzutreten anfängt, ist der vornehmste Handel der Stadt, der auf der Seine, nach so langer Unterbrechung wieder aufgelebt.

Kurz vor dem Aufhören der karolingischen Dynastie, war Kaiser Otto der Zweite mit einem großen Heere in das Frankenland eingefallen und hatte bei Paris eine Schlacht geliefert, in der er zwar gesiegt, aber viele Leute und seinen eigenen Neffen verloren hatte. Er nahte sich darauf einem der Thore der Inselstadt, das heißt, einem der Thürme am Eingange der beiden Brücken, welche die Stadt vertheidigten, und heftete, als Zeichen des Sieges, seine Lanze in dasselbe, zog sich dann auf den Montmartre zurück und

ließ daselbst einen feierlichen Gottesdienst halten. Dies geschah im Jahre 978 und Paris hat erst achthundertundsechsunddreißig Jahre nachher ein deutsches Heer sich seinen Mauern nähern sehen, obgleich während dieser Zeit englische und spanische Fahnen auf seinen Wällen geweht haben.

Die Normänner hatten nicht nur die Ufer der Seine verwüstet, sondern waren auf allen Punkten der Nordküste bis zum Ausflusse der Loire, gelandet und hatten überall Städte und Dörfer geplündert und verbrannt. Ein besonderer Gegenstand ihrer Raubsucht, schwerlich aber, wie es die Chroniken jener Zeit darstellen, ihres religiösen Hasses, waren die Kirchen und Klöster, weil in diesen damals edle Metalle und andere Kostbarkeiten mehr als an andern Orten gefunden wurden. Obgleich die nordischen Seeräuber noch Heiden waren, so zeigt sich bei ihnen, wie überhaupt bei allen Völkern germanischer Herkunft, keine besondere Abneigung gegen das Christenthum, wie später ihr so leichter Uebertritt zu demselben beweist. Der religiöse Fanatismus, z. B. der Mahomedaner, war ihnen, ihrer innersten Natur nach, fremd. Sie suchten bei ihren Einfällen, da ein ungebändigtes Kraftgefühl sie belebte und ihre Gesittung noch in der Kindheit stand, ein Feld für ihre Thatenlust und Befriedigung für die Bedürfnisse des Lebens, die sie sich durch eigene Arbeit nicht zu verschaffen verstanden. Die Kirchen, die im Gegensatze zu unsern Zeiten, damals der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und der Sammelplatz des Besten waren, was Natur und Kunst hervorgebracht, lockten sie natürlich mehr als die Wohnungen der Menschen an. Die Geistlichen setzten aber bei ihnen, als Heiden, eine feindliche Gesinnung gegen die Denkmale des christlichen Lebens voraus. Von allen Seiten flüchteten Priester und Mönche mit ihren weltlichen und heiligen Schätzen, unter welchen letzteren die Reliquien obenan standen, in die Städte und da Paris unter den Merowingern lange als die Hauptstadt des Frankenlandes angesehen und nach seiner Einäscherung stark befestigt worden, in die Mauern desselben. Die Kirchen und Kapellen der Inselstadt, der spätern Cité, wurden das Asyl der geretteten Reliquien und sonstigen kirchlichen Schätze, denn die Kirchen, die außerhalb der Mauern, in den Vorstädten von Paris lagen, boten gegen die Angriffe der Normänner nicht mehr Schutz als das offene Land selbst dar. Ein charakteristischer Zug jener Zeit ist es, daß der Bischof von Paris und seine Priester, als die Gefahr aufgehört, die Zurückgabe der heiligen Gebeine entweder ganz verweigerten oder dieselben nur zum Theil verabfolgten und der Einspruch und das gute Recht den Be-

sitzern derselben höchstens zur Wiedererlangung eines Theiles verhalf. In der Kathedrale blieb z. B. der Kopf des heiligen Dionysius, in einer andern Kirche ein Arm des heiligen Germanus zurück u. s. w. Der Glaube jener Zeit verfuhr hierbei ungefähr so wie die Kunstliebe späterer Epochen, als man sich so oft durch Gewalt und List in den Besitz vorzüglicher Gemälde und Statuen setzte und den Mangel einer rechtmäßigen Erwerbung mit einer leidenschaftlichen Verehrung dieser Dinge zu bedecken suchte. Bei dem hohen Werthe, der damals auf die Reliquien und deren Besitz gelegt wurde, kann man sich der Betrachtung nicht erwehren, daß jede begeisternde Idee unter den Menschen an unauflösliche Widersprüche geknüpft erscheint, die sie für ein kälteres Bewußtsein fast aufheben sollten. Der Glaube an die übernatürliche Kraft dieser Reliquien, der von dem Standpunkte des Christenthumes aus, welches überall das Endliche und Unendliche, das Sinnliche und Geistige verbindet, betrachtet, nicht befremden kann, gerieth jedoch mit der Furcht vor ihrer Zerstörung durch eine feindliche Gewalt in einen sonderbaren Widerspruch. Denn während man glaubte, daß diese Reliquien Andern Hülfe und Rettung gewähren könnten, fürchtete man zugleich, daß sie dieselbe Kraft nicht zu ihrer eigenen Vertheidigung anwenden würden. Vielleicht meinte man, daß sie vom Hauche des Unglaubens berührt und in den Händen der Heiden ihre Macht verlören, in diesem Falle aber gestand man ihnen keine eigenthümliche Kraft zu, sondern machte diese von der Meinung Anderer abhängig. Wie dem auch gewesen sein mag, die Kirchen der Inselstadt bereicherten sich damals mit einer großen Menge bewunderter Reliquien, so daß manche in Folge dieser Erwerbung ihre Namen änderten und mit der Anrufung neuer Patrone gewissermaßen ein neues kirchliches Dasein begannen.

Einer bedeutenden Aussicht genießt man heute, wenn man zwischen den Brücken Pont au Change und Pont Notre-Dame auf dem Blumenmarkte (marché aux fleurs), wo im Winter die reizendsten Gewächse ausgestellt sind, lustwandelt. Die vielen Brücken, die hohen Häuser am nördlichen Ufer des Flusses, geben ein großartiges Bild vom Innern dieser Stadt. An diesem Blumenmarkte lag sonst eine durch die Menge ihrer Reliquien berühmte Kirche, St. Barthelemi, eine Zeit lang auch St. Magloire genannt, von Odo, dem Grafen von Paris, erbaut, die wegen der achtzehn heiligen Körper, die in ihr aufbewahrt wurden, ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war. Während der Revolution wurde ein Theil dieser Kirche und des dazu gehörigen Klosters in ein Theater

(théâtre de la Cité genannt), später in einen großen Ballsaal „le Prado“ verwandelt. Dieser Ort, wo sonst so viele Heiligthümer verehrt wurden, glänzt jetzt im Winter von überlebendigen Schönheiten zweideutigen Rufes und ihren Anbetern. Die Reliquien, die hier am Morgen nach solchen Festen gefunden werden, sind Blumen, Bänder und Nadeln vom Putze der Damen, zuweilen auch Büschel Haare von den ehrwürdigen Häuptern der Tänzer, denn die Raufereien, die Eifersucht oder Ungezogenheit hier häufig erregen, werden zuweilen durch ihre gerichtlichen Folgen dem Publikum bekannt, besonders da der Palais de Justice nur einige Schritte entfernt liegt. — Manche dieser alten Kirchen, sowohl in als außerhalb der Cité, sind ganz verschwunden, andere zuweilen zu nützlichen, noch häufiger aber zu mit ihrer ursprünglichen Bedeutung sehr kontrastirenden Zwecken verwandelt worden. Man sollte manchmal glauben, daß die Franzosen dies und Aehnliches gethan, um einen komischen Effekt hervorzubringen, eine Erscheinung, an der sie sich besonders erfreuen. Dieses Volk, das mit seiner Vergangenheit so gänzlich gebrochen und die etwaigen Unbilden, die es einst von ihr erduldet, bis an den Mauern ihrer Stiftungen gerächt hat, ist jetzt etwas mehr zu dem, was seine Weisen den „culte du passé“ nennen, zurückgekehrt. Dieser Ausdruck, der, wie alle Bezeichnungen, welche die Franzosen erfinden, klar und angenehm ist, denn fast alle Völker haben einen Theil ihrer Terminologie und Nomenklatur von ihnen entlehnt, lebt indessen mehr im Wort als im Geist. Die innerste Gesinnung ist hier, dem prosaischen Genius der Nation gemäß, ausschließend der Gegenwart und ihren Bedürfnissen zugewandt und alles Andere im Grunde ein müßiges Spiel und unnützes Beiwerk.

Man glaubt, daß während der innern und äußern Kriege der karolingischen Epoche der römische Palast der Thermen und die Wasserleitung, die von Arcueil her zu ihm führte, großentheils verwüstet wurden. Die Schauspiele, die unter den Merowingern nach antiker Weise in einer Arena stattgefunden, hörten unter der zweiten Dynastie, mit andern Erinnerungen der römischen Herrschaft, ebenfalls auf.

Ueber den Einfluß, den die Bemühungen Karl's des Großen zur Verbesserung des Unterrichts auf die Schulen in Paris gehabt haben können, ist nichts Näheres bekannt, nur eine einzige derselben wird in der Geschichte jener Zeit genannt, die Klosterschule von St. Germain des Prés, unter deren Lehrern sich Abbo, ein Benediktinermönch, befand, dessen Gedicht über die Belagerung der

Stadt durch die Normänner bis auf uns gekommen ist *). Dieses Werk ist ein Beweis, wie sehr die Kunde der lateinischen Sprache gesunken war, das schon jetzt ein todtes Idiom geworden, wenn auch der Volksdialekt mit ihr, seinem materiellen Theile nach, fast ganz übereinstimmte. Etwas später eröffnete ein anderer Mönch, Remi, eine öffentliche Schule, in der Philosophie und Dialektik gelehrt wurde, und die darum merkwürdig ist, daß man sie für die erste jener von der unmittelbaren Leitung der Bischöfe und Aebte befreiten Anstalten hält, die sich allmälig vermehrend, den Grund zu dem legte, was man einige Jahrhunderte später die Universität von Paris genannt hat.

Die politische Verfassung der Stadt blieb unter der zweiten Dynastie ungefähr das, was sie unter der ersten gewesen. In dem westlichen Theile der Insel waltete der Graf des Königs, in dem östlichen der Bischof und je nachdem einer von beiden unternehmender, reicher, oder vom Hofe begünstigter war, übte er Eingriffe in die Rechte des Andern aus, was um so leichter war, da ihre gegenseitige Macht mehr auf Herkommen und Gewohnheit, als auf bestimmten Gesetzen beruhte. Die Grafen von Paris wurden von Karl dem Großen oft zu Missi dominici im Innern Frankreichs, wie die Aebte von St. Denis, mit diesen zuweilen verbunden, ernannt. Einer der erstern, Stephan, versammelte gegen das Ende der Regierung Karl's die freien Bewohner der Stadt und Umgegend jedes Standes, um gewisse Kapitularien, die Zusätze zu dem salischen Gesetz enthielten, zu beschwören. Man ersieht aus der Beschreibung dieses öffentlichen Akts, daß diese Gesetze ohne Diskussion angenommen und von den Vasallen und Bürgern eine unbedingte Zustimmung verlangt wurde. In den letzten Zeiten der karolingischen Herrschaft hatten diese Grafen von Paris ihre Stellung von Beamten und Dienern des Königs in die eines Territorialherrn verwandelt. Sie waren von ihren Vasallen, einem Hofe, Söldnern u. s. w. umgeben und faktisch zu Souverainen geworden. Obgleich noch nichts die Erhebung eines von ihnen, Hugo Kapet's, auf den Thron der Karolinger ahnen läßt, und besondere Umstände, wie z. B. der frühe Tod Ludwig's V. hierzu nöthig waren, so erscheint dieser Uebergang so außerordentlich nicht, wenn man den Grad von Unabhängigkeit kennt, den diese großen Vasallen

*) Abbonis, monachi Sancti Germani a pratis, poemata de bello Parisiacae Urbis.

erlangt hatten und weiß, in welche enge Grenzen die königliche Macht allmälig eingeschlossen worden.

Wir haben uns jetzt der Epoche genähert, wo, mit dem Untergange des karolingischen Stammes, das deutsche Leben auf dem Boden des alten Galliens zu erlöschen anfängt und aus seiner Vereinigung mit dem von ihm unter Klodwig besiegten gallorömischen Dasein die größte der aus den Trümmern des römischen Reiches und der Einwanderung der Germanen entstandenen Nationalitäten, die des französischen Volkes, hervorgeht. An diesen Grenzpunkt angelangt, ist es vielleicht nicht unpassend, noch einmal einen Blick auf das von uns durchlaufene Gebiet zu werfen.

Das Leben der Franken in dem eroberten Gallien, als eines reinen und gesonderten Stammes, wird von zwei großen Gestalten, wie von zwei Säulen eingeschlossen, von denen die eine, Klodwig, am Eingange, die andere, Karl der Große, am Ausgange desselben steht. Unter ersterm beginnt die Herrschaft des germanischen Princips, das aber dem römischen Leben sich mehr feindlich gegenüberstellt, dasselbe mehr drückt als eigentlich bezwingt. Sieger und Besiegte bleiben in ihrer bisherigen Trennung und feindlichen Eigenthümlichkeit stehen. Letzterer legt dem Dasein der Franken eine festere Form und bestimmtere Haltung auf, in welche die Römer einzugehen gezwungen werden und beide fangen unter ihm ineinander zu verschmelzen an, woraus eine neue Volksgestalt, von beiden verschieden und doch beiden verwandt, hervorgeht.

Karl der Große ist der letzte germanische Heros von allgemein historischer Bedeutung, wie Herrmann der erste, gewesen. Selbst die hervorragendsten Individualitäten des spätern deutschen Mittelalters, wie Otto der Große, Barbarossa und andre stellen, sowie sie nicht mehr wie Karl an der Spitze fast aller deutschen Völker stehen, auch nicht mehr das gesammte germanische Dasein, sondern nur diese oder jene Richtung desselben dar. Die spätern historischen Figuren unsers Volkes in den drei letzten Jahrhunderten haben durch Lage, Umstände, Erziehung häufig etwas Undeutsches, wenigstens im Vergleiche zu den großen rein germanischen Charakteren, die an den ursprünglichen Typus unserer nationalen Eigenthümlichkeit erinnern. Auch ist ihr Streben meist darauf gerichtet gewesen, ihren Staat oder ihr Haus nicht auf Kosten der Fremden, sondern gewöhnlich auf die der übrigen Theile des großen Vaterlandes zu vergrößern. Seit Karl V. hat kein deutscher Fürst mehr wahrhaft an der Spitze Deutschlands gestanden und die ganze Nation, wie es die Kaiser des Mittelalters gethan, sich nachgezogen. Die größere

Einheit und Beweglichkeit des auf den Trümmern der alten Freiheit emporgeblühten Lebens der Leute machte es Karl dem Großen möglich, alle Kraft seines Volkes zu dem einen großen Ziele der Vereinigung der germanischen Welt unter seiner Leitung zu verwenden. Die sinkende Macht des deutschen Lebens auf dem römischen Boden ward durch ihn erneuert und das Dasein der größten Nationen des europäischen Festlandes, Deutschen, Franzosen und Italiener, erhielt von ihm die erste anregende Bewegung. Sobald der Druck der gewaltigen Hand, die sie zu einem gemeinsamen Leben verband, in welchem sich aber ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit zu bilden anfing, aufgehört, suchte sich jede derselben eine besondere Bahn, verlor aber nie ganz die Form, die ihr die Herrschaft Karl's des Großen eingedrückt hatte. Der isolirende Individualismus des germanischen Princips, die Spaltung im Gemüthe des Volkes, hätte ohne seine belebende, einigende und bändigende Kraft zu einer vollkommenen Auflösung, wie vorher das römische Leben sie erfahren, führen müssen. Man hat in neuern Zeiten dem großen Sohne Pipin's häufig vorgeworfen, daß der Geist der alten deutschen Unabhängigkeit und der Stand der Freien durch ihn unterdrückt und die Knechtschaft in Kreise eingeführt worden, in denen sie vorher ganz unbekannt gewesen. Man bedenkt aber nicht, daß die Freiheit der alten Volksgemeinden schon durch die Eroberung bedeutend gemindert worden, und daß nach dem Untergange des alten Naturstaates von einer solchen Gleichheit, wie sie in der ursprünglichen Heimath stattgefunden, nicht mehr die Rede sein konnte. Die Ungleichheit war mit der Verpflanzung auf den römischen Boden von selbst entstanden, und wie jedes keimende Leben, von den Umständen begünstigt, groß gewachsen. Dieses Alles aber hatte vor Karl dem Großen bestanden, und er war keineswegs der Schöpfer dieses Zustandes. Er that, was allein möglich und ausführbar war, er zog im Gefühle seiner Einsicht und Kraft die ganze Gewalt der alten Volksgemeinden an sich und fesselte durch seine Größe und sein Glück die Ergebenheit der Leute an seine Person und sein System, indem er die Besten und Tüchtigsten, in welchem Volke und Stande er sie fand, in seinen Dienst aufnahm. Daß diese unter seinen Nachfolgern aus treuen und abhängigen Dienern zu Nebenbuhlern und Richtern der Könige wurden, war ein ihm verborgenes Verhängniß, denn obgleich die Lehnswelt aus seinem Regierungssystem hervorgegangen, so sah sie demselben, an und für sich betrachtet, keineswegs ähnlich. Aus dem Stande der Freien war mit der Eroberung und dem Sinken des merowingischen Stammes das Ge-

fühl eines unabhängigen Lebens von selbst geschwunden, sonst wäre die Herrschaft der Hausmeier und deren Erhebung auf den Thron, woraus das Hervortreten der Leute als eines eigenen vom Volke getrennten Standes und der Verlust der Freiheit für dasselbe von selbst folgten, unmöglich gewesen. Karl der Große erscheint in der Geschichte wie eine Gestalt mit doppeltem Antlitz. Mit dem einen schaut er in die Vergangenheit und sucht der deutschen Welt die Einheit zu geben, die einst das römische Reich besessen, mit dem andern blickt er in die Zukunft und sieht die reiche Ernte des Mittelalters aus der Saat, die er gepflanzt, hervorgehen. Es muß in ihm ein tiefes Bewußtsein des dem germanischen Gemüthe einwohnenden Strebens nach Trennung und Vereinzelung, dem Boden der innern Freiheit, gelebt haben, denn seine riesenhaften und fast ein halbes Jahrhundert umfassenden Anstrengungen, diese wankende, widerstrebende, in ihren einzelnen Volksgestalten unaufhörlich nach Isolirung strebende Welt zusammenzuhalten, beweisen, wie sehr er ihre innerste Natur erkannt hatte.

Nachdem der Stand der Freien gesunken und alle politische Gewalt, sammt den damit verknüpften Rechten und Ehren, an die Leute gekommen, gewöhnte sich das Volk, aller Würde und Freiheit entbehrend, allmälig daran, von dem Herrscher nur in Betracht seiner äußern Bedürfnisse berücksichtigt zu werden. In dieser Beziehung sind die niedern Klassen der römischen Bevölkerung, Römer oder Franken, aus mancherlei Gründen, unter den Merowingern in einer bessern Lage als unter der nachfolgenden Dynastie, unter Karl dem Großen aber immer noch weniger unglücklich, als unter den übrigen Fürsten seines Hauses gewesen. In der Geschichte der Nachfolger Klodwig's liest man, so viel uns gegenwärtig ist, von keiner großen oder allgemeinen Hungersnoth, unter Karl dem Großen werden deren in Nordgallien nur zwei erwähnt, unter seinen Nachfolgern aber nimmt dies Uebel auf eine Schauder erregende Weise zu. Es gab eine große Menge Mißjahre, oder vielmehr die Feldarbeiten wurden durch die immerwährenden Fehden der einander bekämpfenden Feudalherren und die Einfälle der Normänner, der Ungarn, innere und auswärtige Kriege dermaßen gestört, daß nicht leicht in der Geschichte eine Zeit ähnlicher Kalamitäten gefunden wird. In der Mitte des neunten Jahrhunderts gab es innerhalb dreiundzwanzig Jahren vierzehn Hungerjahre, und nachmals stieg die Noth so hoch, daß sich an mehren Orten die Menschen unter einander erwürgten, um sich mit ihrem Fleische zu sättigen. Die „heilige Krankheit" (le feu sacré, la maladie des

ardents, le mal d'enfer), ein in neuern Zeiten, wie der Aussatz, in gesitteten Ländern verschwundenes Uebel, aus Mangel an Nahrung oder der zu schlechten Beschaffenheit derselben entstanden, richtete unter anderm im Jahre 945 in Paris große Verheerungen an. Die Unordnungen unter den Nachfolgern Karl's des Großen stiegen überhaupt höher als je unter den Merowingern, da, sobald diese ohnmächtig geworden, die Hausmeier die Zügel des Staates mit fester Hand führten. Es war hohe Zeit, daß die Bevölkerung des damaligen Galliens einen Mittelpunkt gewann, der die in der Atmosphäre jener Zeit unruhig hin und her wogenden Atome an sich zog und zu einer sich allmälig befestigenden Gestalt vereinigte. Seit dem Untergange des abendländischen Reiches hatten die Ueberreste der römischen Gesittung, der germanische Staat und die christliche Kirche danach gerungen, sich näher zu vereinigen und durch ihre Verbindung ein neues Dasein hervorzubringen. Diese verschiedenen, einander oft entgegengesetzten Elemente konnten keine gemeinsame Form erzeugen, durch die sie, wenigstens äußerlich, zu einem Ganzen geworden wären. Nach vierhundertjährigen Kämpfen und Erschütterungen, die so oft alles Vorhandene in Frage zu stellen schienen und wo die immer mehr alternde Civilisation der römischen Welt, die überströmende Fülle des germanischen Lebens und die ideale übersinnliche Tendenz der Kirche, diese vornehmsten Elemente der modernen Bildung, sich abgestoßen und angezogen hatten, aber nie zu einem bestimmten Verhältniß gegen einander gekommen waren, trat endlich das Lehnswesen mit dem Anspruche, sie unter einander, soweit es ihre widerstrebende Natur erlaubte, wenn auch nicht innerlich und geistig, doch äußerlich und politisch zu verbinden, auf. Mit ihm beginnt eine neue Epoche im Leben der europäischen Menschheit. Von der Auflösung des weströmischen Reiches bis zum Untergange der Karolinger hatte das Abendland, die vorübergehende Erscheinung Karl's des Großen ausgenommen, in einem ungeordneten und unentschiedenen Zustande gelegen, der, da er die Gegenwart nicht besaß, auch keine Zukunft erzeugen konnte. Sobald das Lehnssystem auftritt, das ungeachtet der unruhigen Bewegung auf seiner Oberfläche einen festen und schweren Kern in seiner Mitte trug, nimmt das gesammte Leben eine entschiedenere Richtung an. Keine Gestalt der Geschichte hat bei der ihr eigenthümlichen Unruhe und äußern Willkür der Nachwelt so vielen Stoff zum Tadel, als das Feudalwesen gegeben, keine aber auch einen so reichen Schatz an Kraft und Gemüth in seinem Innern getragen. Diese Fülle und Tiefe des Lebens war aber in eine harte und rauhe Form gehüllt,

welche von dem in ihr verborgenen Reichthum nur Wenige genießen ließ. Die neueste Zeit hat diese dunkle Hülle zerrissen, um alle Welt von der vermeintlichen Armuth jenes Daseins zu überzeugen, aber selbst ihr nüchterner Geist ist, wenigstens für Augenblicke, von dem beseelenden Hauche jener lebendigen Vergangenheit und seiner balsamischen Kraft ergriffen worden. Das Verdienst der Gegenwart wird großentheils davon abhängen, den Rest jener veralteten Formen mit Schonung zu entfernen und durch bessere zu ersetzen, bei dieser Operation aber die edleren Theile jener Organisation, den geistigen Inhalt des Mittelalters, sein Gemüth und seine Seele, die noch immer den bessern Theil unsers Daseins ausmachen, möglichst wenig zu verletzen.

Von der fränkischen Eroberung an hatte das öffentliche Leben in Gallien in einem Streite ursprünglich von einander verschiedener Kräfte gelegen, die eine höhere Gesittung unmöglich machten. Die mächtigste Anregung zu dieser geht allerdings, wie bei Individuen aus einem innern Kampfe, so bei Nationen aus äußern Kriegen und Umwälzungen hervor, ihr Wachsthum aber und ihre endliche Vollendung ist nur in einer Zeit möglich, wo, so erschüttert auch die Oberfläche des Daseins sein mag, in seiner innern Tiefe eine gewisse Ruhe und Harmonie wohnt. Unter der Herrschaft der Merowinger und Karolinger fand diese letztere Bedingung keineswegs statt, denn in diesen Bewegungen und Erschütterungen waltete keine bestimmte Tendenz vor. Ihre drei Elemente, die Ueberreste der römischen Civilisation, die große Mehrheit der Bewohner repräsentirend, der germanische Staat und die christliche Hierarchie, wurden nur von Interesse oder Gewalt bewogen, zuweilen einen Augenblick zusammenzutreten, sonst wandelte jedes seine gesonderte Bahn und blieb sich seines besondern Ursprunges und seiner unterscheidenden Natur vollkommen bewußt. Der Geist der öffentlichen Verhältnisse war im Ganzen germanisch, aber da ihm der ungeordnete und schwankende Charakter der Eroberung eigen blieb, so erzeugte er kein Band zwischen den Siegern und Besiegten. Keine Vermischung der Sitten und Sprachen, kein neues Leben überhaupt konnte aus einem solchen Zustande hervorgehen. Dies war gleichwohl nothwendig, wenn die Keime, die jene Zeit enthielt, zur Reife kommen sollten. Nur aus einer Verschmelzung der Sieger und Besiegten konnte eine neue Volksgestalt und ihr Organ, eine neue Sprache hervorgehen. Das römische Idiom war, obgleich sehr gesunken, die politische Sprache der Germanen in dem eroberten Lande geworden und die Besiegten hatten in dieser Beziehung einen

großen Vortheil über die Sieger davongetragen. Der in den allmälig zerfallenden Formen der lateinischen Sprache enthaltene Lebensstoff hatte sich aber längst verzehrt und nur durch ihre Vermischung mit dem deutschen Element war für sie eine Erneuerung möglich geworden. Wie stark der Geist der Eroberer, in sich, gewesen, beweist, daß sie bei so geringer äußerer Masse die Gestalt des frühern Lebens da, wo sie sich niederließen, nicht nur zerstören, sondern auf seinen Trümmern ein neues Dasein erzeugen konnten; wie schwach und unvollendet aber die äußern Formen gewesen, in denen sie sich bewegten, geht aus dem Verschwinden derselben und dem Siege des lateinischen Princips in den Sprachen, den Sitten und dem gesammten innern Zustande der unterworfenen Völker hervor. Die Eroberer waren also ebenso wie die Besiegten unvermögend gewesen, aus sich allein eine neue Welt hervorzubringen. Die Geistlichkeit war zwischen den beiden kämpfenden Elementen ein Band gewesen, ihrer innersten Natur nach aber weder vermögend noch geneigt, beide zu verschmelzen. Ihre Tendenz war, zuerst sich selbst zu erhalten und dann über beide zu herrschen. Die moderne Welt konnte aus der Kirche allein nicht hervorgehen.

Unter den ersten Merowingern war das lateinische, unter den ersten Karolingern das germanische Princip im Leben der Franken im Zunehmen gewesen, zwischen beiden stand aber die Kirche, die, dem Ursprunge ihrer Mitglieder nach, zu den Besiegten gehörend, sich gleichwohl von ihnen getrennt hatte, den Siegern näher trat und sie zu ihren Lehren bekehrte. Sie gehörte auf diese Art weder den Einen noch den Andern an. Sie erhielt die Sprache, die Sitten und Vorstellungen Roms in ihrem Kreise, konnte aber einmal die innere Auflösung derselben nicht verhindern und beherrschte übrigens nur einen Theil des Lebens der Eroberer. Sie hatte, ungeachtet sie diesen ihre religiösen Grundsätze auflegte, den ihnen eigenthümlichen Sinn und Charakter nicht bezwingen und verändern können. Aus einer solchen Trennung aber, nur für einen Augenblick und auch nur äußerlich und zu äußeren Zwecken, von Karl dem Großen aufgehoben, konnte kein neues Leben erwachen und das bisher bestandene, römisches und germanisches, ging isolirt seinem Untergange entgegen. Da trat unter den letzten Karolingern jene neue Gestalt öffentlichen Lebens, alle bisher getrennten Seiten desselben umfassend, das Lehnswesen, aus dem Geiste der Sieger und ihrem Walten unter den Besiegten, keineswegs aber, wie man dies so oft dargestellt hat, als ein Ausdruck rein deutschen Lebens hervor; denn es war erst nach der Eroberung und durch die Be-

rührung mit der römischen Welt entstanden. Der ihm einwohnende Genius war allerdings in der alten Heimath und dem Gemüthe der Germanen geboren worden, seine besondere Gestalt aber, das Unvollkommene, Endliche und Schlechte an ihm, entstand durch seine Vermischung mit den noch vorhandenen Resten des römischen Lebens. Das neunte und zehnte Jahrhundert sind die Zeit der Entwickelung dieses neuen Princips und eine der finstersten und traurigsten Epochen der europäischen Geschichte. Das Feudalwesen, im Schooße des altgermanischen Lebens, das sich in seiner Reinheit und idealen Formlosigkeit, unter den Trümmern der römischen Welt, in dem besiegten Gallien, nicht erhalten konnte, allmälig groß geworden und nach dem Lichte ringend, zerriß ohne Erbarmen die Eingeweide seiner Mutter und zog seine Kraft aus ihrer Zerstörung. Wie bei jedem Uebergange einer Gestaltung der Dinge zu einer neuen, ward das werdende Mittelalter von häufigern und wildern Kämpfen begleitet und verursachte mehr Drangsale als später, nachdem es sich festgesetzt, und die Menschen gegen die dieser Form des öffentlichen Lebens eigenthümlichen Uebel die dieselben lindernden Heilmittel gefunden hatten.

Die große Bedeutung des Lehnswesens, das am Ende des zehnten Jahrhunderts, seinem Wesen nach, als vollendet auftritt, war, dem Chaos und der schwankenden, maaß- und zielloſen Bewegung des öffentlichen Lebens in Gallien, wie es seit der Eroberung bestanden, ein Ende gemacht und durch die Vereinigung von Nationen verschiedenen Ursprunges, wie z. B. der Gallo-Römer und Franken, unter denselben Formen, wenigstens in gewisser Weise, ein gemeinsames Dasein, eine vorherrschende Richtung, wenn auch nicht vollkommen dargestellt, doch vorbereitet und für die Zukunft möglich gemacht zu haben. Die Kirche selbst, um diese Zeit sowohl aus Römern als Franken bestehend, trat ebenfalls in diesen weiten Verband und nahm in demselben, obwohl nie ganz in ihm aufgehend, eine große Stelle ein. Zugleich entstand mit dem Feudalwesen in Gallien eine neue Nation und, als Ergebniß dieser Verschmelzung sonst so tief getrennter Stämme, eine neue Sprache. Der Eid Karl's des Kahlen bei dem Vertrage von Verdun ist ein Beweis, daß schon in der Mitte des neunten Jahrhunderts der Grund zu dem französischen Idiom gelegt war. Die wesentlichste Bedingung einer neuen und selbstständigen Gesittung, die Bildung einer neuen Sprache, aus schon vorhandenen Elementen gemischt und dennoch von ihnen verschieden, fiel mit dem Entstehen einer neuen Ordnung des öffentlichen Lebens zusammen.

Funfzehntes Kapitel.

Wir haben uns im Vorhergehenden ein Bild des öffentlichen Lebens in Gallien von der fränkischen Eroberung an zu geben und nachzuweisen bemüht, wie der ganze damalige Zustand vom sechsten bis zehnten Jahrhunderte einer festen Form und Haltung entbehrte. Dieser unentschiedenen schwankenden Lage wurde durch das Lehnssystem, die erste große und allgemeine Organisation, die seit dem Untergange des römischen Reiches in der europäischen Gesellschaft erscheint, ein Ende gemacht. Ueber dessen Ursprung und die Elemente, aus denen es sich zusammengesetzt, denn es war, wie jede große Erscheinung, seinem Keim nach, schon in der Vergangenheit enthalten, obgleich es sich in seiner Totalität von seinen einzeln vorhandenen Bestandtheilen unterscheidet, nur noch Einiges, ehe wir zu einer Darstellung seiner Hauptzüge übergehen.

Der kriegerische und wandernde Theil des fränkischen Volkes, das um die merowingischen Fürsten versammelte Gefolge, hatte Gallien erobert und das Land unter sich, nach dem Maße des Verdienstes und der Tapferkeit der Einzelnen und der Gunst, in der sie bei den Königen standen, getheilt. Der Umstand, daß Klodwig sich nach Entledigung seiner Verwandten, d. h. der übrigen aus dem Geschlechte Merowig's stammenden Häuptlinge, zum alleinigen Führer seines Volkes machte, trug viel dazu bei, der Niederlassung der Franken in Nordgallien einen, wenn auch nicht im modernen Sinne, aber doch immer vorherrschend monarchischen Charakter zu verleihen. Aller Besitz des erobernden Volkes, mochte er nun als Beneficium direkt vom Könige verliehen oder als Allodium unter seiner obersten Leitung erworben sein, ward deshalb immer in einer nähern oder entferntern Abhängigkeit von ihm und seinem Hause gedacht. Dieses Gefolge, durch das die Eroberung vollbracht worden, war seinen Führern freiwillig gefolgt. Als es von ihnen Ländereien empfing oder solche in ihrem Namen erwarb, verpflichteten sich seine Glieder, jetzt zu Grundeigenthümern geworden, nach wie vor zum Kriegsdienst. Dasselbe Mittel, durch das sie diesen neuen Glücksstand gewonnen, mußte ihnen natürlich auch zu dessen Erhaltung dienen. Das Verhältniß zum Fürsten blieb

nach wie vor ein freiwillig eingegangenes. Die Zurückgabe des verliehenen Besitzes befreite den, der es empfangen, von jeder weitern Verpflichtung. Diese Freiheit konnte aber, nachdem der größte Theil des Landes vertheilt worden und eigentlich nichts mehr zu erobern übrig geblieben, nur ausnahmsweise in Anwendung gebracht werden. Es ward dem Eigenthümer jetzt nicht mehr so leicht, wie früher dem freiwilligen Krieger, sein Oberhaupt zu wechseln und einen neuen Verband einzugehen. Das sittliche Band, das früher den Führer und seine kriegerischen Gefährten, bei Abwesenheit aller eigentlichen politischen Macht des erstern und aller bestimmten Unterordnung der andern aneinander gefesselt, war das der gegenseitigen Treue gewesen. Dieses Princip wurde in das neue aus jenem entstandene Verhältniß der Eigenthümer zu ihrem Oberhaupte herübergenommen, aber insofern durch die Verleihung von Grundeigenthum etwas materialisirt, daß der Verleiher freier als der Beliehene geworden, denn es war ersterm leichter geworden einen neuen Vasallen, als letzterm einen neuen Herrn zu finden, sobald einer von ihnen mit dem geschlossenen Bunde unzufrieden geworden, denselben aufzulösen wünschte. Die Treue des Vasallen war weniger freiwillig, sondern mehr eine von seinem eigenen Interesse gebotene Nothwendigkeit geworden. Dieser Ungleichheit ungeachtet, die übrigens bis auf einen gewissen Grad auch schon in dem wandernden Gefolge stattgefunden hatte, wo ein berühmter und glücklicher Anführer leichter neue Krieger, wenn die alten ihn verlassen wollten, als diese ein gleich tüchtiges Haupt gefunden haben werden, bestand in diesem Verhältnisse des Fürsten und der einzelnen Besitzer dasselbe Princip der gegenseitigen freiwilligen Treue, wie unter dem alten Gefolge und seinem Führer. Dies war eine der Grundideen, die, wie wir bald sehen werden, aus dem altgermanischen Leben in das Lehnssystem übergegangen war. Ein anderes, ebenfalls dem in der alten Heimath vor der Niederlassung in Gallien herrschenden Zustande entlehntes Verhältniß war die Stellung, in welche die Eroberer zu der auf ihren Besitzungen lebenden besiegten Bevölkerung traten. In Germanien war, wie wir oben gesehen haben, der freie Eigenthümer nicht blos Herr seines Grundes und Bodens, sondern auch aller derer gewesen, die auf demselben lebten. Dieses Verhältniß trug der fränkische, jetzt zum Besitzer gewordene Krieger in seine neue Niederlassung über. Er ward der militairische und politische Chef, der Gesetzgeber und Richter der auf seinem Eigenthume wohnenden Gallo-Römer. Diese Stellung, die Vereinigung des privaten Besitzes und der öffentlichen Gewalt ward

von dem nachmaligen Lehnssystem sanktionirt, das demnach zwei seiner wesentlichsten Bestimmungen, die gegenseitige Treue des Verleihers und des Beliehenen und die souveraine Macht des letztern innerhalb der Grenzen seines Eigenthums, dem altgermanischen vor der Eroberung bestandenen Zustande, dem Geiste der Gefolgschaft und der Verfassung der Gemeinde, entlehnt hatte. Diese beiden Verhältnisse waren unter andern Formen demnach schon vor der Invasion vorhanden gewesen, reichten jedoch zur Vollendung des eigentlichen Lehnswesens noch nicht hin. Das dritte, was hinzutrat, der alten Heimath fremd und rein aus der Eroberung und ihren Folgen entstanden, war die Stufenfolge, in welcher die souverainen Eigenthümer zu einander traten, die fest bestimmten Unterschiede ihrer Macht und ihres Rechts, die Lehnshierarchie. Jenes Princip der Treue zwischen dem Verleiher und dem Belehnten und das der souverainen Gewalt des Eigenthümers über die auf seinem Besitz Lebenden war der Geist des Lehnswesens; die Hierarchie der kriegerischen Besitzer, die Ordnung dieser militairischen Konföderation, seine Form. Jener Geist war wie immer eher als diese Form erschienen, dieselbe gleichwohl aber zur Darstellung seiner Totalität ebenso nothwendig als er selbst. Diese Lehnshierarchie hatte ohne Zweifel ihren ersten Grund in dem ungleichen Werthe und der verschiedenen Ausdehnung der verliehenen Besitzungen, welche zuletzt natürlich auch die persönliche Stellung der Eigenthümer bedingte. Sie konnte sich jedoch unter den Merowingern und Karolingern, so lange es noch viele Allodien gab, so lange die Erblichkeit der Lehne noch nicht allgemein anerkannt war und die Könige in alle Volkskreise mächtig eingriffen, Hohe stürzten, Niedrige erhoben, zu keiner festen Gestalt abschließen. Diese ward durch die unter Karl Martel beginnende Nothwendigkeit für alle Besitzer, die nach politischer Bedeutung strebten, in den Dienst des Fürsten einzugehen und durch die von Karl dem Großen geschaffene Beamtenhierarchie, mit der jedesmal Verleihung von Grundbesitz verbunden war, vorbereitet und durch die von seinen schwachen Nachfolgern bewilligte Erblichkeit der Lehne und Aemter und dem Verschwinden des freien Eigenthums vollendet, das, bei dem Mangel eines überall wirksamen Schutzes und eines politischen Mittelpunktes, in eine der sich bildenden Lehnskategorien einzugehen gezwungen war. Am Ende des zehnten Jahrhunderts, beim Untergange der Karolinger, stand die Lehnshierarchie und damit überhaupt das gesammte Feudalleben in allen seinen wesentlichen Zügen vollendet da.

Jetzt bleibt nur noch zu erörtern übrig, wie die Grundlage dieses ganzen Systems, nämlich die Erblichkeit der Lehne sich gebildet hat. Denn ohne diese Erblichkeit hätte der ganze Zustand keine Haltung und Dauer gehabt und wäre zu keiner Vollendung gekommen. Denn da die unbedingte Erblichkeit derselben erst in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts anerkannt wird, es gleichwohl aber von der Eroberung an, wenn auch kein eigentliches Lehnssystem, doch immer Lehne gegeben hat, so hat man bei dem Dunkel, das auf jener Zeit ruht, und ihren widersprechenden und verworrenen Angaben über das Schicksal jener Institution innerhalb vier Jahrhunderte vielfältig gestritten.

Montesquieu und nach ihm die meisten französischen und fremden Publicisten und Historiker haben die ursprüngliche Widerruflichkeit und temporaire Ertheilung der Lehne von Seiten der Fürsten und die allmälige Ausdehnung ihres Besitzes von Seiten der Beliehenen behauptet. Robertson *) besonders hat in seiner Geschichte Karl's V. diese Behauptung auf die Spitze gestellt und ist der Meinung, daß die Beneficien in den ersten Zeiten jeden Augenblick von dem Verleiher hätten zurückgenommen werden können. Hallam **) hat diese Meinung in seiner Geschichte des Mittelalters als unwahrscheinlich bezweifelt und einige der von Montesquieu angegebenen Gründe erschüttert, aber erst Guizot ***) mit gewohntem Scharfblick, in seiner Geschichte der modernen Civilisation, diesen wichtigen Punkt ins Reine gebracht.

Was Montesquieu, der, wie alle großen Männer, sowohl seine Wahrheiten als seine Irrthümer zu verbreiten verstanden, zu der Ansicht veranlaßt hat, daß ursprünglich der Besitz aller Lehne vom Willen des Verleihers abgehangen und dieselben von ihm beliebig zurückgenommen werden konnten, kommt ohne Zweifel daher, daß er die Entstehung des Lehnswesens aus dem Geiste der alten Gefolgschaft richtig begriffen hatte. Wie dort das Oberhaupt früher Lebensmittel, Waffen, Pferde, Geld, Beute überhaupt an sein Gefolge vertheilte, so gab er demselben nach der Eroberung liegende Gründe zu seinem Unterhalt, als Sold oder Belohnung. Jeder Führer einer Kriegsschaar hatte natürlich das Recht, diejenigen seiner Gefährten, die ihm mißfielen oder unnütz wurden, zu entfernen, wie sie, wenn sie wollten, ihn zu verlassen. Hieraus schloß

*) Robertson I. Note 8.
**) Hallam I. 186 (in der pariser Uebersetzung).
***) Guizot I. 46 u. s. w.

Montesquieu und seine Schule, daß der zum Lehnsherrn gewordene Häuptling seinen zum Lehnsmanne gewordenen Gefährten ebenso beliebig verabschieden, d. h. den ihm verliehenen Besitz jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Obgleich es außer Zweifel ist, daß das Verhältniß des Gefolges zu seinem Führer die Grundlage des Lehnsnexus und seines hervorstechendsten Zuges: der Ertheilung von Land für Kriegsdienst gewesen ist, so hat doch letzterer Zustand sich in vieler Beziehung von ersterm unabhängig entwickelt und es ist von der Natur des einen kein unbedingter Schluß auf die des andern zu machen. Die besondern Umstände sind es, welche fast immer an und für sich analogen Principien in ihrer Entwickelung eine eigenthümliche Gestalt verliehen und sie auf verschiedene Resultate führen. Montesquieu hat dann wie gewöhnlich, wenn eine vorgefaßte Meinung einen Forscher ausschließend beschäftigt, den Werth der ihm zusagenden Beweisstellen übertrieben und die ihm entgegenstehenden übersehen oder zu gering angeschlagen. Wie sehr übrigens der Hang, aus gewissen Grundsätzen oder Erscheinungen allgemein gültige Folgerungen zu ziehen, den sonst so weiten und freien Geist dieses außerordentlichen Mannes beschränkt hat, kann, beiläufig gesagt, z. B. aus der übertriebenen Bedeutung ersehen werden, die er den klimatischen Bedingungen auf das Geschick der Völker und gewissermaßen auf das der Menschheit selbst einräumt, bei der er überhaupt über ihren endlichen Bedürfnissen und Mängeln ihre göttliche Natur und Bestimmung sehr oft zu vergessen scheint. Dies ist in ihm die Seite, durch die er mit der materialistischen und skeptischen Richtung seiner Zeit zusammenhängt.

Bei einer Betrachtung der Bedingungen, unter welchen die Lehne ursprünglich verliehen wurden, sind, wie bei jedem andern historischen Verhältnisse, zwei Dinge zu berücksichtigen: einmal die allgemeinen Forderungen der menschlichen Vernunft, so weit sie sich in einem gegebenen Zustande geltend machen können, und dann die besondern Beweisstellen, welche von demselben handeln. Daß alle Lehne ursprünglich auf ganz unbestimmte Zeit verliehen und jeden Augenblick hätten zurückgenommen werden können, widerspricht der Vernunft und Geschichte zugleich. Ein freies und eroberndes Kriegervolk, das nicht um zu zerstören, sondern um zu erwerben, sich in Bewegung gesetzt, würde sich nicht für das, was es aufgegeben, für die Mühen und Gefahren, denen es sich unterzogen, mit einer unbestimmten Belohnung, wie durchaus temporaire Ertheilungen von Land, zufrieden gestellt haben. Es wäre dies möglich gewesen, wenn die Masse desselben sich im Besitze eines vollkommen freien

Eigenthums befunden und die Lehne nur für außerordentliche Verdienste an solche, die schon Besitzer von Allodien gewesen, ausgethan worden wären. Die Beneficien wären dann ungefähr das gewesen, was die Verleihung von Krongütern im alten Polen an die war, welche, so lange sie gewisse Aemter bekleideten, im Genusse gewisser Grundstücke blieben, die, wenn sie erstere niederlegten oder sie ihnen abgenommen wurden, an den Staat zurückfielen. Solche Kronbeamten waren aber von Hause aus Eigenthümer und die Ertheilung eines Beneficiums diente ihnen nur als Entschädigung für die Arbeiten oder Ausgaben einer besondern temporairen öffentlichen Stellung. So verhielt es sich aber keineswegs mit den Belehnungen nach der Eroberung Galliens. Obgleich man das Verhältniß des freien Eigenthums und der Lehne zu einander nicht kennt, so ist doch so viel gewiß, daß die meisten der zu Besitzern gewordenen Krieger zu ihrem Unterhalt einzig auf die Ertheilung des ihnen von Höhern verliehenen Eigenthums angewiesen gewesen sind. Der Umstand, daß erbliche Fürsten an der Spitze der Eroberung standen, daß die Verfassung der Franken bald nach der Eroberung einen vorherrschend monarchischen Charakter annahm, läßt fast mit Bestimmtheit darauf schließen, daß der größte Theil des Landes in ihrem Namen in Besitz genommen und von ihnen wiederum ausgetheilt wurde, daß sich also mehr Lehne als Allodien in den Händen der Krieger befinden mußten und daß demnach das Leben der meisten unter diesen vom Ertrage des ihnen als Benefiz verliehenen Eigenthums abhängen mußte. Wäre dies anders gewesen, so begriffe man nicht die durchgreifende Macht und hohe Stellung, die Klodwig und seine ersten Nachfolger unter ihrem Volke einnahmen, denn die vollkommen freien Eigenthümer wären ihnen, wie in der alten Heimath, große das Ganze bedrohende Gefahren ausgenommen, weder zu Kriegsdienst noch Verpflichtungen irgend einer Art verbunden gewesen, denn diese lebten, nach den Gesetzen ihres Stammes, vollkommen frei. Worauf hätte sich dann aber die Macht der Merowinger gestützt, da von einer souverainen Gewalt und überhaupt einer regelmäßigen Organisation, im modernen Sinne des Wortes, noch keine Spur vorhanden war. Sobald aber der größte Theil des Grundeigenthums Benefiz war, so mußte er von Hause aus in den meisten Fällen auf lebenslang ausgethan sein, denn das Dasein der siegenden Krieger und ihrer Erben wäre sonst nach der Eroberung ungewisser und abhängiger als vor derselben gewesen.

Die Beweisstellen, die Montesquieu aus Gregor von Tours und Markulf*) als Stützen seiner Ansicht anführt, beweisen weiter nichts, als daß die Könige das von ihnen verliehene Eigenthum, im Falle sie mit den Benefiziarien unzufrieden waren oder es an Andere verleihen wollten, zurücknahmen oder zurückzunehmen versuchten, aber nicht, daß dies die allgemein herrschende Ordnung gewesen sei. In jenen stürmischen Zeiten, bei den unaufhörlichen Kriegen, Empörungen und Verräthereien, welche auf die Epoche der Merowinger einen so blutigen Schein werfen, mochten jene auf wirklichen Vergehen von Seiten der Belehnten oder auf Ungerechtigkeit und Laune von Seiten der Verleiher beruhenden Zurücknahmen allerdings häufig vorkommen, gleichwohl kann dies, wie gesagt, nie der Zustand aller Beneficien gewesen sein, denn die Eroberer wären dadurch in das Verhältniß von Pächtern und Söldnern versetzt worden, was dem Dasein einer der königlichen Gewalt in mancher Beziehung, besonders unter kräftigen Fürsten, sehr untergeordneten, in andern ihr aber zur Seite stehenden Aristokratie, wie sie in der Geschichte Gregor's von Tours auf jeder Seite hervortritt, widerspricht. War der größte Theil Nordgalliens im Namen der fränkischen Könige in Besitz genommen und von diesen an ihr Gefolge ausgetheilt worden, wie die Geschichte der Eroberung und ihre Folgen beweisen, so muß diese Belehnung gewöhnlich auf Lebenszeit stattgefunden haben, es hätte sich sonst aus einem so abhängigen und unsichern Verhältnisse, wie dem einer zeitweiligen, in jedem Augenblicke widerruflichen Belehnung, kein Herrenstand bilden können, der gleichwohl schon in den frühesten Zeiten hervortritt. Der Fall ist allerdings oft vorgekommen, daß die Könige oder Großen Solchen, die schon andere Lehne lebenslänglich oder überhaupt freies Eigenthum besaßen, die temporaire Benutzung von Ländereien überlassen haben. Besonders thaten dies die Kirchen häufig, wo dann die von ihnen verliehenen Benefizien mit einer dem römischen Recht entlehnten Benennung, in welchem ein ähnliches Verhältniß vorgekommen, „Precaria" genannt wurden. Die Kirchen und Abteien überließen nämlich einem mächtigen und kriegerischen Nachbar, entweder um seine Feindseligkeiten abzuwenden oder seiner Hülfe gegen andere Dränger gewiß zu sein, einen Besitz auf eine bestimmte Zeit, nicht leicht unter einem, nicht leicht über fünf Jahre hinaus. Dies waren temporaire Lehne und man findet deren vom sechsten bis neunten Jahrhundert, wo alle Benefize erblich werden, eine große Menge. Die

*) Gregor. Turon. VII. 33. IX. 38. Marculfi form. I. form. 30.

so Beliehenen waren verpflichtet, an den Verleiher eine bestimmte jährliche Abgabe zu entrichten, deren Nichtbezahlung von Seiten der kriegerischen Besitzer an die wehrlosen Kirchen und Abteien, besonders unter Pipin dem Kleinen, zu einer Menge Klagen und zu Kapitularien von Seiten dieses Königs und seiner ersten Nachfolger Veranlassung giebt, aus denen dieses Verhältniß klar geworden ist*). Hieraus kann aber keineswegs geschlossen werden, daß alle Lehne sich im Zustande dieser „Precarien" befunden hätten, sie machten vielmehr nur eine Gattung derselben aus.

Die Masse der ausgethanen Lehne war ursprünglich weder erblich denn sonst hätten die Fürsten keine Gelegenheit gehabt, neue Dienste zu belohnen und tüchtige Vasallen in die Stelle der, wenn auch nicht untreu, doch lässig und gleichgültig gewordenen zu gewinnen noch zeitlich, denn die kriegerischen Besitzer wären dadurch in eine abhängigere Lage als vor der Eroberung gekommen, sondern lebenslänglich verliehen, wodurch der Vortheil des Königs, nach dem Tod des Belehnten neue Diener an sich ziehen zu können, und die Unabhängigkeit des Belehnten gleichmäßig gesichert wurde. Die Annahme einer stufenweisen Ausdehnung der Besitzzeit, wie sie Montesquieu behauptet, von der vollkommnen jeden Augenblick möglichen Widerruflichkeit, durch Verleihung auf mehrjährigen und dann lebenslänglichen Besitz hindurch zur Erblichkeit desselben, widerspricht, wie oben auseinandergesetzt worden, zu sehr der Stellung der erobernden Krieger zu ihren Fürsten, als daß sie moralisch möglich gewesen wäre, wird aber auch außerdem nicht einmal durch die vorhandenen wenn auch dürftigen Dokumente aus jener Zeit bestätigt, von denen übrigens die am Ende des zwölften Jahrhunderts von einigen mailändischen Juristen verfaßte Kompilation, im Französischen gewöhnlich: „livres des Fiefs" (libri feudorum) genannt, auf die sich Montesquieu ebenfalls stützt, ausdrücklich ausgenommen werden muß, da sie keine Quelle für die ersten Jahrhunderte nach der Eroberung sein kann.

Die Zeit von der germanischen Invasion bis zur vollkommenen Ausbildung des Feudalwesens ist eine der verworrensten und widerspruchvollsten in der Geschichte, wo die Reste der römischen Gesittung und das auf einen fremden Boden, unter ganz neue Umgebungen verpflanzte germanische Element sich anziehen und abstoßen wild durcheinander irren, und es hieße den Charakter dieser Epoche

*) Baluzii Capitul. t. I. col. 149.

verkennen, wenn man in ihr ein überall unter denselben Formen sich geltend machendes Prinzip, eine systematische Gewißheit und Bestimmtheit, wie etwa im römischen Recht oder selbst den Assisen von Jerusalem, suchen wollte. Die von Montesquieu an bestimmte Zeiten gebundenen Bestimmungen über die Besitzdauer der Beneficien sind sich nicht nur nicht in der von ihm angegebenen Weise gefolgt, sondern haben vielmehr, wie die auf uns gekommenen Urkunden lehren, alle mit und neben einander bestanden, mit Ausnahme der ganz unbestimmten, jeden Augenblick widerruflichen, Verleihung, die eine Aeußerung der Gewalt, eine Geltendmachung des Rechts der Stärke von Seite des Höhern, aber nie ein anerkanntes Recht, eine allgemeine Norm gewesen sein kann.

Die oben erwähnten, so oft vorkommenden „Precarien", die Jahrhunderte lang bestanden, sind ein Beweis, daß es Verleihungen von Beneficien auf ein oder mehre Jahre, als Resultat eines gegenseitigen Vertrages und nicht als das eines Zwanges, von dem Stärkern über den Schwächern verübt, gegeben. Für die lebenslängliche Ertheilung der Lehne, ihren naturgemäßen Zustand in der Zeit zwischen der Eroberung und der vollkommnen Ausbildung des Feudalwesens, können, unter andern, folgende Beweisstellen dienen. Gregor von Tours*) erzählt: (im Jahre 585) „Als Wandelin, der den jungen König Chilperich erzogen hatte, starb, kehrten alle Güter, die er von der Krone empfangen hatte, an dieselbe zurück." — Im Jahre 660, unter Theodorich, Könige von Austrasien, wird in einer Urkunde gesagt: „das Gut Latiniacum fiel nach dem Tode Warratun's, der es besessen, an unsere Schatzkammer zurück." — Im Jahre 694, unter Childebert III.**): „das Gut Napsiniacum, das dem erlauchten Pannichius verliehen war, fiel nach seinem Tode an uns zurück."***) — Im Jahre 889 ertheilte König Odo seinem Getreuen Rikabod ein Lehn unter der Bedingung, daß es nach ihm noch sein Sohn behaupten, nach dessen Tode aber an den Staatsschatz zurückfallen solle †). Daß es schon im sechsten Jahrhundert erbliche Lehne gegeben, kann z. B. aus dem Vertrage von Andelot (587) zwischen Guntram und Childebert II. ersehen werden, in welchem es von den Benefiziarien der Königin Klotilde heißt ††):

*) Greg. Turon. l. VIII. c. 22.
**) Mabillon de Re diplomatica l. VI. p. 471.
***) Ibid. p. 476.
†) Ibid. l. VI. p. 556.
††) Baluzii Capitul. t. I. col. 13.

„die Ländereien, welche die Königin Jemandem ertheilen wird, sollen ihm für immer bleiben und ihm niemals genommen werden." — Unter den Formeln des Mönches Markulf giebt es eine, welche beweist, daß die erblichen Belehnungen am Ende des siebenten Jahrhunderts schon so gewöhnlich waren, daß für sie ein allgemeines Schema für nothwendig erachtet wurde. „Wir haben dem edlen ... die Besitzung .... verliehen. Wir wollen, daß dieser unser Beschluß für immer gelte, daß dieses Gut ihm verbleibe, daß er es als Eigenthümer behalte und seinen Nachkommen, oder, wem er wolle, hinterlassen könne."*)

Die historischen Dokumente stimmen demnach hier mit der moralischen Wahrscheinlichkeit darin überein, daß die verschiedenen Bestimmungen der Besitzdauer der Beneficien von jeher neben einander bestanden haben, daß die Lebenslänglichkeit ihr herrschender Charakter gewesen und die Erblichkeit, die später ihr allgemeiner Charakter werden sollte, nie ganz gefehlt hat. Andere Umstände trugen aber noch dazu bei, den Beneficiat-Besitz schon vor dem Erscheinen des eigentlichen Feudalsystems allgemeiner zu machen und die Herrschaft des letztern vorzubereiten. Die Fürsten und großen Eigenthümer überhaupt bezahlten, da in jener Zeit wenig geprägtes Metall im Abendlande in Umlauf war und ein großer Theil des vorhandenen nach dem Orient ging, von dem fast alle Gegenstände des Luxus bezogen wurden, alle ihnen von Freien geleisteten Dienste mit Ueberlassung von größern oder geringern Grundstücken. Man liest z. B. in den Kapitularien Karl's des Großen**): „Jeder Aufseher auf einem unserer Güter, der ein Benefiz erhalten, soll auf dasselbe einen Stellvertreter setzen, der anstatt seiner die Arbeiten beaufsichtige." Und etwas weiter: „Diejenigen unserer Pferdehüter, die freie Leute sind und Benefize besitzen, sollen von deren Ertrage leben***)." Außerdem trugen die damals so häufigen Usurpationen des Landbesitzes sehr viel dazu bei, das Lehnseigenthum zu vermehren. Die Großen besaßen gewöhnlich mehr Land als Mittel, dasselbe zu bebauen oder vor den Einbrüchen habsüchtiger Nachbarn und bewaffneter Abenteurer zu beschützen. Man ersieht z. B.†) aus einem anonymen Leben Ludwig des Frommen und aus den Rathschlägen, welche die Bischöfe Karl dem Kahlen über die Mittel, seine im Innern gesunkene Macht

*) Marculfi formulae l. I form. 14.
**) Capit. de Villis. Baluz. t. I. col. 333.
***) Ibid. col. 338.
†) Historiens de France t. IV. p. 90.

wiederherzustellen, gaben, daß beide Fürsten, Ludwig in Aquitanien, Karl aber fast in allen Theilen seines Reiches, durch Trug oder Gewalt ihrer Vasallen, um einen großen Theil ihrer Domainen gekommen waren. Ihr Ansehn und ihr Einfluß waren hierdurch gemindert worden, denn sie besaßen auf diese Art nicht die Mittel, geleistete Dienste zu belohnen oder durch die Aussicht auf Belohnung neue Anhänger zu gewinnen. Ein Fürst, der damals keinen Landbesitz zu verleihen hatte, befand sich ungefähr in der Lage eines modernen Souverains, der über kein Geld zu verfügen hätte, ja, er war in mancher Beziehung noch schlimmer daran, denn der werdende Feudaladel scheint im höchsten Grade selbstsüchtig und von angestammter Treue, freiwilliger Anhänglichkeit u. dgl. m. in dieser Epoche seiner Entwickelung wenig gewußt zu haben. Wie mächtig dieser Stand schon unter den ersten Karolingern geworden, geht aus der Schonung hervor, mit der seine selbst ungerechtesten Eingriffe von den Fürsten behandelt wurden. Wenn solche Usurpationen sogar gegen das Eigenthum des anerkannten Souverains verübt wurden, wie häufig mochten sie nicht gegen weniger mächtige Besitzer stattfinden. Ihre Beschränkung oder Abstellung, denn eine solche fehlte, der herrschenden Unordnung ungeachtet, nie ganz, trug jedoch zur Verbreitung und Vervielfältigung des Lehnbesitzes bei. Es war den Fürsten oder andern weltlichen und geistlichen Großen nicht immer leicht, solche Eindringlinge aus ihrem angemaßten Besitze zu vertreiben, zumal wenn derselbe in wenig bevölkerten oder entfernten Gegenden lag. Sie ließen ihnen denselben oder einen Theil davon, zwangen sie aber die Ländereien, deren sie sich als freien Eigenthums bemächtigt hatten, fortan als ein Benefiz zu besitzen und die mit einem solchen verbundenen Pflichten zu übernehmen. Ein anderer aus der Unsicherheit und der Unordnung jener Zeiten stammender Gebrauch trug ebenfalls sehr viel zur Verbreitung dieses Verhältnisses bei. Der schwächere Nachbar eines mächtigen oder gefürchteten Besitzers stellte sich diesem, ein Stück Rasen oder einen Baumzweig in der Hand haltend, dar und erklärte hiedurch, daß er sich und sein Eigenthum von dem andern abhängig mache. Er ward der Mann seines neuen Herrn, erwarb aber auch den mit dieser Stellung verbundenen Anspruch auf Schutz. Dieser Akt, im Latein jener Zeit „Recommandatio“ genannt, trug nicht wenig dazu bei, eine Menge Allodien in Lehne zu verwandeln und die Natur des beneficiarischen Eigenthums vorherrschend zu machen. Diese Veränderungen in der Stellung der Personen und der Lage des Besitzes halfen jedoch das Lehnswesen nur in den Kreisen vorbereiten, die

überhaupt mit Grundeigenthum versehen waren, ein anderer immer zunehmender Gebrauch trug dazu bei, die Freien, die nichts als ihre Person besaßen, in eine Abhängigkeit zu bringen, durch die sie zwar nicht sogleich ihre Freiheit verloren, die aber für sie den Zustand der Hörigkeit, der charakteristischen Stellung der Mehrheit der besitzlosen Freien, die nicht in den geistlichen Stand traten, unter der Herrschaft des Feudalwesens, einleitete. Aus dem Verhältnisse des freiwilligen Kriegers zu seinem Führer im alten Germanien war, nach der Eroberung, das des Klienten zu einem Patron, entstanden. Dieser Nexus blieb, eine Zeit lang, ein rein persönlicher, ehrenvoll für den Höheren und nützlich für den Niederen und konnte jeden Augenblick aufgelöst werden. Als die Eroberer sich aber in ihren Niederlassungen festzusetzen anfingen, wurden einige Versuche gemacht, die Freiheit und Willkür dieses Verhältnisses zu beschränken. Das Gesetz der Westgothen sagt in dieser Beziehung: „Wenn Jemand Waffen oder irgend etwas Anderes einem Manne gegeben, den er zu seinem Klienten angenommen, so sollen diese Geschenke dem verbleiben, der sie empfangen hat. Will Letzterer einen andern Patron wählen, so hängt es von ihm ab, unter wessen Schutz er will zu treten. Man kann dies einem Freien nicht verbieten, denn er gehört sich selbst an, aber er muß dem Patron, von dem er sich trennt, was er von ihm erhalten, zurückgeben." — In den Gesetzen für einen Theil der fränkischen Monarchie, die Lombardei, liest man in einem Kapitular Pipin's, Sohnes Karl's des Großen: „Wenn Jemand, auf einem ihm verliehenen Grundstücke lebend, sich einen andern Herrn, den Grafen oder irgend Jemanden, wählen will, so hat er volle Freiheit dahin zu gehen, aber er darf nichts von dem, was er besitzt, zurückbehalten oder mitnehmen, Alles fällt wieder in den Besitz seines ersten Herrn zurück." — Bald gingen die, welche die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besaßen, noch weiter. Man glaubte der herrschenden Anarchie und den unaufhörlichen Wechseln und Erschütterungen durch eine größere Fixirung aller vorhandenen Situationen abhelfen zu können. Die größte Gefahr des damaligen gesellschaftlichen Zustandes, die jeden Fortschritt hemmte, war der Mangel an Ruhe und Stetigkeit. Karl der Große, der so viel gethan, um eine festere Ordnung zu gründen, beschloß, im Interesse einer nothwendigen Stabilität, den Patronats- und Klientelarnexus fester zu ziehen. Er verordnete demnach: „Jeder, der von seinem Herrn den Werth eines Solidus empfangen, darf ihn, außer wenn dieser ihn hat tödten, mit einem Stocke schlagen, oder seine Frau und Tochter entehren wollen, nicht verlassen. — Wenn ein

Freier seinen Herrn gegen dessen Willen verläßt und aus einem Lande in ein anderes geht, so soll ihn der Fürst desselben nicht in sein Patronat aufnehmen und seinen Vasallen dies zu thun verbieten. — Niemand soll ein Pferd, ein Lastthier, einen Ochsen oder irgend etwas Anderes kaufen, ohne den, der es verkauft, die Gegend, aus der er ist, und den Herrn, dem er angehört, zu kennen." — Wie allgemein dieses Patronats- und Klientelarverhältniß war, das obgleich dem Beneficiatnexus verwandt, äußerlich nichts mit ihm gemein hatte, wie sehr es zugleich aber als ein Zwang und eine Minderung der persönlichen Würde für den Klienten angesehen wurde, geht aus einem Briefe der Bischöfe an Ludwig den Deutschen hervor (858), worin sie ihm schreiben: „Wir Bischöfe, die wir dem Herrn geweiht sind, wir sind keineswegs, wie die Laien, verpflichtet, uns einem Patron zu empfehlen."

Wir haben demnach gesehen, wie sich das Lehnssystem, von seinem Ursprunge an, bis es im neunten Jahrhundert an die Spitze aller öffentlichen Verhältnisse trat, ausgebildet hat. Seine letzte Vollendung empfing es durch die von Karl dem Kahlen nicht sowohl ausgesprochene als vielmehr anerkannte Erblichkeit der Beneficien, mit denen nach der von Karl dem Großen eingeführten oder vervollkommneten Organisation größere oder kleinere Officien verbunden waren, so daß der Eigenthümer und der Beamte sich in derselben Person vereinigten. Auf diese Art war mit dem privaten Besitz zu gleicher Zeit die Ausübung der öffentlichen Gewalt erblich geworden und die Territorialsouverainetät, der Charakter des eigentlichen Feudalwesens, entstand. Es hatte von der Eroberung an Lehne, d. h. von einem Höheren an einen Niedern verliehenes Grundeigenthum, unter Verpflichtung zum Kriegsdienste und andern Bedingungen gegeben, denn wir begreifen den Unterschied nicht, den einige französische Publicisten zwischen „fief" und „benefice" haben machen wollen, aber es hat vor dem neunten Jahrhundert allerdings kein eigentliches Lehnssystem gegeben. Ein solches entstand erst durch die besonders von Karl dem Großen vorbereitete Hierarchie der Beneficiarien. Sein vornehmstes Element, das Lehn, war gleichwohl von jeher vorhanden, ungefähr so, wie es im Christenthum Dogmen und Sakramente gab, ehe sich noch das, was man, wenigstens dem allgemeinen Sinne nach, später die Kirche genannt, ausgebildet hatte. Von der Eroberung an bis zum Sinken der Karolinger hatten die Lehnsleute danach gestrebt, ihre Besitzungen von zeitweiligen oder lebenslänglichen zu erblichen zu machen, denn es liegt in der Natur

des Grundbesitzes den Menschen dauernd zu fesseln und, so lang als möglich, in demselben Geschlecht zu verharren. Sobald die Erblichkeit der Beneficien errungen war, handelte es sich um die Befestigung und Ausdehnung der mit ihnen verbundenen politischen Rechte und Vorzüge. Jene erste Periode war gewissermaßen die private, diese letztere die öffentliche Geschichte des Lehnslebens gewesen.

Dieses politische System zerfällt von selbst in drei Haupttheile: das Verhältniß der Besitzer zu einem Höheren, der Belehnten zu den Verleihern; zu der ihnen unterworfenen Bevölkerung, die, obgleich nicht vollkommen annullirt, wie die Sklaven des Alterthums, doch gewissermaßen außerhalb eines gesetzlichen Verbandes stand; und das der Gleichen, des herrschenden Standes unter einander.

So wie der Geist des Lehnswesens in seinen wesentlichsten Bestandtheilen auf das altgermanische Leben zurückwies und nur in seinen Formen durch die Folgen der Eroberung wesentlich modificirt worden, eben so blieben jene frühesten Gesinnungen und Einrichtungen, nur mit vielem Neuen und Fremden vermischt, in dieser ganzen Organisation, selbst als sie zur Reife gekommen, immer sichtbar. Die freie persönliche Stellung des Gefährten zu seinem Führer im alten Gefolge ging auch in dem Verhältnisse des Vasallen zu seinem Lehnsherrn nie ganz unter. So oft Jemand in dieses Verhältniß trat, d. h. so oft ein Lehnsmann starb, mußte das Band, das ihn an seinen Obern geknüpft, von dem Erben erneuert und ausdrücklich anerkannt werden. Der Sohn wurde nicht stillschweigend, ohne weitere Erklärung von seiner Seite, wie der Unterthan in modernen auf die Idee einer Territorialeinheit gegründeten Staaten der Mann des Herrn seines Vaters. Es ward von ihm eine Geneigtheit hierzu, eine dieselbe ausdrücklich bezeugende Handlung für nothwendig erachtet. Es war, mit Einem Worte, nöthig, daß dieses Verhältniß immer wieder den Charakter einer freien Uebereinkunft, einer persönlichen Willenserklärung annahm. Dieser wurde ihm durch die Ceremonie der Huldigung, den Eid der Treue und die Investitur verliehen.

Es geschah nämlich, daß bei dem Tode eines Vasallen der Nachfolger desselben, ungeachtet die Erblichkeit der Lehne vollkommen anerkannt war, sich zu dem Oberherrn begeben und ihm für seinen Besitz huldigen mußte. Er stellte sich demselben, das Haupt entblößt, ohne Waffen und Wehrgehenk dar, ließ sich auf ein Knie nieder und sprach: „Ich werde euer Manne von diesem Tage an und fürder, an Leben und Gliedern und werde euch treu sein für die

Besitzungen, die ich von euch erhalten zu haben erkläre." Das Wort*): „hominium, homagium, hommage" — das von dieser Ceremonie gebraucht wurde, bezeichnet, wie sie als ein persönlicher Akt des Menschen zum Menschen gedacht wurde. Nach der Huldigung kam der Eid der Treue**). Beide Handlungen, obgleich mit einander verwandt und letztere aus ersterer fließend, wurden dennoch vom Feudalrechte als getrennt und die Huldigung als die vornehmste angesehen. Der Lehnsmann war bei der Eidesleistung nicht zum Kniefall verpflichtet, auch war seine Haltung weniger demüthig als bei der Huldigung. Auch konnte ein Kind, ein Minderjähriger die Huldigung leisten, damit im Besitze keine Unterbrechung stattfinde, zum Eide aber, der Besiegelung der empfangenen Rechte und übernommenen Verpflichtungen gehörte die Volljährigkeit des Mannen. Auch mußte der Herr die Huldigung in Person, konnte die Eidesleistung aber durch einen Stellvertreter empfangen. Die Formel der Eidesleistung unterschied sich übrigens wenig von der der Huldigung. — Nach der Eidesleistung ward dem Vasallen von dem Lehnsherrn oder dessen Vertreter ein Stück Rasen, ein Zweig oder irgend ein anderes diesen verwandtes Symbol überreicht, welche Handlung: Investitur***) genannt wurde. Erst dann galt der Empfänger für den vollen rechtlichen Besitzer seines Lehns, ward als der wirkliche Manne des Herrn angesehen.

Die vornehmste Pflicht des Vasallen, die Basis des ganzen Verhältnisses war der Kriegsdienst, zu dem er seinem Lehnsherrn verpflichtet war. In den besondern Bestimmungen über dessen Art und Dauer zeigt sich, wie in so vielen andern Dingen, die, bei aller Festigkeit gewisser Grundideen, im Einzelnen, unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und Willkür des Mittelalters. Er war in frühern Zeiten meist auf vierzig Tage bestimmt, obgleich viele Ausnahmen vorkommen. Ludwig der Heilige dehnte ihn auf sechzig aus. Im Ganzen hing er von der Größe und dem Werthe des Lehns ab. Seiner Verweigerung oder Versäumung folgte, dem Recht nach, die Beschlagnahme des Lehns von Seiten des Herrn, der sich aber gewöhnlich mit der Leistung einer Geldstrafe begnügte. — Der Lehnsmann war dann ferner verpflichtet, dem Lehnsherrn an seinem Hofe und in den Versammlungen der Vasallen zu dienen,

*) Coutumes de la Marche art. 189. Ducange: Hominium.

**) Ducange: Fidelitas.

***) Ducange erwähnt in dem Artikel: „Investitura" achtundneunzig Arten derselben.

mochte letzterer dieselben zusammenberufen haben, um über eine allgemeine Angelegenheit ihren Rath zu vernehmen oder um vor ihn gebrachte Rechtshändel mit ihrer Hülfe zu entscheiden. Er mußte dessen Gerichtsbarkeit anerkennen und war ihm zu gewissen außerordentlichen Steuern („auxilia“ genannt) verpflichtet, z. B. wenn der Lehnsherr gefangen war, seinen ältesten Sohn zum Ritter schlug, seine älteste Tochter verheirathete und, zur Zeit der Kreuzzüge, nach dem Morgenland aufbrach. Der Herr konnte bei dem Tode des Vasallen von dessen Nachfolger eine gewisse Summe (relevamentum, relief) und, wenn derselbe sein Lehn verkaufte, von dem Käufer fordern, welche in Frankreich, vom zehnten Jahrhundert an, gewöhnlich dem Betrage der Einkünfte eines Jahres gleich kam. Die Führung der Vormundschaft während der Minderjährigkeit des Vasallen, die Erziehung seiner Person, die Verwaltung seines Besitzes gehörte ebenfalls unter die Rechte des Lehnsherrn, obgleich nicht in ganz Frankreich, sondern nur in einigen Provinzen, unter andern der Normandie, in welcher das Feudalrecht den Obern ganz besonders begünstigte. Der Herr konnte der unvermählten Erbin seines Vasallen einen Gemahl anbieten und schlug sie ihn, ehe sie sechzig Jahre alt geworden, aus, so mußte sie dem Herrn eine Summe bezahlen, die der gleich kam, die ihm von dem Bewerber geboten worden. Machte sich der Lehnsmann der Verletzung einer seiner wesentlichen Pflichten gegen seinen Obern schuldig („forisfactura, forfait“ genannt), so konnte dieser das Lehn für eine Zeit lang oder für immer einziehen. Die Habsucht der Lehnsherren strebte dahin, diese Fälle, so sehr als möglich, zu vervielfältigen, die Vasallen suchten sie dagegen zu beschränken. Dies waren die vornehmsten Rechte des Obern. Gewalt und Usurpation waren zur Erlangung einiger von ihnen offenbar thätig gewesen und traten bei ihrer Ausübung noch mehr hervor. Die meisten von ihnen waren jedoch dem Geiste und dem Zwecke des Lehnssystems gemäß und deshalb auch allgemein angenommen.

Wenn man alle Strahlen, die das Lehnssystem bilden, in Einem Brennpunkte zusammenfaßt und dann mit Einem Blick betrachtet, so begreift man, daß dasselbe, als letztes Resultat, eine große Ungleichheit unter den Menschen, nicht nur überhaupt, denn die Masse des Volkes kam blos als das Gerüste, das diese mannigfaltige Scenerei tragen sollte, in Betracht, sondern in dem herrschenden Kreise selbst hervorbringen mußte. Räumt man nun außerdem der menschlichen Natur, wie man dies bei der Betrachtung jedes besondern Zustandes muß, und ihren, in einer gewissen Zeit

charakteristisch hervortretenden Mängeln ihren Theil bei der Behandlung allgemeiner Grundsätze, bei der Anwendung gegebener Gesetze ein, so kann man leicht voraussehen, daß da, wo eine politische Organisation vornehmlich auf die Ungleichheit des Besitzes gegründet war und das private Recht und die öffentliche Macht fast ausschließend von diesem abhingen, die Größern die Kleinern auf die Länge natürlich verschlingen und von einem noch Größern unter ihnen endlich verschlungen werden würden. Der Theorie und dem Princip nach hatte der Vasall allerdings bestimmte und allgemein anerkannte Rechte. Sobald er seine Verbindlichkeiten gegen seinen Herrn erfüllt, sollte dieser zu keinen weitern Ansprüchen gegen ihn berechtigt sein. Man liest in Beaumanoir*): „wie der Manne seinem Herrn zu Treue und Redlichkeit vermöge seiner Huldigung verpflichtet ist, eben so ist der Herr seinem Mannen verpflichtet." — Als Grundsatz betrachtet, war dies vollkommen wahr, aber der Obere war in diesem Verhältnisse so begünstigt, daß sein Recht, in der Anwendung, meist den Sieg über das des Niedern davontragen mußte. Es gab, ehe das Königthum eine die Feudalgewalt leitende Stellung gewann, keine allgemeine Autorität und als die Könige diese errungen, wandten sie dieselbe nicht zur Erhaltung, sondern zur Auflösung des Lehnsnexus an.

Was das Feudalsystem jedoch ganz besonders charakterisirt, war, daß es nicht nur Besitzer gab, die unter der Verpflichtung zu Kriegsdienst Land von einem Höhern empfangen hatten, sondern daß diese Belehnten einen Theil ihres Besitzes wiederum an Andere, unter derselben Bedingung und diese einen Theil des Empfangenen an noch Andere austheilten, so daß es vom kleinsten Lehnsmann an bis zum Könige herauf eine Menge Stufen in dieser kriegerischen Konföderation gab, deren einzelne Glieder an Rang und Macht äußerst verschieden waren, aber immer dieselben Rechte und Pflichten gegenseitig anerkannten. Diese Feudalhierarchie unterschied sich jedoch von jeder andern dadurch, daß es in ihr, wenigstens zur Zeit ihrer Stärke, keine wahre Einheit, keine eigentliche Spitze gab, denn Jeder war nur seinem unmittelbaren Obern verpflichtet und stand zu dem in keinem Verhältniß, von dem dieser Obere abhing. So war z. B. der Graf von Toulouse ein Vasall des Königs von Frankreich, der Graf von Narbonne ein Vasall des Grafen von Toulouse, der König von Frankreich hatte aber in den ersten Jahr-

*) Coutumes de Beauvaisis c. 61. p. 311.

hunderten durchaus keinen unmittelbaren Einfluß auf den Grafen von Narbonne und der Graf von Toulouse wiederum nicht auf die Vasallen seines Vasallen. In dieser ganzen Organisation standen eigentlich immer nur der Verleiher und der unmittelbar Belehnte in einem lebendigen Verhältnisse zu einander, alle entfernteren Kreise berührten sich nur zufällig.

Man findet schon in den Kapitularien Pipin's und Karl's des Großen Spuren dieser Afterbelehnungen (sousinféodations), denn sie waren möglich, sobald es überhaupt erbliche Benefize gab, sie konnten aber, so lange die Souveraine in alle Kreise des Volkslebens eingriffen und eine wirkliche Monarchie bestand, nicht zahlreich werden. Dies geschah sobald im neunten Jahrhundert, mit dem Verfall der königlichen Macht, die Lehne erblich geworden waren. Die Großen, von jetzt an in beständige Kriege verwickelt, suchten so viele tüchtige Streiter als möglich an sich zu ziehen und belohnten, nach Maßgabe ihrer Dienste, dieselben mit mehr oder weniger Eigenthum, während diese dasselbe wiederum an ihre Anhänger und Diener, auf ähnliche Art und zu demselben Zweck vertheilten. Diese Subinfeodationen gaben den Grund zu der Entstehung des kleinern Adels, der vor der Erblichkeit und Theilung der Lehne eigentlich gar nicht vorhanden gewesen und später durch die Stiftung des Ritterwesens, als eines Ordens, und die Kreuzzüge seine letzte Ausbildung erhielt. Die kleinen Lehne wurden wie die großen erblich. Früher hatten die Könige größere und kleinere Vasallen und diese, je nach ihrer Bedeutung, Söldner, Schützlinge gehabt, es war aber kein Stand kleiner Besitzer vorhanden gewesen, der, von den Großen nur durch Macht und Rang verschieden, in seinem Kreise vollkommen dasselbe Dasein geführt hätte. Ein solcher entstand mit der Erblichkeit und Theilung der Lehne und wurde das zahlreichste und originellste Element des Feudallebens. Dieser kleinere Adel oder die kleinern Lehnsbesitzer waren, bis die Städtegemeinden mächtig geworden, die Nation der Lehnswelt, da das, was später so genannt wurde, damals gar nicht vorhanden war.

Außer den Benefizien, bei denen die Verpflichtung zum Kriegsdienst Bedingung und Zweck war, gab es noch andere, „fiefs d'office" genannt, welche von den reichern und größern Besitzern an ärmere und niedrigere, gegen Leistung gewisser Hof-, Ehren- und anderer Dienste, ausgethan waren. Letztere waren für den Verleiher ein Mittel, einmal: die Einsamkeit seines Schlosses zu beleben, eine Anzahl durch Geburt und Stellung ihm untergeordneter aber dennoch nahe stehender Individuen zu Rath und Gesellschaft um sich zu ver-

sammeln, dann aber auch einen Theil seiner Lehnsleute besser leiten, beaufsichtigen und an sich fesseln zu können. Denn die Besitzer dieser „Amtslehne" lebten nicht wie die nur zum Kriegsdienste verpflichteten Beneficiarien gewöhnlich in ihren Besitzungen, sondern, im Gegentheile, um die Person des Obern, konnten wenigstens in jedem Augenblick in die Nähe desselben gerufen werden. In den ersten Zeiten nach der Eroberung hatten nur die Könige und Fürsten dergleichen Lehnsleute um sich versammeln können, deren Benennungen und Funktionen, mochten sie nun von Römern oder Germanen bekleidet werden, der von Konstantin dem Großen eingeführten Hofordnung, so viel als möglich, nachgeahmt waren. Als die königliche Macht gesunken und die Lehne erblich geworden, suchte jeder, jetzt im Innern seiner Besitzungen zu einem größern oder kleinern Souverain gewordene geistliche oder weltliche Vasall seinen Obern nachzuahmen, und sich mit einem ähnlichen Gefolge zu umgeben. Daher die Kämmerer, Schenken, Jäger-, Stallmeister, Truchsesse, Marschälle u. s. w., von denen alle größern und kleinern Herrschaften der Feudalwelt wimmeln. Je mehr sich das Mittelalter von den Traditionen des römischen Reiches entfernte, je germanischer ward der Charakter dieser Amtslehne, obgleich sie, ohne Zweifel, ihren ersten Ursprung den Einrichtungen der Paläste der christlich gewordenen Kaiser von Rom und Konstantinopel verdankten. Obgleich sie im Lehnsleben eine ungleich geringere Stelle als die militairischen Benefizien einnahmen, so sind sie doch dadurch, daß sie die Basis des modernen Hoflebens geworden sind, das, zu manchen Zeiten und in manchen Ländern, das Dasein der Nationen leitete und fast absorbirte, von großer Wichtigkeit. Diese Amtslehne waren übrigens unter sich verschieden, manche von ihnen hatten wie die des Connetable's, des Marschalls, eine rein kriegerische Bestimmung, andere waren zur Leistung friedlicher Dienste eingerichtet, so weit sich dies in der Feudalzeit überhaupt trennen ließ. Was sie jedoch von den militairischen Lehnen unterschied, war, daß die Besitzer der „fiefs d'offices" näher an die Person, die Familie, das Haus des Lehnsherrn gebunden waren, seinen vertrauten Rath, seine nächste Gesellschaft ausmachten. Sie wurden übrigens, als, nach vollkommner Ausbildung des Lehnswesens, sich strengere und festere Standesunterschiede als unter den Merowingern und Karolingern geltend machten, dem Ursprunge ihrer Besitzer und der Art ihrer Dienste gemäß, in edle und unedle getheilt, wovon sich in dem an manchen italienischen Höfen noch heute üblichen Ausdrucke: „famiglia nobile" (edle Dienerschaft) eine Erinnerung erhalten hat. Das Latein des

Mittelalters umfaßte sie sämmtlich mit dem Ausdrucke: „Ministeriales“ und sie wurden, auch die niedrigsten unter ihnen, mit Ertheilung von Grundstücken, dem seit der Eroberung üblich gewordenen Solde, bezahlt, obgleich die unedlen unter ihnen, wie Bäcker, Pferdehöker u. s. w. allerdings nicht zu der Klasse der eigentlichen Lehnsleute gehörten. — Die Besitzer dieser Benefize suchten dieselben ebenfalls erblich zu machen, es gelang ihnen dies aber nicht vollkommen. Es war für die Könige zu gefährlich, ihre ersten und besonders ihre nächsten Diener durch die Erblichkeit ihrer Aemter fast unabhängig von sich zu machen. Letztere ward nur in den geringern von ihnen herrschend, die meisten größern Kronämter blieben von der Ernennung der Könige abhängig.

Dies waren die Grundzüge des Zustandes der herrschenden Klasse, des thätigen Theiles der Lehnswelt, wie die Bewohner der Städte und Dörfer ihr dienender und leidender waren. Nur wenige Städte bewahrten, vor der Erhebung der freien Gemeinden, einen Schatten von Unabhängigkeit, die meisten wurden zu Unterthanen der größern und kleinern Lehnsmänner, obgleich sie nur sehr selten zu der totalen Abhängigkeit des Landmannes herabsanken. Unter letzterm erhielt sich der schon im römischen Reiche bestehende Unterschied zwischen den: „coloni, censiti“ u. s. w., solchen die, wie wir bei der Betrachtung des römischen Kolonats gesehen haben, ein beschränktes Eigenthumsrecht besaßen, und den „servi“ oder eigentlichen Sklaven. Erstere waren es, welche im französischen Lehnswesen: „vilains“ genannt, während letztere unter der Bezeichnung „serfs“ verstanden wurden. Die Vilains sollten, nach wie vor, ihren Herren nur einen bestimmten Pachtzins bezahlen, der von diesen nicht erhöht werden konnte, während die Serfs, ohne Eigenthum, zu beliebigen und willkürlichen Diensten gebraucht wurden. Man hat Grund zu glauben, daß dieser Pachtzins von den Lehnsbesitzern in der That nicht erhöht wurde, aber da sie innerhalb ihrer Besitzungen zugleich Souveraine waren, da es vom neunten bis zwölften Jahrhunderte keine höhere allgemeine Autorität gab, welche die niedern Klassen in ihren Schutz genommen, so erhoben die Eigenthümer willkürliche Abgaben über die Einsassen ihrer Ländereien und führten alle jene Beschränkungen der persönlichen Freiheit und Arbeit ein, die unter den verschiedensten Benennungen, aber alle unter sich erkenntlich, wie Bann-, Wege-, Brückenrechte u. s. w. das Lehnswesen so lange überlebt haben und die Charaktere eines besondern Eigenthumsrechtes geworden waren. Der Lehnsmann that dies nicht in seiner Stellung als Besitzer, sondern vermöge seines Rechtes de

obersten Verwaltung und Gesetzgebung in seinem Gebiet, als Souverain, mit Einem Wort. Da er außerdem der alleinige Richter seiner Unterthanen war und diese in einem Zustande der Wehrlosigkeit hielt, so kann man sich vorstellen, zu welcher Höhe der Druck steigen mochte, zu dem er sich berechtigt glaubte und dem Niemand Einhalt thun konnte. Die große Bewegung der Kreuzzüge, das Wachsthum der königlichen Macht und die Erhebung der freien Städtegemeinden brachten im Zustande des französischen Landvolkes, aber erst in einer spätern Epoche, als die, welche uns hier beschäftigt, eine große Veränderung, theilweise Befreiung und Erleichterung hervor.

Sechszehntes Kapitel.

Wenn das Verhältniß des Lehnsbesitzers, sowohl nach oben als nach unten hin, zu seinem unmittelbaren Obern und zu dem Volke, das in seinem Gebiete lebte, dem Princip nach, hinlänglich genau und fest bestimmt war, in der Wirklichkeit aber sehr viel vom Zufall und von äußern Umständen abhing, so war das Derer, welche im Lehnsverbande auf derselben Stufe standen und sich als vollkommen Gleiche betrachteten, so willkürlich und lose, daß hieraus allein schon der Mangel an innerer Kraft und äußerer Uebereinstimmung der Feudalwelt, die nie das Bild eines wahrhaften Staates dargestellt, begriffen werden kann. Die Vasallen desselben Lehnsherrn wurden vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert mit dem Namen „Pares" (Gleiche) bezeichnet. Diese Benennung wurde, als die Städtegemeinden sich zu innerer Unabhängigkeit erhoben, auf die Glieder derselben übergetragen. Alle andern Bezeichnungen, die im Alterthum und der neuern Zeit die Stellung der Genossen desselben Landes ausgedrückt, wie Mitbürger, Landsleute u. s. w. waren dem eigentlichen Lehnswesen unbekannt. Dieser Umstand, diese Armuth an einer die gegenseitigen Verhältnisse der unter derselben Herrschaft Vereinten, denselben Gesetzen Unterworfenen bezeichnenden Benennung ist von charakteristischer Bedeutung und wirft ein Licht auf den gesammten Zustand des da-

maligen Lebens. Die Lehnsmänner desselben Herrn standen in der That in keinem die Bürger desselben Landes verknüpfenden Verhältnisse und waren sich meist unter einander fremd. Sie berührten sich nur auf zufällige, meist sogar feindliche Art und zerrissen sich in unaufhörlichen Streitigkeiten und Privatkriegen. In den Staaten des Alterthums, wie in denen der neuern Zeit stehen die Bewohner desselben Landes in so vielen schweigend anerkannten Verhältnissen zu einander, daß sie nicht erst durch eine allgemeine Gesetzgebung, einen obersten sie zusammenhaltenden Willen daran erinnert zu werden brauchen, daß sie sich gegenseitig politisch verwandt und einem gemeinsamen Schicksale unterworfen sind. Von diesem die Genossen desselben Staates, so verschieden sonst ihre besondere Stellung, ihre einzelnen Rechte sein mögen, durchdringenden Gefühle, dieser natürlichen, sich von selbst bestimmenden Verbindung, findet sich unter den „Pares" des Lehnswesens fast keine Spur. Die Vasallen desselben Lehnsherrn standen wohl zu diesem in mannigfaltigen, obgleich sehr oft nur nach dem Recht der Stärke entschiedenen Beziehungen, sie hatten Pflichten gegen ihn zu erfüllen, Rechte von ihm in Anspruch zu nehmen, unter ihnen aber waren diese Bande locker und unbestimmt. Sie walteten in einer fast völligen Unabhängigkeit und Isolirung von einander, und wurden von keinem politisch nothwendigen oder freiwillig anerkannten Verhältnisse zusammengehalten. Sie versammelten sich um den Lehnsherrn, wenn er sie zum Kriege, zu Gerichtssitzungen oder geselligen Zusammenkünften, wie gewisse kirchliche oder weltliche Feste berief, in die aber Jeder seine besondern Interessen, seine eigenthümliche Weise zu sein, seine starre und vereinzelte Natur hinübertrug. Außer diesen, ohnedies meist seltenen Verbindungen, deren Medium das gemeinsame Oberhaupt war, hatten sie keine nothwendigen und unentbehrlichen Berührungen und lebten, waren sie nicht, wie gewöhnlich, Feinde, neben, aber nicht mit einander. Aus diesem Mangel an einem organischen, die Gleichen umfassenden und fesselnden Verbande ging die innere Schwäche und äußere Haltungslosigkeit der Feudalgesellschaft hervor. Es gab in derselben keine andern nothwendigen Berührungen als zwischen den Höhern und den Niedern. Die Gleichen standen sich einander meist fremd, Jeder in seiner Weise beharrend, auf einen größern oder kleinern, aber immer ausschließenden Kreis beschränkt, gegenüber. Diese Trennung und Vereinzelung in den Gliedern der Lehnswelt, die sich einander gerade am nächsten hätten treten müssen, nämlich den Gleichen, war zugleich das größte Hinderniß eines nur durch gemeinschaftliche Kraft möglichen Fortschrittes der Gesittung.

Darum blieb diese, aller äußern Bewegung und Regsamkeit des Feudallebens ungeachtet, im Wesentlichen, in ihrem Innern, so lange auf derselben Stufe stehen, schritt so langsam vorwärts, zeigte, bei aller Fülle hervorragender Charaktere, eine so beschränkte und dunkle Intelligenz. Denn diese entwickelt sich, rasch und lebendig, nur in der Mitte eines gemeinsamen, eng verbundenen, sich mannigfach durchdringenden, mit denselben Mitteln nach demselben Zwecke strebenden Daseins.

Dieser äußern Unabhängigkeit und Isolirung ungeachtet geriethen die Vasallen des Lehnsherrn dadurch, daß sie dasselbe Land bewohnten, daß sie Nachbarn waren, sich im Kriege oder am Hofe begegneten, sich gegenseitig leicht erreichen, einander nützlich oder schädlich werden konnten, ohne es selbst zu wollen oder zu suchen, in mannigfaltige Berührungen zu einander. Daraus gingen nothwendig einige Einrichtungen der Ordnung und des Rechts unter diesen Pares, gewisse persönliche Garantien hervor, ohne die überhaupt keine Gesellschaft, so einfach und unvollkommen sie auch sein mag, bestehen kann. Die vornehmste dieser Garantien war die Handhabung der Gerechtigkeit unter den Betheiligten, die, wie zu allen Zeiten, einmal in den Mitteln, das Recht zu unterscheiden und zu erkennen, und dann in solchen, dasselbe zur Ausführung zu bringen, bestand.

Es gab bei der so wenig entwickelten Intelligenz des Feudallebens, bei der geringen Stufe der allgemeinen Gesittung, die es erreicht, keinen besondern mit der Untersuchung und Feststellung des Rechtsbegriffs beauftragten Stand, einmal, weil die Anstalten fehlten, wo ein solcher sich hätte bilden können, und dann, weil der der Willkür der Individualität und ihrem möglichst schrankenlosen Walten ergebene Sinn jener Zeit sich in der Entscheidung seiner äußern Verhältnisse, seines eigenen thätigen Daseins keiner fremden, außer ihm liegenden Macht unterwerfen wollte. Die Geistlichen waren zwar sehr häufig die Rathgeber der Fürsten, sie entschieden auch wohl über viele streitige Punkte, in welchen die Grundsätze und Vortheile der Kirche auf irgend eine Weise betheiligt waren, sie machten aber doch keinen besondern Richterstand aus. Da wo der Klerus in den Lehnsnexus aufgenommen, trat, wo er von dessen Geist und Einrichtungen berührt wurde, der priesterliche Charakter sehr oft gewissermaßen zurück und übte auf die Verhältnisse, bei denen die Religion nicht unmittelbar, wenigstens nach den damals herrschenden Vorstellungen ins Spiel kam, einen nur moralischen, im Ganzen, oft schwachen und schwankenden Einfluß aus. Auf

ihrem eigenen Boden ordnete sich die Feudalwelt der Theokratie selten ganz unter. Sie beauftragte deshalb auch ihre eigenen Glieder mit der Entscheidung ihrer rechtlichen Streitigkeiten. Die Krieger waren zugleich Richter. In den meisten antiken Demokratien hatten die Glieder desselben politischen Körpers ebenfalls alle ihm Angehörige gerichtet und jeder Bürger wechselsweise diese Funktionen ausgeübt. In dem Lehnssystem waren es jedoch nicht allein die Gleichen, die mit der Führung dieser temporairen Magistratur beauftragt waren. Der Verletzte wandte sich zuerst an seinen Herrn, größern oder kleinern, geistlichen oder weltlichen. Man suchte die Herstellung des verletzten Rechts bei dem Höhern nach. Dieser aber wiederum durfte nicht allein entscheiden, sondern mußte die Pares des Angeklagten an seinem Hofe versammeln. Diese richteten über den streitigen Fall. Der Obere war nur mit der Bekanntmachung und Vollziehung des Spruches beauftragt. Auf diese Art wurden in der Gesetzgebung des Mittelalters die Einrichtungen der antiken Demokratien, in welchen Gleiche über Gleiche zu Gericht saßen, mit dem hierarchischen Geiste des Lehnssystems vereinigt.

Das Princip der Ausübung der Gerechtigkeit durch die Gesellschaft selbst und nicht durch einen besondern Stand in derselben war also nichts dem Feudalstaate durchaus Eigenthümliches. Es hatte im Alterthume in ähnlicher Weise stattgefunden. Was ihm besonders angehörte, war der dem Lehnsherrn dabei eingeräumte Einfluß. Das Recht konnte auf diese Art allerdings sehr oft unsicherer, weniger genau als da erkannt werden, wo eine besondere Klasse mit dessen Untersuchung beauftragt ist. Der Vortheil des größern Freiheitsgefühls, des höhern Selbstbewußtseins, die aus einer solchen Einrichtung hervorgingen, entschied aber mehr als hinreichend für solche mögliche materielle Nachtheile, die übrigens bei einer ausgebildetern Intelligenz, dem Princip unbeschadet, hätten leicht vermieden werden können. Noch heute ist die Entfernung des Volkes von der Erkenntniß des Rechtes und deren ausschließende Ueberweisung an einen abgeschlossenen Stand ein Zeichen seiner politischen Unfreiheit und die Zuziehung desselben, wenigstens bei allen wichtigen, das moralische Dasein der Gesellschaft betreffenden Fällen, wie eigentlichen Verbrechen, der vornehmste Ausdruck seiner Freiheit und Mündigkeit, das Zeichen, daß es sich selbst angehört und über sich selbst entscheidet.

Wie alle übrigen Elemente des Feudalwesens, so ist auch die ihm eigentliche Rechtsform in den Einrichtungen und Sitten der alten Heimath zu suchen, durch die Folgen der Eroberung zwar

mannigfaltig verwandelt, aber nie ganz verwischt. Dort waren ebenfalls alle Streitigkeiten der Freien, unter dem Vorsitze der Oberhäupter, von den Aeltesten der Gemeinden entschieden worden. Es hatten immer Gleiche über Gleiche gerichtet. In dem Lehnssystem blieb dieser Grundsatz allerdings herrschend, die Hierarchie desselben machte es aber nothwendig, die Wiederherstellung des verletzten Rechts zuerst bei dem Herrn, und zwar bei einem solchen, der nicht von der Wahl und Zustimmung Anderer abhing, sondern eine ererbte höhere Stellung besaß, nachzusuchen. Dieser durfte zwar nicht allein richten, besaß aber auf das von ihm zusammenberufene Gericht einen viel größern Einfluß, als der altgermanische König oder Häuptling über die Versammlungen der freien Hausväter auszuüben vermocht hatte. In Germanien hatten die Eigenthümer über Alle, die nicht vollkommen frei waren und auf den Besitzungen derselben lebten, mochten sie nun die niedern Klassen desselben Stammes bilden oder Nachkommen von Besiegten sein, denen man einen Theil ihres Eigenthums mit Verpflichtung zu Zins und Dienst gelassen, und über gekaufte und im Kriege gewonnene Knechte eine häusliche Souverainetät ausgeübt, die ihrem Princip nach unumschränkt, in ihrer Ausübung aber, wie Tacitus erwähnt, wenigstens im Vergleiche zu der Weise der Römer, mild und gemäßigt gewesen war. Die Einfachheit der Sitten und in den meisten Fällen gemeinsame Sprache und Abstammung hatten die Tyrannei in diesem Zustande nicht aufkommen lassen. Durch die Eroberung aber war ein Herrenstand fremden Blutes den Besiegten gegenüber entstanden. Die Edlen übten, wie früher die Eigenthümer, auf ihrem Grund und Boden eine von jeder höhern Einmischung unabhängige Herrschaft, aber unter weniger einfachen Verhältnissen, bei größern Bedürfnissen und Ansprüchen, von ihrer Seite und über ihnen durchaus fremd, ja feindlich Gesinnte aus. Das Princip blieb dasselbe wie in der alten Heimath, aber seine Anwendung mußte sehr verschieden, d. h. für die Niedern viel drückender und härter als früher sich gestalten. Daher die Masse der Bevölkerung, der Landmann, in Lehnswesen und unter der Territorialsouverainetät nicht nur, den Grundsätzen nach, fast rechtlos war, sondern den herrschenden Sitten gemäß oft mit der äußersten Tyrannei behandelt wurde.

Ein solcher im Innern seiner Besitzungen ganz unabhängig waltender Herrenstand konnte unmöglich die Entscheidung seiner persönlichen Angelegenheiten einer außer ihm stehenden Klasse anvertrauen, die dadurch eine oberste ihn beaufsichtigende Gewalt er-

langt hätte. Die Erkenntniß des Rechts durch Gleiche, unter dem Vorsitze des Lehnsherrn, war deshalb eines von den Principien, auf die das Feudalsystem überhaupt gebaut war und ohne die es nicht hätte bestehen können. Wie wahr und nothwendig dies gewesen, geht aus der allgemeinen, zur Zeit seiner Kraft ausnahmslosen Geltung dieses Grundsatzes hervor. Er erscheint auf jeder Seite der Geschichte jener Zeit. Wo in ihr von Recht und Gerechtigkeit und nicht von Krieg und Selbsthülfe die Rede ist, wird immer das Gericht der Gleichen, der Pares, des Angeklagten verstanden. Wir wollen uns jedoch als Beleg dieser Behauptung auf einige besonders charakteristische Erwähnungen jener Institution beschränken. Im Jahre 1109 schloß Robert II., Graf von Flandern, mit Heinrich I. von England einen Vertrag ab, in welchem es heißt: „Besagter Graf wird dahin gehen, um dem Könige Heinrich, seinem Eide gemäß, Hülfe zu leisten .... und er wird nicht aufhören dahin zu gehen, als bis der König von Frankreich hat bestimmen lassen, daß der Graf Robert seinem Freunde, dem Könige von England, von dem er Lehne besitzt, zu keiner Hülfe verbunden ist und dies zwar durch die „Pares" des besagten Grafen, die ihn dem Recht nach richten müssen *)." — Im Jahre 1220 leistet Thibaut, Graf von Champagne, dem Könige Philipp August folgenden Eid: „Ich, Thibaut, thue Allen zu wissen, daß ich auf die heiligen Altäre meinem sehr lieben Herrn Philipp, dem erlauchten Könige der Franzosen, gelobt habe, ihm treu, als meinem Oberherrn, gegen alle Männer und Frauen, vorhanden oder noch zu kommen, zu dienen und daß ich meine gute und getreue Pflicht nicht unterlassen werde, so lange er mir an seinem Hofe durch den Spruch derer, die mich richten können und sollen, mein Recht widerfahren lassen wird. Und wenn ich jemals, was Gott verhüten wolle, meinen guten und getreuen Dienst gegen meinen König und Herrn nicht erfüllen sollte, so kann dieser, so lange er mir an seinem Hofe mein Recht durch die, welche mich richten können und müssen, widerfahren zu lassen geneigt sein wird, sich, ohne unrecht zu thun, dessen bemächtigen, was ich von ihm zu Lehn trage, bis hierüber an seinem Hofe durch das Gericht derer, welche mich richten können und müssen, entschieden sein wird **)." — Als im Jahre 1224 Johann de Nesle die Gräfin von Flandern vor das Gericht des Königs, unter dem Vorwand forderte, daß sie ihm sein Recht ver-

*) Rymer t. I. p. 2.

**) Brussel Usage des fiefs t. I. p. 349.

weigert, erwiderte diese: „daß Johann de Nesle seine „Pares" in Flandern habe, durch die er am Hofe der Gräfin gerichtet werden müsse, und daß sie bereit sei, ihm an ihrem Hofe durch genannte „Pares" sein Recht widerfahren zu lassen *)." — Dieses Princip war im Feudalwesen so tief gewurzelt, daß selbst dann, als vermöge des steigenden Ansehns der Könige und im Interesse, dasselbe zu mehren, ein eigenthümlicher Stand unter dem Namen der „Prevots" und „Baillis" mit der Pflege der Gerechtigkeit beauftragt wurde, die Institution des Gerichtes der Gleichen sich noch lange dergestalt erhielt, daß der königliche Richter die „Pares" zusammenberief, bei den gerichtlichen Sitzungen den Vorsitz führte, aber die Entscheidung von jenen ausging. Der einzige, aber durch seine Natur und seine Folgen wichtige Unterschied bestand darin, daß dieses Tribunal nicht mehr von dem unmittelbaren Lehnsherrn des Beklagten, sondern von einem Deleguirten der obersten Gewalt präsidirt wurde.

Das Gericht der Gleichen erkannte aber nicht nur über die Rechtshändel zwischen den Mannen desselben Lehnsherrn, sondern auch über die Streitigkeiten, die sich zwischen letzterm und seinem Vasallen über die Natur und die Grenzen ihrer gegenseitigen Rechte und Pflichten erhoben. Der Obere wurde dann selbst, als in dem allgemeinen Lehnsverbande stehend, gedacht und seine Untergebenen in solchem Falle als seine Pares angesehen. Sobald aber eine solche Meinungsverschiedenheit zwischen dem Herrn und seinem Mannen ihren Ursprung außerhalb der Verhältnisse des Lehnsystems genommen, etwas Anderes als die aus diesem stammenden Rechte und Pflichten betraf, z. B. ein Vergehen des Obern, einen Angriff auf die Person oder das Eigenthum des Vasallen, das mit der Stellung desselben, als solchem, in keiner Verbindung stand, so entschieden nicht die Pares, sondern der Rechtshandel wurde an das Gericht des obern Herrn und in letzter Instanz, wenn der Beklagte ein unmittelbarer Vasall des Königs war, an das des letztern gebracht. Sobald einer der direkten Lehnsmänner der Krone, z. B. der Herzog der Normandie, der Graf von Toulouse, der Erzbischof von Reims, mit einem ihrer Vasallen in einen Streit geriethen, der nicht unmittelbar im Feudalrecht seine Wurzel hatte, so konnte letzterer sich an den König wenden, der diese Angelegenheit vor sein Gericht rief. Von Ludwig VI. an wurden diese Berufungen an den obersten Lehnsherrn häufig, von Philipp August an gewöhnlich

*) Brussel Usage des fiefs t. I. p. 261.

und die Politik der Könige schuf dieser außerordentlichen Fälle so viele als möglich, suchte die Mittel dieses Einflusses auf jede Art, mit Verletzung der Grundsätze des Lehnssystems, zu vermehren. In einer Zeit, wo das Recht der Stärke von mehr Gewicht als das gesetzlicher Formen war, wuchs mit der politischen Macht der Könige natürlich auch ihr Einfluß als oberster Richter. Die Vasallen aber fügten sich diesen Entscheidungen nur dann, wenn sie faktisch zum Widerstande gegen dieselben zu schwach waren. Dieses Recht des obersten Lehnsherrn, das, nur mit sehr beschränkter Anwendbarkeit — denn es konnten sich nur selten Streitigkeiten erheben, die außerhalb der Grenzen des strengen Feudalrechts fielen — von jeher anerkannt gewesen, die Möglichkeit, dasselbe durch mancherlei Deutungen und Kunstgriffe auszudehnen und viele, oder die meisten, und besonders die wichtigsten Streitigkeiten seiner mittelbaren Vasallen vor sein Gericht ziehen zu können, war eines der vornehmsten Mittel, die königliche Gewalt über das Lehnssystem zu erheben und deren Unumschränktheit vorzubereiten. Das Feudalrecht hatte demnach dem Könige ein Instrument zu seiner eigenen Zerstörung dargeboten. Sobald der oberste Lehnsherr über die Lage und Stellung seiner Vasallen, größerer und kleinerer, einen so entschiedenen Einfluß gewonnen, daß er ihre Streitigkeiten vor das Gericht seiner unmittelbaren Lehnsmänner, die seinem Einfluß am meisten ausgesetzt waren, ziehen konnte, so war es um die Territorialsouverainetät des eigentlichen Mittelalters geschehen. Diese Einrichtung der Berufungen an den obersten Lehnsherrn, ursprünglich nur in Fällen erlaubt, die außerhalb der Grundsätze des Lehnsrechts und seiner Verhältnisse lagen, wurde allmälig auf alle andern ausgedehnt, und in ihr ist der vornehmste Grund zu suchen, warum die Könige von Frankreich zuletzt die obersten Richter ihres Landes und damit, dem Wesen nach, die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen wurden.

In den gesittetsten Zeiten und unter der Herrschaft der bestimmtesten Gesetze kommt es zuweilen vor, daß das Recht, nach der Meinung der Parteien, entweder verweigert oder schlecht gesprochen wird. Wie häufig mußte dies nicht im Mittelalter, in einer Epoche vorkommen, wo die moderne Gesellschaft ihre ersten schwankenden Schritte versuchte und die sinnliche Macht der rohen Stärke in den meisten Verhältnissen den Sieg über die moralische oder legale Berechtigung des Individuums davontrug. So oft der Lehnsherr also das Recht verweigerte oder die Partei mit dem Spruche seines Gerichtes nicht zufrieden war, so wandte sie sich an den höhern Lehnsherrn und in letzter Instanz an den König, der,

sobald er die auf diese Art ihm verliehene Stellung zu brauchen verstand, durch sie allein, ohne ihre Grenzen unrechtmäßig auszudehnen zu dürfen, eine alle übrigen Glieder der Lehnskette überwiegende Macht in seinen Händen vereinigt sah. Selbst aus diesen allgemeinen Umrissen und Andeutungen, auf die wir uns hier beschränken müssen, kann erkannt werden, daß die Feudalwelt, ihrer Theorie und Tendenz nach, nichts weniger als eine ungesetzliche Zeit war. Man suchte im Gegentheile die Rechte und Pflichten der Einzelnen, d. h. des herrschenden und thätigen Theiles dieses Systems, so genau als möglich zu bestimmen. Die Rechte der Provinzen, Stände, Gemeinden, Korporationen u. s. w., die dabei oft bis in die feinsten Unterschiede eingehenden Erklärungen, die scharf gezogenen Grenzen in den einzelnen Verhältnissen beweisen, daß die Idee des Rechts im Mittelalter mit großer Kraft in den Gesinnungen und Vorstellungen der Menschen lebte. Aber der Verstand jener Zeit, ihre Fähigkeit, die einmal empfangenen Ideen in der Wirklichkeit geltend zu machen, die Natur dem Geiste zu unterwerfen, das eigentliche Geschäft der Intelligenz, war schwach und ungeübt, und in keiner Zeit ist die Trennung zwischen der Theorie und der Praxis, dem Glauben und der Moral, den anerkannten und tief empfundenen Begriffen und ihrer Verwirklichung so groß und allgemein als im Mittelalter gewesen. Sich von dieser Zeit, nach ihren religiösen und rechtlichen Vorschriften, ein Bild zu entwerfen, auf die Realität derselben nach diesen Idealen, ohne Zuziehung der Geschichte, der Details, des wirklichen Lebens schließen, die Totalität jener Epoche nach dem, was die Phantasie oder das Gefühl in ihr hervorgebracht, beurtheilen zu wollen, würde von ihr ein durchaus falsches Bild, eine hohle und lügenhafte Erkenntniß gewähren. In keiner andern Zeit sind die beiden Seiten des Daseins: die Idee und deren Erscheinung in der Welt, sich einander so ungleich gewesen, hat eine solche Kluft zwischen den Grundsätzen und Handlungen gelegen, ist das Leben überhaupt in so unversöhnliche Gegensätze gespalten gewesen.

Wir haben oben der Elemente jeder politischen Garantie, eines Mittels, das Recht zu erkennen, und eines andern, diese Erkenntniß in Ausführung zu bringen, gedacht. Ersteres, das Gericht der Pares, der Edeln und Freien, stand, seinem Princip nach, mit dem Feudalsystem in Uebereinstimmung und war die, unter den gegebenen Umständen, einzig mögliche Weise, jenes erste Bedürfniß der Gesellschaft, aus der Freiheit selbst entstanden: die Entscheidung streitiger Verhältnisse, zu gewähren. Die Abwesenheit eines eigentlichen

Richterstandes in jener Zeit war ein mehr formeller als wesentlicher Uebelstand, denn was die Erkenntniß des Rechts dadurch an Genauigkeit verlieren konnte, gewann die Freiheit der Individualität, und sobald ein Zustand zu wenig entwickelt ist, um beide Vortheile vereint zu gewähren, ist letztere wenigstens ebenso viel als erstere werth. Während also dieser Grundsatz der Erkenntniß des Rechts durch die Pares der Parteien als das vornehmste Mittel, die Idee der Freiheit lebendig zu erhalten, in der Lehnswelt sich geltend machte, was nicht genug bewundert werden kann, so litt seine Anwendung an allen dem Mittelalter, selbst in seinen vorzüglichsten Sitten und Einrichtungen, eigenthümlichen Mängeln. Damit nämlich die Gesellschaft im Stande sei, die Funktionen des Richteramts selbst auszuüben, wird erfordert, daß ein lebendiger Zusammenhang unter ihren Gliedern stattfinde, daß sie durch vielfache Bande aneinander gefesselt, dieselben Interessen theilen und von dem Gefühl gemeinsamer Rechte und Pflichten durchdrungen seien. Von diesen nothwendigen Erfordernissen, ohne welche die Erkenntniß des Rechts durch die Gleichen seine Bestimmung nicht erfüllen kann, war in dem Feudalleben wenig oder nichts vorhanden. Die Vasallen, die von Zeit zu Zeit, zum Gericht über ihre Gleichen, vom Lehnsherrn zusammenberufen wurden, waren sich unter einander meist fremd, oft sogar feindlich gesinnt, lebten einsam auf ihren Schlössern, jeder eine besondere Macht, einen kleinen Staat repräsentirend, und sich selbst überlassen, nur die Vermehrung ihrer innern Unabhängigkeit, die äußere Erweiterung ihres Besitzes kennend, waren sie vielmehr geneigt und vielmehr dazu gemacht, sich gegenseitig zu bekämpfen als zu richten. Aus diesem Allen folgte, daß es über die Organisation dieser Gerichte der Pares, über die Art ihrer Berufung und Zusammensetzung fast gar keine allgemein gültigen Formen gab. Die meisten Lehnsmänner besuchten dieselben ungern, selten und man war genöthigt, sich mit einer sehr kleinen Anzahl Anwesender zur Fällung des Urtheiles zu begnügen. Nach Beaumanoir in den „Coutumes du Beauvaisis“ waren zwei, nach Pierre de Fontaines vier, nach Ludwig dem Heiligen in seinen „Etablissements“ drei Mannen zur Konstituirung des Tribunals der Pares hinreichend. Der Einfluß des Lehnsherrn, der diese Richter zusammenberief und ihren Sitzungen vorstand, war dabei so überwiegend, daß die in dem Princip dieser Rechtsform liegenden Garantien, durch die besondre Weise ihrer Anwendung, fast aufgehoben wurden. Der Lehnsherr konnte nämlich unter seinen Vasallen, welche er wollte, zur Bildung dieses Tribunals wählen, nichts verpflichtete ihn, sie alle,

oder die Einen eher als die Andern zu berufen. Es war hierüber nichts bestimmt und es hing durchaus von seinem Belieben ab. Der zweite ebenso wichtige Theil dieser Garantie: das erkannte Recht in Ausübung zu bringen, das gefällte Urtheil zu vollziehen, war noch mangelhafter und willkürlicher. Die Gesellschaft war so organisirt, daß meist der Krieg das einzige Mittel der Exekution wurde. Wenn der verurtheilte Vasall sich dem über ihn ergangenen Ausspruche nicht fügen wollte, so rief er seine Freunde zusammen, bewaffnete die Tüchtigsten unter seinen Hörigen und trat, war er stark und glücklich genug, aus der Rolle eines Verurtheilten in die eines Siegers über. Eine solche Form, wo der Zufall, die Willkür und sinnliche Stärke entschieden, ob das erkannte Recht zur Ausführung gebracht werde oder nicht, wurde als keine hinreichende Garantie angesehen und war in der That auch keine solche. Man griff daher, um das Recht selbst zu erkennen, lieber von Hause aus zu dem Mittel, das sonst zu seiner Vollstreckung dienen sollte. Man ließ die streitigen Ansprüche zweier Gegner durch Gewalt, d. h. durch den gerichtlichen Zweikampf entscheiden. Es ist allerdings wahr, daß das Recht des Privatkrieges, der Fehde, im altgermanischen Staate ein Attribut jedes freien Eigenthümers war, als ein Mittel rechtlicher Entscheidung trat es jedoch erst nach der Eroberung auf. Bei einem aus lauter in ihrem Innern unabhängigen Territorialherren zusammengesetzten Staate, wo keine öffentliche Macht, die den Einzelnen schützen konnte, vorhanden war, trat die gebieterische Nothwendigkeit, dies selbst zu thun, ein. Der kriegerische Geist, die germanischen Traditionen mochten viel zur Hervorbringung dieses so unvollkommenen und, von einem allgemeinen Standpunkte aus betrachtet, so widersinnigen Rechtsmittels beigetragen haben, indessen war, sowie die Gesellschaft damals einmal organisirt, der gerichtliche Zweikampf der einzige Ausweg, um einer noch größern Anarchie vorzubeugen. Diese gesetzlich angeordnete Fehde wurde eine der vornehmsten Institutionen des Feudalsystems und als solche nach streng gefaßten Grundsätzen, mit Bestimmung aller vorkommenden und möglichen Einzelnheiten, ein wesentlicher Theil der Gesetzgebung jener Zeit. Man findet in ihren Denkmalen die Formen dieses gewaltthätigen Mittels der Rechtserkenntniß viel sorgfältiger entwickelt, die Grundsätze viel fester bestimmt als die der friedlichen Entscheidung durch das Gericht der Pares. Auch bot der gerichtliche Zweikampf, die Organisation des Lehnsstaates in Betracht gezogen, Alles zu Allem gerechnet, den persönlichen Zuständen eine bessere Garantie dar als die ebenfalls

willkürliche und dabei meist wirkungslose Entscheidung durch die Pares. Was den dieser Institution in neuern Zeiten gemachten vornehmsten Tadel betrifft, die sinnliche Gewalt und Stärke über die Vernunft gestellt zu haben, so ist dies einmal ein Vorwurf, den man in mancher Beziehung dem ganzen Feudalwesen machen kann, dann wird derselbe durch den besondern Charakter jener Epoche, wenn auch nicht widerlegt, doch in mancher Beziehung entkräftet. In einer durchaus kriegerischen Zeit, in einem Zustande, der aus einer Eroberung hervorgegangen, deren Bild durch die Einrichtungen und Sitten der gesammten Gesellschaft lebendig gehalten wurde, ward der persönliche Muth mit Recht als die erste aller Eigenschaften, und der Mangel daran als eine Erniedrigung der gesammten moralischen Natur des Individuums, als ein Beweis, daß sie jeder Schlechtigkeit fähig sei, angesehen. Und es war natürlich im Ganzen weit mehr die Unerschrockenheit des Geistes, als die Stärke des Armes, die bei solchen Gelegenheiten entschied.

Die älteste historische Nachricht über den gerichtlichen Zweikampf in Frankreich ist das Gesetz, das Gundobald, König der Burgundionen (501 n. Ch.), hierüber bekannt machte*). Die Bischöfe Avitus von Vienne und Agobard von Lyon erhoben sich gegen diese Gewohnheit, die in den letzten Zeiten der Karolinger sich in den Norden Frankreichs verbreitete und im Anfange der dritten Dynastie in allgemeinen Gebrauch kam. Die Mönche von St. Denis scheinen in der Umgegend von Paris die ersten geistlichen Herren gewesen zu sein, die den gerichtlichen Zweikampf in ihrer Jurisdiktion in Anwendung bringen ließen. Eine Urkunde König Robert's vom Jahre 1108 bestätigt diesen Brauch. Etwas später erscheinen die Mönche von St. Germain des Prés ebenfalls im Besitze dieses Rechtes. Garin, der Vicomte oder Vikar des Klosters, drückte die Bewohner mehrer Dörfer, deren Verwaltung ihm der Abt gegen gewisse Dienste überlassen hatte. Die Mönche beklagten sich hierüber und König Robert befahl, daß der Vicomte, um sein Recht zu beweisen, sich gegen die Hörigen dieser Dörfer schlagen solle. Im Jahre 1109 erhielten die Stiftsherren von Notre Dame das Privilegium, ihre Hörigen gegen Jedermann kämpfen zu lassen. Petrus Kantor, ein Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, erwähnt, daß, wie in andern Kirchen die Parteien sich im Vorhofe des bischöflichen Palastes in Paris, sie sich in dem

*) Recueil des historiens de France t. IV. p. 267.

des Archidiakonus schlugen. Die meisten größern Kirchen und Klöster suchten diese Berechtigung bei den Königen nach, einmal, um dem Adel nicht an einem Recht, denn für ein solches galt die Zulassung zum gerichtlichen Zweikampfe ihrer Hörigen, nachzustehen, und dann, um der bedeutenden Vortheile willen, die bei dessen Ausübung den Herren zufielen. Die Kapitel von Notre Dame, von St. Merri, die Aebte von St. Denis, St. Germain, St. Geneviève, mit Einem Worte, beinahe alle geistlichen Lehnsherren verordneten in ihren Gerichten die Entscheidung durch den Zweikampf, der „placitum ensis“ (Schwertspruch) genannt wurde.

Sowie der Lehnsnexus und dessen Formen in jener Zeit auf Einkünfte und Besitzthümer ausgedehnt wurden, die mit dem Feudalwesen in keiner wahrhaften Verbindung standen, ebenso verbreitete sich der Gebrauch des gerichtlichen Zweikampfes über Klassen, die demselben, ihrer Stellung oder Natur nach, hätten fremd bleiben sollen. Greise, Geistliche, Frauen mietheten Kämpfer, die ihre Interessen verfochten. Diese Entscheidung durch das Schwert wurde für so wichtig gehalten, daß die Streiter vor dessen Beginn auf das Evangelium schwuren, ihre Sache auf das Aeußerste zu vertheidigen, ihre Waffen einsegnen ließen, und daß es an manchen Orten in Frankreich, und namentlich in Paris, eine besondere Messe (missa pro duello) gab. Johann, Herzog von Bourbon, stiftete in der Kirche von Notre Dame eine eigene Kapelle, wo alle Sonntage eine große und alle Tage eine stille Messe für die Seelen derer gelesen wurde, die im gerichtlichen Zweikampfe gefallen waren *).

Man konnte den Kampf nur für sich, für Jemanden von seiner Verwandtschaft oder für seinen Lehnsherrn verlangen. Wenn es mehre Ankläger gab, so mußten sie sich darüber vereinigen, wer von ihnen den Kampf auf sich nahm; wollten sie dies nicht, so ging die Ernennung von dem aus, welcher dem Gericht vorstand. Vor dem Anfange des Kampfes wurden drei Befehle kund gethan: durch den ersten ward den Verwandten der streitenden Parteien angesagt, sich vom Schauplatze zurückzuziehen, durch den andern legte man dem Volke das tiefste Schweigen auf, durch den dritten ward verboten, den Kämpfern Hülfe irgend einer Art zu leisten. Bewaffnete Diener des Lehnsherrn standen an den Schranken des Kampfplatzes, und wenn eine der Parteien den Streit unterbrach und einen Ver-

*) Sauval: Antiquités de Paris t. II. p. 579.

gleich vorschlug, so richtete man große Aufmerksamkeit auf die Lage, in der sich die Kämpfer in einem solchen Augenblicke befanden, um sie, wenn der Vergleich nicht zu Stande kam, bei Fortsetzung des Kampfes wieder in dieselbe zurückzuversetzen. Wenn bei einer Anklage auf Leben und Tod der Zweikampf durch Stellvertreter stattfand, so brachte man die Parteien an einen Ort, von dem aus sie den Kampfplatz nicht sehen konnten, und jede von ihnen trug, um sie, falls ihr Stellvertreter besiegt wurde, sogleich hinrichten zu können, einen Strick um den Hals. — Der gerichtliche Zweikampf war übrigens keineswegs durchaus willkürlich, hing nicht einzig vom Belieben der Parteien ab. Wenn eine Thatsache feststand, wenn Jemand z. B. auf öffentlichem Markte ein Verbrechen begangen, so konnte er nicht den Kampf für sich verlangen, der Richter erkannte nach der notorischen Publicität des Vorfalles. Wenn ein des Mordes Angeklagter durch einen Verwandten des Ermordeten von der gegen ihn gerichteten Anklage freigesprochen, so konnte ein anderer Verwandter desselben nicht den Beweis durch Kampf verlangen. Wenn ein zum Kampfe Geforderter beweisen konnte, daß sein Gegner das Verbrechen begangen, so fand kein Kampf statt, denn jeder Verbrecher hätte sich natürlich lieber diesem, dessen Ausgang immer noch zweifelhaft war, als einem gewissen Tode durch richterliches Urtheil ausgesetzt. Beaumanoir sagt, daß, wenn ein Angeklagter von einem Zeugen, der gegen ihn auszusagen im Begriff stand, behauptete, daß er falsch und erkauft sei, das Zeugniß desselben nicht angenommen wurde. Der zurückgewiesene Zeuge konnte aber gegen den Angeklagten den Kampf verlangen. Ward er besiegt, so reichte dies hin, daß seine Partei den Rechtshandel verlor. Der gerichtliche Zweikampf war von der Art, daß eine schwebende Streitsache durch ihn für immer erledigt wurde und ein neues Verfahren über dasselbe Faktum nicht mehr eingeleitet werden konnte. Die Appellation, wie sie in den kanonischen Gesetzen galt, vom niedern zum höhern Richter, war dem Feudalrecht jener Epoche unbekannt. Begnügte sich Jemand mit dem Urtheil seiner Richter nicht, so konnte er sie alle zum Zweikampfe fordern, mußte sie aber alle besiegen, sonst ward er, je nach dem Gegenstande des Processes, mit dem Tode oder einer Geldbuße bestraft.

Dies waren die vornehmsten Bestimmungen des gerichtlichen Zweikampfes. Sie sind, je nach den Epochen und den Umständen hier und da, aber, so lange sie überhaupt gedauert, in nichts Wesentlichem modificirt worden. Einer ihrer Grundsätze war, daß in manchen Fällen die Hörigen zum Kampfe gegen Jedermann, ihr

unmittelbaren Herren ausgenommen, zugelassen wurden. Die geistlichen Herren waren, wie wir oben erwähnt, eifrig bemüht, ihren Unterthanen dieses Recht, das ihnen oft bestritten wurde, zu verschaffen. Für diese unterdrückte Klasse war selbst ein so gewaltsames Rechtsmittel eine Wohlthat. Sie wurde durch dasselbe in Stand gesetzt, ihre Persönlichkeit, wenigstens in gewissen Fällen, geltend zu machen. Die friedliche und dem Princip nach vernünftigere Entscheidung der Lehnstribunale wäre ihnen feindlicher als diese gewaltsame Form der Rechtshülfe gewesen, denn die Hörigen hatten keine Pares, wurden nicht von ihres Gleichen gerichtet und standen zu tief unter ihren Herren, als daß diese nach Recht und Gewissen über sie entschieden hätten. Der gerichtliche Zweikampf gewährte ihnen demnach mehr Schutz und erhöhte vor allen Dingen ihr Selbstgefühl, die Grundlage aller sittlichen und intellektuellen Entwickelung. Demnach fanden, wenn man den Geist und die Einrichtungen jener Zeit betrachtet, alle Stände in einem an und für sich verwerflichen Rechtsmittel, eine bessere Garantie als in einem, seinem Princip nach vernünftigern. So sehr sind oft die Grundsätze und deren Anwendung nicht ihrem innern Werthe, aber ihren äußern Folgen nach verschieden.

Eine politische und moralische Institution zugleich, die mit dem Feudalwesen entstand, die oft getrennten Theile desselben unter einander verband, seine Lücken ergänzte und dasselbe überhaupt vollendete, war das sogenannte Ritterthum oder eine engere, unter den Edeln bestehende Vereinigung, die in der freiwilligen Uebernahme gewisser Pflichten und in der Erlangung mit diesen verbundener Rechte bestand, welche dem Einzelnen unter seines Gleichen einen höhern persönlichen Rang verliehen. Dieses Ritterthum hatte, wie alle feudalen Einrichtungen, seine vornehmste Wurzel in dem altgermanischen Leben, war aber, wie diese überhaupt, durch die Eroberung und die Entwickelung des Lehnsgeistes mannigfach umgestaltet, erweitert und zuletzt zu einer eigenthümlichen Institution erhoben worden.

Tacitus erzählt, daß Niemand unter den alten Deutschen die Waffen anlegte, bevor er nicht von seinem Stamme dazu für würdig erklärt worden *). Dies geschah, indem eines der Oberhäupter, der Vater oder ein anderer Verwandter, dem Jünglinge, in Gegenwart der Gemeinde, einen Schild und eine Lanze überreichte. Vorher war dieser als ein Kind und als nur der Familie und dem

*) Tacit. de morib. Germ. c. 13.

Hause angehörig betrachtet worden, von jetzt an wurde er dem Volke und Staate zugezählt. Der Moment, in welchem die männliche Jugend das Recht und den Gebrauch der Waffen empfing, war demnach bei den Germanen ein feierlicher Akt, eine öffentliche Ceremonie gewesen. Dieser Gebrauch dauerte auf dem Boden des eroberten Galliens fort. So übergab z. B. Karl der Große im Jahre 791 in Regensburg seinem Sohne Ludwig dem Frommen, und dieser im Jahre 838 seinem Sohne Karl dem Kahlen, in feierlicher Versammlung ein Schwert, zum Zeichen der Aufnahme unter den herrschenden Kriegerstand. Diese alte Sitte war demnach nicht verändert worden, hatte noch immer denselben Sinn und Zweck, nur daß der Einfluß des Christenthums sich bei ihr in einigen Formen und Gebräuchen geltend zu machen anfing. Dieser Gebrauch einer öffentlichen Uebergabe der Waffen ging auf die Lehnswelt über, nur daß er von der Hierarchie derselben einen besondern Charakter und durch den Glaubenseifer jener Epoche eine religiöse Weihe empfing.

Es war, nachdem ein souverainer Herrenstand sich auf den Trümmern der karolingischen Monarchie erhoben und innerhalb desselben sich eine große Ungleichheit gebildet, häufig Sitte geworden, die Söhne der Lehnsmänner in dem Schlosse des Lehnsherrn erziehen zu lassen. Für den Lehnsherrn war dies eine Garantie der Treue seiner Vasallen, deren Kinder ihm gewissermaßen als Geißeln dienten, für die Eltern aber ein Vortheil, indem sie sich dadurch des Wohlwollens ihres Obern versichert hielten. Denn obgleich die Erblichkeit der Lehne anerkannt war, so machte dennoch die Ungleichheit der Besitzungen und der immerwährende Kriegsstand die Geringern sehr oft für ihre Sicherheit besorgt und die Freundschaft der Mächtigen war ihnen unentbehrlich geworden. Sowie sonst in der alten Gemeinde eines ihrer Häupter dem werdenden Manne die Waffen übergab, so geschah dies jetzt durch den Lehnsherrn dem Sohne seines Vasallen, der zu ihm oder seinem Erben einst in dasselbe Verhältniß wie sein Vater treten sollte. Die Grundidee blieb dieselbe, nämlich die Zulassung des Jünglings in den Stand der Krieger, die veränderte Organisation der Gesellschaft brachte aber zu dieser ursprünglichen Vorstellung mehre ihr fremde Elemente hinzu. Der Jüngling wurde durch diese Ceremonie jetzt nicht nur in den Kreis der Erwachsenen seines Standes, der herrschenden Kriegsleute, aufgenommen, sondern er trat auch zu dem, der sein künftiger Lehnsherr war, in ein näheres Verhältniß, denn die Uebergabe der Waffen an den Sohn des Vasallen war gewissermaßen

eine anticipirte Investitur. Das spätere Verhältniß des Lehnsherrn und Lehnsmannes wurde schon jetzt vorbereitet. Dies war der Sinn und die Bedeutung dieser Ceremonie bis zu den Kreuzzügen hin, wo die Herrschaft der Kirche und die erhöhte Bedeutung der Frauen dem Ritterthume, seinem Sinn und Zweck, eine Art idealer und selbst mystischer Bedeutung gaben, dasselbe, das früher mehr die Fortsetzung einer alten Gewohnheit als eine bestimmte Einrichtung gewesen, zu einem Orden erhob und die dabei üblich gewesenen Gebräuche vervielfältigte. Früher hatten diese nichts als die Aufnahme eines jungen Edeln in die Klasse der Krieger ausgedrückt, jetzt wurden sie gleichsam die Initiation in die Mysterien der Feudalwelt. Früher waren alle Edeln mit der Anlegung der Waffen zugleich Ritter geworden, jetzt, da das Ritterthum als ein abgeschlossener Stand auftrat, wurden bei seiner erhöhten Bedeutung zugleich die Bedingungen der Aufnahme schwieriger gemacht. Es bildete sich noch mehr als früher und zum Theil mit Hülfe dieser Institution, eine eigenthümliche Mischung religiöser und kriegerischer Gebräuche, religiösen und kriegerischen Geistes, der besondere Charakter des Mittelalters und besonders der herrschenden Klasse in ihm, der in solcher Stärke und Vereinigung weder früher noch später erschienen ist. Die Ritterwürde wurde in gewisser Art in der weltlichen Gesellschaft, was die Priesterwürde in der geistlichen war. Sowie es zahllose Tonsurirte, Mönche, Einsiedler, Kleriker überhaupt gab, die nicht Priester waren, so war das Ritterthum unter den Kriegern ein Ausschuß, das Beste und Trefflichste darunter. Dies war seine Idee, der, wie immer, besonders aber im Mittelalter, die Wirklichkeit nicht entsprach, das sich aber gleichwohl von dieser Idee, so lange sie lebendig blieb, nie ganz losriß, ihre Realisirung nie ganz aufgab.

Welche hohe Stelle die Religion im Geiste dieser Institution besessen, geht besonders aus den Gebräuchen hervor, welche die Aufnahme in dieselbe, vom zwölften Jahrhundert an, begleiteten. Ihre Absicht war, den Christen und den Krieger als in einer unzertrennlichen Vereinigung darzustellen. — Der Jüngling, der auf die Ritterwürde Anspruch machte, nahm den Tag vor seiner Aufnahme ein Bad als Zeichen der Reinigung. Er legte darauf ein weißes Gewand, das Bild der Lauterkeit an, die er bewahren sollte, dann ein rothes, das ihn an das Blut erinnerte, welches er für die Vertheidigung des Glaubens zu vergießen sich verpflichtete, und endlich ein schwarzes, die Mahnung an den Tod, der ihn erwartete. Er beobachtete ein vierundzwanzigstündiges Fasten. Die Nacht brachte

er in einer Kirche im Gebete zu. Am Morgen beichtete er, empfing die Kommunion, wohnte einer heiligen Geistmesse bei und hörte eine Predigt über die Pflichten des neuen Standes an, in den er einzutreten im Begriff war. Nach beendigter Predigt wandte sich der Aufzunehmende nach dem Altar zu. Sein Schwert hing ihm am Halse. Der Priester weihte es und band es ihm wieder an den Hals. Er kniete hierauf vor dem Ritter nieder, der ihn aufnehmen sollte, und trug ihm sein Gesuch vor. Nach einigen Fragen über seine Absichten bei der Aufnahme in den Ritterstand und einigen Ermahnungen ward ihm seine Bitte gewährt. Jetzt brachte man die Sporen, das Panzerhemd, den Brustharnisch, die Armschienen und Handschuhe des Bewerbers, band das Schwert von seinem Halse los und gürtete es ihm um. Bei diesem Allen legten die ausgezeichnetsten Personen der Gegend und selbst die anwesenden Damen hülfreiche Hand an. Vollkommen bekleidet und bewaffnet, stellte er sich dem, der ihn aufnehmen sollte, von Neuem dar, ließ sich auf die Knie nieder und empfing drei Schläge mit dem Schwerte auf die Schulter. Der Aufnehmende rief dabei die Worte: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg, ich schlage dich zum Ritter!“ — Dem Aufgenommenen wurde jetzt sein Helm gebracht. Er verließ die Kirche, bestieg sein Roß, zog sein Schwert und ritt vor die Mauern des Schlosses, um sich dem versammelten Volke zu zeigen. — Dies waren die Gebräuche bei Ertheilung der Ritterwürde, mit geringen Unterschieden der Zeit und des Ortes, ungefähr überall dieselben.

Die Bedeutung, welche der christliche Glaube in dieser Einrichtung gehabt, geht aber nicht blos aus diesem Akt der Aufnahme, sondern auch aus dem Eide hervor, den diejenigen, welche sich um die Ritterwürde bewarben, leisten mußten. In demselben treten die Pflichten für die Vertheidigung der Religion, der Witwen, Waisen, Schwachen, Bedrängten als ebenso nothwendig wie die der Tapferkeit und der Lust an Gefahren auf. Dieser Eid enthielt ebenso gut einen Codex moralischer als militairischer Gesetze. — — Man hat über den Ursprung des Ritterthums, als eines Ordens, über seinen Werth und seine Bedeutung, die verschiedensten Ansichten aufgestellt. Im vorigen Jahrhundert, wo man, besonders in Frankreich, dem Christlichen und Germanischen gern jedes Verdienst absprechen, es so viel als möglich erniedrigen und verdunkeln wollte, hat man oft die Meinung geäußert, daß dieser Orden, sein Geist und seine Einrichtungen unter den Arabern entstanden und von ihnen den Occidentalen mitgetheilt seien. Man konnte nicht

leugnen, daß er auf die Gesittung der höhern Klassen in Europa und selbst auf die der Massen einen glücklichen Einfluß ausgeübt, man wollte aber diesen Fortschritt lieber Mahomedanern und Asiaten, als seinen Vorfahren und Glaubensgenossen verdanken. Andere sahen in ihm nichts als eine Erfindung des Klerus, von einigen wohlgesinnten Fürsten begünstigt, darauf berechnet, das Leben der Feudalwelt zu verfeinern und zu veredeln. Noch Andere haben ihn als ein phantastisches Spiel, ohne alle Realität, als einen müßigen Zeitvertreib des damaligen Adels, ungefähr wie die Jagd, von einigen Sängern verschönert und vergrößert, betrachtet. Daß die Araber die Gründer der christlich-germanischten Institution gewesen, die es je geben, ist wohl die seltsamste dieser Meinungen. Die Veranlassung zu diesem Irrthume kam von der Art, wie jene Eroberer einige Gebräuche der Lehnswelt, wie z. B. die Turniere entlehnten, wozu ein kriegerisches Volk, bei so vieler Berührung mit seinen Feinden, namentlich in Spanien und Syrien, eine natürliche Veranlassung fand. Der Klerus hat diese Erscheinung begünstigt, geleitet, zu ihrer Veredelung beigetragen, aber, wie sich von selbst versteht, nicht hervorgebracht. Sie ist ganz einfach und folgerecht aus dem altgermanischen Gebrauche der öffentlichen Waffenanlegung, unter dem Einflusse christlicher und feudaler Ideen, entstanden. Im alten Deutschland war sie ein rein äußerlicher Akt, ein bestimmtes Alter und eine erlangte Tüchtigkeit anzudeuten. Vom Christenthum erhielt sie die sittliche Richtung, die sie überhaupt auszeichnet, vom Lehnsnexus den besondern Werth, der in ihr auf Treue und Wahrhaftigkeit, mehr als in irgend einer andern politischen Institution, gelegt wurde. Die Hierarchie des Lehnssystems, diese Kette gegenseitiger Rechte und Pflichten, war, vor Allem auf die Anhänglichkeit des Menschen an den Menschen, demnach auf die Aufrichtigkeit der geleisteten Zusagen und die Zuverlässigkeit der eingegangenen Verpflichtungen gegründet. Diese Tugenden wurden im Lehnswesen nicht nur als allgemein sittliche Pflichten, wie in andern Epochen, sondern als durchaus nothwendige Eigenschaften gedacht. Die Feudalgesellschaft hätte ohne sie, bei ihrer schwachen politischen Organisation, gar nicht bestehen können.

Was die Meinung derer betrifft, welche das Ritterthum, d. h. nicht das ganze Adelswesen des Mittelalters, sondern diese Blüthe desselben, das Ritterthum als Orden betrachtet, für ein phantastisches Gebilde, ohne Wahrheit und Kraft gehalten haben, so ist von ihnen die ideale und reale Natur des Menschen zu sehr getrennt und ihr gegenseitiger Einfluß zu sehr verkannt worden. Wie kam es,

hat man gefragt, daß, wenn das Ritterthum etwas wahrhaft Bestehendes und Lebendiges gewesen, seine edeln und sittlichen Vorschriften von der Geschichte jener Zeit als unaufhörlich verletzt gezeigt werden, daß sie, auf jeder Seite ihrer Annalen, Scenen des Verrathes, der Lüge, der Selbstsucht und Gewaltthätigkeit aufzuzeichnen gezwungen worden? — Diese Thatsachen sind wahr, und dennoch kann man behaupten, daß jene Institution nicht nur wirklich bestanden, sondern auf die Gesittung des Abendlandes einen großen und heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Das Mittelalter erscheint uns nur darum oft als eine so unsittliche Epoche, weil es, mehr als irgend eine andere Zeit, einem sittlichen Ideal nachjagte, von dessen Werth sein Inneres tief erfüllt war, das es aber nicht erreichen und unter sich einheimisch machen konnte. Dieses Ideal war dem germanischen Charakter, der unter allen nationalen Individualitäten am Meisten zur Realisirung des Guten und Wahren geneigt ist, durch das Christenthum offenbart worden. Eines der vornehmsten Mittel, demselben nahe zu kommen, war jene Institution des Ritterthums, durch welches der aus der größten aller Revolutionen: der Zerstörung des römischen Reiches und der ihr folgenden Veränderung des Besitzes, der Gesetze und Sitten, entstandene wilde und schrankenlose Geist durch moralische und religiöse Vorschriften, auf die Welt selbst und nicht auf einen außer ihr waltenden Zustand berechnet, gebändigt werden sollte. Das Mittelalter erkannte seine Verpflichtungen und empfand seine Mängel tiefer, als andere Epochen vor und nach ihm gethan, aber die geringe Entwicklung der Intelligenz in ihm, die nicht seine Schuld war, da es am Eingange einer neuen Welt stand und Alles von vorn anfangen mußte, machte es ihm unmöglich, in sein gebrochenes und zerrissenes Dasein eine Einheit zu bringen, die die in ihm waltenden Widersprüche versöhnt und seiner edeln und strebenden Natur eine angemessene Befriedigung gewährt hätte. Aus dem Kontraste zwischen dem, was die damalige Menschheit wollte und vollbrachte, empfand und that, ist die Meinung hervorgegangen, daß sie an ihre eigenen Ideale nicht geglaubt und dieselben als ein phantastisches Spiel betrachtet habe. In der alten Welt und im Orient tritt uns keine ähnliche Trennung zwischen den herrschenden Ideen und dem äußern Leben entgegen, nicht als ob die Wirklichkeit besser gewesen, sondern weil jenes sittliche Ideal, jenes höhere Streben, jenes tiefe Gefühl der eigenen Mangelhaftigkeit entweder durchaus fehlte oder sich nur in Bezug auf einzelne Seiten des Daseins zu erkennen gab und darum, wie an und für sich ohnmächtig, auch wirkungslos blieb. Im Vergleiche zu dieser starren Selbstzufriedenheit erscheint das Mittelalter

wie eine immerwährende Klage, wie eine Erneuerung des Leidens jener göttlichen Natur, von deren Bilde diese Epoche so tief erfüllt war, im Vergleiche zu dieser am Boden klebenden sittlichen Bewußtlosigkeit, wie ein unaufhörliches Ringen, die Luft des Himmels zu athmen. In diesem tiefen Gefühl der eigenen Schuld, in diesen zerreißenden Selbstanklagen lag nothwendig ein Mittel innerer Genesung. Darum gingen aber auch, mitten aus einer rauhen und wilden Welt, so viele religiös begeisterte und moralisch erhabene Naturen hervor, darum war das Mittelalter eine Zeit der Heiligen und Helden, wie keine andre gewesen. Es lebte in ihm, ungeachtet des Chaos, auf das es gegründet war, der Schatten, die es umgaben, nicht blos in seinen Meinungen, sondern im Tiefsten und Persönlichsten des Daseins, in seinen Sitten, etwas Hohes und Großherziges, das sich in zahllosen Zügen kund that, und es war, ohne Zweifel, in ihm eben so viel Entsagung wie Selbstsucht, eben so viel Reue wie Unrecht, eben so viel Rechtsgefühl als Neigung zu Gewaltthätigkeit vorhanden. Das Ritterthum war ein Ausdruck des idealen Strebens jener Epoche, dazu bestimmt, die Realisirung dessen, was die Geistlichkeit sich auf dem allgemeinen Boden des Lebens überhaupt als Zweck vorgesetzt, in einem Theile der Gesellschaft, mit den Mitteln eines einzigen Standes zu vollbringen, nämlich: die Herrschaft der sittlichen Gesetze des Daseins, so weit dessen besondre Lage in jener Zeit es erlaubte. — Sein Einfluß ist sehr groß und tief eingehend gewesen. Noch heute kann man in dem, im Ganzen, herrschenden Ehr- und Zartgefühl der erleuchteten Klassen des Abendlandes, hierin dem Alterthume und dem Orient so überlegen, den Einfluß der Meinungen und Sitten jener längst verschwundenen Institution erkennen.

Obgleich das Ritterthum von dem gesammten Adelswesen des Mittelalters in mancher Beziehung getrennt und dessen Blüthe, aber nicht seine gewöhnliche Form gewesen, so war es doch aus letzterm hervorgegangen, blieb auf dessen Kreis beschränkt und mußte demnach auch sein Schicksal theilen. Es sank mit der Feudalwelt überhaupt im vierzehnten Jahrhundert so schnell, daß schon 1352 König Johann sich über seinen Verfall beklagte und daß, als vierzig Jahre später Karl VI. seinen Verwandten, dem jungen Könige von Sicilien und dem Herzoge von Maine, beide aus dem Hause Anjou, in St. Denis, mit allen früher üblich gewesenen Ceremonien den Ritterschlag ertheilte, diese Gebräuche der Menge unverständlich und mehr auffallend als bedeutsam erschienen. Wie alle großen Einrichtungen, die einmal wirklich gelebt, suchte es sich, von Zeit zu Zeit,

von seinem Verfall zu erholen, oder vielmehr eine spätere Epoche suchte dann und wann seinen Schatten wiederzubeleben, der aber immer wieder verschwand. Die letzten Versuche der Art wurden am burgundischen Hofe angestellt. Das Mittelalter verdankte diesem Ritterwesen keine einzige seiner wesentlichen äußeren Einrichtungen, denn es war mehr ein Princip als eine eigentliche Institution gewesen, aber großentheils den poetischen Hauch, der sich über dasselbe verbreitete, und eine seine rohe Wirklichkeit mildernde Reinheit und Anmuth der Ideen und Sitten. Obgleich das Feudalleben in Frankreich nicht mächtiger als in einigen andern europäischen Reichen gewesen und daselbst sogar früher als anderswo zu Grunde gegangen, so hat doch dieses Ritterthum, als eine besondere Stimmung des Innern und eine eigenthümliche Richtung des öffentlichen Lebens, in Frankreich den entschiedensten Einfluß ausgeübt und zur Verfeinerung der höhern Klassen der Nation wesentlich mitgewirkt. Was ihm auf der andern Seite, bei einer unparteiischen Würdigung zur Last gelegt werden kann, ist, daß es, durch seinen von der Wirklichkeit zu sehr abstrahirenden Idealismus, dieselbe weniger gereinigt und erhoben als geschmückt und verfeinert und in Frankreich, wo es sich am Meisten geregt, den Kultus der Phrasen und Gebräuche, des Scheines und der Form, unter den Großen begonnen hat, der sich im Laufe der Zeit über die ganze Nation verbreiten sollte.

Hier am Ende dieser Darstellung der vornehmsten Elemente des Feudalwesens nur noch einige Betrachtungen über dessen innere Natur, sein Verhältniß zu andern politischen Organisationen und die allgemeinen Resultate, die es geliefert.

Das Lehnssystem war ein Mittel, aus dem anarchischen Zustande, den die germanische Eroberung und die Zerstörung des römischen Reiches geschaffen, hervorzugehen und zwar das einzig mögliche, um einen festen Zustand hervorzubringen. Mit dem Alterthum verglichen, erscheint es durch den großen innern Widerspruch der Verbindung der altgermanischen Idee der Rechtsgleichheit aller Freien mit der Bildung lokaler an eine bestimmte Hierarchie gebundener Souverainetäten, als Folge der Eroberung, als eine in sich selbst gespaltene, den Keim ihres Unterganges in sich tragende Institution, die zu keiner vollkommenen Entwicklung, wie ihrerseits die hellenische und lateinische Welt genossen, bestimmt war. Was im Feudalwesen groß und herrlich gewesen und wodurch es eine so tief eingreifende Bedeutung erhalten, ist die Macht, welche in ihm die Gefühle und Sitten auf die äußere Form des Daseins ausgeübt und sich über dieser erhalten, während sie im Alterthum von letzterer geschaffen oder verändert worden. Als eine rein politische Organi-

sation betrachtet, ist es eine arme, beschränkte, verworrene Verfassung gewesen, als allgemein menschlicher Zustand steht es aber, bei allen seinen materiellen Mängeln, durch den hohen Einfluß, der der geistigen Natur des Individuums, seinem Willen und seiner Gesinnung, auf die Führung seines äußern Schicksals angewiesen wurde, als eine große und wichtige Epoche in der Entwicklung der Menschheit da. Wenn man das Feudalleben nach dem Resultate betrachtet, das es der Nachwelt überliefert hat, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß es, was die Entwicklung der Intelligenz späterer Zeiten betrifft, von geringer, in Bezug auf die des Charakters, der Persönlichkeit aber von überaus großer Bedeutung gewesen ist. Die Gegenwart verdankt bei der Bildung ihres Geistes dem Mittelalter nur wenig, sie hat, was sie nicht aus sich selbst erzeugt, großentheils der antiken Welt entlehnt und es auf eigenthümliche Weise für sich verarbeitet, dagegen ist sie den vielleicht kostbarsten Theil ihres eigentlichen Wesens, die sie bezeichnende Liebe zu persönlicher Freiheit und innerer Unabhängigkeit den Ueberlieferungen des Mittelalters schuldig. Die Idee der Persönlichkeit lebte in diesem wie in keiner andern Epoche der Menschheit.

Das Individuum trat in den Lehnsnexus mit dem vollen Bewußtsein seines freien Willens, mit der genauen Kenntniß seiner Rechte und Pflichten ein. Selbst nachdem die Lehne erblich geworden, sprach sich in den Formen der Huldigung des neuen Vasallen immer die Vorstellung aus, daß seine persönliche Neigung ihn in dies Verhältniß ziehe, er konnte, wenn er wollte, seinem Lehne entsagen und sich einen andern Herrn suchen. Er konnte, wollte sein Oberer ihm nicht sein Recht gewähren, von ihm mehr, als er zu leisten schuldig war, fordern, ihn auf irgend eine Art drücken, sich demselben mit den Waffen in der Hand widersetzen und seine Untergebenen zur Theilnahme an diesem Widerstande zwingen. Der antike und moderne Bürger ist durch das bloße Faktum seiner Geburt, durch den Begriff der Territorialeinheit einer Herrschaft unterworfen, die, ohne nach seiner Einwilligung zu fragen, sein Dasein in den wichtigsten Beziehungen in Anspruch nimmt und von der er sich nie ganz trennen kann. Der Edle, der eigentliche Bürger des Lehnsstaates, konnte sich seinen angebornen Verhältnissen, ohne ein Unrecht zu begehen, wenn er wollte, entziehen. Die Situation, in der sich befand, gehörte ihm, aber nicht umgekehrt, wie in andern Zeiten, er derselben an. Er konnte nur von seines Gleichen gerichtet werden und besaß das Recht, zur Behauptung seiner Persönlichkeit diese selbst auf das Spiel zu setzen. Zu jeder Veränderung seines Zustandes gehörte seine persönliche Zustimmung. Er war durch-

aus frei, und in einem viel höhern Sinne, als es einst der Bürger Athens und Roms gewesen. Dieses stolze Bewußtsein der Persönlichkeit, das dem herrschenden Stande im Mittelalter eigenthümlich gewesen, sank allerdings, als eine klarere und stärkere Intelligenz sich zu verbreiten anfing, von seiner einsamen Höhe herab, verschwand aber nie ganz. Indem es aufhörte, das ausschließende Eigenthum einer einzigen Klasse zu sein, verlor es allerdings von seiner intensiven Stärke, aber umfaßte einen um so größern Kreis. Dieses Gefühl der persönlichen Freiheit, das edelste aller Metalle, das die Natur in den germanischen Geist gesenkt, blieb selbst in den dünnen Ketten und Ringen, mit denen es nachmals, als es ein Gemeingut geworden, die niederen Klassen schmückte, immer noch Gold. Der Krämer, Handwerker, Bauer späterer Zeiten ererbte von dem Edeln, der ihn allerdings einst unterdrückt, aber dennoch die Idee der Freiheit in der Welt lebendig erhalten, dieses Gefühl der moralischen Persönlichkeit und strebte nach dessen äußerer Darlegung in der Welt, eine Gesinnung, die ohne jenes Beispiel nicht in ihm erwacht wäre, da sie seines Gleichen im Orient und im Alterthume unbekannt geblieben war. Damit die Idee der Freiheit, nach so langer Erstarrung, wie in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches, sich wieder erheben und erhalten konnte, mußte sie eine Zeit lang in einem ausschließenden Kreise koncentrirt werden. Das Recht der Individualität, im Alterthume so lang verkannt, hatte im Herzen der germanischen Eroberer und ihrer Nachkommen ein Asyl gefunden, kein Wunder, daß es lange zögerte, dasselbe zu verlassen. Die Freiheit mußte, ehe sie ein Gemeingut werden konnte, da tiefe Wurzeln schlagen, wo sie geboren war. Die politische Gleichheit der Freien im antiken Staate war nur durch jene die Entwicklung der Individualität beschränkende Herrschaft der Majoritäten in den Demokratien, die sämmtlich in Tyrannei endigten, und die vollkommne Vernichtung eines Theiles der Menschheit im Sklavenstande möglich geworden. Hätte diese politische Gleichheit schon im Mittelalter erscheinen können, so würden die Lehnsherren zu Despoten, die Vasallen zu Bürgern im antiken Sinne und die Masse des Volkes wiederum zu Sklaven geworden sein. Die Idee der persönlichen Freiheit, der Kern der modernen Civilisation, und der Quell, in dem das Abendland, dessen Kraft unter der römischen Tyrannei gebrochen worden, sich verjüngen sollte, hätte, schon damals auf Alle gleichmäßig vertheilt, wie ein kostbares Oel, dessen Gefäß man zu früh öffnet, seine heilende Kraft verloren. Damit ihr Duft nicht verfliege, mußte sie lange in der ehernen Schale des Feudallebens

verwahrt gehalten werden. Als sie sich reif und stark genug fühlte, um sich über Alle zu verbreiten, brach sie ihre Riegel und Schlösser, und verbreitete sich wie ein neues Element des Lebens, wie eine zweite geistige Atmosphäre und lud Alle zu ihrem Genusse ein. Eine solche Epoche ist seit einigen Menschenaltern in Europa eingetreten. Wir verdanken ihre Erscheinung aber dem Mittelalter, ohne welches sie uns nie geworden wäre.

Wenn in einer Zeit eine besondere Stimmung mit großer Macht im Innern des Geistes lebt, so tritt sie, mit Ausbildung derselben ausschließend beschäftigt, in der Außenwelt als eine einseitige und ausschließende Gestalt des Lebens hervor und trägt selbst in dem, was sie groß macht und ihr in den Augen der Nachwelt ein unsterbliches Interesse verleiht, den Keim des Unterganges ihrer Erscheinung in sich. Der in das Alterthum gepflanzte Trieb zu einer harmonischen Geselligkeit, zu einer äußern Vollendung allgemeiner Zustände hatte der Individualität nie das ihr gebührende Recht widerfahren, in ihr nie die Empfindung ihres Unterschiedes vom Ganzen in ihrer vollen Tiefe aufkommen, ihre wahre Persönlichkeit sich nie durchaus frei entwickeln lassen. Das Feudalleben aber, das diese andere Form des Lebens, vermöge des ihm ursprünglich verliehenen Geistes, ausschließend pflegte, konnte zu keiner vollendeten Gestalt seines äußeren Daseins gelangen, vermochte die in ihm einander widerstrebenden individuellen Kräfte und Naturen zu keinem wahrhaften Staate zu vereinigen. Es erlag nicht, wie das Alterthum, einem bestimmten äußern Schicksal, denn es besaß in seiner Mitte ein Königthum und eine Städtewelt, durch die es mit der neuern Zeit verbunden werden sollte, war aber dennoch, um die Entwickelung dieser beiden seiner innersten Natur widerstrebenden Erscheinungen nicht zu verhindern, in seinem charakteristischen und eigenthümlichen Dasein, dem Walten einer souverainen Adelswelt, zu verschwinden bestimmt. Im Alterthum hatte die Intelligenz, das Allgemeine im Menschen, mit vorherrschender Stärke geherrscht und die besondern Geister, die Persönlichkeit, gebrochen, überall nach Geselligkeit und Uebereinstimmung gestrebt und darum einen so festen und harmonischen Bau hervorgebracht. Im Mittelalter trat die sich ihrer Trennung vom Ganzen früher nie vollkommen bewußt gewesene Individualität des Menschen in den ausschließenden Besitz ihrer selbst, und jeder allgemeinen Organisation, in der der Charakter und das Innere sich nicht befriedigten, widerstrebend auf. Aus einer solchen Richtung gingen die religiösen und heroischen Geschlechter hervor, die, sich im Bunde mit einer andern Welt glaubend und sich für sie, wie für eine sinnliche Gegenwart begeisternd,

das Grab Christi eroberten und sich gegen den Islam, der der Entwicklung der freien Persönlichkeit noch feindlicher als das Alterthum war, erhoben. Die Aufgabe des die alte Welt durchdringenden Princips war die Herstellung einer allgemeinen äußern Herrschaft über die Erde gewesen und vom Schicksal den Römern übertragen worden. Die That der Feudalwelt dagegen war die Vertheidigung und Verbreitung einer rein innerlichen mit der Wirklichkeit in keinem bestimmten Zusammenhange stehenden Idee, eines übersinnlichen vom Himmel stammenden Glaubens. Der Mensch des Alterthums strebte darnach, Anderen die von ihm gewählten Formen seines äußern Daseins aufzulegen, vernichtete, was dieser äußern Uebereinstimmung und Vollendung widerstrebte, ließ ihnen dagegen Alles, was nur ihre innere Persönlichkeit anging; der Mensch des Mittelalters dagegen wollte Andersdenkenden, vor Allem, seine inneren Ueberzeugungen aufdrängen, weil sie ein Theil und zwar in seinen Augen der wichtigste seiner Persönlichkeit waren, die er überall zur Herrschaft bringen wollte, ihr rein äußeres Dasein ward von ihm nur zufällig berührt. Der römische Eroberer unterwarf die Besiegten der Herrschaft seines Vaterlandes, in welchem er selbst als Einzelner verschwand; der feudale Eroberer nahm, was er gewann, für sich selbst in Besitz, nannte sich nach demselben und suchte durch das unmittelbare Verhältniß, in welches er sich zum Boden setzte, demselben seine ganze Individualität, in seinen Nachkommen immer wieder erneuert, einzupflanzen.

Diese beiden großen Stiftungen, die der antiken Welt nach Herstellung vollendeter allgemeiner Zustände, denen die Persönlichkeit nur als Werkzeug diente, und die des Feudalwesens, die Individualität, das besondere Dasein zum Herrschenden zu machen und als das Maß und Ziel der Dinge anzusehen, konnten, getrennt und ausschließend waltend, die Bestimmung der Menschheit nicht erfüllen. Die Aufgabe der neuern Zeit ist, die Versöhnung der innern Persönlichkeit mit der Herrschaft allgemeiner Formen, die bewußte Uebereinstimmung des Individuums mit dem Staate, die Vereinigung der politischen Freiheit des Alterthums mit der persönlichen des Mittelalters, vom Geiste des Christenthums getragen, hervorzubringen. Diese Gegenwart wird, welches auch ihr endliches Schicksal sein mag, nicht dadurch, daß sie ein falsches Princip in sich trägt oder daß sie dasselbe einseitig übertreibt, untergehen. Sie ist die totalste aller historischen Erscheinungen und trägt eine unsterbliche Fülle lebensvoller Keime in ihrem Busen, von denen bis jetzt nur ein verhältnißmäßig geringer Theil zur Blüthe gekommen ist.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Am Ende des neunten Jahrhunderts war, vermöge der Bewegungen und Veränderungen, die das sich bildende Lehnswesen auf dem Boden des alten Galliens hervorbrachte, ein Theil Neustriens oder des Landes der Westfranken, in ein Herzogthum, „Ducatus Franciae“ genannt, verwandelt worden, so wie in Italien der Name des römischen Reiches auf den des „Ducatus Romae“, eine Zeit lang, herabgekommen war. Dieses Herzogthum Frankreich, von welchem Paris, das schon unter den letzten Merowingern aufgehört hatte, die Hauptstadt des ganzen Landes zu sein und das unter den Karolingern sehr vernachlässigt worden, der politische und geographische Mittelpunkt war, erstreckte sich ungefähr von Laon bis Orleans und diese Gegend wurde auch zuweilen „Media Francia“ oder das mittlere Frankreich genannt. Dieses Gebiet, mit Grenzen, die nicht immer dieselben blieben, großentheils aber zwischen der Loire, Seine, Oise und Marne liegend, später die französische Insel (Ile de France) von dieser Lage her benannt, war der Stammsitz der dritten französischen, der ersten wahrhaft nationalen Dynastie, die Wiege des modernen Frankreichs und, wie der Verlauf der Geschichte und die Art, wie die französische Monarchie sich gebildet und ausgedehnt hat, beweisen wird, obgleich an und für sich schwach, zu diesem Endzweck wohlgelegen. Die Verachtung, in die Karl der Dicke wegen seines feigen Verhaltens gegen die Normänner gesunken war, ging auf den ganzen Stamm der Karolinger über, dessen Regierungsrecht, zum ersten Male seit Pipin des Kleinen Erhebung, von einem Theile der Großen nicht anerkannt wurde, ein Vorspiel zu

seiner späteren gänzlichen Ausschließung. Ein Vasall der Karolinger, Odo Graf von Paris (französisch: Eudes), wurde in einer Versammlung der Lehnsmänner zu Compiegne zum Könige der Franken erwählt. Dieser Odo war der Sohn eines tapfern Kriegers und Grafen von Paris, der Robert der Starke hieß. Beide, Vater und Sohn, hatten sich im Kampfe gegen die Normänner rühmlich hervorgethan, der Erstere war gegen sie bei Brisserte gefallen, der Letztere hatte mit dem Bischofe Goslin Paris gegen sie vertheidigt. — Einige Jahre nachher gelang es Karl dem Einfältigen, einem Enkelsohne Karl's des Kahlen und Sohne Ludwig des Stammlers, in Austrasien, wo sein Geschlecht populairer als in Neustrien war, einen Anhang zu gewinnen und sich in Reims zum Könige krönen zu lassen. Es kam zwischen ihm und Odo eine Theilung zu Stande, in welcher Karl einen Theil von Neustrien oder das Land zwischen der Seine und Maas, sein Nebenbuhler aber die Herrschaft, d. h. die großentheils nur dem Namen nach bestehende Oberhoheit über die Gegenden zwischen der Seine und den Pyrenäen erhielt. In dem östlichen Theile Frankreichs, der in diesem Vergleiche Karl dem Einfältigen zugefallen, war der Adel seinem germanischen Ursprunge noch nicht ganz untreu geworden, während in den westlichen Gegenden, wo Odo anerkannt wurde, die überhaupt dünn gesäete fränkische Bevölkerung sich schon damals mit den alten Einwohnern zu verschmelzen und eine neue Nationalität zu bilden angefangen hatte. Nach dem Tode Odo's (898) gelangte Karl zur Herrschaft über das ganze Land von der Maas bis zum Mittelmeere, die er aber nicht zu behaupten verstand. Jetzt fangen die Privatkriege unter den sich immer mehr als Souveraine fühlenden Vasallen allgemeiner als früher auszubrechen an. Die Feudalwelt steht schon in ihrer vollen Kraft da und ordnet sich nur mit Widerstreben den Ansprüchen des karolingischen Königthums unter. Die Kraftlosigkeit Karl des Einfältigen, der Verlust der Kaiserkrone, die einst so großen Glanz auf sein Haus geworfen, seine Abtretung eines bedeutenden Theiles von Neustrien an die Normänner setzen ihn in den Augen seiner Lehnsleute so herab, daß Robert, der Bruder König Odo's, Herzog von Frankreich und Graf von Paris, im Jahre 922 in Reims zum Könige erwählt wird. Robert wird bei Soissons getödtet, ohne daß dies den Stand der Angelegenheiten Karl's des Einfältigen verbessert, denn Rudolph, Herzog von Burgund, der Emma, die Tochter Robert's, geheirathet hatte, wird von den Vasallen zum Könige ausgerufen und Karl gezwungen, ihn als Mitregenten anzuerkennen. Karl stirbt endlich, nachdem er von Herbert, Grafen

von Vermandois, eine Zeit lang gefangen gehalten; allgemein verachtet und vergessen. Rudolph herrscht nach seinem Tode über einen Theil Nordfrankreichs ohne Mitbewerber. Karl's Witwe zieht sich mit ihrem Sohne, Ludwig dem Vierten, der den Namen des Ueberseeischen (Louis Outre-mer) bekommt, zu ihrem Bruder Athelstan, Könige von England, zurück. Hugo, seiner bedeutenden Persönlichkeit wegen der Große genannt, ein Sohn König Robert's und Enkel Robert des Starken, gewinnt die Großen für den flüchtigen Sohn Karl's des Einfältigen, der mit seiner Hülfe auf den Thron seiner Väter steigt, aber im Jahre 954 durch einen Sturz vom Pferde sein Leben endigt. Ludwig der Ueberseeische hinterläßt zwei Söhne, Lothar und Karl, von denen ersterer als König anerkannt wird. Die weite Erbschaft Karl's des Großen war unter seinen Nachkommen allmälig so verengt, die Theilung des Landes unter die Vasallen und Leute so allgemein geworden, daß Lothar seine unmittelbare Herrschaft fast einzig auf die Stadt Laon und ihr Gebiet beschränkt sieht. Er stirbt 986 in Reims an Gift, das ihm seine eigene Frau gereicht. Sein Sohn Ludwig der Fünfte, von den Franzosen le Fainéant, von uns das Kind genannt, erfährt dasselbe Schicksal, auch er stirbt an Gift, durch die Schuld seiner Frau, Blanka von Aquitanien. Der Thron hätte, dem Erbrecht nach, an Karl Herzog von Lothringen, den Oheim des letzten Königs, fallen sollen, aber die persönliche Schwäche so vieler Karolinger, die geringe Macht, die ihnen übrig geblieben, die Entfremdung, in die sie zu dem größten Theile der neuen Nation, die aus der Verschmelzung der Westfranken und Gallo-Römer entstanden, gekommen, so wie der Ruhm und das Glück der Nachkommen Robert des Starken, wird für die Vasallen, die man in diesem und ähnlichen Fällen wohl nicht ohne Spott mit dem Namen der „Getreuen" bezeichnen kann, obgleich sie sich selbst immer so nennen, der Grund, das karolingische Geschlecht von der Herrschaft über Gallien für immer auszuschließen.

Die Betrachtung der karolingischen Dynastie bringt einen sonderbaren Eindruck hervor, denn in keiner andern findet man eine solche wachsende Erhebung und ein so plötzliches und unaufhaltsames Sinken. Das merowingische Geschlecht hat außer Klodwig keinen großen Mann hervorgebracht, nach ihm aber giebt es bis auf Dagobert, hundertdreißig Jahre lang, eine Anzahl thätiger, kräftiger, wenigstens kriegerischer Fürsten. Von Pipin dem Alten an steigt die Macht seines Hauses bis zu der kolossalen Höhe Karl's des Großen und sinkt sogleich mit dessen Sohne bis zu Ludwig dem Fünften,

hundertdreiundsiebenzig Jahre lang, ohne auch nur eine ausgezeichnete Gestalt hervorzubringen, die diesen langsamen Fall einen Augenblick aufgehalten hätte. Andere Dynastien gehen im Drange gährender Verhältnisse, in Mitte großer Begebenheiten unter, stürzen sich, wie ein brausender Strom in das Meer der Zeit, in welchem alles Irdische zu verschwinden bestimmt ist, oder erliegen einem tragischen Geschick, das nichts Anderes als eine letzte Anerkennung ihrer Größe ist; das Dasein der Nachkommen Karl's des Großen dagegen verliert sich, immer seichter und schmaler fließend, zuletzt im Sande öder und dürrer Zustände, erlischt unter Erniedrigungen und Demüthigungen aller Art, und seinem Verschwinden folgt keine seiner frühern Bedeutung angemessene Erschütterung. Indessen sind die Karolinger, mit den Merowingern verglichen, selbst in ihrem Sturze vom Schicksal noch für begünstigt zu halten. Erstere treten bis ans Ende von einer gewissen Hoheit umgeben auf, und ihre Abhängigkeit von ihren Vasallen ist nicht mit der der Enkel Klodwig's, den Abkömmlingen altnordischer Götter und Heroen, von den Hausmeiern zu vergleichen. Lothar sucht sich seines Erbes mit den Waffen in der Hand zu bemeistern und erliegt nur dem Verrathe und der Uebermacht, während Childerich III. sich geduldig, wie ein Lamm, zum Mönche scheeren läßt. Entweder war die Würde Karl's des Großen in der Gestalt seiner selbst entarteten Enkel sichtbarer als Klodwig's Züge im Antlitz Childerich's III., oder die Sitten der jetzt schon ganz ausgebildeten Feudalwelt erlaubten nicht die orientalische Schmach des erzwungenen Mönchsstandes, dessen Auflegung für das geistige Dasein dieselbe Wirkung wie das byzantinische Blenden für das leibliche hatte, indem es die Individualität aller thätigen Kraft beraubte. Ludwig der Fromme, obgleich zweimal mit dem Schicksale des letzten Merowingers bedroht, stieg dennoch mit der Krone auf dem Haupte in das Dunkel der Erde herab.

Hugo dem Großen, der, obgleich Sohn und Neffe eines Königs, die Krone ausgeschlagen und sich mit dem Dukatus Franciä und der Grafschaft Paris begnügt hatte, wurde im Schlosse der fränkischen Grafen von Paris, der Curia des alten Lutetia, ein Sohn geboren, der dazu bestimmt war, der Stammvater der größten modernen Dynastie, der, welche am Entschiedensten auf das Schicksal ihres eigenen Landes und durch dasselbe auf die übrige Welt eingewirkt hat, zu werden. Dieses Kind, wie sein Vater, Hugo genannt, das, nach den Traditionen jener Zeit, mit ungewöhnlich starken Gliedmaßen auf die Welt kam, erhielt den Zunamen Kapet, der dem durch dasselbe gestifteten Geschlechte von der Geschichte beigelegt

worden ist. Dieser Name, den Einige von dem lateinischen „capito“ (Dickkopf) ableiten, soll ihm später von seinen Feinden zum Schimpfe gegeben worden sein, da bekanntlich die große äußere Ausdehnung dieses edelsten Theiles des menschlichen Körpers kein Beweis für die Trefflichkeit seines innern Gehaltes ist, denn auch Karl der Einfältige wird an einem gewissen Orte „Carolus Stultus vel Capet“ genannt*). Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß letztere Benennung für: Cappatus oder Chapet gebraucht wurde, denn Hugo der Große war Abt von St. Denis u. s. w. gewesen, sein Sohn und selbst sein Enkelsohn folgten ihm im Besitze dieser und anderer Abteien und erschienen deshalb bei feierlichen Gelegenheiten mit dem Abtsmantel: Cappa, später Chappe genannt, bekleidet. In mehren Stellen wird der Stifter des kapetingischen Hauses: Chapet oder Chappet statt Capet genannt**). Auch war die Fahne des vorkapetingischen Frankreichs lange Zeit der Mantel (cappa) des heiligen Martin von Tours gewesen. Der Haß, den die Kapetinger, besonders aber im vierzehnten Jahrhundert, in Italien, abwechselnd unter Guelfen und Ghibelinen, gegen sich erregten, hat wahrscheinlich zu der auch von Dante aufgenommenen Sage Veranlassung gegeben, daß sie von einem pariser Bürger abstammten, der das Fleischerhandwerk trieb. Der Erste unter ihnen, der in der Geschichte auftritt, ist Robert der Starke, der dieses große Geschlecht nicht unwürdig eröffnet. Was über ihn hinausliegt, ist den Bewunderern und Verächtern der Kapetinger unbekannt oder wenigstens ungewiß geblieben, und in der That auch sehr gleichgültig. Im achten und neunten Jahrhundert, ehe der Adel des Mittelalters noch als ein abgeschlossener Stand auftrat, konnte ein Mann, der Ochsen und Hammel schlachtete, wenn er mit körperlicher Stärke ein kühnes Herz verband, sein Haus wahrscheinlich eben so gut emporbringen wie ein anderer, der Eber und Hirsche tödtete, denn ein solcher war z. B. Tortulf, ein Landmann von galischem Stamme, dessen Sohn, in die Dienste Karl's des Kahlen tretend, der Ahnherr der nachmaligen Grafen von Anjou, der Plantagenets wurde, denen Richard Löwenherz angehörte (Habitator rusticanus fuit, wird von diesem Tortulf gesagt, ex copia silvestri et venatico exercitio victitans***)

*) Chron. Sanct. Florent. apud Scriptores rer. franc. IX. 55.

**) Script. rer. franc. X. 293. 303. 313. Chron. St. Medard. Suess. ibid. IX. 56.

***) Gesta Comit. Andegav. apud Script. rer. franc. VII. 256.

— oder: „Er war ein Landmann, der sich von der Jagd nährte" —).

Ueber die Jugend Hugo Kapet's ist wenig bekannt, wahrscheinlich war sie, wie die aller Männer seines Standes in jener Zeit, von kleinen Kriegen mit seinen Nachbarn und Vasallen, von den Geschäften der Souverainetät auf seinen unmittelbaren Domainen und Andachtsübungen ausgefüllt, denn sein Vater war ein großer Verehrer der Reliquien gewesen, an denen Paris seit den Einfällen der Normänner so reich geworden, und die kirchliche Erziehung, die er seinem Sohne Robert gegeben, läßt auf seine eigene Sinnesart schließen. Zugleich war er kühn und tapfer, denn der Kriegsmuth, heute eine Gabe, die oft schwer eine Anwendung findet, war damals, was jetzt die Arbeitsamkeit in den niedern und der Besitz gewisser Kenntnisse in den höhern Klassen ist, eine nothwendige und darum allgemein verbreitete Eigenschaft. Seine Erhebung zu der nominellen Oberhoheit über die Vasallen der Karolinger scheint auf seine Zeitgenossen keinen großen Eindruck hervorgebracht zu haben. Seine Persönlichkeit wäre ohne Zweifel mehr beachtet worden, hätte man die Bedeutung ahnen können, zu der einst seine Nachkommen sich erheben würden. Ludwig der Fünfte war den 21. Mai 987 gestorben. Mochte nun Hugo Kapet aus Ehrgeiz sich an die Spitze seines Volkes stellen wollen, oder die Ueberzeugung hegen, daß die Fortdauer der karolingischen Herrschaft schwierig oder unmöglich geworden, er berief wenige Tage nach dem Tode des letzten Königs in Noyon eine Versammlung seiner eigenen Lehnsleute und einiger unmittelbaren Kronvasallen zusammen und ward von ihnen zum Könige ausgerufen. Einen mächtigen Beistand fand er bei seiner Erhebung an dem Herzoge der Normandie, Richard ohne Furcht, der die Karolinger haßte, weil er von Ludwig dem Ueberseeischen in seiner Jugend gefangen gehalten und nur durch einen Zufall befreit worden war. Die Normänner besaßen damals nicht nur das nach ihnen benannte Land, sondern einer ihrer Fürstenstämme herrschte über Blois, Tours und Chartres. Einer dieser Fürsten, Thiebolt, hatte sich einst mit der Schwester des Königs Odo, des Großoheims Hugo Kapet's, vermählt. Hugo Kapet verlangte jetzt für seinen, bei seiner Thronbesteigung schon erwachsenen Sohn, Robert, Bertha, die Witwe des letzten Grafen von Blois, und gewann hierdurch, wie er schon mit den Normännern an der Seine verbunden war, auch die Freundschaft derer, die an der Loire walteten.

Schon den 3. Juli 987, wenige Wochen nach seiner Erhebung, ließ der neu gewählte König von Reims, von Adalberon, dem Erz-

bischofe dieser Stadt, den Besitz seiner weltlichen Würde durch die kirchliche Stellung heiligen. Diese geistliche Bestätigung wurde durch das Beispiel der Kapetinger in den königlichen Dynastien Europas, während sie früher häufig, aber nie nothwendig und regelmäßig, stattgefunden, auf lange Zeit, zu einer allgemein anerkannten Gewohnheit gemacht. Die christlichen Kaiser Roms hatten nie daran gedacht, ihre Rechte durch eine kirchliche Weihe sichern oder vermehren zu wollen, und auch den Nachfolgern Klodwig's und Karl's des Großen war letztere nicht durchaus unentbehrlich erschienen. Sie hatten die Herrschaft vermöge ihres Geburtsrechtes, der Disposition ihrer Vorgänger oder der Zustimmung ihrer Getreuen angetreten und auf die kirchliche Weihe, wenn sie dieselbe nachsuchten, wenigstens keinen großen Werth gelegt. Nur bei dem Auftreten eines in einer neuen Dynastie sich geltend machenden neuen Rechtes des öffentlichen Lebens ward dieselbe für durchaus nöthig erachtet. Dieser Gebrauch nahm im Geiste der ersten Jahrhunderte des Mittelalters eine hohe Stelle ein und ersetzte, bis auf einen gewissen Grad, die feste Ordnung, die moralischen und legalen Garantien, die später die Grundlage des Königthums wurden. Die sechs ersten kapetingischen Könige ließen ihre Nachfolger noch bei ihren Lebzeiten salben. Philipp August hielt sich schon für mächtig genug, um sich dieses Gebrauches bei seinem Sohne Ludwig VIII. überheben zu können. Dieser aber ward, als er in eine tödtliche Krankheit fiel, äußerst beunruhigt, daß sein ältester Sohn, nachmals Ludwig der Heilige, ohne diese kirchliche Bestätigung geblieben war. Er ließ ihm in größter Eile durch die Kronvasallen den Eid der Treue schwören, schrieb an alle seine übrigen Unterthanen, ihn als ihren Herrn anzusehen, und suchte, auf diese Weise, den möglichen Hindernissen, denen die Anerkennung seines Rechts durch den Mangel der Weihe ausgesetzt werden könne, zuvorzukommen. Zweihundertneununddreißig Jahre nach ihrer Erhebung waren die Kapetinger ihres Geburtsrechtes noch nicht so gewiß, daß sie die Bestätigung der Kirche für überflüssig gehalten hätten.

Die Ceremonien dieser königlichen Salbung waren fast in allen ihren Theilen der Weihe der Bischöfe nachgeahmt und wurden häufig selbst mit demselben Namen benannt. So heißt es z. B. in Hugo Kapet's Krönungseide: — „in die ordinationis meae“ — (am Tage meiner Krönung)*) und es scheint, als habe man sich den Souverain von diesem Augenblicke an mit der Kirche in einem engern

*) Dom Bouquet XI. p. 658.

Bunde, als vorher, gedacht. Diese Sitte beruhte wesentlich auf der Vorstellung einer höhern übersinnlichen Ordnung, die durch diese Zeichen ihren Organen und Repräsentanten auf der Erde einen erhabenern Charakter als den einer blos materiellen Macht verlieh, und mußte deshalb Griechen und Römern, abgesehen davon, daß ihnen, zur Zeit ihrer Blüthe, die Monarchie für eine Usurpation und einen Beweis politischen Verfalles galt, auch schon deshalb unbekannt sein, da die Idee einer überirdischen, Alles leitenden und tragenden Macht zwar in ihrem Gefühle lag, von ihnen geahnt und gefürchtet, aber ihrem wahren Wesen nach nicht begriffen wurde. Die besondere Weihe eines zum Herrscheramt bestimmten Hauptes entstand bekanntlich im Judenthume. Denn wenn auch unter manchen heidnischen Völkern gewisse religiöse Gebräuche der weltlichen Macht eine Beziehung zu einer höhern Ordnung der Dinge verliehen, wenn bei der Thronbesteigung der ägyptischen, macedonischen Könige und der Ernennung der römischen Magistrate gewisse geheime Ceremonien stattfanden, so sprach sich in ihnen nur das dunkle unvertilgbare Gefühl der menschlichen Abhängigkeit und das Bedürfniß aus, die Stimme des Schicksals zu vernehmen und den Schleier der Zukunft zu lüften, sie gingen aber aus keiner eigentlich sittlichen Weltansicht hervor, setzten, einmal vollbracht, die endliche Gewalt in keine Abhängigkeit von den Organen dieser höhern Bestätigung und drückten ihr keinen besondern Charakter auf. Im Judenthum allein, wo es einen von der Masse des Volkes gesonderten, von Gott selbst eingesetzten Priesterstand gab, konnte die Vorstellung, die weltliche Macht durch von ihm entlehnte Gebräuche zu heiligen, entstehen. Der Katholicismus, in welchem eine ähnliche Theokratie, als Vermittlerin zwischen der Gottheit und der Welt, besteht, schloß durch diese Ceremonien seinen Bund mit dem Königthume des Mittelalters, suchte dasselbe von sich abhängig zu machen und in seinen Kreis hineinzuziehen. Uebrigens drückt das französische Wort: „sacre“ diesen Gebrauch besser als das deutsche „Krönung“ aus, denn das Wesentliche dabei war nicht die Aufsetzung der Krone, sondern die Salbung.

Der Herzog Karl von Lothringen, dem nach dem Erbrecht der Thron gebührt hätte, widersetzte sich der Wahl Hugo Kapet's, stellte sich an die Spitze eines Heeres und bemächtigte sich der Stadt Laon, wo er von seinem Gegner belagert wurde. Der neue König, der zu schwach war, sich seines Nebenbuhlers mit Gewalt zu bemächtigen, gewann den Bischof der Stadt und wurde von ihm während der Nacht in dieselbe eingeführt. Der karolingische Prätendent ward

mit seiner Frau gefangen genommen und nach Orleans, an die westlichste Grenze der Media Francia, des Erbtheiles Hugo Kapet's, abgeführt. Er starb hier vor Ablaufe eines Jahres, aber die Zwillinge, die seine Frau im Gefängnisse geboren, erhielten später ihre Freiheit, fanden in Deutschland eine Zuflucht und ihr Stamm erlosch erst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. — Das Princip der monarchischen Legitimität, oder der Erhaltung der Regierungsrechte im Besitze eines gewissen Hauses, war, ungeachtet seiner vielen Verletzungen, schon damals lebendig. Es hatte der Autorität so großer Namen wie des Papstes Zacharias und des heiligen Bonifacius bedurft, um das Erbrecht der Enkel Klodwig's, ungeachtet ihrer langen Erniedrigung und der persönlichen Größe ihrer Nebenbuhler, zu vergessen. Jetzt hielt, da das päpstliche Ansehen im zehnten Jahrhundert, in Mitte der sich bildenden Feudalwelt, einen Augenblick zurückgetreten war, die gallische Geistlichkeit ihren Schild über die neugewählte Dynastie und der Einfluß dieses Schutzes blieb eine lange Zeit hindurch unter den Nachfolgern Hugo Kapet's sichtbar. — Eine der beiden Töchter des Herzoges von Lothringen ward in der Folge an den Grafen von Namur vermählt. Zu ihren Nachkommen gehörte Balduin Graf von Hennegau, dessen Tochter Philipp II. oder Philipp August von Frankreich heirathete *). Eine Chronik des dreizehnten Jahrhunderts macht die Bemerkung, daß durch diese Verbindung das Königreich wieder an das Geschlecht Karl's des Großen zurückgekommen sei. Demnach war, zweihundert Jahre nach der Erwählung Hugo Kapet's, die Erinnerung an die früher bestandenen Rechte des karolingischen Stammes noch nicht ganz erloschen. Die Vorstellung von den unverlierbaren Ansprüchen eines Regentenstammes erhielt besonders durch den Lehnsnexus eine neue Sanktion. Dieses Princip, dem Glück und dem Frieden der Völker so zuträglich, wird überhaupt nur dann verletzt, wenn sein äußeres an ein bestimmtes Zeichen, wie ein regierendes Geschlecht, gebundenes Dasein einer höhern Nothwendigkeit, wie einem in einem Volke neu entstehenden Leben, entgegenstrebt, dann erweist es sich im Konflikte mit dem allgemeinen Gesetze der Welt als ein zwar ehrwürdiger, aber doch immer von den Menschen nur für ihre Bedürfnisse, in einer gewissen gegebenen Lage, eingeführter Gebrauch, der, wie alles Relative, der Gottheit gegenüber, die durch die Geschichte spricht, keine absolute

*) Recueil des Historiens de France X. p. 298.

Geltung besitzt. Der Sturz einer Dynastie oder einer Verfassung, was ungefähr dasselbe ist, da, wenigstens in großen und folgerecht sich entwickelnden Völkern, ein Regentenstamm nur dann erliegt, wenn in den politischen Verhältnissen eines Landes eine radikale Veränderung hervortritt, ist auch nur dann von Bedeutung, wenn er als das Ergebniß eines neu sich bildenden Zustandes, eines im Stillen gekeimten und sich endlich ans Licht drängenden, von dem, was bisher bestanden, verschiedenen Princips erscheint. Dann reicht der moralische Maßstab, der an die Beurtheilung einer solchen Veränderung gelegt wird und der seine Regeln der Vergangenheit entnimmt, nicht mehr aus, weil eben ein neues Leben entstanden, für welches noch kein allgemeines Maß gebildet ist, sondern vielmehr erst aus ihm entwickelt werden soll. Die Gegenwart, die von der Nothwendigkeit zu handeln und zu entscheiden gedrängt wird, ist in solchen Momenten des Ueberganges von einer Zeit zu einer andern selten eines freien und umfassenden Urtheiles über diese ihr geneigten oder widerstrebenden Bewegungen fähig. Die großen Umwälzungen treten in der Geschichte mit der Gewalt eines natürlichen Instinkts auf, und die Menschen fühlen sich dann von einer dunkeln, aber unwiderstehlichen Macht auf eine Bahn fortgerissen, deren Ziel ihrem Bewußtsein lange verhüllt bleibt. In einem solchen Zustande brausen die Elemente des moralischen Bewußtseins ebenso wild, wie die des natürlichen bei Erdbeben und Ueberschwemmungen, durch einander und beruhigen sich erst, wenn das Werk der neuen Schöpfung vollbracht ist. Es giebt deshalb unter solchen Umständen selten eine vollkommen wahre Geschichte der Gegenwart, da selbst die, welche an ihrer Spitze stehen, fast nie ein durchaus freies und unabhängiges Urtheil über die Gesetze ihrer Bewegung, über die Mängel und Vorzüge des sie beherrschenden Geistes besitzen. Die Einzelnheiten verlieren allerdings in der Darstellung des Vergangenen, aber die Wahrheit des Ganzen gewinnt, oder ist vielmehr nur in ihr möglich. Die historischen Werke, welche die Gegenwart, wenigstens in bewegten Zeiten und unter umfassenden Zuständen behandeln, sind deshalb mit sehr seltenen und außerordentlichen Ausnahmen, äußere Darstellungen, Chroniken oder Memoiren, die philosophische Wahrheit, der wirkliche Kern der Geschichte, ist in ihnen nicht zu finden. Fallen große Umwälzungen, der Sturz alter Dynastien und lange bestandener Verfassungen, in Zeiten, in denen das Bewußtsein der Menschen zwar einen hohen Grad der Ausbildung erreicht hat, die Interessen des äußern Daseins aber zugleich sehr verwickelt sind, so wählt sich Jeder aus dem

reichen Apparat von Grundsätzen, Vorstellungen, Erfahrungen, die sich ihm darbieten, was ihm zu seinem besondern Gebrauche passend erscheint und wendet diese Waffen des Angriffs oder der Vertheidigung auf beliebige Art zu seinem Vortheile an. In solchen Zeiten ist, so ausgebildet das Urtheil im Einzelnen sein mag, das Gefühl, der Instinkt des Nothwendigen, Wahren, zuletzt allein Möglichen, schwächer als früher unter vergleichungsweise rohen Verhältnissen. Die persönlichen Interessen herrschen in einer solchen Epoche fast ausschließend, werden aber vielfach genöthigt, ihnen eigentlich fremden Ideen Zugeständnisse zu machen, Widersprüche aller Art durchkreuzen sich und eine Art moralischen Chaos bricht auf allen Seiten herein. In solchen Zeiten sind die Talente häufig, aber die Charaktere selten. Die Menschheit entbehrt großer Führer und die Massen entscheiden. Eine solche Zeit des Ueberganges ohne helle Gestirne, die dem Schiffer leuchten, ohne allgemein verehrte Orakel, denen die Völker folgen, ist die unsrige, daher ihre Zerrissenheit, ihre Unentschlossenheit und der unbestimmte Gang ihrer Bewegungen, die kein gemeinsames Ziel vor sich zu haben scheinen und fast ebenso oft zurück als vorwärts schreiten.

Im Mittelalter trat bei einer beschränktern, aber festern Bildung, unter der Herrschaft weniger, aber alle Verhältnisse des Lebens durchdringender Vorstellungen, in den großen Krisen eine rasche Entscheidung ein. Jede nothwendige Idee fand sehr bald einen kräftigen, Alles mit sich fortreißenden Leiter, und die Macht der Ueberzeugung und Begeisterung ersetzte bis auf einen gewissen Grad den Mangel einer ausgebildetern Intelligenz. Das Herz war damals besser als der Kopf bestellt, während heute der umgekehrte Fall stattfindet. Die Lebensluft, von welcher die damalige Menschheit sich nährte, war einfachern Stoffes und die Brust athmete tiefer. Sobald z. B. einmal die Ueberzeugung von der Verdienstlichkeit der Eroberung des heiligen Grabes Wurzel gefaßt, so setzte sich alsbald das ganze Abendland dafür in Bewegung. Bei den Kämpfen der geistlichen und weltlichen Macht gewannen die Päpste und die Kaiser ihre Anhänger mit wenigen einfachen, in den Augen ihrer Partei unwiderlegbaren Grundsätzen und setzten ihr ganzes Dasein an die Erreichung ihres Zweckes. Ebenso erhoben sich die städtischen Gemeinden mit überraschender Kraft aus ihrem gedrückten Zustande empor. Die geistliche und weltliche Gewalt, die Feudalaristokratie, die freien Kommunen bekämpften sich ohne Schonung, aber mit der vollen Ueberzeugung ihres Rechts und gelangten deshalb zu einer festen Entscheidung. Erst im sechszehnten Jahr-

hundert, im Kampfe der beiden großen religiösen Principien, der Autorität und der Prüfung, thut sich die befremdende Erscheinung auf, daß sich die Menschheit zur Lösung eines von ihr selbst gesetzten Problems zu schwach fühlt und in dem Kampfe, der sich erhebt, ermüdet auf halbem Wege stehen bleibt. Bis dahin hatte sie alle ihr in der Geschichte gestellten Fragen mit Aufbietung aller ihrer Kräfte rein und vollständig zu lösen gesucht. Alexander der Große legte, indem er sich zur Eroberung Asiens anschickte, diesen Zweck von Hause aus offen dar, verwarf alle Unterhandlungen mit seinen Gegnern und erklärte ihnen einfach, sich ihm unterwerfen oder mit ihm streiten zu müssen, die verwegenste und zugleich naivste Weise, die unerschütterliche Ueberzeugung an seine persönliche Berechtigung darzuthun. Die Römer von dem Glauben erfüllt, daß die Herrschaft der Welt ihnen bestimmt sei, wurden im Kampfe nach diesem Ziele nicht müde und legten allen Völkern ihre Sprache und ihre Gesetze auf. Die germanischen Eroberer zerstörten diese große Organisation bis in ihre letzten Grundpfeiler und führten ohne Schonung auf ihren Trümmern ein neues Dasein auf. Klodwig vollendete innerhalb weniger Jahre die fränkische Monarchie und Karl der Große rastete keinen Augenblick und zog Alles, soweit sein Auge und sein Arm reichten, in den Kreis seiner Herrschaft hinein. Das Papstthum brach jeden Widerstand und hegte eine so feste Ueberzeugung von seinem Recht, daß selten in den Personen und niemals in den Principien ein Schwanken sichtbar ward.

Erst in den letzten Jahrhunderten hat es der Menschheit an diesem innern Stoff des Glaubens und der Begeisterung und der aus ihm zu entwickelnden unwiderstehlichen äußern Macht zu fehlen angefangen. Der Katholicismus und Protestantismus haben sich nicht versöhnt, nicht vereinigt, es ist aus ihrem Streite kein neues, sie beide umfassendes Princip entstanden, nein — sie haben, sich beide zu schwach fühlend, die Waffen niedergelegt, sie sind einander wie früher abgeneigt, aber tragen nicht mehr die Kraft und das Vertrauen in sich, in einem großen Kampfe ihr Dasein selbst auf das Spiel zu setzen. In dem Streite, der jetzt die Welt spaltet, über die Grenzen der politischen Autorität und der politischen Freiheit, erscheint dieselbe Halbheit, derselbe Mangel an tiefer Ueberzeugung. Sein Resultat wird, wenigstens auf lange Zeit hinaus, keine reine Versöhnung und kein neu erblühtes, beide umfassendes Dasein sein. Die beiden Principien stellen sich, wenigstens in ihren Aeußerungen, wie gelähmt und erschöpft dar. Jedes hat, mit ge-

ringen Veränderungen, seinen ursprünglichen Boden behauptet und keines ist des andern Herr geworden. Das unvollständige Ergebniß des religiösen Kampfes des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts ist bis jetzt auch das des politischen des achtzehnten und neunzehnten gewesen. Man wende hiergegen nicht ein, daß der Grund dieses Mangels an tiefer sittlicher Kraft und begeisterter Ueberzeugung in einer höhern Civilisation liege, ein Wort, das man besonders hier in Frankreich beständig wiederholen hört und womit man eigentlich nur ein gewisses Geschick, die endliche und materielle Seite des Daseins zu ordnen meint, und daß aus ihr eine größere Mäßigung hervorgegangen, die Uebertreibungen fürchte und die Rechte jedes, auch des fremdesten Daseins ehre. Diese Meinung ist ein Sophisma und eine Maske, hinter welcher die Selbstsucht sich verbirgt. Die großen, das Leben der Menschheit in einer Epoche ihrer Entwickelung bewegenden Ideen sind, wie die Mächte der Natur, rücksichtslos und unerbittlich und streben danach, alle Hindernisse zu überwinden und sich ihres Zieles zu bemächtigen. Sie scheinen nur dann auf ihrer Bahn still zu stehen, wenn es denen, welche sie zu ihren Instrumenten und Trägern gewählt haben, an Willen und Kraft fehlt, bis an das Ende auszuhalten. Nach jedem bis zu seinem Ziele geführten Kampfe einander widerstrebender Grundsätze hat die Menschheit einen großen Schritt vorwärts gethan. Da aber, wo die Gegner sich blos mit Haß und Mißtrauen betrachten, ohne sich zu messen, bleiben an jedem die Mängel seines Daseins haften, und er begreift weder, was er besitzt, noch was ihm fehlt. Und wir sprechen hier nicht blos von dem Kriege, der mit leiblichen Waffen geführt wird, der des Geistes und seiner furchtlosen Aeußerungen ist noch fruchtbarer und entscheidender, führt aber, sobald er auf sein großes Gebiet getragen und um allgemeine Interessen geführt wird, nach menschlicher Schwäche, gewöhnlich auch zu äußerm Streit. Auch meinen wir, wenn wir den Kampf für das Mittel des Sieges und die Bedingung jedes wahrhaften Fortschrittes halten, darunter nicht das Streben selbstsüchtiger isolirter Größen, welche der Menschheit durchaus fremde Zwecke verfolgen, es wäre ein Glück für die Welt, wenn der in ihnen waltende Geist des Bösen nicht so leicht Bundesgenossen unter den Menschen fände, sondern den rechtmäßigen Trieb an und für sich wahrer, aber in ihrer Trennung einseitig wirkender Mächte, ihr Princip auszudehnen, zum herrschenden zu machen, die Prüfung des Schicksals, die sich im Kampfe ausspricht, zu ertragen, und

wenn sie unterliegen, in Gemeinschaft mit dem Sieger eine neue Welt zu erzeugen.

Jene frühen Zeiten, von deren historischem und moralischem Zustande wir hier, in allgemeinen aber wahren Umrissen, ein treues Bild zu entwerfen versuchen, waren von einer, dem zögernden Urtheile und dem alle möglichen materiellen Vortheile und Nachtheile abwägenden Verstande unserer Zeit ganz verschiedenen Natur beseelt. Sobald eine vorhandene Form des Lebens sich als schwach und veraltet erwiesen, eine andere entstehende sich als kräftig und hoffnungsvoll angekündigt, so ward erstere ohne Schonung verworfen und letztere ohne Zögern ergriffen. Wir sehen die Begebenheiten in jenen Jahrhunderten, selbst nach der unvollständigen Kunde, die wir von ihnen besitzen, sich, wie die Wellen eines vollen Stromes, einander ungeduldig drängen. Es war, wenn man den, mit unserer Zeit verglichen, engen Boden betrachtet, auf dem die Geschichte damals handelt, im Einzelnen mehr Leben, Wechsel, Bewegung als jetzt vorhanden, aber während die Begebenheiten in raschem Fluge einander folgen, während an hervorragenden Charakteren, sie mögen mit der Anwendung ihrer Kraft Lob oder Tadel verdienen, Ueberfluß ist, bewegen sich die Ideen langsam vorwärts, sind thätiger, aber beschränkter Natur und berühren mehr die Oberfläche als das Wesen der Dinge. Personen und Begebenheiten wechseln rasch, aber die Zustände bleiben länger, als man glauben sollte, dieselben. Es findet wenig eigentlicher Fortschritt statt. Obgleich diese Behauptung nicht absolut wahr ist, nicht absolut wahr sein kann, denn überall, wo die Menschen aus dem Zustande thierischer Wildheit herausgetreten sind, findet ein solcher statt, so ist es dennoch wahr, daß dieser Fortschritt, mit ältern und neuern Zeiten verglichen, damals gering war und der bewegten Mannigfaltigkeit des äußern Lebens nicht entsprach. In den fünf Jahrhunderten von der Eroberung Galliens bis zur vollständigen Ausbildung des Feudalwesens werden nur zwei große moralische Ereignisse, die auf die Lage des gesammten Abendlandes von tiefem Einfluß sind, sichtbar, nämlich: der völlige Untergang des altgermanischen Naturstaates, der mit den Merowingern zugleich erlischt, und das Auftreten Karl's des Großen, der in dem unbeschränkten Walten seines Willens, in der von ihm, als Alles belebendem Mittelpunkte, abhängigen Einheit seines Staates, einmal an die Autokratie der alten römischen Kaiser erinnert und dann auf der andern Seite viel spätern Zeiten vorgreift. Selbst aus diesen allerdings wichtigen Thatsachen geht keine eigentliche innere Verwandlung des Daseins

hervor. Der Stoff, aus dem sich das ganze Leben jenes halben Jahrtausends webt, war aus der Verpflanzung des altgermanischen Lebens auf den römischen Boden entstanden, wird von mannigfaltigen Farben und Mustern bedeckt, bleibt aber im Ganzen immer dieselbe Materie. Erst mit dem Lehnssystem erhebt sich ein wahrhaft neues Princip und eine bestimmtere Organisation, aus der die moderne Welt sichtbar und folgerecht hervorgeht.

Aber ungeachtet der Einförmigkeit des geistigen Daseins in jener langen Epoche von der Invasion der Franken bis zum ersten Kreuzzuge, üben dennoch die wenigen vorhandenen Principien eine große Herrschaft über die Menschen aus, deren, aller Unordnungen und Irrthümer ungeachtet, ursprünglich edle und sittliche Natur besonders in dem Eifer und der Entschlossenheit sichtbar wird, mit der sie jede für nothwendig erkannte neue Gestalt des Lebens anerkennen und sich nicht, wie so oft in andern Zeiten geschehen, in end- und resultatlose Widersprüche verfallend, halb für das Alte, halb für das Neue erklären. Der Sturz der Merowinger und Karolinger hatte, wie sich von selbst versteht, bei Vielen Trauer und Theilnahme erregt und große Interessen verletzt, dennoch machte sich, die Nothwendigkeit dieses Schrittes einmal begriffen, keine Reaktion zur scheinbaren Wiederbelebung des Veralteten und Erstorbenen geltend. Die Dynastie Hugo Kapet's wurde weder durch wahre, noch vorgebliche Prätendenten, durch keine zu Gunsten der Vergangenheit gestiftete Opposition bedroht, ein in der Geschichte äußerst seltener Fall! Es ist dies um so auffallender, da jene Zeit sonst in allen einzelnen Verhältnissen von einem so großen Hange, den eigenen Willen, das besondere Dasein geltend zu machen, charakterisirt wird. Ein Beweis mehr, daß die damalige Menschheit ein lebhaftes Gefühl dessen, was ihr noth that, in sich trug und an dem Grundübel neuerer Zeiten, dem dieselben bezeichnenden Widerspruche zwischen der Ueberzeugung und deren Realisirung, in viel geringerm Maße litt.

Zweites Kapitel.

In der Epoche vom Sinken der Karolinger bis zum ersten Kreuzzuge ging mit der Ausbildung des Lehnssystems nicht nur in dem politischen Charakter der Gesellschaft, sondern zugleich in deren äußern Sitten, ja in dem Ansehen des Landes selbst eine große Veränderung vor, die einer nähern Erörterung bedarf. In den ersten Zeiten nach der Invasion Galliens hatten sich die Eroberer vorzugsweise in den von den gallo-römischen Eigenthümern besessenen Landhäusern, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen eingerichtet waren und „Villä" genannt wurden, niedergelassen. Dies waren jedesmal offne unbefestigte Gebäude und entweder zur Bearbeitung der ländlichen Grundstücke oder zur Erholung ihrer Besitzer bestimmt gewesen. Im erstern Falle lagen sie gewöhnlich mitten auf den Feldern, von den Hütten der Kolonen und Sklaven umgeben, im letztern waren sie von Gärten und Lusthainen umgeben oder in Wäldern und an fließenden Wassern erbaut worden. In Gregor von Tours Geschichte ist mehrmals von diesen Villen der fränkischen Könige, die offenbar früher Römern angehört, die Rede. Die unaufhörlichen Kriege, Räubereien und Unordnungen aller Art machten die Befestigung dieser Wohnungen zu einem Bedürfnisse. Die Villen fingen unter den schwachen Nachfolgern Karl's des Großen an, sich in Schlösser zu verwandeln und auf diese Art ein Mittel der Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe, sehr bald aber auch ein Asyl für begangene Frevel und Ungesetzlichkeiten zu werden. Diese Festen nahmen so überhand und wurden der öffentlichen Sicherheit so gefährlich, daß Karl der Kahle dergleichen ohne seine Zustimmung zu errichten untersagte und die schon errichteten zu zerstören befahl. In den in dieser Absicht erlassenen Kapitularien *) gebot er seinen Grafen alle befestigten Schlösser innerhalb einer gewissen Frist niederzureißen, und bedrohte diejenigen seiner Beamten, die sich bei der Vollziehung dieses Befehles saumselig zeigen würden, mit Absetzung. Ohne Zweifel war Karl der Kahle

*) Baluzii Capit. II. col. 195.

nicht mehr mächtig genug, diesem Beschlusse Nachdruck zu verleihen. Aber nicht blos die Könige, sondern die größern Lehnsherren überhaupt waren der Errichtung dieser befestigten Wohnungen entgegen, weil sie ihren Vasallen Gelegenheit gaben, sich von ihnen immer unabhängiger zu machen. Sie lagen aber dergestalt in den Sitten und Bedürfnissen der Feudalwelt, daß alles Widerspruches ungeachtet, der sich auch unter den ersten kapetingischen Königen häufig gegen deren Errichtung erhebt, ganz Frankreich von ihnen bedeckt wurde. Diese festen Schlösser wurden aber nicht nur auf dem Lande, auf Höhen, in Wäldern und an Strömen angelegt, sondern auch innerhalb der Mauern der Städte erhoben sich überall große befestigte Häuser. Die Bürger lagen ebenfalls in beständigen Kämpfen unter einander, verschlossen ihre Straßen durch besondere Thore, waren mehr gegen einander als gegen auswärtige Feinde auf der Hut. Die bischöflichen Wohnungen, die Abteien und Klöster verwandelten sich, wie die Wohnungen des Adels und die Städte, je nach ihrer Lage und ihren Mitteln, in Citadellen. Das ganze Land bedeckte sich mit Vertheidigungswerken, denn es war in der That überall Krieg, Selbsthülfe und Gewalt vorhanden.

Eine andere wichtige Veränderung in den Sitten ging aus der schon vor der Ausbildung des Lehnssystems herrschend gewordenen Gewohnheit hervor, die Stärke der Kriegsmacht ausschließend in der Reiterei zu sehen. Die Pferdezucht war im alten Germanien gering gewesen. Die Kraft der Sachsen, Longobarden, Franken u. s. w. hatte in ihrem Fußvolk bestanden. Gallien war, wie Hispanien, im Alterthume durch seine edeln Rosse berühmt. Die deutschen Eroberer hatten diesen Vortheil so gut zu benutzen verstanden, daß schon Pipin die große Heerschau und Versammlung der Vasallen vom März, wo sie sonst unter den Franken gehalten worden, auf den Mai verlegte, damit die zahlreich vorhandene Reiterei Futter für ihre Pferde fände. Die eigentliche Feudalwelt aber nahm das Roß geradezu zu ihrem Attribut und unterschied sich durch dessen Gebrauch im Kriege von den übrigen Klassen. Dadurch allein wurde es den damaligen Besitzern von Schlössern und Lehnen möglich, sich unaufhörlich unter einander zu bekämpfen, sich rasch an entlegene Punkte zu begeben, unvermuthet zum Angriff zu erscheinen oder sich, im Falle überlegenen Widerstandes, durch schleunige Flucht zu retten. Der Krieger jener Zeit wuchs gewissermaßen mit seinem Rosse zusammen und das Geschlecht der modernen Centauren erstand.

Die Sitte, seine Wohnung zu befestigen, um von derselben aus die Hörigen in Furcht zu halten, sich des Feindes zu erwehren, die gemachte Beute zu sichern, war ein Vertheidigungsmittel, der Gebrauch des Rosses ein Angriffsmittel geworden. Derselbe Fall fand mit den Waffen statt, deren Zustand, den besondern Bedürfnissen des Feudallebens gemäß, sehr vervollkommnet wurde.

Die Geschicklichkeit in Metall zu arbeiten, die im römischen Reiche zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen war, hatte sich, wie alle mechanischen Künste, die nicht auf der Phantasie und einer besondern Stimmung des Innern beruhen, ungeachtet des allgemeinen Verfalles, im Ganzen erhalten, und die Franken, ein durchaus kriegerisches Geschlecht, mochten leicht begriffen haben, welchen Vortheil ein besser gehärtetes und sorgfältiger gearbeitetes zu Schwert und Pfeil gebrauchtes Eisen im Kampfe gewähre. Die größte Veränderung war aber in den Vertheidigungswaffen vorgegangen. Die alten Deutschen, wenigstens die Masse und das Fußvolk, kannten keine andre als einen großen, aber schlecht gearbeiteten Schild. Die meisten ihrer Niederlagen gegen die Römer waren einzig durch den mangelhaften Zustand, in welchem sie sich in dieser Beziehung befanden, verursacht worden, da die Streiche ihrer Gegner meist tödtlich waren, während die ihrigen von den römischen Rüstungen abprallten. Man begriffe anders nicht, wie sie bei ihrer großen, von ihren Feinden selbst zugestandenen Tapferkeit so häufige und besonders so blutige Niederlagen erlitten hätten. Ihre überlegene Stärke, ihre Beutelust, ihr wilder Muth hatten ungeachtet ihrer halbnackten Körper genügt, um ihre stumpf und feig gewordenen Gegner zu besiegen. Als sie sich aber jetzt in Ländern niederließen, wo es einen Ueberfluß an Metallarbeitern gab, als sie durch lange Kämpfe die Bedeutung der trefflichen römischen Vertheidigungswaffen kennen gelernt, und als sie nach der Eroberung nicht mehr gegen diese, sondern unter einander zu kämpfen hatten, wo Kühnheit und Todesverachtung sich gegenseitig begegneten, da mußte ihnen der Vortheil der römischen Rüstung, des Helmes, des mit einem metallenen Rande versehenen Schildes, des Harnisches, der Arm- und Beinschienen auffallen und zu deren Nachahmung anreizen. Diese römischen Vertheidigungswaffen waren jedoch von denen, welche in der Feudalwelt allgemein wurden, immer noch wesentlich verschieden, sie waren leichter und unvollständiger zugleich gewesen. Man hat oft behauptet, daß die Sitte der vollen Rüstungen, welche die Person vom Scheitel bis zum Fuß schützten, sowie die eiserne Bedeckung der Streitrosse eine Erfindung

des innern Asiens, von den Römern in ihren letzten Zeiten nachgeahmt und so auf die germanischen Eroberer überkommen, gewesen. So heißt es z. B. in einem alten Schriftsteller: „Qui praetergrediebantur equites cataphracti, ferrea omni specie..... — Equis pária operimenta erant.“ — oder: „die vorbeizogen, waren Reiter mit Schuppenpanzern von ganz eisernem Ansehn ..... die Pferde waren auf ähnliche Art geschützt *). — Im Panegyrikus des Klaudianus auf das sechste Konsulat des Kaisers Honorius führt der Dichter ein junges Mädchen ein, die dem Einzuge der Krieger zusieht und erstaunt, als sie „Reiter erblickt in Stahl gehüllt und in Stahl verborgen, als sie Pferde.....“ (ut chalybem indutos equites et in aere latentes — vidit cornipedes.....) **). Ebenso erzählt man von den ganz geharnischten Reitern, mit denen Konstantin der Große aus Gallien kommend, hundert Jahre vor Honorius, das Heer des Maxentius in der Nähe von Turin schlug, sowie von den ebenso gerüsteten, die von den Persern gegen den Kaiser Konstantius gebraucht wurden. Ebenso kommen dergleichen in den Kriegen der byzantinischen Kaiser vor und noch soll es derselben unter gewissen kaukasischen Stämmen am kaspischen Meere geben. Es scheint also außer Zweifel zu sein, daß der Gebrauch vollständiger Rüstungen, wie die der Ritter des Mittelalters oder beinahe so, unter manchen Völkern des Orients von jeher bestanden, daß dieselben aber nie, wie im Abendlande und der Lehnswelt, allgemein und das Attribut eines besondern Standes gewesen. Eine andere Frage aber ist es, ob das Mittelalter diese Art der Vertheidigungswaffen von Rom oder dem Orient her entlehnt habe. Letztere Meinung darf geradezu verneint werden. Denn wenn es in den letzten Zeiten des römischen Reiches einzelne so gerüstete Korps gegeben und die germanischen Eroberer ihre Rüstungen von diesen entlehnt hätten, so müßten sie, bald nach ihrer Niederlassung, wenigstens schon unter den Merowingern, so aufgetreten sein, was aber nicht der Fall ist, denn es wird solcher die ganze Person schützender Vertheidigungswaffen nicht vor dem zehnten Jahrhundert gedacht und erst im elften nimmt man an, daß sie häufig geworden, obgleich es auch hiervon nur wenige Denkmale giebt. Dieser Gebrauch hätte also, wäre er dem Orient durch Vermittlung der Römer entlehnt worden, Jahrhunderte lang geschlummert und wäre dann wieder auf einmal aufgenommen worden. Dies ist aber mehr als unwahr-

*) Fragm. Sallust. IV. CCCCXII. CCCCXIII.

**) Claud. In sextum Honor. Aug. Consulatum v. 569. 570.

scheinlich. Es ist also so gut wie gewiß, daß die Sitte der vollständigen Rüstungen, wie wir sie aus den Monumenten des Mittelalters kennen, wenn auch von Römern und Orientalen früher gekannt, der Lehnswelt doch insofern angehöre, als sie zu keiner andern Zeit so allgemein üblich gewesen ist. Auch ging sie aus dem Geiste, den Gesinnungen, besonders aber aus den Bedürfnissen der Feudalwelt, ebenso wie der Gebrauch der festen Schlösser hervor und muß als eine ihr zugehörige Eigenthümlichkeit betrachtet werden.

Unter Griechen und Römern, die in großen städtischen Mittelpunkten unter Verfassungen zusammenlebten, in denen die Individuen nur einen mit dem Zustande des Ganzen innigst verbundenen Gebrauch ihrer Kräfte machen konnten, gab es Patrizier und Aristokraten, aber keinen eigentlichen Herrenstand, keine Klasse kleiner Souveraine, die ein selbstständiges, von den allgemeinen Verhältnissen der Gesellschaft unabhängiges Dasein für sich in Anspruch genommen hätten. Die Germanen in ihrer alten Heimath kannten diesen Zustand ebenfalls nicht, denn ihre Fürsten und Edlen waren religiöse und militairische Oberhäupter, aber keineswegs Meister der übrigen Freien, von deren Zustimmung sie hingegen, bei der Entscheidung aller wesentlichen und allgemeinen Angelegenheiten abhingen. Es gab demnach weder im antiken noch altgermanischen Staate, in ihren gewöhnlichen und gesetzlichen Lagen, befestigte Plätze, Schlösser und Thürme, die sich im Besitze Einzelner befunden hätten. Die Tyrannen in den griechischen Städten begannen gewöhnlich damit, einen Punkt ihrer Vaterstadt oder in deren Gebiete zu befestigen, eine Schaar Söldner zu werben und sich auf diese Art der Herrschaft über ihre Mitbürger zu bemächtigen. Sie traten aber damit aus jedem rechtlichen Verbande heraus, wurden als öffentliche Feinde angesehen, und der allgemeine Haß, den sie erregten, die schreckliche Rache, die man so oft an ihnen nahm, die Schmach, mit der sie bei ihrem Sturz überhäuft wurden, beweist, daß das Verhältniß, in das sie sich gestellt, als allen damaligen Rechtsbegriffen widerstrebend angesehen wurde. In der ältesten römischen Geschichte erregte das große und feste Haus, das der sonst geliebte Valerius auf dem Palatinus gebaut und das von da aus das Forum beherrschte, sogleich das Mißtrauen und den Unwillen des Volkes und wurde, als er dieses Eindruckes gewahrte, von ihm selbst niedergerissen. Bei den weiten Grenzen und den großartigen Verhältnissen, in denen später das römische Leben sich bewegte, konnte der Besitz keines einzelnen Punktes, den der Hauptstadt

ausgenommen, eine entscheidende Wichtigkeit haben. Man findet keine Spur davon, daß dieser oder jener Kaiser, in kritischen Momenten, oder, wenn er seinen Untergang vorausgesehen, sich z. B. in der Nähe von Rom auf irgend eine Art, wie die griechischen Tyrannen so oft in der Nähe ihrer Hauptstädte gethan, hätte festsetzen wollen. Die gegen ihn zu Gebote stehende Macht war zu groß, als daß der Besitz einer einzelnen befestigten Stellung ihn hätte retten können. Daß bei den alten Deutschen dieselbe Unmöglichkeit stattgefunden, wenn ein Versuch der Tyrannei dort überhaupt denkbar gewesen, haben wir schon oben erwähnt. Erst als mit den wachsenden Folgen der Eroberung sich ein Herrenstand zu bilden angefangen, der die öffentliche Gewalt mit dem privaten Besitz vereinigte, und während des Sinkens der Karolinger erhielten solche befestigte Punkte eine Bedeutung. Dieselbe Bedeutung, denselben Ursprung wie die befestigten Wohnungen, welche zur Beschützung der Familien ihrer Herren, der Aufbewahrung der Gefangenen, Geißeln, der gemachten Beute dienten, hatte es mit den vollständigen Rüstungen, wie sie das Mittelalter gekannt. Diese hatten für den Einzelnen denselben Zweck, wie das feste Schloß für den kleinen Staat, an dessen Spitze er sich befand. Sie schützte unmittelbar seine Person, wie jenes seine Familie, seine Diener u. s. w. Beide standen in nächster Beziehung zu einander und müssen, wenn auch nicht zu gleicher Zeit, doch nicht in gar weiter Entfernung von einander aufgekommen sein, sie waren sich verwandt und ergänzten einander. Beide entstanden in einer gespaltenen, eng begrenzten, isolirten Welt, wo der besondre Wille, die individuelle Kraft sich geltend machten und wo keine allgemeine Macht vorhanden war, um sie zu beschränken oder zu vernichten. Die Rüstungen des Lehnsadels waren erfunden, um die an Zahl so geringe Macht desselben der Menge seiner Hörigen furchtbar zu machen. Durch sie ward die Herrschaft Weniger über Viele noch mehr als durch die festen Häuser und Thürme erworben und bewahrt. Sie hatte den Zweck, die Verluste jener so gering als möglich zu machen, weil sie sonst ihre Stellung unmöglich hätten behaupten können. Auch war diese Bewaffnungsart mehr für die Vertheidigung als den Angriff brauchbar, denn sie war großen, weit aussehenden Heereszügen hinderlich und für den eigentlichen Eroberungskrieg fast ganz unbrauchbar. Man führe hier nicht die Kreuzzüge oder die Eroberung Englands durch die Normannen an, um den auch für große Massen geeigneten Gebrauch der Bewaffnungsweise der Feudalwelt zu beweisen. Denn sowohl im ersten als zweiten Kreuzzuge befand sich eine, im Ver-

hältnisse zu der unermeßlichen Menge der Krieger aus den niedern Klassen, nur geringe Anzahl eigentlicher Ritter. Denn die Mittel, welche eine solche Bewaffnungsweise voraussetzte, die Natur der Pferde, die sie verlangte, die Schwierigkeiten des Transportes u. s. w. beschränkten ihren Gebrauch in den meisten Fällen auf die eigentlichen Besitzer der Lehne. Waren diese nun in einer Ebene, in geschlossenen Reihen und überhaupt unter günstigen Umständen, im Kampfe selbst unwiderstehlich, so waren ihre Verluste schwer zu ersetzen, und ein ungleiches Terrain, eine heiße Jahreszeit, das Fallen ihrer Pferde, lieferte sie ihren Feinden fast wehrlos in die Hände. Außerdem gewöhnte man sich die ganze Stärke eines Heeres in den geharnischten Reitern zu sehen und vernachlässigte den Rest gänzlich, was weite Unternehmungen und ausgedehnte Eroberungen oder wenigstens deren Erfolg und Behauptung schwer oder unmöglich machten. Das vom politischen Standpunkt aus betrachtet geringe Resultat der großen für die Kreuzzüge aufgewandten Rüstungen, die Eroberung einiger kleinen Provinzen, hing mit dem militairischen System des Feudallebens zusammen. Die Eroberung Englands durch die Normänner geschah ebenfalls keineswegs allein durch solche von Kopf bis Fuß geharnischte Ritter. Die Masse des erobernden Heeres bestand nicht aus Rittern, sondern unvollständig gerüsteten Söldnern, großentheils aus Abenteurern des ganzen Nordens, von der Bretagne bis zur Maas. Denn wie hätte die Normandie sechzigtausend Besitzer von Lehnen aufweisen können? denn nur solche konnten diese Bewaffnung, das dazu gehörige Streitroß und die nöthige Begleitung von Waffenträgern anschaffen und erhalten. Die vollen Rüstungen des Mittelalters und die festen Schlösser jener Zeit wären, auch ohne die Erfindung des Schießpulvers, allein durch die Bildung größerer Staaten allmälig untergegangen, denn wie hätten die Feudalherren mit ihren Reisigen der gesammten bewaffneten Macht eines zahlreichen Volkes, wie hätten ihre Burgen den einem bedeutenden Regenten gegen sie zu Gebote stehenden Mitteln widerstehen können?

Drittes Kapitel.

So schwach und unsicher das Feudalwesen, im Vergleiche zu größern und festern politischen Organisationen erscheinen mag, so furchtbar war es zu seiner Zeit, da es sich als die mächtigste und entscheidendste Gestalt des öffentlichen Lebens bewegte. Die Kirche war im Laufe des neunten und zehnten Jahrhunderts, fast ebenso sehr wie das Königthum von ihrer frühern Höhe gesunken. Ein Theil der großen Bischöfe und Aebte war in den Verband des Lehnslebens eingetreten und hatte mit dessen Interessen zugleich auch seine Sitten angenommen. Von den ersten Zeiten der Eroberung an hatte es, wie man aus Gregor von Tours sehen kann, Prälaten gegeben, welche die Gewohnheiten der deutschen Sieger nachahmten und ein unruhiges Kriegs- und Jagdleben den Beschäftigungen ihres Standes vorzogen. Ihr im Vergleiche zur römischen Herrschaft viel höher gestiegener politischer Einfluß, der damit verbundene häufige Aufenthalt an den Höfen der germanischen Könige und Großen hatten sie veranlaßt, der ursprünglichen Bestimmung ihrer Einsetzung und Würde nur zu oft zu vergessen. Als die Geistlichkeit unter den Karolingern öfterer als früher aus dem Volke der Eroberer hervorging, mußten diese Mißbräuche, wie man sich leicht vorstellen kann, noch viel allgemeiner werden. Das Papstthum war noch nicht, wie später am Ende des elften Jahrhunderts, die leitende Gewalt und belebende Seele der Kirche geworden. Sein ideelles und allgemeines Streben, den besondern und lokalen Einflüssen von Natur fremd und ihnen aus Princip entgegengesetzt, hatte damals die Geistlichkeit der einzelnen Länder noch nicht in einen einzigen abgeschlossenen, nach einem einmüthigen Impulse handelnden Körper verwandelt. Die Kleriker waren den Laien nie so nahe gestanden oder vielmehr nie so mit ihnen vermischt gewesen als in jener Zeit, und wenn dies die Macht und den Einfluß einzelner Geistlichen begünstigte, so hatte die Bedeutung des ganzen Standes darunter vielfältig gelitten.

In dem letzten Theile des neunten und während des ganzen Verlaufes des zehnten Jahrhunderts befand sich die gallische Geistlichkeit in einem untergeordneten Verhältnisse zu der von der Lei-

tung des Königthums großentheils unabhängig gewordenen Lehnswelt. Die höhern Vasallen des Königs, die seine Oberhoheit nur dem Namen nach anerkannten, die Herzöge, Grafen u. s. w. befanden sich meistens im Besitze der größern Städte, von wo aus sie das ihnen unterworfene Gebiet beherrschten. In den meisten dieser Städte walteten Bischöfe mit allen ihnen von jeher anvertrauten, zum Theil aus der römischen Herrschaft stammenden Rechten, und ihre Besitzungen grenzten an die der weltlichen Herren. Sobald diese beiden Gewalten, die des Bischofes und des Grafen, die gewöhnliche Benennung der mächtigern Lehnsleute, denn die den konstantinischen Verwaltungsformen entlehnte des Dux oder Herzogs war nur einigen der größten Vasallen geblieben, von der beaufsichtigenden und leitenden Gewalt des Königs frei geworden, erhoben sich unter ihnen unaufhörliche Streitigkeiten über die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit, die Erhebung der Abgaben, die Verhältnisse der ihnen unterworfenen Bürger, und bei deren Entscheidung durch die Waffen, der einzigen, zu der gewöhnlich gegriffen wurde, befanden sich die Bischöfe meist im Nachtheile. Der Graf verbrannte die Meiereien seines Feindes, und verpflanzte, wenn er nicht die Absicht hatte, sich seiner Ländereien zu bemächtigen, die Hörigen desselben auf die ihm zugehörigen Besitzungen, um deren Werth zu erhöhen. Der Bischof, der sich so gedrängt sah, konnte sein und seiner Kirche Eigenthum gewöhnlich nur dadurch retten, daß er seinen Gegner und dessen Anhänger mit der Exkommunikation bedrohte und dieselbe endlich verhing. Dies geschah und konnte den kirchlichen Gesetzen gemäß erst dann geschehen, wenn alle übrigen Mittel fruchtlos geblieben und dem Bischofe schon ein bedeutender Nachtheil aus diesem Kampfe geworden war. Der Feudalbesitzer, so wild und um sich greifend er auch sein mochte, unterwarf sich dann doch gewöhnlich dem Ausspruche des Provinzialconcils oder der Exkommunikation, die der Bischof über ihn verhängt, und erstattete auch wol einen Theil des verursachten Schadens, versöhnte sich mit seinem Feinde, behielt sich aber dennoch für eine passende Gelegenheit die Wiederholung derselben Gewaltthätigkeiten vor. Das aus so heterogenen Elementen hervorgegangene, von so verschiedenen Sitten und Formen regierte Leben des Mittelalters bewährte bei solchen Gelegenheiten seinen von Widersprüchen aller Art erfüllten Geist. Die sonderbare Mischung von frommer Unterwerfung unter unbegriffene, aber tief gefühlte Lehren und einem ungebändigten Triebe zu individueller Unabhängigkeit, von kindlicher Scheu gegen die wehrlosen Diener der Religion und dem

wildesten Hange, alle streitigen Fragen durch die Gewalt der Waffen zu entscheiden, ging aus dem nie ganz versöhnten, ungleichen Ursprunge und Charakter der beiden großen Mächte des Mittelalters, der Kirche und des Feudaladels, hervor. Wenn die größern Vasallen in den bedeutendern Städten, wo sich einige Reste römischer Gesittung erhalten, die nicht ohne Einfluß auf sie selbst blieben, die Bischöfe, mit denen sie im Rathe der Könige saßen, die sie als einen Theil der öffentlichen Macht anzuerkennen genöthigt waren, drängten und ihre Rechte zu schmälern suchten, so geschah dies in noch viel höherm Grade von Seite der kleinern Lehnsmänner, die auf dem Lande unter ihren Hörigen lebten, keine andere Entscheidung als die durch Waffen kannten, gegen die Stifter und Klöster und deren Besitzungen. Die Mittel der Vertheidigung dieser geistlichen Kolonien waren viel geringer als die der Bischöfe. Sie hatten, obwohl der Ehrfurcht des Volkes, doch nie einer so allgemein anerkannten Stellung im Staate wie jene Oberhirten genossen, die seit der Einführung des Christenthums für dessen Säulen gegolten und von den Eroberern ausdrücklich in den Kreis ihrer Berechtigten aufgenommen worden waren. Wenn diese von den weltlichen Herren in den Städten viel zu dulden hatten und wirklich an Einfluß in jener Zeit verloren, welches Loos mußte das der Stifter und Klöster von Seiten der kleinen, armen, eben so habsüchtigen als fehdelustigen Lehnsmänner sein? Diese Klöster besaßen ebenfalls Hörige mit Feldern, Wiesen und Heerden, wie der Adel, die sie zu schützen hatten und von deren Arbeit oder Ertrage ihr Unterhalt abhing. Die Chroniken jener Zeiten sind voll von den Drangsalen, die sie von ihren wilden Nachbarn zu dulden hatten, und der geringen Hülfe, die ihnen der Schatten der königlichen Macht, oder die, wie sie bedrängten Bischöfe, boten. Obgleich die Mönche, wie die Ritter, ihre Wohnungen befestigten, obgleich sie, wie diese Söldner hielten oder die Tauglichsten ihrer Hörigen bewaffneten, der Charakter ihres Standes, ihre friedliche Bestimmung und ihre Unkenntniß des Krieges, gab ihren Gegnern, deren Leben eine immer währende Fehde war, eine sichere und entschiedene Ueberlegenheit. Man liest in den Dokumenten jener Zeit häufig von kriegslustigen Aebten und Mönchen, was natürlich ist, da das ganze Land, von den Pyrenäen bis zum Rhein, mit befestigten Klöstern bedeckt war, man begreift aber leicht, daß sie der noch größern Menge der weltlichen Lehnsleute meist unterliegen mußten. Sie stellten deshalb einen dieser kriegerischen Nachbarn an die Spitze ihrer Söldner und Waffenknechte, überließen ihm dafür, so lange er seine Verpflichtungen ge-

gen sie erfüllen wollte, einen Theil ihres Landbesitzes oder ihrer Einkünfte, um des Restes ungestörter versichert zu sein. Aber in vielen Fällen wurde dieser Beschirmer für das Kloster ein Dränger, der sich mit seinen weltlichen Genossen gegen die geistliche Gemeinde verband und statt eines treuen und dem Abt und Stift gehorsamen Lehnsmannes, denn in dieses Verhältniß war er zu dem geistlichen Obern getreten, ein gebieterischer und übermüthiger Herr desselben wurde. Die Klagen über die Gewaltthätigkeiten dieser Schirmvögte (advocati, vicedomini, vidames) erfüllen die Urkunden jener Zeit und kommen so häufig vor, daß man sich wundern kann, daß die Stifter und Klöster nicht fast sämmtlich ihres Eigenthumes beraubt wurden, und daß dasselbe nicht in Masse, wie in England zur Zeit der Reformation, an weltliche Besitzer überging. Indessen, wie überhaupt im Mittelalter, wurde auch hier weder das Gute noch das Böse durchaus herrschend und allgemein. Es war keinem der socialen Systeme jener Zeit, weder der Kirche, noch der Monarchie, oder dem Adel, wie dem despotischen Geiste des Orients oder dem demokratischen der klassischen Welt, gegeben, alle Verhältnisse des Lebens zu durchdringen und sich ausschließend geltend zu machen. Der kleinere Lehnsadel, der damals das altdeutsche Recht der Selbsthülfe in eine Art regelmäßigen Raubsystems umgewandelt hatte, war den kirchlichen Ideen weniger, als andere Klassen der Nation, ergeben. Dennoch vermochte selbst er es nicht, sich von dem religiösen Element, das auf dem ganzen damaligen Leben wie eine andere Atmosphäre lag, vollkommen zu trennen. Selbst in dem wildesten Kriegsmanne erwachten, wenn auch nicht eher, so doch am Abende des Lebens, die ersten Eindrücke der Kindheit, die Lehren der Kirche, die Furcht vor den Strafen des Himmels, die Schauer vor dem Uebergange in eine andere Welt. Der Eine vermachte dann einen Theil seines Eigenthumes dem benachbarten Kloster, das er früher vielleicht oft befehdet hatte. Ein Anderer trat, noch bei seinem Leben, seine Felder und Wiesen einer Kirche ab und ließ sich in demselben Walde nieder, wo er sonst die Zeit, die ihm der Krieg übrig gelassen, mit der Verfolgung des Wildes zugebracht. Hier erbaute er sich eine Hütte mit zwei Abtheilungen, deren eine seine Kapelle war und in der andern, auf einem Lager von dürren Blättern ruhend, zog er, zu den Stunden seines nächtlichen und einsamen Gebetes, die kleine Glocke, die dem verirrten Wanderer die Nähe des zu seiner Aufnahme bereiten Einsiedlers anzeigte. Der Glaube an die Strafen und Verheißungen der Religion war in jener Zeit in den Gemüthern so tief gewurzelt, die besondre Stimmung der Seelen seinem

Einfluß so günstig, daß er, obgleich außer Stande, das Walten des Bösen in seinem Entstehen zu verhindern, dasselbe am Ende doch immer bezwingen und ihm Ersatz für den Schaden, den es angerichtet, auflegen konnte. Denn es lag in dem Geiste der Feudalwelt, ihrer Wildheit ungeachtet, eine kindliche in sich unentwickelte Natur, die, wenig geneigt sich den Geboten lebendiger in Fleisch und Blut wandelnder Menschen zu unterwerfen, vom Nachhalle der Stimme Christi und der Apostel im Innersten erschüttert wurde, die Gebeine der Märtyrer mit Thränen der Rührung benetzte und, gegen jede sinnliche Gewalt der Erde in die Schranken zu treten bereit, sich vor der unsichtbaren Hand des Himmels zitternd beugte. Der Bund des erhabenen und, seiner Milde und Innigkeit ungeachtet, gewaltigen und drohenden Geistes des Christenthums mit dem rohen, aber ahnungsvollen und empfänglichen Gemüthe der Germanen, ein Bund, in welchem beide Theile, obgleich von einander angezogen, dennoch so oft mit einander in Streit geriethen, hat jene widersprechenden Erscheinungen zwischen dem Glauben und dem Handeln, dem Gefühl und dem Leben hervorgebracht, die an den Menschen jener Zeit so befremdend hervortreten. Das Christenthum fand in der letzten Epoche der antiken Welt, in den Gesinnungen eines sinkenden Geschlechts und seiner ersterbenden Kraft, nicht denselben Widerstand, wie in denen des jugendlichen und vollblütigen Volkes der Germanen, aber dafür hat es auch, dieser Kraft einmal Meister geworden, mit ihrer Hülfe, eine reichere Welt, als es mit den Römern möglich gewesen, aufgebaut. Es lag in dem Genius der nordischen Nationen, unter rohen Schlacken, ein unendlich bildsames Metall, bei aller Unruhe und Beweglichkeit, ein unerschöpflicher Gehalt verborgen und gerade seine Widersprüche beweisen, mehr als alles Andere, seinen Reichthum. Wo wäre z. B. im Alterthum Stoff gewesen, um eine Kirche, einen Staat, ein Ritter- und Bürgerthum, wie im Mittelalter, gleichzeitig zu errichten? — Die starre mahomedanische Welt hat zwar an weniger großen Widersprüchen gelitten, sie hat sich weniger wild und zwieträchtig, als die germanische, in der Epoche ihrer Entwicklung gezeigt, aber ihre größere Harmonie ging aus ihrer geringern Fülle und dem schnell versiegenden Quell ihres Innern hervor, während im Abendlande alle Elemente einer überreichen Natur lang und gewaltig gähren mußten, ehe sie sich zu einer dauernden Schöpfung vereinigen konnten.

Wenn es nun wahr ist, daß die Kirche in den beweglichen und widersprechenden Gesinnungen und Zuständen des Mittelalters, wie sie von ihnen litt, auch in ihnen Hülfe fand, und die Wunden, die

sie empfing, nie ihr Dasein selbst bedrohten, so ist es dennoch gewiß, daß sie als Macht, als Körper, während des Verfalles und der Auflösung der karolingischen Monarchie vielfältig gedrängt wurde. Eine andere Herrschaft als die dieser sinkenden Dynastie, mußte ihr willkommen erscheinen und sie zu deren Unterstützung, sobald sie sich zeigte, bereit sein. Dieser Fall trat in der Thronerwählung Hugo Kapet's ein.

Die Kirche verlangte damals von den Herrschern und ihren Geschlechtern nicht nur Ergebenheit und Gehorsam für ihre Lehren, sondern vor Allem auch Schutz. Nur unter dieser Bedingung bewahrte sie ihnen eine Anerkennung ihrer Rechte. Nur deshalb hatten Klodwig und einige seiner Nachfolger in den Augen des Klerus groß dagestanden und derselbe so viele ihrer Mängel übersehen. Als die Merowinger träge und stumpf geworden, zog er seine Hand von ihnen zurück. Derselbe Fall trat jetzt bei dem Tode Ludwig des Fünften hervor. Dabei muß man nicht übersehen, daß die Erwählung und Salbung Pipin's, in mancher Beziehung, eine außerordentlichere Begebenheit als die Hugo Kapet's war, denn die Verhältnisse und die innere Lage Galliens unterschieden sich zu Pipin's Zeit wenig von denen zu Klodwig's, während unter den letzten Karolingern, durch das sich ausbildende Lehnswesen, in dem damaligen Staate eine wahre Revolution, eine totale Veränderung eingetreten waren, deren Geist zwar lange vorbereitet worden, deren Formen gleichwohl durchaus neu erscheinen mußten. Dann hatten die Merowinger ununterbrochen nach Erbrecht geherrscht, in die Reihe der Karolinger waren aber schon zweimal Fürsten fremden Stammes, ihre eigenen Vasallen, Odo und Robert, getreten. Die Bestätigung Hugo Kapet's durch die Kirche war also demnach ein weniger außerordentliches Ereigniß und eine geringere Verletzung des, im Ganzen, von ihr selbst anerkannten und bewahrten Erbrechtes der fürstlichen Geschlechter. Dann war Hugo Kapet, und dies mußte in den Augen der Kirche von keinem geringen Gewicht sein, aus einem Hause, dessen Glanz großentheils in der Vertheidigung geistlicher Interessen oder wenigstens in nahem Zusammenhange mit diesen erworben worden war. War nicht sein Urgroßvater im Kampfe gegen die kirchenräuberischen und heidnischen Normänner gefallen und von den Priestern und Mönchen mit Judas Makkabäus verglichen worden? Hatte nicht sein Großvater Paris und seine zahlreichen Reliquien gegen dieselben Feinde, die aus deren Zerstörung sich eine Freude machten, so muthig vertheidigt? Waren nicht sein Vater und er selbst Aebte der größten Stifter in Frankreich, hatten sie

nicht St. Germain des Prés und St. Denis mit Geschenken aller Art überhäuft? Sah man sie nicht, von Zeit zu Zeit, im Mantel der Prälaten, andächtig mit den Mönchen im Chore singen? Hatte nicht Hugo der Große in einer Hungersnoth lange die Armen in Paris gespeist und sein Sohn, sobald er mündig geworden, daselbst eine neue Kirche auf eigene Kosten erbaut? Wie hätte nicht die Geistlichkeit ein solches Geschlecht, fromm im Glauben und gewaltig in den Waffen, gern auf dem Throne, statt der ohnmächtigen und veralteten Karolinger, sehen sollen? Auch der Glaube an Wunder und Prophezeiungen war thätig gewesen, um die Nachkommen Robert des Starken zu verherrlichen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie zu leiten. Die Priester hatten die Sage verbreitet, daß der heilige Valerius Hugo dem Großen im Traume erschienen und ihm gesagt habe: „Sammle meine und des heiligen Richerius Gebeine und unsere Gebete werden dein Geschlecht dafür auf den Thron des Landes erheben und deine Nachkommen denselben bis zu den fernsten Generationen besitzen!" — Der neu erwählte König konnte also auf den mächtigen moralischen Beistand der Geistlichkeit mit demselben Rechte wie einst Klodwig und Pipin hoffen.

Das karolingische Haus war den in ihren Besitzungen zu Souverainen gewordenen ehemaligen Leuten und Getreuen, wegen seines Ursprunges, seiner Traditionen und nie ganz vergessenen Ansprüche auf die Ausübung einer unumschränkten Gewalt, verdächtig und verhaßt geworden. Der Herrenstand fühlte sich im Genusse seiner vielen Usurpationen nicht sicher, so lange die Nachkommen des großen Karl regierten, der zu Rom mit der Krone des Occidents auch die Rechte der alten Kaiser empfangen hatte. Die Karolinger gehörten einer andern Ordnung der Dinge an, als die war, die sich im Laufe des zehnten Jahrhunderts ausgebildet hatte. Obgleich sie allerdings zum Emporkommen des Lehnswesens beigetragen, so war dieses dennoch dem Princip, das jene Dynastie darstellte, im Wesentlichen durchaus fremd. Die Vasallen wollten einen von ihres Gleichen an ihrer Spitze sehen. Hugo Kapet nicht mächtig genug sie zu unterdrücken, stand dennoch als der Erste unter ihnen da. Hatten nicht schon zwei aus seinem Hause die Krone getragen? Schloß sich sein Geschlecht durch die Heirath Robert des Starken mit einer Tochter Ludwig des Frommen nicht eng an das der Karolinger an? War er nicht durch seine Mutter Editha, einer Tochter König Heinrich des Ersten von Deutschland, mit jenem großen Stamm verwandt? War er nicht selbst mit Adelheid, aus dem Blute Karl's des Großen, vermählt?

In den Augen des Volkes jener Zeit, das als politischer Körper nicht in Betracht kam, dessen Gesinnung aber, um seiner Menge willen, besonders in kritischen Momenten, von Gewicht werden konnte, war Hugo Kapet der tapfere Graf von Paris, der sich, wie seine Vorfahren, gegen Kirchen und Arme freigebig erwiesen und mehr als einmal sein Schwert zur Vertheidigung des Landes gegen das blonde und verhaßte Geschlecht am Rhein und an der Maas gezogen hatte. Er war in der Mitte der neuen Nation geboren, die sich aus der Verschmelzung der Römer und Franken gebildet hatte, er redete nur ihre Sprache und an seinem Ursprunge haftete nicht, wie an dem der Karolinger und Merowinger, die Idee der Eroberung und der Drangsale, die diese einst über die Väter verhängt hatten. Mußte ein solcher Fürst dem Volke nicht theurer als das ihm durch Abstammung, Sprache und Sitte fremd gewordene Geschlecht des großen Karl's sein, das weder sich selbst noch seine Unterthanen zu schützen vermochte? Alle Interessen, alle Klassen stimmten in der Wahl der neuen Dynastie überein. Nur geringer Widerspruch erhob sich und ward leicht beseitigt. — Alles war auf diese Veränderung vorbereitet. Diese in ihren spätern Folgen so große und entscheidende Begebenheit trat als ein natürliches Ereigniß im Leben der damaligen Zeit auf. Das Volk, das an der Erhebung des neuen Königsstammes am wenigsten Theil genommen, weil sein Zustand von derselben für den Augenblick nicht berührt ward, ahnte nicht, daß seine Nachkommen von demselben einst eine wesentliche Verbesserung ihres Schicksals empfangen würden, und die geistlichen und weltlichen Herren sahen nicht voraus, daß unter den Nachfolgern des aus ihrer Mitte gewählten Grafen von Paris ihre Enkel einst alle ihre Rechte verlieren, daß die Abkömmlinge der Bürger und Hörigen ihres Gleichen werden sollten und ihr eigenthümliches Dasein fast spurlos verschwinden würde — und dennoch stand dies schon damals im Buche des Schicksals geschrieben. —

Mit der Erhebung Hugo Kapet's verschwinden die letzten Spuren der Trennung zwischen dem römischen und fränkischen Gallien und das moderne Frankreich beginnt. Nur die Media Francia, L'Ile de France, das Herzogthum Frankreich, gehört Hugo Kapet, die Leute der Merowinger und Karolinger sind zu unabhängigen Fürsten geworden, aber die Vorstellung einer Ueberlegenheit, von der Geistlichkeit zu einer religiösen Idee erhoben, knüpft sich an den Titel König und erhält ein, wenn auch lockeres, im Einzelnen oft vergessenes, im Ganzen immer bestehendes Band zwischen dem Könige, der in der Inselstadt, die Cäsar und Karl der Große betre-

ten, im Palaste der römischen Kurialen und fränkischen Grafen waltet, und den großen Vasallen der Krone von den Pyrenäen bis zur Rhone und Mosel.

Sonderbar genug verschwindet gerade um diese Zeit, wo ein neuer Königsstamm, dem Namen nach, anerkannt wird, alle politische Einheit der Regierung, des Rechts, der Verwaltung. Das ganze Land ist unter größere und kleinere, dem Wesen nach von einander unabhängige, geistliche und weltliche Herren getheilt. Ueberall erheben sich die befestigten Sitze dieser Herrschaften, deren einsames und vereinzeltes Dasein sich in den hohen Mauern und Thürmen ausspricht, von denen sie umgeben sind. Die Bevölkerung ist in von einander durchaus verschiedene Kreise getheilt, die keinen allgemeinen Mittelpunkt anerkennen, von denen sich jeder um sich selbst bewegt. Die letzten Reste der allgemeinen karolingischen Verfassung verschwinden mit der Thronbesteigung Hugo Kapet's. Dennoch aber ist es nichts desto weniger wahr, daß, während das äußere politische Dasein zerrissener als je erscheint, das innere nationale sich zu bilden anfängt. Der Unterschied zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Gallo-Römern und Franken ist verschwunden, es giebt von jetzt an Herren, Bürger und Hörige, aber Niemand fragt mehr nach dem Ursprunge dieses Verhältnisses. Die verschiedenen Racen sind zu Ständen desselben Volkes geworden. Die römischen und salischen Gesetze, die den Unterschied der beiden Nationalitäten lebendig erhielten, kommen außer Gebrauch und machen lokalen Gewohnheiten Platz, die im Einzelnen überall verschieden, im Ganzen sich alle gleichen. Eine einzige Form, das Lehnssystem, tritt, das ganze Dasein umfassend und beherrschend, auf. Statt des unausgleichbaren Unterschiedes der deutschen und lateinischen Sprache, der der Sieger und der Besiegten, hat sich aus beider Verschmelzung eine neue, von den Abkömmlingen der Römer und Franken gesprochene, den Herren und Hörigen gleich angehörend, im Norden und Süden des alten Galliens verschieden, aber eines Stammes und einst sich zu verbinden bestimmt, entwickelt. Aus und mit dieser Sprache entsteht, bei allen Unterschieden des Standes, der Beschäftigung, der äußern Lage, eine gewisse innere Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Ideen, Sitten und Gefühle unter allen Klassen der Bevölkerung, welche eben die wahre Nationalität eines Volkes ausmacht. Als Schluß zu diesem Allen erscheint ein neues im Lande geborenes, demselben angehöriges Herrschergeschlecht, in welchem nichts an eine Trennung der Racen, der Sprachen, der frühern Schicksale des Landes erinnert und welches darum die neue Nation repräsen-

tirt. Das französische Volk beginnt mit der Erhebung Hugo Kapet's nicht auf den Stuhl Klodwig's oder Pipin's, sondern auf einen neuen Thron, auf den Frankreichs, als eine äußerlich noch unvollendete, in der Möglichkeit seiner Entwicklung aber schon vorhandene Gestalt aufzutreten.

Viertes Kapitel.

Die Regierungen der ersten Nachfolger Hugo Kapet's: Robert's, Heinrich's I., Philipp's I., sind sich durchaus ähnlich. Man findet dieselben, im Ganzen glücklichen, obgleich nie zu großen Resultaten führenden Kämpfe gegen ihre Vasallen, denselben Bund mit der Geistlichkeit, als deren Schützlinge sie sich mit Recht betrachten. Diese ersten kapetingischen Könige denken und können nicht daran denken, irgend eine Art durchgreifender Herrschaft über ihre großen Lehnsmänner, die oft so mächtig als sie selbst sind, auszuüben. Sie begnügen sich damit für die ersten unter ihnen zu gelten. Selbst ihre kleinern Vasallen in dem ehemaligen Herzogthume Frankreich, die ihnen schon vor der Gelangung zur Krone unterworfen gewesen, sind selten geneigt, ihnen etwas mehr als eine ziemlich allgemeine und schwankende Oberhoheit, mit gewissen Ehrenrechten, zuzugestehen. Diese drei ersten Regierungen sind sehr lang. Von der Thronbesteigung Robert's bis zum Tode Philipp I. verfließen hundertundzwölf Jahre. Es war dies ein Glück für die neue Dynastie, denn ihre Unterthanen gewöhnten sich auf diese Art das Bild des Königthums lange in den Zügen derselben Person anzuschauen, wodurch es in dem Hause, in das es gekommen, befestigt wurde. Häufige Thronerledigungen hätten die mehr von der Kirche als den Lehnsleuten unterstützte Erbfolge erschüttern können. Wie beschränkt aber auch die königliche Macht unter den ersten Kapetingern, wenn man ihre Rechte mit denen vergleicht, welche von ihren Nachfolgern in Anspruch genommen und wirklich besessen worden sind, gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß sie sich durch das bloße Faktum ihres Daseins und ihrer Erhaltung vermehrte und daß sie im Ein-

zelnen vielfach verletzt, im Ganzen dennoch schon früh als eine von den übrigen Gewalten des Feudalwesens unterschiedene und ihnen überlegene Autorität angesehen wurde. Der königliche Name erhöhte durch den Glanz, den ihm einst Klodwig, Pipin und Karl verliehen, die Bedeutung dessen, der ihn geerbt, so schwach und untergeordnet auch seine Macht im Vergleiche zu denen erscheinen mochte, die ihn sonst geführt hatten. Die Herzöge, Grafen u. s. w. der Feudalwelt konnten ihr Dasein erst von der Eroberung an rechnen, sie konnten keiner über den andern ein höheres Recht als in der Organisation des Lehnssystems begründet lag, in Anspruch nehmen. Der königliche Titel aber schwebte wie eine ältere, fernere und erhabenere Institution über ihnen, denn es hatte von jeher im Morgen- wie im Abendlande Könige gegeben und dieser Name deutete eine Gewalt, so wie ältern Ursprunges, auch höherer Natur an. In der Ausübung wurde diese Ueberlegenheit, so lange das Lehnswesen sich in seiner Stärke erhielt, allerdings mehr anerkannt, als ihr gehorcht, und die größern und kleinern Vasallen setzten ihr Recht dem der Könige mit voller Ueberzeugung und Freiheit entgegen, dieses aber war dennoch, in den Vorstellungen der Menge, tiefer gewurzelt und mußte allmälig, wie jede Idee, die nicht in ihrem Entstehen erdrückt wird, in der Wirklichkeit Raum gewinnen. Am Meisten wirkte die Kirche zu der Vermehrung der königlichen Macht mit. Sie war, abgesehen von dem göttlichen Ursprunge, den sie sich beilegt, ebenfalls eine ältere Autorität als das Feudalsystem, das von ihr zuweilen geleitet, beherrscht wurde, dessen sie sich oft bediente, nie aber mit ihm in einer vollkommenen Uebereinstimmung lebte, da der Ursprung und die Natur beider Institutionen zu verschieden, ja einander entgegengesetzt war. Die Kirche, unvermögend sich in dieser sinnlichen Welt allein mit Grundsätzen und Lehren zu vertheidigen, bedurfte, sobald sie ihre Organisation vollendet hatte, einer Macht, die das Schwert für sie führte und der sie einen großen Theil der Sorgen und Geschäfte des äußern Daseins anvertrauen konnte. Die Grundsätze des Feudalwesens, das Recht der Individualität, sich selbst zu bestimmen, keine absolute Gewalt über sich anzuerkennen, in seine eigene Brust zu greifen und dort die Gesetze seines Verhaltens zu finden, an den Muth des Herzens und die Stärke des Armes zu appelliren, waren der Kirche ein Gräuel und hinderten, so schrankenlos wie sie walteten und auf die Erniedrigung des größten Theiles der Bewohner eines Landes gebaut, allerdings den Fortschritt der Gesittung unter den Menschen, die mit der übermäßigen Freiheit der Einen und der all zu großen Abhängigkeit der Andern

unverträglich war. Die Kirche schloß sich also, statt der Adelsdemokratie, die aus der Eroberung hervorgegangen und deren sie nie ganz sicher sein konnte, lieber der Monarchie an, deren Ursprung, Natur und Bestimmung ihrem eigenen Wesen angemessen war. Diese Vorliebe der Kirche für die monarchische Form des öffentlichen Lebens war zu allen Zeiten sichtbar geworden und ist, als in ihren eigenen Bedürfnissen gegründet, nothwendig, seltene Ausnahmen abgerechnet, dieselbe geblieben. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, die Monarchie im modernen Europa zu gründen, zu erhalten und allgemein zu machen. Das Lehnssystem sah ursprünglich in dem Könige nur den Ersten unter Gleichen und erkannte ihm über die großen Vasallen nur die Rechte zu, welche diese in ihren eigenen Kreisen ausübten. Der König war eigentlich nur der König der Großen, von denen wiederum jeder als König in den Verhältnissen zu seinen Untergebenen waltete. Mit einer solchen Organisation wären ein durchgreifender Wille und Verstand, allgemein anerkannte Einrichtungen und Gesetze, kurz, ein geistiger Fortschritt, für den das menschliche Geschlecht bestimmt ist und um dessentwillen es existirt, durchaus unmöglich gewesen. Die Kirche, obgleich dieser Gestalt des Lebens in ihrem Innersten abhold, mußte sie als ein durch die Eroberung gegründetes Verhältniß anerkennen. Sie wirkte durch ihre Lehren und Gebräuche vielfältig auf die Individuen, die in diesem Zustande lebten, auf ihn selbst aber besaß sie, da sie, ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach, außer ihm stand, einen nur beschränkten und mittelbaren Einfluß. Hierzu bedurfte sie einer, wie das Lehnswesen, ebenfalls in der Welt wurzelnden Macht, daher ihr Bund mit der Monarchie, deren Dasein sie überall gepflegt und begünstigt hat. Dieser Bund kam von der innern Aehnlichkeit beider Institutionen her. Beide hatten die Hervorbringung und Erhaltung des Rechts und des Friedens zu ihrem Ziel.

Die Kirche trat zu den ersten Kapetingern in ein noch innigeres Verhältniß, als früher zu den Merowingern und Karolingern der Fall gewesen, und jene bewiesen, einige aus dem Geiste jener Zeit und der Willkür der Feudalaristokratie, zu der die Könige in mancher Beziehung selbst gehörten, kommende Störungen, wie die einmalige Exkommunikation Robert's und die mehrmals wiederholte Philipp's I., eine noch größere Ergebenheit für die Grundsätze des Klerus, eine noch mehr persönliche Anhänglichkeit für denselben, als die meisten ihrer Vorgänger oder Nachfolger gethan. Das vornehmste Mittel der Kirche, das königliche Ansehen zu erhöhen, es über die übrigen Feudalhäupter emporzuheben, ihm eine unterschei-

dende Stellung anzuweisen, war die von uns oben, ihrem Ursprunge und ihrem Geiste nach, charakterisirte Salbung der Könige. Wir besitzen noch die Beschreibung der Krönung Philipp's I., die schon bei Lebzeiten seines Vaters (1059 n. Ch.) vollzogen wurde. Die königliche Würde tritt hier, in der Sprache, die ihr geliehen wird, in dem weltlichen und kirchlichen Glanze, der sich um sie bewegt (es erschienen bei dieser Gelegenheit vierundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe und dreiundzwanzig Aebte, alle Vasallen, mit Land und Leuten begabte Getreue des Königs) mit einer Hoheit auf, die klar anzeigt, daß sie sich als eine eigenthümliche über die Feudalwelt erhabene Macht betrachtete. Die Herzöge der Normandie, von Burgund und Aquitanien waren eben so mächtig, vielleicht noch mächtiger als der König von Frankreich, traten aber gleichwohl ihre Regierung nicht mit dieser die allgemeine Aufmerksamkeit ihrer Unterthanen und die Huldigung ihrer Großen erregenden Feier auf. Ceremonien und Gebräuche sind bei einer sinkenden Macht oft ganz unwesentlich und stehen mit ihrer wahren Bedeutung in keinem Zusammenhange, sie sind aber bei einer sich bildenden von hoher Wichtigkeit und ihre Wahl und Anordnung nicht ohne Einfluß auf das Schicksal derselben. Die hohe Sprache, die imposanten Formen einer Größe, deren Verfall sichtbar wird, trugen zu ihrem Sturze bei. Der Widerspruch, in den sie hierdurch mit sich selbst geräth, täuscht nur sie selbst, aber nicht ihre Gegner, oder die, welche sie beobachten. Eine Macht aber, die im Werden begriffen ist, bereitet durch die Ansprüche, die sie macht, die Welt auf deren Erreichung vor. Die Hoheit ihrer Sprache, der Glanz und die Würde ihrer Gebräuche gewöhnt die Gemüther allmälig an das Streben, diesen Formen eine angemessene Erfüllung, diesem Scheine eine ihm entsprechende Wirklichkeit zu verleihen.

Die lateinische Sprache, der Kirche eigenthümlich und deren Gebrauch sie dem Staate auferlegt hatte, ein nicht unwichtiger Umstand, indem sie denselben dadurch sehr oft in den Kreis ihrer eigenthümlichen seinem Wesen fremden Vorstellungen fortriß, war dieser Erhöhung der königlichen Würde und der Entwicklung ihrer Macht ebenfalls vortheilhaft. Im altgermanischen Staate war mit dem Namen „König" nicht der Begriff einer allgemeinen Gewalt und Hoheit, sondern nur der der Leitung und des Vorsitzes in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens, wie die Ableitung von „können" beweist, verbunden gewesen. Diese ursprüngliche Bedeutung schloß demnach einen beschränkten und schwankenden Sinn ein. Die Kirche, durch ihren Geist, ihre Disciplin und ihre Traditionen, dem

Orient und dem römischen Reiche unendlich näher als der germanischen Welt stehend, übersetzte das teutonische Wort durch das lateinische: „Rex" und knüpfte an diese Benennung den Sinn einer Personifikation des Staates, einer allgemeinen Alles umfassenden Macht, den sie im Alterthum gehabt hatte. Die Kirche, indem sie dem in der Feudalzeit sich bildenden Königthum den Namen lieh, unter welchem die Römer die Ausübung der höchsten Gewalt in der Gesellschaft verstanden hatten, indem sie dasselbe in den von ihr redigirten Urkunden und Befehlen mit der Majestät der römischen Kaiser sprechen ließ, gewöhnte, wie das Ohr an den Klang, so allmälig auch die Seele an die Bedeutung desselben, denn wenn es wahr ist, daß die Gedanken den Ausdruck bilden, so übt dieser, einmal angenommen, wiederum keine geringe Rückwirkung auf jene aus.

Die Dokumente jener Zeit, besonders wenn sie aus Gegenden kommen, wo die Bevölkerung dem neuen Herrscherstamme fremd oder abgeneigt war, stellen die Macht jener ersten Kapetinger als sehr beschränkt und sie selbst als eine Art Schattenkönige hin. Sie vergleichen dieselben unwillkürlich z. B. mit Klodwig oder mit Karl dem Großen, wo sie dann allerdings als sehr untergeordnet erscheinen, was jedoch keineswegs der Fall ist, sobald man sie mit der sie umgebenden Wirklichkeit vergleicht. Denn einmal wohnten die Herzöge der Normandie und Aquitaniens, die Grafen von Champagne und Anjou u. s. w. der Krönung des Königs von Frankreich als seine Diener und Vasallen bei und dann wurde in allen geistlichen und weltlichen, öffentlichen und besondern Urkunden, in allen Verträgen und Verordnungen der größern und kleinern Vasallen, dieses Königs, als des Oberherrn, gedacht, dem sich alle, in gewissen Beziehungen, unterworfen dachten. Es ist nicht denkbar, daß diesen Formen gar keine Bedeutung zu Grunde gelegen haben solle, denn diese stehen, wie oben bemerkt worden, bei einer alternden und sinkenden Macht oft ganz außer aller Harmonie mit ihrer wahren Stellung und erinnern mehr an das, was sie gewesen, als was sie wirklich ist, sind aber, bei einer jungen, wachsenden angewandt, nie ohne Bedeutung. Zugleich wird dieses Königthum das nationale Band der sonst unter einander so verschiedenen Bevölkerungen von den Pyrenäen bis zur Maas und dem Ocean bis zur Rhone. In ihm allein beginnen, bei feierlichen Veranlassungen, sich die größern und kleinern Vasallen als Lehnsträger desselben Oberherrn, als Glieder desselben großen Körpers anzusehen. Die ganze Nation begreift aus dem Dasein dieses Königthums, daß es eine obwohl ferne, be-

schränkte, aber doch immer höhere Gewalt, als die ihrer unmittelbaren Herren giebt. In dem Verhältnisse zu diesem Könige gleichen sich die Unterschiede, die sonst die einzelnen Theile des Landes so tief aus einander halten, wenigstens einigermaßen aus. Der Name, die Würde dieses Königs, so beschränkt auch seine reale Macht sein mag, ragt über die große feudale Organisation, wie ein alle andern Spitzen überragender Thurm, hervor. Mit ihm steht schon damals ein Frankreich, wenn auch noch so verschieden von dem, was man später so genannt hat, da, ohne ihn hätte es keine Franzosen, sondern nur Normänner, Bretagner, Aquitanier u. s. w. gegeben.

Das Lehnssystem, obgleich wesentlich auf Gewalt und Unterdrückung beruhend und nie seines Ursprunges: einer Territorialeroberung und Unterjochung Anderer, vergessend, war dennoch dadurch, daß es im Boden wurzelte und sich insofern von den Folgen anderer Invasionen, die Alles vor sich niederwarfen und, nichts als Ruinen zurücklassend, dann selbst verschwanden, wesentlich unterschied, bestimmt, einer allmälig hervorbrechenden höhern Gesittung zur Stütze und Grundlage zu dienen. Die Möglichkeit einer größern Civilisation war aber durchaus an die Macht und den Einfluß der Kirche gebunden, welche die Herrschaft der Ideen in jener Zeit darstellte. Das Königthum, in und über der Feudalwelt stehend, wandte alle seine Kräfte an, um die Schranken zu durchbrechen, welche letztere gegen dasselbe errichtet hatte. Die Organisation des Lehnsadels bot seinem Gegner die Mittel zu seiner Bekämpfung dar. Während des langen Streites dieser beiden ursprünglich verwandten Mächte um den Besitz der materiellen Güter des Lebens hatte sich die Kirche der Herrschaft der Geister, der Gemüther, des gesammten Innern der Menschen bemächtigt. Sie riß, unter Gregor dem Siebenten sich zum ersten Male ihrer ganzen Stärke bewußt, durch die allgemeine Einführung des Cölibats sich von der Welt los, um dieselbe zu beherrschen. — Sobald es dem Königthume gelungen war, sich über die Feudalaristokratie, aus der es hervorgegangen, zu erheben und eine von ihr gesonderte Stellung einzunehmen, und sobald das Papstthum in dem früher aristokratischen Geiste der Kirche die Idee der Monarchie herrschend gemacht hatte, so konnte sich ein großer und allgemeiner Kampf nicht mehr zwischen dem Königthum und der Lehnswelt, sondern nur zwischen den beiden jetzt vorherrschenden obersten Institutionen, der geistlichen und weltlichen Monarchie, erheben. Eine solche war die Lage des Abendlandes gegen das Ende des elften Jahrhunderts und eine solche sollte sie ungefähr bis zur Mitte des dreizehnten bleiben. Die geistliche

Macht hatte nur Eine Idee, Einen Mittelpunkt, Einen Repräsentanten, was ihre Kraft ausmachte und ihr, für den Augenblick, den Sieg gab, die weltliche aber mehre, die zwar alle, dem sie beseelenden Geiste nach, sich unter einander ähnlich, in Lage, Größe und Interesse, verschieden und getrennt waren. Das französische Königthum, das im Kampfe gegen das Lehnswesen mit der Kirche verbunden gewesen, das von dieser vielfach begünstigt und unterstützt worden, das überhaupt von einem mehr lokalen nur innerhalb der Grenzen seines besondern Gebietes thätigen Geiste beseelt wurde, wäre zu einer großen Opposition gegen das nach Weltherrschaft strebende Haupt der Hierarchie weder fähig noch geneigt gewesen. Die einzige ihrem Ursprunge nach allgemein weltliche Macht jener Epoche, von der Idee einer Fortsetzung des abendländischen Reiches und der Erbschaft Karl's des Großen begeistert, von unermeßlichen materiellen Mitteln unterstützt, war das deutsche Königthum, dessen Anstrengungen in jenem gewaltigen Kampfe den Charakter der ihm eigenthümlichen Größe ausmachen. Es konnte dem „Könige von St. Denis", wie man zuweilen spottweise im Mittelalter den König von Frankreich nannte, ungeachtet aller persönlichen Streitigkeiten, die er zuweilen mit dem Papste führte, damals nicht in den Sinn kommen, die kirchliche Macht, der er so viel verdankte, bekämpfen zu wollen. Er empörte sich zuweilen gegen sie, ging aber nie so weit, sich als ihren Nebenbuhler zu betrachten. Als dies zwei Jahrhunderte später unter Philipp dem Schönen geschah, war das Papstthum nicht mehr diese allgemeine Alles umfassende Gewalt. Sie war gesunken und die einst so beschränkte der Könige von Frankreich hatte sich erhoben.

Bald nachdem das Papstthum durch Gregor den Siebenten den Repräsentanten der weltlichen Macht in der Person Kaiser Heinrich's IV. gedemüthigt hatte, benutzte es diesen Sieg, um das Abendland zu jenen großen bewaffneten Pilgerfahrten zu erregen, die man die Kreuzzüge nennt. Der in dem Feudalleben zur ersten und nothwendigsten Tugend gewordene körperliche Muth hätte zur Hervorbringung dieser außerordentlichen Begebenheit nicht hingereicht. Die religiöse Begeisterung war der Hebel dieses wunderbaren Ereignisses, wo eine Welt sich in Bewegung setzte, nicht um eine andere zu bezwingen, sondern, und dies war wenigstens die Gesinnung der Mehrzahl, um ein Grab zu erobern, das Grab des Stifters ihres Glaubens, von dessen Geschichte ihr Verstand und ihr Gefühl, von frühster Kindheit an erfüllt gewesen und dessen Verehrung den innersten Gedanken ihres Lebens ausmachte.

Wenn man den dunkeln und beschränkten Wirkungskreis des Papstthums im neunten und zehnten Jahrhundert mit der erhabenen, Alles überschauenden und Alles umfassenden Stellung vergleicht, die dasselbe in der letzten Hälfte des elften einnimmt, so erstaunt man über ein so rasches Wachsthum, von dem die Geschichte kein ähnliches Beispiel bietet. Der Grund dieser überraschenden Erscheinung lag theils in der Organisation dieser theokratischen Gewalt selbst, theils in der Lage und Gesinnung der damaligen Welt. Das Papstthum war bei den Ansprüchen, die es von jeher, seitdem es in der Geschichte erscheint, auf eine der übrigen christlichen Hierarchie überlegene Würde gemacht, durch seine Entfernung von den großen, auf den Trümmern des römischen Reiches errichteten Monarchien begünstigt worden. Die byzantinischen, fränkischen, gothischen Höfe lagen alle weit außerhalb seines Gesichtskreises. Gegen die Longobarden hatten sich die Päpste mit Hülfe der Franken, gegen die Byzantiner mit der der deutschen Kaiser gewehrt, gegen die Araber in ihren eigenen Mitteln die Kraft des Widerstandes gefunden. Dann war ihnen der Umstand besonders günstig, daß ihr Sitz auf dem durch seine Erinnerung denkwürdigsten, in der Gegenwart aber thatenlosesten, gewissermaßen neutralen Boden errichtet war. In der schwankenden, wechselnden, unentschiedenen Lage Italiens während so vieler Jahrhunderte hatte das Papstthum Zeit gehabt, tiefe Wurzeln zu schlagen und war bei seinem Streben, sich auszubreiten, nur selten auf einen bedeutenden innern Widerstand gestoßen, den es gewöhnlich mit äußerer Hülfe überwand. Die christliche Kirche, die, der wilden gewaltthätigen, auf Krieg und Zerstörung gerichteten Feudalwelt gegenüber, untergehen oder sich zu einer festen Gestalt unter einem einzigen, Alles leitenden Oberhaupte vereinigen mußte, konnte diese Einheit nur im römischen Bischofe finden. Mitten in der allgemeinen Zerstörung, in der Kaiser, Senat, Legionen untergegangen, hatte sich die schon unter der Herrschaft des Heidenthums gekannte, unter den christlichen Imperatoren gestiegene, von der gesammten Kirche, wenn auch nicht mit allgemeiner Macht, doch mit allgemeiner Hoheit ausgestattete Autorität des römischen Bischofes gebildet. Die Gewalt dieser mit ihren Traditionen an die Wiege des Christenthums selbst reichenden Würde war zuweilen gesunken, ihre Ausübung gehindert, ihre Befehle unerfüllt geblieben, ihre ideale Seite aber, die Ansprüche, die sie machte, die Rechte, die sie, vermöge ihres Ursprunges sich beilegte, waren im Ganzen unangetastet geblieben. Hatte nicht der heilige Remigius den König Klodwig in Reims auf die Vollmacht hin gesalbt, die ihm, so glaubte es

wenigstens das Mittelalter, der Papst Hormisdas gesandt? War England nicht durch die Bemühungen Papst Gregor's des Großen bekehrt worden? Die germanische Welt bildete damals noch ein Ganzes. Die Sachsen an der Themse, die Franken an der Seine und die Longobarden am Po verstanden sich damals noch unter einander und mit ihren Stammgenossen in Deutschland. Wie sehr mußte nicht überall der Name des römischen Bischofes durch jene That, die Bekehrung des großen angelsächsischen Stammes verbreitet worden sein? Später hatte der Apostel Deutschlands, der heilige Bonifacius, den Papst als seinen unumschränkten Oberherrn anerkannt, sich überall als seinen Arm, als ein vom Hauche des römischen Bischofes belebtes Werkzeug hingestellt. Pipin hatte die Königs-, Karl der Große die Kaiserkrone vom Papste empfangen. Die Missionarien, die das Christenthum an der Nord- und Ostsee und in Skandinavien verkündigten, hatten immer den römischen Bischof als den obersten Hirten der Heerde Christi, als den Stellvertreter der Gottheit selbst kennen gelehrt. Der Name des alten Roms, durch die Triumphe so vieler Jahrhunderte und durch die gewaltige Erschütterung, die sein Sturz verursachte, bis an die entferntesten Grenzen getragen, hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Ehrfurcht vor der neuen Größe, die sich auf demselben Boden erhob, zu vermehren. Die Dea Roma, die einst im blutigen Waffenschmucke die Nationen besiegt, war im allgemeinen Götterbrande der alten Welt mit verschwunden. Kaum waren jene Flammen verglüht, kaum hatte sich der Rauch, der sie begleitet, verzogen, so sah das erstaunte Auge der nordischen Völker, noch immer nach jenem alten Mittelpunkte der Macht und des Ruhmes gerichtet, an der Stätte, wo sonst die kriegerische Jungfrau, mit Helm und Lanze bewaffnet, gewaltet, einen heiligen Greis, einen Hirtenstab und ein Kreuz in der Hand, aus dessen Munde nicht der Ruf des Mordes und der Verwüstung, sondern Worte des Friedens und des Trostes erklangen, der seinen Arm nicht drohend, sondern segnend über alle Länder vom Aufgang bis zum Niedergang erhob und der die von so langen und furchtbaren Kämpfen erschöpfte Welt an einen gemeinsamen Born der Ruhe und der Hoffnung lud. Statt der Wölfin, die zu den Füßen der Göttin gelegen und deren drohende Stimme einst bis zu den einsamsten Küsten und bis in die dunkelsten Wälder des Nordens erklungen, stand an der Seite des Greises ein Lamm, sein zartes Haupt von Blute geröthet und mit Palmen gekrönt. Statt des Adlers, der über der Göttin geschwebt und einen Donnerkeil in seinen Krallen getragen, glänzte über der

Greise eine Taube, den Oelzweig im Munde, und neigte sich zu seinem Ohr hinab. — War es ein Wunder, daß eine so erhabene Gestalt, die als das verkörperte Bild der neuen Religion auftrat, die bei dem allgemeinen Umsturze der antiken Welt allein unversehrt geblieben und die Sprache des alten Roms, die Sprache der Macht und der Herrschaft, welcher die Völker so lange gehorcht hatten, beibehalten, von dem rauhen und kriegerischen, aber ahnungsvollen und empfänglichen Geschlechte der Eroberer und ihren Nachkommen als eine heilige Gewalt verehrt wurde? — Dann lag in der Entwickelung und der Verfassung des Papstthums, wie in der des alten Roms, ein fruchtbarer Keim innerer Größe und äußerer Macht. Dasselbe tritt von dem Augenblicke an, wo es einen allgemeinen Einfluß auszuüben beginnt, ein Moment, den man wol nicht vor Gregor den Großen hinaufsetzen kann, mit dem Anspruch auf allgemeine Herrschaft auf. Seine Formen, seine Gesetzgebung, seine Sprache kündigen eine Macht an, die sich zwar noch nicht überall vollkommen anerkannt sieht, der Nothwendigkeit weichend, sich hier und da scheinbar unterordnet, gleichwohl aber das Gefühl ihrer großen Bestimmung und den Anspruch in sich trägt, für das oberste Tribunal der Erde und das Orakel des menschlichen Geschlechts zu gelten. Seine früheste Zeit, bevor es als eine Macht in der Welt auftritt, ist, wie die des antiken Staates, mit Wundern erfüllt, die sich an das Leben der Gottheit und seine Erscheinung unter den Menschen anschließen. Seine innern Einrichtungen, sobald es zu einer größern Wirksamkeit gelangt, bieten insofern eine Aehnlichkeit mit denen des alten Roms dar, daß sie, ohne ihren Geist und Charakter wesentlich zu verändern, sich bis in das Unendliche erweitern ließen. Die Verfassung der römischen Republik und der römischen Kirche waren ebenso gut auf eine Stadt und ihr Gebiet, wie auf den ganzen Erdkreis anwendbar.

Der Zustand der bürgerlichen und geistlichen Gesellschaft des Abendlandes im elften Jahrhundert rief eine große Reform als ein unabweisliches Bedürfniß hervor. Eine solche konnte aber, dem Geiste jener Zeit gemäß und nach den Ueberlieferungen, die ihr geworden, nur von der Kirche, und in dieser selbst wiederum nur von ihrem allgemein anerkannten Haupte, dem Papste, ausgehen. Die politische Organisation dieser Epoche war, das letzte Resultat der Eroberung, durch Gewalt gegründet worden und konnte nur durch Gewalt erhalten werden. Die Menschen, hohe und niedere, so sehr sie auch sonst unter einander verschieden sein mochten, boten doch die gemeinschaftliche Aehnlichkeit dar, daß sie sich alle in engen

Kreisen bewegten und die Einen, so zu sagen, immer auf den Köpfen der Andern einherschritten. Das ganze Geschick des Menschen hing von dem körperlichen Faktum seiner Geburt und seines Besitzes ab, ohne daß Wahl, Freiheit, Bewußtsein, kurz irgend eine sittliche Kraft hierbei eines gebührenden Einflusses genossen hätten. Das menschliche Dasein war durch das Lehnssystem auf eine in der Geschichte beispiellose Art materialisirt worden. Die Kirche, die diesem Zustande ein geistiges und höheres Gegengewicht halten sollte, ihre eigentliche Bestimmung zu allen Zeiten, war zu deren Erfüllung, in der Epoche von Karl's des Großen Tode bis zur Mitte des elften Jahrhunderts, vielleicht unfähiger als je gewesen. Sie hatte sich, so weit dies ihre besondere Natur und Organisation erlaubt, ebenso sehr wie der Staat materialisirt. Die Bischöfe und Aebte waren zu Fürsten, zu Hofleuten der Könige, selbst zu Kriegern geworden, und gefielen sich mehr in den Rechten, die ihnen ihre Stellung als Mitglieder des souverainen Herrenstandes verlieh, als in den Pflichten, die ihnen ihre geistlichen Aemter auflegten. Der niedere Klerus war zu dem höhern fast in das Verhältniß der Hörigen zu ihren Herren herabgesunken und entschädigte sich dafür durch eine zügellose Freiheit in seinen besondern Verhältnissen. Ein Theil der hohen, ein sehr großer Theil der niedern Geistlichkeit in Frankreich war verheirathet. In der einzigen Bretagne gab es im Anfange des elften Jahrhunderts vier verheirathete Bischöfe, die ihre Söhne wiederum zu Priestern weihen ließen *). Der Bischof von Dole in Burgund plünderte die Schätze seiner Kirche, um seine Töchter auszustatten **). Die Frauen der Pfarrer und Vikarien nahmen öffentlich den Rang und Charakter ihrer Männer an. In der ganzen Normandie war es Sitte geworden, daß die Priester sich verheiratheten, Söhne und Töchter zeugten, den erstern ihre Kirchen nach Erbrecht hinterließen, und letztern, wenn es ihnen an einer Aussteuer gebrach, eine Kirche hierzu gaben. (Per totam Normanniam hoc erat ut presbyteri publice uxores ducerent, filios et filias procrearent, quibus hereditatis jure ecclesias relinquerent, et filias suas nuptui traductas, si alia deesset possessio, ecclesiam darent in dotem.) — In einem solchen Staate und einer solchen Kirche hätte die ideale und sittliche Richtung der modernen Civilisation, der besondre Charakter des europäischen Lebens sich nicht nur nicht entwickeln können, sondern, was hiervon vorhanden war, zu

*) Daru Hist de Bretagne I. 303.

**) Lettres du clergé de Cambrai et de Noyon A. D. 1076 in Mabillon.

Grunde gehen müssen, wäre nicht eine oberste Macht wie das Papstthum vorhanden gewesen, deren Ansprüche auf eine höchste unbegrenzte Gewalt, in einer solchen Zeit des Verfalles und der Auflösung, von einer Welt, die nicht rettungslos untergehen wollte, anerkannt wurden. Gregor VII. hatte, wie andere große Männer in andern Sphären, sowohl seine Stellung als die Bedürfnisse seiner Epoche und die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel wohl begriffen und mit einer dieser Einsicht angemessenen Kraft zu handeln verstanden. Er war der große Reformator des Mittelalters, der, was die folgerechte Entwickelung jener Zeit zu hemmen drohte, zu vertilgen, und was ihr Noth that, ihr zu verleihen wußte. Indem er die von jeher, aber immer vergeblich geforderte Ehelosigkeit der Priester als eine Bedingung ihres Standes hinstellte und mit rücksichtsloser Strenge betrieb, riß er den Klerus aus den Banden des damaligen Staates, die ihn zu erdrücken drohten — indem er alle Bischöfe der Christenheit, ohne Rücksicht auf ihre besondern Rechte, zu seinen Vikarien erklärte, die er absetzen und wieder aufnehmen konnte, beschränkte er ihre unmäßige Gewalt über die niedere Geistlichkeit. Durch das Recht, das er seinen Legaten beilegte, die Bischöfe, selbst wenn diese ihnen an Rang in der Kirche überlegen waren, zu richten und zu entsetzen, gab er der päpstlichen Macht einen überall gegenwärtigen, von den Hindernissen der hierarchischen Einrichtungen befreiten Einfluß, und indem er die Berufung von den Entscheidungen der einzelnen Kirchen und geistlichen Würdenträger als ein allgemeines Recht aller Christen hinstellte, machte er das Papstthum von einem mehr oder weniger idealen Oberhaupte, das es früher gewesen, zum wirklichen und thätigen Mittelpunkte des ganzen kirchlichen Lebens. Wie sehr man auch die Berechtigung des Papstthums zur Annahme einer solchen Diktatur bestreiten mag, so geht doch aus dem Beifalle, den die Ideen Gregor's VII. in der Masse des damaligen Volkes fanden, von selbst hervor, wie nothwendig und zeitgemäß sie gewesen sind. Gregor legte den letzten Stein an das Gebäude der päpstlichen Monarchie, an dem lange gearbeitet worden, zu dessen Vollendung es aber eines so gewaltigen Werkmeisters, wie er war, bedurfte. Wie immer, wenn eine einzige, Alles überragende Macht sich erhebt, die einzelnen zu ihr gehörigen Stellungen an Kraft und Bedeutung verlieren, so geschah es auch diesmal, die unumschränkte Gewalt des Papstthums setzte die der alten geistlichen Aristokratie bedeutend herab. Die Bischöfe verloren wesentlich von ihrer frühern Größe. Dagegen erhob sich seit Gregor das Klosterwesen und die Be-

deutung der Mönche zu einer früher unbekannten Höhe. Wenige Jahre nach ihm predigt ein Einsiedler den ersten Kreuzzug; ein Mönch, der heilige Bernhard, ist zwei Generationen nach Gregor die erste Alles bewegende Gestalt seiner Zeit und Urheber des zweiten Kreuzzuges. Wenige Jahre nach Gregor's VII. Tode stiftet der heilige Bruno die Karthause von Grenoble und zwanzig Jahre nach ihm wird das große Kloster von Citeau bei Dijon errichtet, Fundationen, die auf das französische Mittelalter einen tief gehenden Einfluß ausgeübt haben. Das theokratische Regiment der katholischen Kirche bekommt durch diesen Papst einen noch mehr monastischen Charakter als früher, und diese Richtung steigert sich fortwährend bis zum dreizehnten Jahrhundert, wo das Mönchswesen der Kern der Kirche selbst wird, ein Tempel in dem Tempel, wie das Haus der heiligen Jungfrau in der Kirche von Loretto.

Der Sieg Gregor's VII. über die ihm widerstrebenden weltlichen Mächte seiner Zeit war ihm nur durch die Annahme der Diktatur in der Kirche möglich geworden, dann aber wurde diese durch jenen befestigt, denn ohne die Unterwerfung der Fürsten würden die Bischöfe und Weltgeistlichen sich schwerlich den sie beschränkenden und ihre Würde und Freiheit verringernden Ansprüchen des Papstthums auf die Dauer unterworfen haben. Die Kühnheit Gregor's zeigt sich überhaupt mehr in der Art, wie er in der Geistlichkeit gewissermaßen gegen die Glieder seines eigenen Körpers verfuhr und ihr ganzes Dasein auf sich, als das Haupt, zurückzuführen wußte, als in seinen Angriffen gegen die weltlichen Machthaber. Das Außerordentliche im Geiste und Charakter dieses Papstes war nicht sowol sein Kampf gegen einige große weltliche Fürsten, selbst nicht seine geistlichen Reformen, als historische Thatsachen betrachtet, als vielmehr die Kraft und Aufopferung, mit der er die sittliche Idee des Christenthums, unter der in jener Zeit einzig möglichen und damals nothwendigen Form, zur Herrschaft über eine wilde, schrankenlose und widerstrebende Außenwelt zu bringen verstanden hat.

Fünftes Kapitel.

Philipp I., der Sohn Heinrich's und Enkel Robert's, regierte achtundvierzig Jahre (1060—1108) und war Zeuge dreier großen Begebenheiten: der Eroberung Englands durch die Normänner, des Kampfes der geistlichen und weltlichen Macht in den Personen Papst Gregor's VII. und Kaiser Heinrich's IV. und des ersten Kreuzzuges, ohne an denselben den entferntesten Antheil zu nehmen. Wilhelm der Eroberer war sein Lehnsmann und es hätte seine natürliche Sorge sein müssen, denselben nicht zu groß werden zu lassen, er scheint aber der Vermehrung seiner Macht nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt zu haben. Ebenso ruhig hatte er den deutschen Kaiser seine Herrschaft über Flandern, Brabant und Lothringen befestigen lassen, ohne den dortigen Fürsten zu Hülfe zu eilen. An dem Kreuzzuge hätte er vielleicht, wie sein Bruder Hugo von Vermandois, persönlich Theil genommen, allein er hatte Bertrade, die Frau des Grafen von Anjou, ihrem Gatten geraubt, sich mit ihr verbunden und war dafür vom Papste von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden. Erschreckt über die einsame, hülflose Lage, in welche ihn die Exkommunikation versetzte, trennte er sich von seiner Freundin, nahm sie aber wieder zu sich und ward von derselben Strafe getroffen. Dieses Verhältniß beunruhigte ihn viele Jahre hindurch und erst gegen das Ende seiner Regierung söhnte er sich mit der geistlichen Macht aus. Es ist ein besonderer Zug im Charakter der frühern kapetingischen Könige, daß sie, sich auf die Kirche stützend und ihr wiederum Beistand leistend, gleichwohl aus Leidenschaft für Frauen sich zuweilen mit ihr überwerfen. Als Könige sind sie mit ihr in fast ungestörtem Bunde, als Menschen der Feudalwelt, die keine Schranke anerkennen wollen, gerathen sie mit ihr in Streit. — Philipp I. hatte seine Jugend, wie sein Vater und Großvater gethan, in einer Menge kleiner Kriege gegen seine unruhigen Vasallen, nicht ohne Ruhm, obwohl ohne besondern Erfolg zugebracht. Als gegen das Ende seines Lebens der Eifer für die Befreiung des heiligen Grabes, besonders in Frankreich, die Gemüther mit einer Kraft ergriff, die den Charakter einer individuellen Leidenschaft an sich trug, so ward er, wie

es Allen denen ergeht, die von dem herrschenden Gedanken einer Zeit nicht mit bewegt werden, in seinem eigenen Lande vergessen und übersehen. — Hugo Kapet, Robert, Heinrich und Philipp hatten, so verschieden auch ihre Persönlichkeit gewesen, ein im Ganzen durchaus ähnliches Dasein geführt. Sie sahen sich selbst und wurden auch so von ihren Lehnsmännern als die Erben eines großen Theiles des karolingischen Reiches, als die Oberhäupter des Landes zwischen den Pyrenäen und der Rhone, dem Ocean und dem Mittelmeer angesehen. Obgleich sich ihre unmittelbare Herrschaft nur über das Herzogthum Frankreich, das Land zwischen der Loire, Seine, Oise und Marne, und auch hier nur mit vielen Unterbrechungen erstreckte, obgleich es Herzöge der Normandie, von Burgund und Aquitanien, Grafen von Toulouse, Champagne und Flandern gab, so war doch immer, obgleich allerdings dunkel und schwankend, die Vorstellung von einem Frankreich vorhanden, das man sich aus allen diesen Landestheilen zusammengesetzt, unter der Oberhoheit des Fürsten dachte, der die Rechte der Merowinger und Karolinger geerbt hatte, und es wurden, aller Unterschiede ungeachtet, welche z. B. die „Franci" in den Chroniken so oft den „Provinciales" oder die Nordfranzosen den Südfranzosen gegenüberstellen, dennoch die Bewohner aller einzelnen Provinzen als Eine Nation unter demselben Namen gedacht. Der Gedanke dieser Totalität sowohl in Bezug auf das Territorium als die Bevölkerung war, obgleich in der Wirklichkeit ohne durchgreifenden Einfluß, nie ganz aus dem Gefühle der Völker verschwunden. Wenn nun diese Ideen in der Masse lebten und von den Großen dem Princip nach anerkannt wurden, um wie viel mehr mußte nicht das Streben, diesen Vorstellungen eine höhere Bedeutung zu geben, in den Königen selbst erwachen! Hier aber trat im kapetingischen Königthume ein lange unaufgelöster Widerspruch hervor. Sobald es diese Ideen in der Wirklichkeit durchführen wollte, sobald es den Schatten dieser Suprematie durch irgend eine allgemeine Ausführung seines Willens zu beleben gedachte, so stieß es auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Herzöge und Grafen hatten sich bei der Krönung des Königs versammelt, vor ihm das Knie gebeugt, sich für seine „Leute" erklärt, aber sobald er ihre Unterstützung im Kriege verlangte, sobald er denen, welche sich um Hülfe gegen sie an ihn als den allgemeinen Oberherrn wandten, zu ihrem Recht verhelfen wollte, so blieben seine Befehle und Urtheile unausgeführt und die Erwähnung seiner Würde, die Berufung auf seinen Namen verhallten, ohne ein Echo zu finden, das ihnen antwortete. Auf der andern Seite bedurften

die großen Lehnsherren zu ihrer eigenen Sicherheit eines allgemeinen Oberhauptes, die Herzoge und Grafen konnten nicht als vollkommen selbstständige Souveraine auftreten. Sie imponirten ihren eigenen Lehnsmännern durch das Verhältniß, in dem sie zu einem Höhern standen, der ihre Rechte anerkannt und sie zu schützen versprochen hatte. Es lag dies in den Vorstellungen des Mittelalters, in den an seinen Ursprung, die germanische Eroberung, reichenden Verhältnissen nothwendig begründet. Die pyramidalische Gestalt des Lehnssystems bedurfte einer Spitze. Diese selbst konnte nur im Norden Frankreichs gefunden werden, wo einst das siegreiche Volk der Franken sich vorzugsweise niedergelassen, von wo es seine Oberherrschaft ausgebreitet hatte, wo Klodwig und Karl der Große gewaltet, wo Robert der Starke, Hugo der Große und Hugo Kapet als die Tapfersten unter den Tapfern sich in in- und auswärtigen Kriegen hervorgethan hatten. Das Lehnswesen war keine Konföderation ursprünglich Gleicher, wie es deren mehre in ältern und neuern Zeiten gegeben. Die Idee einer Cession, von einem obersten Haupte ausgegangen, einer von Hause aus Alles überragenden Stellung, hatte sich seit der Eroberung nie verloren und dies ist der Grund, warum z. B. die Herzöge der Normandie, die schon vor der Eroberung Englands wenigstens ebenso mächtig als die Könige von Frankreich gewesen, oder die Grafen von Toulouse, die im elften Jahrhundert reicher als die Könige waren, doch nie auf vollkommene Unabhängigkeit oder den Königstitel Anspruch gemacht hatten. Es lag dies außer den herrschenden Vorstellungen und wäre eine moralische Unmöglichkeit gewesen. Es war noch in Jedermanns Gedächtniß, daß Karl der Einfältige die Normandie als ein Lehen des Königs der Franken verliehen, daß diese einst den Süden erobert hatten und ihre Könige die Territorialfürsten, die ihn besaßen, erst zu solchen geschaffen hatten. Sobald die Kapetinger einmal den Thron bestiegen hatten, so dachten sie sich nicht nur als die obersten Herren der Monarchie der Franken, sondern wurden in der Vorstellung auch von Andern dafür genommen, sobald sie aber diese allgemeine ideale Macht geltend machen wollten, sahen sie sich überall verlassen oder zurückgestoßen. Dieser Widerspruch erklärt noch mehr als die beschränkte, in dem Boden der damaligen kirchlichen und feudalen Welt befangene Persönlichkeit der ersten Kapetinger ihre Unthätigkeit und Mittelmäßigkeit und die Art Helldunkels, die über ihren Regierungen und Personen ruht. Ihre Lage war keine entschiedene. Es wurden ihnen auf der einen Seite gewisse ideale Rechte zugestanden, die weit über ihre wirkliche Macht

hinausgingen, auf der andern aber deren Ausübung in die engsten Grenzen eingeschlossen oder vielmehr ganz unmöglich gemacht. Die einzige Möglichkeit, ihren Ansprüchen einige Erfüllung zu geben und ihre Stellung mit ihrem Namen in Uebereinstimmung zu bringen, war, sich in ihren eigenen Domainen, in dem alten Herzogthum Frankreich, in den ihnen unmittelbar unterworfenen Ländern zu wirklichen Herren zu machen und, bei sich befestigt, ihre Macht auf ihre großen Lehnsmänner und das ihnen dem Namen nach unterworfene Reich allmälig auszudehnen. Dieses Mittel, ihre wirkliche Macht zu vermehren, hatten die ersten Nachfolger Hugo Kapet's großentheils vernachlässigt. Sie übten auf ihre Vasallen an der Loire und Marne, ja selbst auf die in den nächsten Umgebungen ihrer Hauptstadt, nicht viel mehr Einfluß als auf die an der Garonne und Rhone aus. Die Anhöhen in der Nähe von Paris, die Ufer der Seine, die Wälder von Soissons und Laon, kurz alle Theile der alten Media Francia, waren von festen Thürmen und Schlössern erfüllt, deren Besitzer sich theils unter einander bekriegten, theils die Klöster und Abteien überfielen, die reisenden Kaufleute plünderten und sich an die Befehle des Königs nur dann kehrten, wenn dieselben mit ihrem eigenen Vortheile übereinstimmten, oder wenn sie von einer Macht unterstützt wurden, der sie für den Augenblick nicht widerstehen konnten. In solchen Fällen unterwarfen sie sich für eine kurze Zeit, begannen aber ihre kleinen Kriege und Räubereien, ihr ganzes gesetzloses Leben sogleich von Neuem, sobald die Könige anderswo beschäftigt waren oder von ihren Vasallen verlassen wurden. Die Hoheit der Könige von Frankreich war selbst in ihren unmittelbaren Erblanden eine zu nominelle und nur äußerlich anerkannte, als daß sie in den meisten Fällen ihre Lehnsmänner zur Befolgung ihrer Rechte und Gesetze hätten zwingen können. Hätte dieser schwankende Zustand, diese ungewissen Verhältnisse noch länger fortgedauert, hätten die kapetingischen Könige sich damit begnügt, bei ihrer Krönung oder andern feierlichen Gelegenheiten die Huldigungen ihrer Vasallen entgegenzunehmen, auf Jagden und in kleinen Kriegen, nach Art der Feudalherren, durch körperliche Geschicklichkeit oder persönlichen Muth zu glänzen, hätten sie nie daran gedacht, auf ihrem eigenen Gebiete festen Fuß zu fassen, so wäre es ihnen und noch viel schneller wie den Merowingern und Karolingern ergangen, da ihre Herrschaft keines der festen und starken Elemente in sich trug, die im Dasein jener beiden Dynastien das Werk der Zerstörung und des Verfalles so lange aufgehalten hatten. Die Idee des Rechts lebte im Mittelalter, in den von der

Natur der Dinge damals geschaffenen Verhältnissen, im Gemüthe derer, die zum Herrenstande gehörten oder wenigstens persönlich frei waren, ebenso lebendig wie unter den Menschen neuerer Zeiten. Aber die Mittel, die diese Idee anwandte, sich geltend zu machen, und die aus dem Faktum einer Territorialeroberung und den auf sie begründeten Verhältnissen hervorgegangen, waren großentheils der Vernunft widersprechend und die sittliche Natur des Menschen erniedrigend. Sie waren alle auf Gewalt und physische Uebermacht berechnet. Die Religion stand als die einzige wahrhaft moralische Macht da, aber auch sie war genöthigt, die äußere materielle Ueberlegenheit zur Ausführung ihrer Ideen zu Hülfe zu nehmen. Sie hatte die wunderbare Gabe, durch sich selbst, wie in den ersten Zeiten des Christenthums zu wirken, früh verloren. Der Gedanke des Rechts aber an und für sich, die Vorstellung z. B. von der Macht der Kirche, der dem Herrn zu leistenden Treue, des Schutzes, den dieser dem Vasallen zu leisten verpflichtet, erhielt sich in den Gemüthern um so lebendiger, da diese Grundsätze in engen Kreisen wirkten, nur die äußern Verhältnisse, in denen sie sich verkörperten, widersprachen ihnen fast immer. Das Mittelalter war überhaupt eine Welt von Widersprüchen und wäre, ohne den konsequenten und systematischen Einfluß des Katholicismus, ein unentwickeltes Chaos geblieben. Die Idee von dem Rechte des Königthums z. B. lebte in jener Zeit ebenfalls, so beschränkt auch ihre Verwirklichung erscheinen mag. Es fiel keinem der großen Vasallen der kapetingischen Könige ein, sich, wie Aehnliches so oft in andern Zeiten geschehen, von ihnen vollkommen unabhängig zu erklären, auf der andern Seite aber verlangte der Zustand jener Epoche, daß diese Idee beständig realisirt und von einem starken Arme getragen wurde, sonst erblaßte und verschwand sie, oder wurde auf eine andere Macht, eine andere Person übergetragen, wie dies Childerich III. und Karl von Lothringen erfahren hatten. Dies wäre auch ohne Zweifel das Schicksal der Kapetinger gewesen, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, die Ausübung ihrer Gewalt in ihren Erbländern auf eine feste Grundlage zu stellen und von dort aus ihren Einfluß über ihre entferntern Vasallen zu verbreiten. Unter Philipp's I. Regierung besonders war das Königthum geschwächt worden. Hatte er nicht viele Jahre außer der Kirchengemeinschaft zugebracht, dadurch in den Augen jener Zeit beklagenswerther als der niedrigste seiner Diener erscheinend, hatte er nicht, wie die übrigen Feudalherren, sein Leben ohne Plan und Ziel n kleinen Fehden, mit den Freuden der Jagd, dem Genusse der Tafel zugebracht, während er als König

bei den großen Begebenheiten jener Zeit, der Eroberung Englands und dem ersten Kreuzzuge vollkommen gleichgültig geblieben? — Dem französischen Königthume war aber eine zu große Zukunft verheißen, seine eigenthümliche Lage selbst, in der Mitte eines von zwei Meeren, den Alpen und Pyrenäen eingeschlossenen, zu einer großen Einheit von Hause aus geeigneten Landes, bestimmt das Herz desselben zu werden, war zu vortheilhaft, als daß diese günstigen Umstände in ihm nicht einen kräftigen Träger erweckt hätten, gemacht, die große Bahn, auf der dasselbe wandeln sollte, zu eröffnen. Ein solcher erhob sich in dem Sohne Philipp's, der als König Ludwig VI. oder der Dicke genannt wird.

Während Philipp's Exkommunikation hatte sein ältester Sohn, obgleich kaum dem Knabenalter entwachsen, schon angefangen, eine Vorstellung von dem zu geben, was er später als Mann und König zu leisten im Stande sein würde. In der Seele seines Vaters hatten, nach seiner Aussöhnung mit der Kirche, bange Zweifel über sein Geschick in einer andern Welt und tiefe Reue über seine frühern Frevel, wie fast bei allen Feudalherren, wenn die Schatten des Lebens wuchsen und die letzte Nacht am Horizont heraufkam, die Stelle verachtenden Trotzes und rücksichtsloser Gewaltthätigkeit eingenommen. Es gab überhaupt im Mittelalter selten im Bösen so verhärtete Naturen, wie im Orient und im Alterthum, in denen nicht, wenigstens im Alter, das Gewissen erwacht wäre und sie zu größerer Milde und Gerechtigkeit, zu Buße und Wiedergutmachung veranlaßt hätte. Der Einfluß einer ihrem Wesen nach durchaus sittlichen Religion, die Drohungen und Verheißungen, mit denen sie ausgerüstet war, ihre Allgegenwart in den zahllosen Monumenten, die sie errichtet, und den Dienern, die sie überall repräsentirten, mochten allerdings zu dieser so häufig eintretenden innern Umwandlung des gewaltthätigsten Sinnes das Meiste beitragen, die kindliche und unentwickelte Gesinnung jener Zeit, die sich dem Bösen mehr von einer überkräftigen Natur entflammt, als mit Ueberlegung und freier Wahl, aus innerer Verworfenheit hingab, muß ebenfalls in Anschlag gebracht werden. Man findet z. B. nicht, daß die Tyrannen Roms bei höherm Alter die Fehler ihrer Jugend wieder gut zu machen versucht hätten, wohl aber oft, daß sie, wie z. B. Tiberius, noch schlimmer wurden. Dasselbe erscheint in den Despoten des Orients, deren verderbter Sinn mit dem Alter gewöhnlich noch tiefer zu sinken beginnt. Der Mensch des Mittelalters dagegen, der sonst keine sinnliche Macht gefürchtet und für den verkörperten Ausdruck des Heroismus gelten

kann, wurde von den Schatten einer andern Welt mit das Innerste durchzitternden Schauern ergriffen, eine dem Alterthume und dem Orient unbekannte Stimmung, die nicht einzig aus dem Einflusse des Christenthums, sondern auch aus der tiefern Anlage des germanischen Charakters erklärt werden muß, dem eine höhere sittliche Anlage eingeboren war und der das Bewußtsein über sich selbst nie ganz verlieren konnte. — — Derselbe Philipp, der in seiner Jugend nur durch ein Wunder, wie die Chroniken erzählen, abgehalten worden, die Schätze der Abtei von St. Germain des Prés, die sich dicht neben seiner Hauptstadt erhebend, seinem besondern Schutze empfohlen war, zu plündern, der seinen Begierden nichts versagt und sein Leben in der Fülle aller sinnlichen Genüsse verbraust hatte, stand auf dem Punkte, in ein Kloster zu gehen und seine Tage im strengen Orden von Kluny zu beschließen. Das Beispiel Heinrich's IV. von Deutschland stand vor seiner Seele, gegen den, von der Kirche geächtet, sein eigener Sohn sich erhoben und dessen Leichnam keine Ruhestätte in geweihtem Boden gefunden hatte. — In diesen letzten düstern Jahren Philipp's I. war sein Sohn Ludwig dem Wesen nach König gewesen und hatte angefangen, den Trotz und die Wildheit seiner Vasallen zu brechen und den ersten Grund zu einer regelmäßigen Entfaltung der königlichen Macht zu legen. Als er die Krone geerbt, steigerte sich seine politische und kriegerische Thätigkeit noch, und sein Geschichtschreiber Suger, der Abt von St. Denis, sein Freund und der Erzieher und Minister seines Sohnes, erzählt, mit welchem Nachdrucke er die ihm unmittelbar unterworfenen Vasallen in Ile de France bekämpft, wie er ihre Burgen zerstört, sie zur Unterwerfung gezwungen und sich bei diesen Unternehmungen von keiner Schwierigkeit, weder von der Festigkeit ihrer Schlösser, noch der Unwegsamkeit der Straßen oder seinen oft geringen Streitkräften aufhalten ließ. Er eilte, unter beständigen Kämpfen gegen seine widerspenstigen Lehnsmänner, von einer Grenze seines Landes zur andern und bewies eine so große kriegerische Thätigkeit, daß ihn sein Zeitalter den „Kämpfer" (le batailleur) oder den „immer Wachen" (l'eveillé) genannt hat. Er gründete, indem er die größern seiner Barone zwischen Orleans und Laon demüthigte, die innere Macht der Könige von Frankreich, die von ihm an in ihren Erblanden eines gesicherten Einflusses und einer überwiegenden Macht gewiß, ihre Blicke auf die großen Lehnsträger, die ihren Staat auf allen Seiten umgaben, richten, und auch dort eine regelmäßige und bestimmte Anerkennung ihrer Hoheit erwerben konnten. Die Regierung dieses Fürsten spielt in der Ge-

schichte der Entwickelung des französischen Königthums eine so große Rolle, dasselbe erhebt sich unter ihm aus seiner langen Schlafsucht mit so entschiedner Kraft, daß es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick auf jener Epoche zu verweilen und zu sehen, auf welche Art in den einzelnen Fällen Ludwig in seinen Erblanden und außerhalb derselben den königlichen Namen, der bisher fast nur eine hohle Form gewesen, mit Macht und Ruhm erfüllte und seine Bedeutung in der Nähe und Ferne fühlen ließ. Er trug zuerst seine Waffen zur Vertheidigung der Geistlichkeit, von der er in St. Denis erzogen worden, und welcher er sein ganzes Leben hindurch fast ebenso ergeben blieb, wie es einst Hugo Kapet und König Robert gewesen.

Er war aber nicht nur einer der thätigsten, sondern auch einer der wohlgesinntesten Könige jener Zeit. Sein oben erwähnter Biograph sagt ausdrücklich von ihm, daß er nicht nur für die Bedürfnisse der Kirchen sorgte, sondern auch über die Sicherheit der Landleute, der Handwerker und der Armen, was, wie der Abt Suger hinzusetzt, lange vernachlässigt worden, wachte.

Im Jahre 1101 *) (sieben Jahre ehe Ludwig VI. zur Regierung gelangte) entstand zwischen dem ehrwürdigen Adam, Abte von St. Denis, und Bouchard, dem Herrn von Montmorenci, in Bezug auf einige Gefälle, die letzterer an erstern zu entrichten hatte, eine Verschiedenheit der Meinungen, die bald in eine heftige Fehde ausartete. Bouchard ergriff die Waffen wider den Abt, seinen Lehnsherrn, und verwüstete die Besitzungen des Klosters mit Feuer und Schwert. Sobald die Nachricht davon an Ludwig gelangt war, äußerte er den heftigsten Unwillen und ruhte nicht eher, als bis er den aufrührischen Baron gezwungen hatte, zu Poissi, im Schloß König Philipp's, zu erscheinen und sich seinem Urtheil zu unterwerfen. Bouchard wurde verdammt, weigerte sich aber dem über ihn gefällten Erkenntnisse Folge zu leisten und zog sich, ohne daß man ihn, was die französischen Gesetze nicht erlaubt haben würden, gefangen zurückhalten konnte, in seine Besitzungen zurück. Obwohl er also diesmal seine Person gerettet hatte, so empfand er dennoch sehr bald alle Uebel und Drangsale, mit denen die königliche Majestät das Recht hat, den Ungehorsam ihrer Unterthanen zu bestrafen. In der That, der junge Prinz ergriff sogleich die Waffen gegen ihn u. s. w. S. dieser wörtlich übersetzten Stelle aus dem Leben Ludwig's des Dick

*) Vita Ludov. Grossi c. II.

sind nur die Worte: „so empfand er sehr bald alle Uebel und Drangsale, mit denen die königliche Majestät das Recht hat, den Ungehorsam ihrer Unterthanen zu bestrafen" — — von Wichtigkeit. Wir wollen einen Augenblick bei diesem an sich unbedeutenden, aber durch die Zeit, die es charakterisirt, und den Geist, den es athmet, merkwürdigen Faktum verweilen. Ein Lehnsmann des Königs wird verübter Gewaltthätigkeiten wegen an den Hof seines Herrn gerufen und verurtheilt. Er weigert sich zu gehorchen und zieht sich, ohne daß man sich seiner Person zu bemächtigen sucht, zurück, wobei der Geschichtschreiber die Bemerkung macht: daß das Gesetz der Franzosen seine Verhaftung nicht erlaubt hätte — wobei jedoch ergänzt werden muß, daß Bouchard von dem Könige ohne Zweifel ein freies Geleit bekommen hatte, denn ohne ein solches wäre es dem Lehnsherrn sehr wohl erlaubt gewesen, das von den Pares gesprochene Urtheil an dem Vasallen vollziehen zu lassen. Bis hieher bewegt sich Alles in den Formen des Feudalwesens. Die Reflexion Suger's aber, daß Bouchard sehr bald alle die Uebel erfuhr, mit welchen die königliche Majestät das Recht hat, ihre Unterthanen heimzusuchen, gehört einem von der Lehnswelt durchaus verschiedenen Princip an. Das Königthum erscheint hier außerhalb des Feudalnexus. Es beobachtet, indem es sich des aufrührischen Barons nicht sogleich bemächtigt, die Gesetze des Lehnsrechtes, giebt sich den Schein, seine Ideen und Formen anzuerkennen, macht sich aber dann wieder von ihnen los und übt im Namen anderer Grundsätze, vor Allem, und dies ist nicht zu übersehen, in seinem eigenen, im Namen des Königthums, als einer allgemeinen, zur Ertheilung des Schutzes an Bedrängte, zur Aufrechthaltung des Rechts gegen Jedermann befähigten Gewalt, eine allen besondern Stellungen und Verhältnissen unbedingt überlegene Macht aus. — „Die edle Kirche von Reims, erzählt Suger weiter *), sah ihre eigenen Güter und die der von ihr abhängigen Kirchen durch die Tyrannei des sehr tapfern und unruhigen Baron Ebble de Rousi und seines Sohnes Guichard verheert. Die größten Klagen waren gegen diesen durch seine Unerschrockenheit furchtbaren und dabei so verbrecherischen Mann wohl schon hundert Mal vor den König und Herrn Philipp, und ganz neuerdings zwei oder drei Mal vor seinen Sohn gebracht worden. Dieser, von Unwillen erfüllt, versammelt eine kleine Macht von ungefähr siebenhundert Rittern, zieht in größter Eile nach

*) Vita Ludov. Grossi c. V. VI.

Reims, rächt in weniger als zwei Monaten, durch ohne Unterlaß erneuete Kämpfe, die Drangsale, die vorher den Kirchen zugefügt, verheert die Besitzungen des Tyrannen und seiner Verbündeten und breitet überall Brand und Verheerung aus. Eine lobenswürdige Gerechtigkeit, die bewirkte, daß diejenigen, welche Andere bedrängt, jetzt selbst und noch härter bedrängt wurden u. s. w. Der junge Prinz that sich nicht weniger hervor, indem er der Kirche von Orleans den Schutz seiner Waffen lieh ....."

„Durch solche und ähnliche Beweise von Kraft war es, daß der künftige Souverain Frankreichs in der Meinung seiner Unterthanen stieg. Er wirkte mit muthiger Ausdauer, so oft eine Gelegenheit sich bot, für die Verwaltung des Königreiches und die öffentlichen Angelegenheiten, zähmte die Rebellen und unterwarf sich durch alle möglichen Mittel die Schlösser derer, die als Unterdrücker bezeichnet wurden *)." Einige Kapitel weiter, sagt der Biograph: „Ludwig durch Gottes Gnade König der Franzosen geworden, verlor in dieser Stellung nicht die Gewohnheit, die er in seiner Jugend angenommen hatte, die Kirchen zu beschützen, Arme und Unglückliche aufrecht zu halten und über die Vertheidigung und den Frieden des Königreiches zu wachen **)."

Dieser König fuhr mit einer Bewunderung erweckenden Thätigkeit seine ganze Regierung hindurch fort, die in seinen Erblanden wie böse Pflanzen wuchernden Lehnsmänner zu bekämpfen, sie zur Beobachtung seiner Verordnungen zu nöthigen und bei der ersten schicklichen Gelegenheit ihre Schlösser, von wo sie aus ihre Fehden und Räubereien vornahmen und wo sie ihre Beute in Sicherheit brachten, zu zerstören. An keinem der vorhergehenden Kapetinger hatte man, obgleich sie alle persönlich kriegerisch waren, eine so unausgesetzte Bekämpfung dieses, während des Sinkens der königlichen Macht und der zunehmenden Knechtschaft des Volkes, alle sittlichen Bande zerstörenden Individualismus der Feudalwelt als an ihm wahrgenommen. Dem Königthume war von dem besondern Geiste der germanischen Welt eine größere Rolle als im Alterthum angewiesen, wo die herrlichsten Blüthen des Lebens sich unter der Demokratie entwickelt hatten. Es war nächst der Kirche, die nicht ganz der Welt angehörend, sich deshalb auch nicht zu ihrer ausschließenden Leitung eignete, zum vornehmsten Werkzeuge der modernen Gesittung bestimmt. Diese Bestimmung ahnte Ludwig VI.

*) Vita Ludov. Grossi c. VIII.
**) Ibid. XIV.

zuerst unter den Königen seines Hauses, denn man kann nicht wohl sagen, daß er sie begriff, da in seinem lebendigen und kraftvollen Streben, dem Königthume eine höhere Bedeutung zu geben, kein eigentliches System, keine methodische Folge sichtbar wird. Er zerstört nichts Altes durchaus und schafft eigentlich nichts durchaus Neues. Er stützt sich auf die Kirche, als die einzige sittliche Macht jener Zeit und beschränkt überall, so viel er kann, die rohen Auswüchse des Feudalwesens, wobei er durch die Richtung der Vasallen nach der Eroberung des heiligen Grabes unterstützt wurde, begünstigt die keimende Freiheit der Gemeinden, thut dies aber, so zu sagen, gelegentlich nach Zeit und Umständen, verfolgt aber dieses Ziel nicht auf einer bestimmten Bahn, nach denselben Grundsätzen und mit denselben Mitteln. Mit ihm erhebt sich in Frankreich zum ersten Mal die moderne Monarchie mit ihrem unterscheidenden Charakter, dem einer großen, erblichen, Recht und Ordnung erstrebenden höchsten Obrigkeit, die weder, wie in den letzten Zeiten des Alterthums, von den Erinnerungen und dem Schatten der einst herrschenden Demokratie, unter der alles eigentliche Große geschehen, verfolgt, nothwendig in einen schrankenlosen Despotismus ausarten mußte, noch, wie das altgermanische Königthum, sich auf eine heroische, an das Dasein der vergötterten Naturmächte reichende Abkunft stützt, auch nicht der besondern Unterstützung und Anerkennung der Kirche, wie der Staat des frühesten Mittelalters bedarf, sondern auf sich selbst beruhend, ihre Macht in ihrem eigenen Namen ausübend, sich von jeder andern Gewalt unterschieden weiß, dieselben aber alle im Interesse der Gesammtheit beaufsichtigt, zusammenhält, und vor Allem bemüht ist, die Idee des Rechtes, in allen Verhältnissen des öffentlichen und besondern Daseins zu bewahren und zu verwirklichen. Ludwig VI., obgleich noch weit davon entfernt, diese Idee an ihr Ziel zu führen, hat das große Verdienst, ihr die Bahn gebrochen zu haben.

Daß die Bedeutung, die hier diesem Fürsten beigelegt wird, nicht eine willkürlich ersonnene ist, geht, außer aus seiner Geschichte selbst, auch besonders daraus hervor, daß seine Regierung schon von seinen Zeitgenossen ungefähr ebenso aufgefaßt worden *). Suger erzählt: „Damit es endlich klar erscheine, daß die königliche Gewalt nirgends in die engen Grenzen gewisser Oertlichkeiten eingeschlossen sei, geschah es, daß ein gewisser Alard de Guillebaut, ein fähiger

*) Vita Ludov. Grossi c. XIV.

und kluger Redner, von den Grenzen von Berry den König zu finden kam. Er stellte ihm in beredten Ausdrücken die Ansprüche seines Eidams auseinander und bat den Herrn Ludwig demüthig, vermöge seiner höchsten Gewalt, den edeln Baron Aymon, genannt Vair-Vache, Herrn von Bourbon, vor sein Gericht zu fordern, weil er diesem seinem Eidam Gerechtigkeit verweigerte, die anmaßende Kühnheit, mit der dieser Oheim seinen Neffen, den Sohn seines Bruders Archimbald behandle, in Schranken zu halten und durch das Urtheil der Franzosen den Antheil bestimmen zu lassen, der jedem an dem Erbe zukäme. Der Souverain, fürchtend, daß diese Privatkriege für die Bosheit eine Gelegenheit sich zu vergrößern würden, und daß die Armen, durch Drangsale erschöpft, die Strafe des Uebermuthes Anderer trügen, forderte oben genannten Aymon vor sein Gericht. Dies war vergeblich, denn Aymon, der den Urtheilsspruch voraussah, weigerte sich zu erscheinen. Alsbald zog Ludwig, ohne sich weder durch Vergnügen noch Bequemlichkeit aufhalten zu lassen, an der Spitze eines zahlreichen Heeres nach dem Gebiete von Bourges, ging gerade auf Germigny, das wohl befestigte Schloß dieses Aymon, los und griff es mit großer Gewalt an. Aymon, der sich jetzt überzeugte, daß ihm kein Mittel des Widerstandes übrig blieb und der alle Hoffnung, seine Person und sein Schloß zu retten, verloren, sah keinen andern Ausweg, als sich dem Könige zu Füßen zu werfen, was er zu wiederholten Malen zum großen Erstaunen der Zuschauer that. Denn er flehte das Erbarmen des Königs an und übergab sich und sein Schloß dem Willen der königlichen Majestät. Der Herr Ludwig behielt das Schloß, führte Aymon nach Frankreich, um dort gerichtet zu werden, entschied mit ebenso viel Mäßigung als Gerechtigkeit, nach dem Ausspruche der Franzosen, den Streit zwischen dem Oheim und Neffen und beendigte auf diese Art, indem er weder Beschwerden noch Opfer scheute, die Trübsale und Unterdrückungen, die eine Menge von Leuten hatte erdulden müssen. Es wurde ihm in der Folge zur Gewohnheit, häufig, und zwar immer mit derselben Milde, Züge in dieses Land zu thun, um daselbst die Sicherheit der Kirchen und der Armen zu erhalten. Von ihnen allein in diesem Buche zu sprechen, würde den Leser ermüden, wir glauben es deshalb schicklich, uns desselben zu enthalten." — — Suger macht am Ende dieser Erzählung folgende, den damaligen Standpunkt des Königthums und wie rasch es sich erhoben, charakteristische Bemerkung: „Es ist die Pflicht der Könige, mit ihrer mächtigen Hand und vermöge des ihrer Stellung eingebornen Rechtes die Kühnheit der

Tyrannen, die den Staat durch endlose Kriege zerreißen und ihr Vergnügen darein setzen, zu plündern, die Armen zu erdrücken, die Kirchen zu zerstören, niederzuhalten. Denn sie würden sich, wenn man ihnen nicht Schranken setzte, einer Zügellosigkeit überlassen, die sie stets zu neuer Wuth entflammen würde." — In der Darstellung jenes Vorfalles ist es merkwürdig zu sehen, wie ein entfernter, einem der großen Vasallen des Königs unterworfener Lehnsmann sich unmittelbar an diesen, um Hülfe zur Abstellung einer Unbill, wendet, wie rasch und eingreifend Ludwig VI. verfährt, und wie die Unterwerfung des mächtigen Herrn von Bourbon das Erstaunen des Volkes, das den König wol dem Namen nach kennen, von seiner Macht aber bis dahin nie eine Wirkung erfahren haben mochte, erregt. Auch geht aus dieser Erzählung hervor, daß, wiewohl es einen König von Frankreich gab und das ganze Land vom Mittelmeere bis zum Kanale unter seiner Oberhoheit als ein Ganzes gedacht wurde, doch der alte Unterschied, der das eigentliche Land der Franken von der Loire begrenzen ließ, welche Klodwig und seine Nachfolger zwar als Eroberer überschritten, sich aber jenseits derselben nicht niedergelassen, noch fortbestand, denn Ludwig führte Aymon „nach Frankreich," wie es heißt, das ist: nach Ile de France, dem Herzogthume Frankreich, der alten Media Francia, dem Erblande der Kapetinger.

Eine nicht minder wichtige Veränderung als die Erhöhung und Ausdehnung der königliche Macht, die unter dieser Regierung beginnt, ist das zum erstenmal sichtbar werdende und von Erfolg gekrönte Streben eines Theiles der in Nordfrankreich bestehenden Städte sich dem Joche ihrer geistlichen und weltlichen Herren zu entziehen und unter dem Schutze der Krone innerhalb ihrer Mauern eines unabhängigen, von frei gewählten Obrigkeiten geordneten und von willkürlichen Bedrückungen freien Daseins zu genießen. Auf beide Erscheinungen, auf die Vergrößerung des Königthums und die Befreiung der Städte übt der erste Kreuzzug einen bedeutenden, sie begünstigenden Einfluß aus, der hier in seinen wesentlichsten Zügen nachgewiesen werden muß.

Sechstes Kapitel.

Der Islam hatte seine rasche Ausbreitung einmal dem in ihm waltenden Princip der Einheit, dann aber auch dem Charakter und der Verfassung des Volkes, in welchem er entstand, verdankt. Es war in ihm, was in keiner andern Religion der Fall gewesen, die sonst alle entweder den Weg der Ueberzeugung gegen Andersdenkende empfohlen, wie das Christenthum, oder sich überhaupt mehr in sich zu befestigen als auszubreiten geneigt gewesen, wie z. B. das Judenthum, anerkannter und anbefohlner Grundsatz, denselben mit den Waffen in der Hand den Andern aufzuzwingen. Das tapfere feurige Volk der Araber, gerade frei und gesittet genug, um den bisherigen Götzendienst nicht als eine Knechtschaft anzusehen, und zu äußerlich, mit zu wenig Seele begabt, um das Bedürfniß des Christenthums zu fühlen, von entarteten oder sinkenden Nachbarn umgeben, war ein geschicktes Werkzeug für die Plane seines zugleich begeisterten und verschlagenen Propheten gewesen. Das Christenthum, obgleich in den engen Thälern Judäas geboren, verbreitete sich in den drei ersten Jahrhunderten nach seiner Entstehung bis in die nebligen Gebirge Rhätiens und Helvetiens, bis an die Gestade Armorikas und Thules, während es in seiner unmittelbaren Nähe, in Persien und Arabien, nur langsame und geringe Eroberungen machte, die später fast alle wiederum verloren gehen sollten. Der Grund hiervon war, daß es, seinem Wesen nach, vorzüglich auf das beweglichere und zugleich tiefere Gemüth der europäischen Menschheit berechnet war, die, als der neue Glaube erschien, Alles, was sie aus sich selbst entwickeln konnte, wirklich hervorgebracht hatte und das Bedürfniß einer Erneuerung ihres welkenden und einer Ergänzung ihres gebrochenen Daseins fühlte. Die dem Christenthum eigenthümliche Vereinigung von Idealität und Natürlichkeit, von Hoheit und Einfalt, von einer Spekulation, welche die ganze innere Unendlichkeit des Menschen umfaßt und dann wieder die unscheinbarsten Einzelnheiten seines sittlichen Daseins leitet und auf dessen Führung einen unermeßlichen Werth legt, die Art, wie dasselbe die irdische und himmlische Bestimmung des Menschen, seine moralische und sinnliche Natur als ein Ganzes behandelt,

stieß den Orientalen zurück, in dessen Seele jene Gegensätze getrennt und vereinzelt wirken, oder, wenn sie sich in ihr vereinigen, wie dies im Mahomedanismus geschieht, ihre besondre Natur verlieren und in der Unterwerfung unter ein äußeres Gesetz, wie in einem Abgrunde, untergehen. Der Islam trat, wie seine rasche und stürmische Ausbreitung beweist, als eine der innern Stimmung und den äußern Gewohnheiten des Morgenlandes gemäße Lehre auf und wurde durch die vollkommene Uebereinstimmung zwischen seinen Forderungen und dem Charakter derer, an die sie gemacht wurden, der nationalste Glaube, aber auch nichts als dieser, der jemals erschienen ist. Die Gegner des Christenthums haben das unglaublich schnelle Wachsthum des Islams als einen Triumph über ersteres angesehen, das viel langsamer vorgeschritten ist. — Die Religion Mahomed's wandte sich an Völker, obwohl nicht eines Stammes, aber doch verwandten Geistes und einer ähnlichen Gesittung; die beiden großen, von der arabischen und tartarischen Race verschiedenen Völker der Inder und Chinesen haben sie nicht angenommen. — Das Christenthum aber hatte die von einander wesentlich verschiedenen Naturen der Juden, Griechen, Römer und Germanen zu besiegen, bevor es sie beherrschen konnte, und sein Princip somit, auch nur äußerlich betrachtet, eine viel größere und schwerere Aufgabe zu lösen. Außerdem trat letzteres unter der römischen Herrschaft, welche der Welt eine einige ausschließende Ordnung verliehen und dem neuen Glauben im Innersten entgegengesetzt, denselben auf jedem Punkte bekämpfen konnte, auf, während der Islam sich an viele, von einander politisch getrennte, nur durch eine gewisse innere Uebereinstimmung verbundene Völker wandte, die es sich, das eine immer mit Hülfe des andern, zuletzt alle rasch auf einander unterwerfen konnte. Auch ist die Religion Mahomed's in ihrer Verbreitung durchaus in einem gewissen Kreise von Nationen stehen geblieben. Sie hat kein Volk lateinischen oder germanischen Stammes zu sich hinübergezogen. Kaum hat sie einige kleine, an ihren Grenzen verlorne und verlassene Reste slavischer Herkunft, wie in Bosnien, sich mit Gewalt einverleibt. Das Christenthum ist dagegen in beständiger Ausdehnung begriffen und wird, sobald Europa seine innern Kämpfe überwunden und wiederum, wie früher, eine feste und einige Richtung genommen haben wird, sich seinem Ziel, die Religion des gesammten menschlichen Geschlechts zu werden, mit Riesenschritten nähern.

Der Islam hatte durch seine Eroberung der pyrenäischen Halbinsel und seine Einfälle in Südgallien das christliche Abendland

mehr gereizt als erschreckt. Das kriegerische Geschlecht der Franken war nicht, wie das früh entartete der Westgothen, dazu gemacht, unter das Joch des Orients zu fallen. Die Schlacht von Tours stellte die Ueberlegenheit der erstern für immer fest. Wahrscheinlich hätten so unternehmende Fürsten, wie Pipin und Karl der Große, die mahomedanische Welt in ihren eigenen Grenzen heimgesucht, wenn nicht die innern Kriege der Völker, welche das Centrum Europas bewohnten und die Einbrüche eines Theiles derselben, welche den Westen mit neuen Ueberschwemmungen bedrohten, die Kraft der Franken unausgesetzt im Norden beschäftigt hätten. Als nach dem Tode Karl's des Großen das Lehnswesen sich, in Abwesenheit jeder andern allgemeinen Macht, zu einem geschlossenen Ganzen auszubilden anfing, verzehrten innere Kriege und die Zersplitterung der germanischen Welt die Kraft, die sie gegen die Feinde Europas hätte brauchen können. Das Lehnswesen, das in dunkeln und engen Kreisen eine so große Thätigkeit aufwandte, war, ohne die Leitung einer höhern und umfassendern Gewalt, da ihm eine durchgreifende Einheit, die Bedingung jeder erfolgreichen Unternehmung, fehlte, unfähig, etwas Großes zu vollführen. Das kapetingische Königthum, während des elften Jahrhunderts in den Fesseln seines feudalen Ursprunges liegend, besaß keine allgemein anerkannte Macht und das Papstthum, eine Zeit lang einheimischen Faktionen hingegeben, dann unter dem Einflusse der deutschen Kaiser stehend, war ebenfalls nicht im Stande, sich über das getheilte, lokale, zerrissene Leben der Feudalwelt zu stellen und ihm eine einmüthige Richtung nach Außen anzuweisen. Das Lehnswesen, unfähig aus sich eine allgemeine Macht zu erzeugen, bedurfte eines Hebels, um es zu irgend einem großen Ziele in Bewegung zu setzen. Die besondere, im Geiste des Mittelalters waltende Stimmung hatte der Kirche einen so großen Einfluß auf dasselbe verliehen. Alle Kräfte jener Zeit, die nicht einer kriegerischen Befriedigung bedurften, wandten sich dem Glauben zu. Es war natürlich, daß sobald dieser, schon seit langer Zeit im Abendlande vom Papstthume vertreten, in ihm einen wahrhaft kräftigen Repräsentanten fand, derselbe die Feudalwelt zur Ausführung einer großen Unternehmung im Geiste der Religion auffordern würde. Eine solche war schon von Gregor VII. beschlossen worden, der aber durch seinen Kampf mit dem deutschen Kaiser und das Unglück seiner letzten Jahre an der Vollziehung dieses Planes gehindert wurde. Er hatte zugleich den Vorsatz, den keiner seiner Nachfolger wieder aufgenommen, gefaßt, sich selbst an die Spitze eines heiligen Krieges zu stellen. Der Papst

allein, mit einer allgemeinen Gewalt begabt und über jedes nationale und lokale Interesse erhaben, hätte die Eifersucht und den Neid der einzelnen Fürsten und Großen in einem solchen Falle zügeln und den beweglichen und bunten Massen der sich zu einem solchen Zuge in Bewegung setzenden Völker denselben Geist einhauchen können. Urban II. vollführte, was Gregor VII. zwanzig Jahre vorher gewollt, obgleich er das große Unternehmen nur leiten, sich aber nicht persönlich an dessen Spitze stellen wollte.

Die Pilgerfahrten nach dem heiligen Grabe waren zu keiner Zeit, selbst nicht nach der Eroberung Jerusalems durch die Mahomedaner, unterbrochen worden. So lange die Araber im Lande herrschten, hatte sie ihr Handelsgeist veranlaßt, die christlichen Pilgrime erträglich zu behandeln; als aber der Kalif Hakem zur Herrschaft kam, der sich selbst für einen Mensch gewordenen Gott ausgab, begann er Christen und Juden grausam zu verfolgen, die einen, weil sie behaupteten, daß der Messias schon gekommen, die andern, weil sie ihn noch erwarteten. Von dieser Zeit an erkauften die Pilger den Besuch der heiligen Orte mit der Erduldung aller möglichen Schmach und Erniedrigung. Aber das Abendland war so tief von der Verdienstlichkeit dieser frommen Wanderungen überzeugt, daß die stolzen Barone, die in ihrer Heimath die geringste Verletzung ihrer Würde in Strömen von Blut rächen zu müssen geglaubt, sich von den Anhängern des Islam jede Demüthigung gefallen ließen, um nur an den Stellen beten zu können, wo Christus geboren war und wo er gelitten hatte. Die Sehnsucht nach den heiligen Orten schien sich mit der Gefahr ihres Besuches zu vermehren. Der Herzog der Normandie, Robert der Prächtige, Vater Wilhelm des Eroberers, die Grafen von Flandern, Verdun und Barcelona erfüllten im elften Jahrhundert diese beschwerliche Wanderung. Im Jahre 1054 machte sich der Bischof von Cambrai mit dreitausend Flamändern auf den Weg nach Jerusalem, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Dreizehn Jahre nachher traten die Bischöfe von Mainz, Regensburg, Bamberg und Utrecht und einige normannische Herren die Fahrt mit einem Gefolge von siebentausend Bewaffneten an, von denen aber nur zweitausend Europa wiedersahen. Als die Türken sich Jerusalems bemächtigt hatten, wuchsen die Drangsale der dortigen christlichen Bevölkerung und der Besuch des heiligen Grabes wurde für das Abendland immer gefahrvoller, ohne daß sich die Zahl der Pilger verminderte. Die Türken, die im elften Jahrhundert an die Spitze des Islam, statt der sinkenden Araber, traten, bedrohten die orientalische Christenheit

immer mehr und ihre Reiterei lagerte sich Konstantinopel gegenüber *). Die fatimitischen Kalifen in Kairo zitterten vor ihnen wie die Kaiser von Bycanz. Beide wandten sich an die abendländischen Fürsten um Hülfe. Auf der andern Seite begann die mahomedanische Macht in Europa zu sinken. Die Abkömmlinge der Gothen in Spanien nahmen Toledo und Valenzia ein, die Genueser und Pisaner entrissen den Bekennern des Koran Korsika und Sardinien, die Normänner Sicilien. Wir wollen hier nicht auf die militairische und rein politische Geschichte des ersten Kreuzzuges eingehen, dessen äußerer Verlauf nicht in den Kreis dieser Darstellungen gehört, sondern nur seine moralische Entstehung und deren Folgen zu erklären suchen. — Seit langer Zeit schon klang ganz Europa von den Kämpfen des Kreuzes und des Halbmondes wieder. Die frühern Siege der Mahomedaner im Westen und Süden Europas hatten eine tödtliche Feindschaft gegen sie hervorgerufen. Dazu kam, daß die Christianisirung des germanischen Nordens vollendet, daß die Kirche ihre Hierarchie von Bischöfen, Priestern, Aebten und Mönchen bis nach Skandinavien hin verpflanzt hatte, daß von dieser Seite her für den Westen Europas nicht mehr, wie zu den Zeiten der Karolinger, neue Invasionen zu befürchten waren. Die slavische Welt, die sich auf einem Theile des Bodens verbreitet hatte, der früher der altgermanischen angehört, besaß einmal nicht die Thatkraft der letztern und wurde theils durch Missionen bekehrt, theils von den Deutschen in ihren eigenen Grenzen bedroht. Die ganze Kraft und Aufmerksamkeit des Kerns des Abendlandes konnte sich also nach dem Orient wenden. Nimmt man hierzu die in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts steigende Macht des Papstthums und die mit ihm wachsende Herrschaft der kirchlichen Vorstellungen und Formen; den Einfluß der Bischöfe und Aebte auf die Fürsten, den der Priester, Mönche und Einsiedler auf die einsam lebenden Schloßherren, Landleute und Hirten; die Erzählungen der aus Jerusalem zurückkehrenden Pilger; den magischen Einfluß dieses Namens auf die Phantasie eines jugendlichen und thatenlustigen Geschlechtes; die Sagen von den Siegen Karl's des Großen über die Ungläubigen, die in den Burgen des Adels wiederklangen, die Legenden von Märtyrern, Bekennern, Heiligen, die in dem Gedächtniß des Volkes beständig aufgefrischt wurden; den Anblick der christlichen Symbole in den entlegensten, wie in den besuchtesten Theilen

*) Gibbon. IX. 228.

des Landes, denn nie hat irgend ein anderes Princip eine solche sinnliche Allgegenwart wie der Katholicismus des Mittelalters auszuüben verstanden; die sonderbare Mischung von religiösem und kriegerischem Sinn im Geiste der Feudalwelt; die alte wieder erwachte Wanderlust in den Abkömmlingen der germanischen Eroberer, die nicht erstorben war, sondern sogar sich den Besiegten mitgetheilt hatte; die schwärmerische, durch Lehren, Gebräuche, Bilder, immer neu belebte Anhänglichkeit an die Wiege und Heimath des christlichen Glaubens: nimmt man alle diese Einflüsse auf die Stimmung des Abendlandes zusammen, so haben die Kreuzzüge, die als ein bloßes Faktum betrachtet, so abenteuerlich erscheinen, nichts Außerordentliches mehr, sondern sind eine natürliche Folge der Stimmung und Lage der damaligen Welt.

Die Eroberung Jerusalems und die Stiftung eines christlichen Staates im Morgenlande ist die erste allgemein wichtige That der neuen Nation, die sich aus der Mischung des lateinischen und germanischen Elementes gebildet hatte und in der Gallo-Römer, Gothen, Burgundionen und Franken zu Franzosen geworden waren. Die erste große Regung dieser neuen Nationalität erbrach die Pforte zum Tempel der Geschichte mit einem Schlage, der im Morgen- und Abendlande zugleich wiederklang. Seit dieser Zeit hat jene Pforte sich nie mehr für sie verschlossen und ihr eherner Schritt ist in allen Theilen des Tempels wiedergeklungen. Ein besonderer Zug, der dieses Volk noch heute charakterisirt und ihm zwar nicht ausschließend, aber doch mehr als andern zugehört, seine rasche, thatfertige Entschlossenheit und sein ungestümer Drang nach Entscheidung, trat bei jener großen Veranlassung ebenfalls zum ersten Mal hervor. Die Italiener waren ein Jahr vorher nach Piacenza zu einer Versammlung berufen worden, auf der die Aufforderung zur Befreiung des heiligen Grabes an sie erging. Obgleich Italien damals noch keineswegs unkriegerisch geworden, sondern eine Menge streitlustiger Republiken und einen Adel besaß, der sich seiner germanischen Abkunft mit Stolz erinnerte, so gelang es dem Papste dennoch nicht, die Menge für seinen großen Plan zu gewinnen. Kaum aber hatte er auf der Wiese bei Klermont, wo vierhundert Aebte und Bischöfe versammelt waren, seine in einer lateinischen Uebersetzung noch vorhandene, geschickt abgefaßte und begeisternde Rede geendigt, als ein tausendfältiger Beifallsruf ihn unterbrach und ihm die Ueberzeugung gab, daß der Funke seiner Beredtsamkeit hier auf einen besonders entzündbaren Stoff gefallen. Diese Flamme des Gefühls verbreitete sich wie im Sturm über das ganze Franken-

land und alle Zurüstungen wurden mit einem unglaublichen Eifer betrieben. Die Versammlung von Klermont wurde im November 1095 gehalten und schon im Frühlinge des folgenden Jahres brach eine zahllose Menge niederer Pilger unter Peter dem Einsiedler und Walter von Habenichts nach dem Morgenlande auf. Im August setzte sich Gottfried von Bouillon mit seinen Rittern und Reisigen in Bewegung, im September traten der Sohn Wilhelm des Eroberers, der Graf von Blois sein Schwiegersohn, die Grafen von Vermandois und Flandern, im Oktober die Provençalen und andere Südfranzosen den Zug an. Nie haben die Worte eines Menschen, soweit die Geschichte bekannt ist, eine so rasche und mächtige Wirkung geäußert wie die Rede Papst Urban II. an das unwissende und rauhe, aber begeisterte und hochgestimmte Geschlecht am Ende des elften Jahrhunderts, in welchem Verstand und Gefühl sich augenblicklich in Thaten umsetzte.

Die Folgen dieser außerordentlichen Bewegung waren, wie so oft in der Geschichte, von dem Ziele, dessen Erreichung sie sich vorgesetzt hatte, verschieden. Sie ging einmal über dasselbe hinaus und erreichte dann dasselbe andererseits unvollständig und, so zu sagen, für einen Augenblick. Jerusalem ward zwar erobert und ein christliches Reich gestiftet, das aber, in immer engere und engere Grenzen eingeschlossen, nur einige Menschenalter lang, einen in der Geschichte der Staaten so kurzen Zeitraum, gedauert. Die Feudalwelt verherrlichte sich durch die Eroberung des Landes der zwölf Stämme, sie führte hier ihre Gesetze und Sitten ein, gleichwohl trugen die Kreuzzüge wesentlich zur Erschütterung und zum Verfalle dieses Systems in Europa, und besonders in Frankreich, von wo diese große Unternehmung ausgegangen, bei.

Die Abwesenheit aller großen Vasallen, der Mehrheit der Lehnsleute überhaupt und die Verpflanzung eines ansehnlichen Theiles derselben nach dem Orient gaben dem französischen Königthume Gelegenheit, mit einer größern Kraft und Entschiedenheit aufzutreten, als ihm früher, selbst bei dem Willen hierzu, möglich gewesen wäre. Ein bedeutender Theil des geringern, selbst ein Theil des größern Adels, hatte seine Besitzungen, um sich zu dem großen Zuge ausrüsten zu können, verkauft und verpfändet und die Krone auf diese Art ihre unmittelbaren Erblande, ohne Kampf und Anstrengung, zu vermehren Gelegenheit bekommen. Die Edeln hatten bei ihrer geringen Kunde des Orients von Eroberungen großer Staaten, von Erwerbung aller möglichen Schätze und Güter geträumt und, auf das, was sie in der Heimath zurückließen, einen

geringen Werth legend, sich desselben gern und um jeden Preis entäußert. Der Kreuzzug hatte, so zu sagen, den Wald der Feudalwelt gelichtet, durch den das Königthum jetzt breitere und sichere Straßen als vorher zu bahnen anfangen konnte. Ein ansehnlicher Theil des Herrenstandes blieb auf den Schlachtfeldern im Orient, ein anderer ließ sich in dem neu gestifteten Königreiche nieder, sehr viele kamen, nachdem sie ihre Mittel erschöpft, ihre Hoffnungen verloren, in ihre Heimath zurück und waren jetzt gezwungen, die Gunst der Krone, der sie sonst getrotzt, durch eine viel unbedingtere Unterwerfung zu gewinnen. Diese Umstände waren es vorzüglich, die Ludwig VI. bei seinem Streben, die königliche Gewalt zu erheben, begünstigten. Das Lehnswesen sank aber nicht nur, seinem Obern, dem Königthume gegenüber, durch die Auswanderung, den Tod und die Verarmung so vieler seiner Glieder, es verlor in sich selbst, an seinem besondern unterscheidenden Charakter, durch die oberste Leitung und den herrschenden Einfluß, den die Kirche bei diesem großen Unternehmen nicht nur, wie früher, auf den Einzelnen, sondern auf die ganze Masse des Herrenstandes ausübte. Die Kirche oder vielmehr das Papstthum hatte die Bedingungen der Theilnahme an dem Kreuzzuge, die Rechte der Pilger festgesetzt. Sie hatte, wie bei allen ihren religiösen Einrichtungen, die Laien als unter einander durchaus gleich betrachtet und Allen, ohne Rücksicht auf ihren Stand und ihre weltlichen Verhältnisse, dieselben Verpflichtungen auferlegt. Der Leibeigene war, auch ohne die Bewilligung seines Herrn, zur Theilnahme an dem bewaffneten Pilgerzuge für fähig erklärt worden. Zugleich war das Verhältniß der Masse der Nation, des hörigen Landvolkes zum Adel, nicht sowohl in seiner äußern und legalen, als in seiner innern und moralischen Natur, durch den Kreuzzug bedeutend verändert worden. Die religiöse Begeisterung, die alle Klassen der Bevölkerung ergriff, dieselbe Bestimmung, dieselben Schicksale während des Krieges hatten ein größeres, vorher unbekanntes Gefühl, wenn auch nicht der Gleichheit, doch der Annäherung, in der Brust der verschiedenen Stände erweckt. Die Edeln, Bürger und Hörigen fühlten sich dem Orient gegenüber, zum ersten Mal seit der Eroberung Galliens, als zu demselben Volke gehörig und der sie verbindende gemeinsame Glaube, einer feindlichen Ueberzeugung gegenüber, erweckte in ihnen eine Sympathie, von der sie früher wahrscheinlich nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatten. Der Krieg gegen eine Bevölkerung, die von einer dem Lehnswesen entgegengesetzten Organisation beherrscht wurde, in welcher es nur Herrscher und unter sich politisch durchaus

Gleiche gab, und der gleichwohl die Tugenden des Muthes und der Todesverachtung, die von der Feudalwelt am Höchsten gestellt wurden, nicht fehlten, mußte auf die Edeln und das Volk einen unvertilgbaren Eindruck hervorbringen, und in den Einen mancherlei Zweifel an ihren Rechten, wenigstens an deren schrankenloser Ausübung, in den Andern aber ein Verlangen nach einer äußerlich freiern Bewegung, wie sie dieselben an den niedern Klassen der mahomedanischen Völker gewahrten, hervorbringen. Das Lehnssystem hörte in beider Augen auf eine durchaus nothwendige, naturgemäße Form des Lebens zu sein und der Glaube an dessen unbedingte Geltung ward erschüttert. Der Same dieser freiern Gesinnung ward von den Rückkehrenden in ihre Heimath getragen und konnte dort nicht ohne Frucht bleiben. Der Leibeigene, der, wie sein Herr, zur Eroberung des heiligen Grabes gestritten und auf seinem Kleide dasselbe Zeichen des Kreuzes getragen, war nach seiner Rückkehr nicht mehr geneigt, sich wie früher unter der Peitsche des Vogtes zu krümmen, und sein Beispiel wirkte natürlich auf seines Gleichen zurück. Zu allen diesen theils moralischen theils politischen Erscheinungen, welche die Lehnswelt dem Königthum gegenüber schwächten und im Verhältnisse zum Landvolke zu beschränken anfingen, kam noch die große Bewegung, welche um dieselbe Zeit die schutz- und wehrlosen Bürger der Ueberreste der alten Municipien in Frankreich, und die zins- und tributpflichtigen Handwerker und Arbeiter der im Schatten der Schlösser und Abteien allmälig entstandenen Städte und Flecken nach größerer innerer Unabhängigkeit und äußerer Sicherheit ergriff. Dieser Moment ist in der Entwickelung der französischen Nationalität von ebenso großer Wichtigkeit wie das Königthum selbst gewesen. Denn die Städte sind es, die in Frankreich allmälig auf die Befreiung der Landleute den entschiedensten Einfluß ausgeübt, welche die Monarchie bei der Bekämpfung der Kirche und des Feudalwesens unterstützt und dann in der Revolution von 1789 das unumschränkte Königthum selbst angegriffen und besiegt haben. Die Städte sind es gewesen, aus denen sich die charakteristische Substanz der modernen Civilisation und deren Lebensträger, der in Frankreich so genannte Tiers-état, das heißt: der eigentliche Mittelstand, Alles, was nicht zur herrschenden oder dienenden Klasse gehört, entwickelt hat. Um den spätern Einfluß dieses städtischen Elements zu begreifen, muß man bis an seine Quelle zurückgehen und seine früheste Form untersuchen. Jede große Institution trägt schon in ihrem Keime den Charakter in sich, den sie in ihrer Reife entfaltet, entwickelt, vervollkommnet

aber, so lange sie sich erhält, nie durchaus verändert. Wir werden sehen, wie das erwachende Städteleben des Mittelalters schon in seinem Entstehen den Geist der allgemeinen Freiheit und des gleichen Rechts, so verschieden auch die Formen, unter denen er damals aufgetreten, von den Gewohnheiten der Gegenwart sein mögen, in sich trug, der dasselbe im Laufe der Zeit zur mächtigsten Gestalt im Leben der französischen Nation, ja zuletzt, mit Aufhebung aller andern Bestandtheile, zu dieser selbst gemacht hat.

Siebentes Kapitel.

Zwei unter den ausgewanderten deutschen Völkern, die sich in Südgallien niedergelassen, die Burgundionen und Westgothen, hatten sich hier, wo das gallo-römische Leben sich am Reinsten und seiner Quelle am Aehnlichsten ausgebildet, mit den Eingebornen großentheils verschmolzen und von ihnen die Liebe zu einer größern materiellen Gesittung empfangen, sehr bald aber auch viel von ihrer moralischen Tüchtigkeit verloren. Die Germanen, die sich in diesen Provinzen noch mit Bewilligung der römischen Kaiser niedergelassen, waren hier mehr als kriegerische Kolonisten, denn als eigentliche Eroberer aufgetreten und die Einwohner hatten um den Preis eines Theiles ihrer Aecker ihr übriges Eigenthum gerettet, und der bedeutende Handel mit Afrika und dem Orient, auf dem der Reichthum dieser Gegenden beruhte, war durch die Invasion, die hier mehr einer friedlichen Theilung glich, nicht unterbrochen worden. Das allgemeine Dasein der alten Einwohner, die politischen Formen ihres Lebens waren durch die Auflösung des abendländischen Reiches zwar allerdings insoweit verändert worden, daß die gothischen und burgundionischen Fürsten alle eigentlichen Hoheitsrechte ausübten, mit ihren geistlichen und weltlichen Leuten alle allgemeinen Verhältnisse bestimmten und auch hier einen, dem Geiste und den Sitten der alten Welt fremden Herrenstand, aus dem nachmals der Lehnsadel hervorging, schufen; indessen wurde das innere und besondere Leben der alten Einwohner hierdurch wenig oder gar nicht gestört,

denn es wurden ihnen, wie die noch vorhandenen Gesetze beweisen, mit den Ankömmlingen gleiche Rechte zuerkannt, und die kriegerischen Sitten der Germanen fanden bei den römischen Bürgern des Landes Nachahmung, wie der Umstand beweist, daß die reiche Klasse derselben ihre Häuser, im Innern der Städte, in feste Schlösser verwandelte, sich zu Krieg und Fehde geneigt erwies, neben ihrer Liebe zu Handel und Seefahrt, die Turniere besuchte und unter sich ungefähr dieselben Sitten wie die von den Eroberern abstammende Adelswelt eingeführt hatte. Diese Verschmelzung des lateinischen und germanischen Elements in Südgallien hatte jedoch nicht, wie einige Jahrhunderte später im Norden desselben Landes, das Hervortreten einer neuen kräftigen Nationalität zur Folge, welche mit der Gewandtheit und dem Verstande der römischen Formen, die Kraft und Fülle des deutschen Charakters, wenigstens so lange das Mittelalter bestanden, verband, sondern das germanische Princip war hier in dem römischen Leben großentheils aufgegangen und ersteres hatte letzterm nur einige seiner zufälligen und vorübergehenden Hüllen mitgetheilt, war aber, seinem Wesen nach, verschwunden. Die Erhaltung des lateinischen Elements in Südgallien hing aber, außer den mildern Sitten der Gothen und Burgundionen und dem besondern Umstande ihrer mehr friedlichen als erobernden Niederlassung, vorzüglich von der Fortdauer der vielen bedeutenden Städte ab, die von Griechen und Römern in diesem Theile des Landes angelegt worden, die einen hohen Grad von Macht, Reichthum und Verfeinerung erworben, und dies Alles bei dem Uebergange unter die germanische Herrschaft fast ungeschmälert bewahrt hatten. Ein Theil der fremden Ankömmlinge hatte sich in ihnen niedergelassen und den Einwohnern seine Liebe zu den Waffen, zur Jagd, zu der dem germanischen Wesen eigenthümlichen persönlichen Unabhängigkeit, mitgetheilt, von ihnen dagegen die Neigung zu einem ruhigern und geordnetern Leben, zu städtischer Gemeinschaft, zu auswärtigem Handel und Seereisen überkommen. Der Theil der Eroberer, der sich auf dem Lande niedergelassen, waltete hier allerdings mehr auf vaterländische Weise, einsamer und unruhiger zugleich, aber auch er konnte sich dem Einflusse jenes städtischen Elements, in das ein Theil seiner eigenen Angehörigen eingetreten, nicht durchaus entziehen und es bestand demnach hier zwischen feudalem und municipalem Leben keineswegs die schroffe und feindselige Trennung wie im Norden Galliens. Man begreift leicht, daß die Resultate dieser Annäherung und allmäligen Verschmelzung im Ganzen zum Vortheile der alten römischen Städte ausfielen, die durch Aufnahme des fremden Ele-

mentes, das ſich ſehr bald ihren Einrichtungen und Geſinnungen fügte, um den Preis verhältnißmäßig geringer Opfer, ihr eigenes Daſein gekräftigt hatten. Aus römiſchen Municipien, deren Schickſal früher von Rom, Mailand oder Ravenna aus entſchieden worden, die, wehrlos und entwaffnet, das Joch einer deſpotiſchen Regierung und den unumſchränkten Willen der von den Kaiſern ihnen geſandten Statthalter geduldet, von Abgaben erdrückt geweſen, nach Geſetzen, an deren Abfaſſung ſie nicht den geringſten Antheil gehabt, gerichtet worden, waren ſie unter der germaniſchen Herrſchaft zu freien Städtegemeinden, im Sinne des Mittelalters geworden, mit innerer Unabhängigkeit, und nur zur Kriegshülfe und einmal für immer beſtimmten Steuern an den feudalen Oberherrn verpflichtet. Obgleich die Franken unter Klodwig und ſeinen Söhnen, und ſpäter unter Karl Martel, einen Theil dieſer Gegenden mehrmals mit verheerenden Kriegen heimgeſucht, ſo waren dies dennoch nur vorübergehende Streifzüge geweſen, welche den alten Reichthum dieſes herrlichen Landes und die Freiheitsliebe ſeiner Einwohner nicht zerſtört hatten. Marſeille war nicht nur in ſeinem Innern vollkommen unabhängig, wie in den Zeiten, ehe es unter römiſche Heerſchaft fiel, ſondern es ſtand mit Genua, Piſa, Gaeta und Venedig in politiſcher und commercieller Verbindung. Ein Graf von Arles, d. h. der feudale Schutzherr, aber nicht der Beſitzer der Stadt, unterhandelte mit dem Kloſter St. Viktor über die Abtretung gewiſſer Ländereien, und die Urkunde ward im Beiſein aller Bürger von Arles, der Richter und Aelteſten, vollzogen *). Gregor VII. ſchrieb an „das Volk von Arles" und der nach der Eroberung von Jeruſalem ernannte Patriarch Hibelin that ein Gleiches. Die Gräfin Bertha erklärte in einer Urkunde, daß ihre Güter, in einem gewiſſen Falle, an die öffentliche Gewalt von Nismes zurückfallen ſollten. (.... ad ipsam potestatem de Nemauso publice revertant istae res.) Die Bürger von Toulouſe waren dem Grafen nur zu gewiſſen ein- für allemal beſtimmten Leiſtungen verpflichtet und führten Kriege oder ſchloſſen Frieden nach eigenem Recht. Die Einwohner von Montpellier, Bordeaux, Perigueux, kurz die meiſten ſüdfranzöſiſchen Städte von einiger Bedeutung waren ebenſo frei.

In Nordgallien hatten nur wenige der größern römiſchen Städte eine gewiſſe innere Unabhängigkeit bewahrt, wie Metz, deſſen Schöffen und Schiedsmänner von der Geiſtlichkeit und der

*) Anibert Mémoires sur la rep. d'Arles. 1ière partie p. 112.

Bürgerſchaft auf dem öffentlichen Platze erwählt wurden, wie Reims, das einen Theil der unter den Römern genoſſenen Freiheit ſich erhalten hatte. Als Urban II. *) die Franzoſen zur Befreiung des heiligen Grabes aufforderte, wandte er ſich ausdrücklich an die Einwohner dieſer Stadt und ſchrieb an den Senat, die Ritter und die Bürgerſchaft von Reims (**Ordini, Militibus et Plebi Remis consistentibus**). Der Schöffen von Paris wird in den Zeiten Karl's des Großen ausdrücklich erwähnt, Bourges genoß bedeutender Rechte, wer in ſeine Mauern einging, wurde frei.

Man kann die Städte des franzöſiſchen Mittelalters in zwei Klaſſen theilen, die, obwohl in ihrem Gegenſatze zur Feudalwelt betrachtet, einander in vieler Beziehung ähnlich, ſich dennoch in ihren innern Einrichtungen und in der Bedeutung, die ſie für den Zuſtand des geſammten Staates gehabt, weſentlich von einander unterſcheiden. Die Einen gehören, ihrem Urſprunge und großentheils ihrer Verfaſſung nach, der römiſchen Welt an, bilden unter dem Schutze größerer geiſtlicher und weltlicher Oberherren mehr oder minder mächtige, in ihrem Innern ſich ſelbſt regierende Republiken, in die das germaniſche Element allerdings eingedrungen, in denen aber der Municipalgeiſt des Alterthums herrſchend geblieben war. Sie befanden ſich, obgleich nicht ausſchließend, aber doch in überwiegender Zahl, im Süden von Frankreich, wo die Traditionen des römiſchen Reiches und viele ſeiner Formen überhaupt lebendig geblieben waren, und von ihnen ſind am wenigſten Dokumente und Nachrichten über ihren innern Zuſtand auf uns gekommen, da dieſer, als ein allgemein anerkanntes Faktum, der königlichen und fürſtlichen Macht am ſeltenſten Gelegenheit und Veranlaſſung, einzuſchreiten, ſich in ihre innern Einrichtungen zu miſchen, gegeben hat. Die zweite Klaſſe bilden die Städte, welche ohne in ihrem Innern einer anerkannten Freiheit zu genießen, dem Lehnsherrn unmittelbar unterworfen ſind und von ſeinen Beamten, obwohl mit Zuziehung der Bürger, und nach gewiſſen, einmal beſtimmten Grundſätzen, von der Uebermacht aber leicht und oft verletzt, ohne eigentliche politiſche Garantien für die Einwohner, regiert werden. Ihre Verfaſſung, unter dem Einfluſſe verſchiedenartiger Umſtände gebildet, von dem Charakter ihrer Herren und deren Stellvertreter bedingt, war ihrer Natur nach äußerſt mannigfaltig, und über ſie giebt es in allen Theilen Frankreichs eine große Menge Urkunden,

*) Baluz. Miscell. V. p. 290.

aus denen der größere oder geringere Grad ihrer innern Freiheit und ihr ganzes Dasein, oft bis in den kleinsten Einzelnheiten klar wird. Sie besonders tragen das Gepräge des dem Mittelalter eigenthümlichen, inkongruenten, disharmonischen Lebens, in welchem die widersprechendsten Zustände nicht nur neben einander hergingen, sondern selbst da, wo sie sich noch berühren und durchkreuzen, keine Einheit und vernünftige Auflösung finden können. Im Allgemeinen fehlt aber diesen Städten durchaus der Charakter einer eigentlichen innern Selbstständigkeit. Sie haben nicht das Recht, sich in ihren eigenen Mauern zu bewaffnen, ihre Angehörigen nach eigenen Gesetzen zu richten und ihr öffentliches Gut selbst zu verwalten. Sie erscheinen nicht im Verhältnisse der Vasallen der Feudalwelt zu ihren Lehnsherren, wie jene oben erwähnten städtischen Republiken, sondern in dem der Unterthanen absoluter Monarchien, die ihre ganze Organisation von oben her empfangen und in deren Gebrauche beständig beaufsichtigt werden. Das Dasein dieser Städte war fast ein beständiger Kampf zwischen den Fürsten oder deren Beamten, die ihre Gewalt auszudehnen, und den Einwohnern, die ihre Privilegien zu erhalten suchten, Streitigkeiten, die von den Lehnsherren, die oft fürchteten, daß ihre Bevollmächtigten, die fast alle dem kleinern Feudaladel angehörten, sich unabhängig machen könnten, sehr häufig zu Gunsten der Bürger entschieden werden. Diese Städte waren theils römischen Ursprunges, hatten aber, im Drange der Zeiten, ihre alte Municipalverfassung verloren, theils waren sie, nach dem Untergange des abendländischen Reiches, auf dem Besitze geistlicher und weltlicher Herren, besonders ersterer, angelegt worden. Ein Bischof oder Abt gab einen unbebauten oder durch den Krieg verwüsteten Boden den Bewohnern anderer verfallener Orte, oder flüchtigen Hörigen, vertriebenen Handwerkern, gegen gewisse Abgaben und Dienste und vermehrte auf diese Art seinen Reichthum und seine Macht. Gewöhnlich entstand nun ein Kloster, das, wie die Burgen, auf einem Hügel, oder am Ufer eines Flusses, am Saume eines Waldes lag, ein Flecken, von einer Mauer und einem Graben umgeben, dessen Bewohner städtische und ländliche Gewerbe trieben, und unter denen die jüngsten der Fahne des Abtes in den Krieg folgten. Die große Anzahl kleiner französischer Städte, deren Namen mit dem Worte „Saint" anfangen, deuten auf einen solchen Ursprung. In vielen dieser Orte befanden sich außer den Beamten des eigentlichen Besitzers auch noch solche des Oberlehnsherrn, um gewisse Gefälle in Anspruch zu nehmen oder gewisse Rechte auszuüben. Die Stadt z. B. gehörte einem Abte oder Baron, aber der

Graf oder der Bischof, zuweilen der König selbst, besaßen ein Schloß oder einen Thurm in ihrer Mitte, und hielten eine Besatzung, die mit denen des unmittelbaren Besitzers in Streit gerieth, wobei die Bürger oft litten, oft aber auch durch Ertheilung von Gerechtsamen oder Vermehrung der schon bestehenden, zum Beistande der einen Partei, gewonnen wurden. Die meisten dieser Städte verdankten ihren Ursprung einer Konzession von Land, und es war natürlich, daß der Eigenthümer, der ihnen dies abgetreten, sich gewisse Rechte über sie vorbehielt, daß er den Gedanken einer Hoheit und obersten Gewalt über die behaupten wollte, die ihr Dasein auf einem Boden führten, der ihm zugehört und den er nur unter gewissen Bedingungen abgetreten hatte. Die Bürger der aus den Zeiten der römischen Herrschaft stammenden Städte standen ursprünglich in einem andern Verhältnisse als die, welche sich zur Feudalzeit erhoben hatten. Erstere wohnten auf einem ihnen von jeher zugehörigen Grunde, sie bezahlten dem Könige, Bischofe oder Grafen gewisse Abgaben für den Schutz, den er ihnen gegen ihre Feinde, für den Vorschub, den er ihrem Handel und ihren Gewerben angedeihen ließ, sie sahen ihn als ihren Oberherrn, aber nicht als den Eigenthümer ihrer Stadt und ihres Gebietes an. Da aber, in Folge der auf eine Territorialeroberung gegründeten Verfassung des Mittelalters, die Städte zu dem Volke der Besiegten gehörten, so schwankte ihr Verhältniß lange zwischen dem Zustande einer vollkommenen innern Freiheit, die sie erstrebten, und einer durchgängigen Abhängigkeit, die ihnen die Feudalwelt auflegen wollte. Bis zu der Regierung Ludwig des Sechsten, wo die königliche Macht in das Schicksal aller Klassen des Volkes thätig einzugreifen anfängt, sind die nordgallischen Städte beim Kampfe für ihre Unabhängigkeit in beständigem Nachtheil und selbst die größern unter ihnen von ihren Schutzherren in hohem Grade abhängig, die kleinern gerathen aber durch den Druck, den sie erfahren, in die Gefahr, mit dem hörigen Landvolke auf gleichen Fuß gestellt zu werden. Beide aber geben ihr Streben nach größerer innerer Freiheit nie auf und suchen mit ihren Ober- und Grundherren in das Verhältniß unwandelbar bestimmter Rechte und Dienste, wie die Lehnswelt unter sich stand, zu treten. Die Bischöfe und Grafen wohnten entweder in den Städten, die aus römischer Zeit herstammten und ihre municipale Organisation nie ganz verloren hatten, oder hielten daselbst ihre Vikarien, die die ihnen zustehenden Zölle und Abgaben in Empfang nahmen, die Mannschaft, die ihnen die Stadt stellen mußte, befehligten, sonst aber, wenigstens dem Rechte nach, die Bürger im Genusse ihrer Verfas-

sung zu lassen verpflichtet waren. In den Orten aber, die ihre innere Unabhängigkeit allmälig verloren oder die, auf den Besitzungen des geistlichen und weltlichen Herrenstandes gegründet, eine solche nie besessen hatten, übte der Grundherr oder sein Bevollmächtigter alle Rechte der Souverainetät über die Bürger aus, gab ihnen Gesetze, legte ihnen Steuern auf, zwang sie in seinen Dienst zu treten, machte ihre ehelichen Verbindungen von seiner Zustimmung abhängig, und suchte sie überhaupt, so viel als möglich in das Verhältniß der Leibeigenen auf dem Lande zu bringen. Ganz konnte jedoch dieses Ziel selbst in den abhängigsten Städten nicht erreicht werden, denn einmal waren deren Bewohner meist Handwerker, deren Dienste man nicht entbehren konnte und die ihre Geschicklichkeit wo anders hintragen konnten, dann aber war der herrschende Stand, so willkürlich und gewaltthätig er sich auch oft zeigte, unter sich zu locker verbunden, zu ungleich und beweglich, um jeden Widerstand sogleich, mit vereinter Stärke brechen zu können. Die Feudalwelt, obgleich ihren allgemeinen Grundsätzen nach, ein sehr bestimmtes System, ließ in dessen besonderer Anwendung alle möglichen Widersprüche und Ausnahmen zu und wer in ihr, wie die Städte, nach größerer Unabhängigkeit mit Beharrlichkeit strebte, mußte zu dessen Erlangung zuletzt Gelegenheit finden. Dann war es ein besonderer Zug der Lehnsaristokratie in Frankreich, daß sie, fast nur mit sich selbst beschäftigt, sich wenig um die Gesinnungen ihrer Unterthanen kümmerte und auf diese keinen tiefen Einfluß ausübte, woraus allein begriffen werden kann, daß der moralische Widerstand gegen sie und die Hoffnung, sich von ihr zu befreien, selbst in den härtesten Zeiten nicht erlosch. Hierin besonders unterscheidet sich ihr Einfluß von dem der despotischen Monarchie, der Priestergewalt, der Aristokratie der Alten, die, vorsichtiger und überlegter, die innere Natur derer, die von ihr abhingen, zu verwandeln oder zu brechen suchten und das Bewußtsein über das erlittene Unrecht zu zerstören verstanden. Der Herrenstand des Mittelalters hat, natürlich ohne es zu wollen oder zu wissen, durch seine innere Organisation, seine Maximen und Sitten, die Idee der Freiheit in ihrer Verwirklichung mehr begünstigt als aufgehalten, denn er hielt, da eine Eroberung sein Ursprung und der Krieg sein Charakter war, durch sein eigenes Beispiel das Recht und die Möglichkeit des Widerstandes in der Seele des Volkes immer lebendig. Es giebt nichts Hoffnungsloseres und Erniedrigenderes als einen friedlichen Despotismus.

Der Gedanke eines innerhalb seines rechtmäßigen Kreises unabhängigen, auf Gesetze, zu denen die Zustimmung derer, welche ihnen

gehorchen sollten, nöthig war, gebaueten Daseins, in das jeder aufgenommen werden konnte, der sich diesen Bedingungen unterwerfen wollte, eines Vereines von Freien und in allen wesentlichen Beziehungen unter einander Gleichen, das Ideal und die Seele der modernen Freiheit, wodurch sie sich eben so sehr von der rein politischen der Alten, wie von der ständischen des Mittelalters unterscheidet, war in Frankreich, ungeachtet der Eroberung und des Feudalsystems nie ganz verschwunden, trat aber erst im zwölften Jahrhundert mit solcher Stärke auf, daß eine neue Gestalt des öffentlichen Lebens aus ihm hervorzugehen anfing. Der historische Punkt, an den sich diese Bewegung, die Erhebung der Gemeinden Nordfrankreichs zu einer mit bestimmten Garantien versehenen innern Selbstständigkeit anknüpfte, waren die Einrichtungen des römischen Municipalwesens, das in Südgallien sich, ungeachtet der germanischen Eroberung nicht nur erhalten, sondern sogar erweitert hatte und das in vielen Städten des Nordens, wenn auch geschwächt, doch nicht spurlos untergegangen war. Deshalb ist es für eine Uebertreibung zu achten, wenn einer der ersten französischen Historiker, Augustin Thierry, die Erscheinung der nordfranzösischen Kommunen im zwölften Jahrhundert als wie aus einer Art plötzlicher Inspiration entstanden, ohne alle Verbindung mit dem vorhandenen Zustande und der Vergangenheit, darstellt. Das Wort und der Begriff: „Kommune" findet sich schon in den Monumenten des zehnten und elften Jahrhunderts vor. Robert Wace, unter Andern, sagt in seiner gereimten Chronik: „Assez tot Richard dire — Que vilains commune facient" — (aber bald genug hörte Richard, daß die Bauern sich unter einander eng verbanden) und weiter: „Là asemblerent li communes" (da versammelten sich die Verbündeten. Es ist hier die Rede von dem Aufstande der Landleute in der Normandie gegen das Joch ihrer Dränger am Ende des zehnten Jahrhunderts). Das Vorbild, das den nordfranzösischen Städten bei ihren Versuchen, sich der Willkür des geistlichen und weltlichen Herrenstandes zu entziehen, vorschwebte, war, wie gesagt, das römische Municipalleben, und besonders sein charakteristischer Zug: die rechtliche Gleichheit der in denselben Mauern zusammen Lebenden. Aber sowohl der Geist als das Bedürfniß des Mittelalters veranlaßte sie diese Institution des Alterthums mit der Organisation der Feudalwelt in Uebereinstimmung zu bringen. Da es keine Centralgewalt gab, die alle Stände des Volkes und alle Theile des Landes gleichmäßig zu schützen vermocht hätte, so verlangten die sich erhebenden Städte das Recht für sich, sich selbst vertheidigen und dem gemäß,

im Nothfalle, auch angreifen zu können, und da es keine allgemeine Gesetzgebung gab, so schien es ihnen natürlich, ihre innern Einrichtungen nach eigenem Ermessen anzuordnen und keiner fremden Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein. Ihre Verfassung bestand demnach aus zwei ursprünglich ganz verschiedenen Elementen: die rechtliche Gleichheit derer, die auf demselben Boden, unter denselben Gesetzen lebten, zu demselben Zwecke verbunden waren, ein, im Wesentlichen, dem Alterthume entlehntes und dem Lehnssystem durchaus fremdes Princip, und das mit diesem übereinstimmende Streben nach innerer Unabhängigkeit und einer lokalen Souverainetät, die in dem Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden und von keiner fremden Jurisdiktion abzuhängen, sich ausspricht. Zugleich waren in diesen Gemeindeverfassungen, wie in den Feudalherrschaften, dieser territorialen Freiheit unbeschadet, die Rechte des Lehnsherrn, aber auf eine fast eben so schwankende und streitige Art, anerkannt. Das historisch Wichtigste und was für die Nachwelt nicht verloren gegangen in diesen städtischen Organisationen, war die Idee der rechtlichen Gleichheit der ihnen Angehörigen, wodurch sie, in Verbindung mit dem Königthume, die Grundpfeiler der modernen Gesittung geworden sind, während ihr Streben nach lokaler Souverainetät aus der Noth und den Mißbräuchen der Zeit hervorging, in der sie sich bildeten, und mit ihr verschwinden mußte. Diese, von einem allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, vorübergehende Gestalt ihres Daseins war es jedoch, die ihnen im Mittelalter eine so große politische Wichtigkeit gab. Ihr Anspruch auf eine territoriale Unabhängigkeit, wodurch sie dem Lehnswesen ähnlich wurden, brachte sie mit diesem in Collision, und ohne die Erschütterung, welche die Kreuzzüge in der Feudalwelt hervorbrachten, würden die städtischen Gemeinden den Angriffen derselben wahrscheinlich erlegen sein. Das Grab Christi, zu dessen Eroberung der Lehnsadel nach dem Orient zog, wurde im Abendlande die Wiege der wachsenden Befreiung derer, die ihm bisher unterworfen gewesen. Jene außerordentliche Bewegung wurde, für die Bürger und einen großen Theil der Hörigen, das Erdbeben, bei dessen Donner ihnen, wie dem Apostel im Gefängniß, die Ketten von den Händen fielen.

Achtes Kapitel.

Die erſte mächtige Regung ſtädtiſchen Lebens nach größerer Unabhängigkeit und Sicherheit, von der die Geſchichte Nordfrankreichs weiß, erhob ſich in Cambrai, das damals zwar in ſeinen politiſchen Beziehungen zum deutſchen Reiche gehörte, inſofern ſeine Bevölkerung aber franzöſiſch, d. h. aus der Verſchmelzung von Römern und Franken entſtanden, war, der franzöſiſchen Nationalität zugezählt werden muß. Im Jahre 954 brach zwiſchen den Bürgern dieſer Stadt und ihrem Souverain, dem Biſchofe, ein Krieg aus, durch den erſtere, nach langem und blutigem Hader, im Anfange des elften Jahrhunderts, beſtimmte Garantien für ihre innere Unabhängigkeit errangen. (Unde cives in unum conspirantes, diu desiratam conjurarunt communiam: weshalb alle Bürger ſich zuſammen verſchwörend, eine lang erſehnte Gemeindeverfaſſung eidlich zu halten gelobten*).) Die Freiheit von Cambrai, das ſo bedeutend geweſen, daß Kaiſer Heinrich V. perſönlich gegen die Stadt zu Felde gezogen, beſtand darin, daß die Gemeinde durch einen von den Bürgern erwählten Rath regiert wurde, der aus achtzig Mitgliedern beſtand, die ſich in die Verwaltung und Pflege der Gerechtigkeit theilten, aber nur aus der wohlhabenden Klaſſe genommen werden konnten, denn jeder von ihnen war verpflichtet, auf eigene Koſten, ein Pferd und einen Diener zu unterhalten, um ſich ſogleich überall, wo ihre Pflicht es erheiſchen würde, hinbegeben zu können. Sie wurden Geſchworne genannt, weil ſie bei Antretung ihres Amtes einen Eid ablegen mußten, ein Name, der ſonſt zuweilen auch allen Mitgliedern einer freien Gemeinde gegeben wird, weil die Bewohner einer Stadt, indem ſie ſich gegen die Willkür ihres Souverains erhoben und auf ihrem Territorium, nach Art der Lehnswelt, unabhängig zu werden trachteten, ſich durch einen Eid, zu gegenſeitigem Schutz, Einer für Alle und Alle für Einen zu ſtehen, feierlich verbanden. Die Beharrlichkeit, mit der dieſe Stadt ihre Rechte verfolgt und bewahrt hatte, und der Flor, der für ſie aus dieſer Veränderung er-

*) Ex Balderici chronico apud Script. rer. franc. t. XIII. p. 534.

folgte, war auf die übrigen Städte Nordfrankreichs, die ähnlicher Garantien entbehrten, von großem Einfluß. Sie wurde überall mit Bewunderung und Neid genannt. Man liest in einer Chronik jener Zeit in Bezug auf Cambrai: „Was soll ich von der Freiheit dieser Stadt sagen? Weder der Bischof noch der Kaiser können hier eine Steuer auflegen. Keine Abgabe wird verlangt, man kann die bewaffnete Mannschaft nur aus den Thoren führen, wenn es zur Vertheidigung der Stadt nöthig ist." (Quid autem de libertate hujus urbis dicam? Non episcopus, non imperator taxationem in ea facit: non tributum ab ea exigitur, non denique exercitum ex ea eduxit, nisi tantum modo ob defensionem urbis.*)

Während der innern Unruhen, die Cambrai so lang zerrissen, lebte in dieser Stadt ein Domherr, Baudri de Sarchainville, der sich durch mildere Gesinnung und größere Einsicht, als damals unter dem geistlichen und weltlichen Herrenstande üblich war, auszeichnete. Er hat eine Geschichte der Kämpfe jener Stadt, die der Ertheilung ihres Freiheitsbriefes vorangingen, verfaßt, in welcher er die Hartnäckigkeit der Bischöfe in Vertheidigung ihrer übertriebenen Vorrechte und die Grausamkeit ihres Kriegsvolkes, größtentheils dem kleinen von ihrer Gunst lebenden Adel der Umgegend angehörig, lebhaft schildert. Sein Werk ist unter dem Namen „Balderici Chronicon" der großen Sammlung der französischen Geschichtsdokumente einverleibt worden. Dieser Baudri ward im Jahre 1098 auf den bischöflichen Stuhl von Noyon erhoben und fand daselbst das Domkapitel in heftigen, durch einzelne Vergleiche früher von Zeit zu Zeit beigelegten, aber sich immer wieder erneuernden Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt verwickelt. Der neue Bischof, der in Cambrai Gelegenheit gehabt hatte, das Treiben beider Parteien zu beobachten, die guten Wirkungen einer Gemeindeverfassung kennen zu lernen, mochte jene einzelnen, auf keiner festen Grundlage beruhenden und darum immer wieder gebrochenen Uebereinkünfte für unzureichend halten und beschloß der Stadt freiwillig eine ähnliche Organisation zu gewähren, wie die, welche Cambrai mit Gewalt errungen hatte. Er berief zu diesem Zwecke die Geistlichkeit, die Ritter, die Handelsleute und Handwerker von Noyon zu einer großen Versammlung und legte ihnen die Urkunde vor, in welcher die Einwohnerschaft zu einem selbstständigen politischen Körper, zu einer freien Gemeinde, unter der Leitung von ihnen selbst gewählter Obrigkeiten,

*) Ex Balderici chronico apud script. rer. franc. t. XIII. p. 480.

wie in Cambrai „Geschworne" genannt, erhoben wurde. „Wer in die Gemeinde eintreten will, sagt diese Urkunde, kann nur in der Gegenwart aller Geschwornen aufgenommen werden. Das Geld, mit dem er seinen Eintritt bezahlt hat, kann nur zum Vortheil der Stadt verwandt werden. Wenn das Recht der Gemeinde verletzt worden, müssen Alle, welche dieselbe beschworen, zu den Waffen greifen, keiner darf zu Hause bleiben, er müßte denn krank oder so arm sein, daß seine Anwesenheit seiner Familie unentbehrlich wäre. Wenn Jemand ein Mitglied der Gemeinde getödtet oder verwundet hat, so haben die Geschwornen dieses Verbrechen zu bestrafen." — Außerdem wird den Bürgern ein durchaus unbeschränktes Eigenthum und das Recht zugestanden, nur von ihren eigenen Obrigkeiten gerichtet zu werden. Da Noyon im eigentlichen Frankreich lag und der Bischof ein unmittelbarer Vasall des Königs war, so ging an Letztern die Bitte, die neue Gemeindeverfassung zu genehmigen und durch seine Zustimmung zu bekräftigen. Ludwig der Dicke, der wie mehre seiner Nachfolger, in ähnlichen Fällen, zwar die Gelegenheit ergriff, seine Hoheitsrechte in den Ländern seiner Vasallen, wo sie sonst nur dem Namen nach anerkannt worden, auszuüben, kam diesem Gesuche willfährig entgegen.

Der Graf von Vermandois, einer der großen Lehnsmänner des Königs, hatte das Beispiel des Bischofs Baudri nachgeahmt und der ihm zugehörigen Stadt St. Quentin eine ähnliche Verfassung gewährt, während der Bischof von Beauvais von seinen Bürgern zur Ertheilung einer solchen mit Gewalt gezwungen worden. Bei der Bedeutung, welche die freien Städtegemeinden im Mittelalter gehabt, bei dem Einflusse, den sie auf die Entwicklung des modernen Bürgerthums ausgeübt, wird es vielleicht für den, mit den Verhältnissen jener Zeit nicht ganz vertrauten Leser nicht ohne Interesse sein, beide Verfassungen, die von St. Quentin und von Beauvais, in ihren wesentlichsten Artikeln kennen zu lernen. Sie sind vielfältig nachgeahmt worden und können ein treues Bild des eigenthümlichen politischen Zustandes dieses städtischen Gemeindewesens in Nordfrankreich gewähren, dessen Wirkungen so weit über seine materiellen Grenzen hinausgegangen sind.

Freiheitsbrief der Kommune von St. Quentin.

(Hier ist es der Graf von Vermandois, der spricht*).) „Die Mitglieder dieser Gemeinde sind in ihrer Person und in ihren Gü-

*) Recueil des Ordonn. des Rois de France. t. XI. p. 270.

tern durchaus frei, weder wir, noch ein Anderer können von ihnen etwas als nach dem Urtheile der Schöffen verlangen. Weder wir, noch ein anderer werden von ihnen das Recht der todten Hand in Anspruch nehmen. — Wenn Jemand ein Grundstück Jahr und Tag, ohne angefochten zu werden, besessen hat, so wird er es ungestört behalten können, außer wenn von Jemand, der während dieser Zeit außer Landes gewesen oder unter Vormundschaft gestanden, eine Einrede erhoben würde. — Wenn Jemand ein Verbrechen begangen und vor dem Maire und den Geschwornen darüber eine Klage angebracht worden, so wird das Haus des Schuldigen, wenn er ein solches besitzt, niedergerissen werden oder er wird dessen Niederreißung, nach dem Ermessen des Maire und der Geschwornen, mit Geld abkaufen. Der Erlös der Geldstrafe wird zur Ausbesserung der Mauern und Festungswerke verwandt werden. — Wenn Jemand sich gegen die Gemeinde vergangen hat, so wird der Maire dessen Erscheinen vor Gericht verfügen, und wenn er diesem Befehl nicht Folge leistet, so kann ihn der Maire verbannen, wo er dann nur mit Bewilligung desselben in die Stadt zurückkehren kann. — Jeder Einwohner kann überall, wo er sich befinden mag, sei es im Garten, im Zimmer, sei es wo anders, zu jeder Stunde des Tages, vor Gericht gezogen werden, aber nicht bei Nacht. — Sollten wir ein Mitglied der Gemeinde vor Gericht fordern, so muß der Rechtshandel, innerhalb der Mauern von St. Quentin durch das Urtheil der Schöffen entschieden werden. — Der Maire und die Geschwornen können die Stadt überall, wo sie wollen, auf dem Besitz welches Eigenthümers es auch sei, befestigen. — Wir können, ohne Zustimmung des Maire und der Schöffen, das Geld weder umschmelzen, noch neues prägen lassen. — Wir können die Grundstücke der Bürger nicht besteuern. — Die Einwohner der Stadt können überall, wo sie wollen, ihr Getreide mahlen und ihr Brot backen lassen. — Wenn der Maire und die Geschwornen für die Angelegenheiten der Stadt Geld brauchen und eine Steuer erheben wollen, so können sie dieselbe auf die Erbschaften und die Habe der Bürger und auf alle Verkäufe und Nutzungen der Stadt legen." —

Freiheitsbrief der Kommune von Beauvais.

„Alle*) Männer, die innerhalb der Mauern der Stadt und in den Vorstädten wohnen, müssen, wem auch immer der Boden ge-

*) Recueil des Ordonn. des Rois de France. t. VII. p. 622.

höre, auf dem sie leben, zur Gemeinde schwören. — Jeder, im ganzen Umfange der Stadt, muß dem Andern getreulich und nach seinem Vermögen Hülfe leisten. — Die Gemeinde wählt dreizehn Pairs (Pares). Aus ihnen werden, von allen Mitgliedern der Gemeinde, ein oder zwei Maires (Majores) ernannt. Der Maire und die Pairs müssen einen Eid leisten, daß sie Niemanden in der Gemeinde aus Freundschaft begünstigen oder aus Feindschaft beschädigen wollen, und daß sie in allen Dingen nach bestem Wissen entscheiden werden. — Alle Bürger müssen schwören den Entscheidungen des Maire und der Pairs zu gehorchen und sie zur Ausführung zu bringen. — Der Maire und die Pairs werden den, welcher ein Mitglied der Gemeinde verletzt hat, sobald die Klage vor sie gebracht ist, an Leib und Gut bestrafen. — Wenn der Schuldige sich in irgend ein festes Schloß flüchtet, so werden der Maire und die Pairs der Gemeinde mit dem Herrn des Schlosses oder seinem Stellvertreter darüber in Unterhandlungen treten, und wenn ihnen am Feinde der Gemeinde Genugthuung gegeben wird, so ist der Streit beendigt, wenn aber der Herr diese Genugthuung verweigert, so wird an seinen Gütern und Unterthanen Rache genommen werden. — Kein Mitglied der Gemeinde darf den Feinden derselben Geld vorstrecken oder verschaffen, so lange sie mit diesen Krieg führt, denn wenn er es thut, so wird er als ein Meineidiger angesehen, und wenn Jemand überführt wird, dies gethan zu haben, so wird er, der Entscheidung des Maire und der Pairs gemäß, bestraft werden. — Wenn es geschieht, daß die bewaffnete Macht der Bürger gegen ihre Feinde zieht, so darf Niemand mit letztern, ausgenommen mit Genehmigung des Maire und der Pairs, in Unterhandlungen treten. — Wenn ein Mitglied der Gemeinde Jemandem Geld anvertraut hat und letzterer sich in ein festes Schloß flüchtet, so muß der Schloßherr, sobald er die Klage empfangen, das Geld herausgeben oder den Schuldigen verklagen; wenn er weder das Eine noch das Andere thut, so wird an den Unterthanen dieses Schlosses Genugthuung genommen werden. — Wenn ein Mitglied der Gemeinde ein Grundstück gekauft und es Jahr und Tag besessen hat, so wird dem Gesuche dessen, der es wiederkaufen wollte, keine Folge gegeben und der Käufer in seinem Recht erhalten werden. — Gegenwärtige Urkunde kann, unter keinem Vorwande, außerhalb der Stadt getragen werden."

Diese Freiheitsbriefe waren für die städtischen Gemeinden, was die zwölf Tafeln für die römische Plebs gewesen, wie dort eine Kapitulation mit den Patriziern, so hier eine solche mit dem feudalen

Oberherrn. In diesen municipalen Organisationen des Mittelalters treten die Anordnungen des politischen Lebens weit mehr als die des privaten hervor, letzteres bleibt großentheils der Willkür der gewählten Obrigkeiten oder dem Herkommen überlassen. Alles ist auf Abwehr und Vertheidigung berechnet.

Der mehr demokratische Charakter der Verfassung von Beauvais als der von St. Quentin kann, bei einer aufmerksamen Vergleichung beider, nicht verkannt werden. Erstere Stadt erscheint überhaupt als eine der wichtigsten in der Geschichte Nordfrankreichs. Sie war lange die Grenzfestung gegen die Normandie gewesen, deren Herzöge die französische Nordgrenze so oft verheert hatten. Sie ist es zugleich, deren Geschichte, unter allen freien Gemeinden in diesem Theile des Landes, das lebendigste Bild dieser Art politischer Organisation gewährt. Die Bischöfe und die Geistlichkeit lagen nicht nur in beständigem Streite mit den Bürgern, sondern die Prälaten haderten außerdem mit ihrem Domkapitel, dem sie z. B. das Recht der Exkommunikation überlassen mußten, und das, den kanonischen Bestimmungen zum Trotz, sich von ihrer Autorität fast unabhängig zu machen wußte. Die reichern und ärmern Bürger, die, welche Eigenthum besaßen, und die, welche blos von ihrer Hände Arbeit lebten, befehdeten einander. Die Bischöfe kämpften außerdem gegen die Stadthauptleute oder die Befehlshaber des festen Schlosses, die ihre Stelle erblich und sich von der Autorität des geistlichen Souverains unabhängig zu machen suchten. Fremde Prälaten, wie z. B. der in jener Zeit mächtige Bischof Ivo von Chartres nahmen für den Bischof gegen die Gemeinde Partei, Ludwig der Sechste beschützte die Stadt gegen ihre Hauptleute, die eine eigene Gerichtsbarkeit in Anspruch nahmen und, mit der Bewachung der Thore beauftragt, einen Theil des in die Stadt einzuführenden Getreides für sich verlangten. In der Stadt werden Ritter auf Veranstaltung von Geistlichen ermordet. Die Bischöfe sind in immerwährende Fehden mit den benachbarten Herren und Edeln verwickelt, und die Mitglieder der Gemeinde sind, sobald sie sich von ihren Mauern entfernen, ihres Lebens und ihrer Freiheit nicht sicher. Fast alle Könige sind, von Ludwig VI. an bis in das funfzehnte Jahrhundert, damit beschäftigt, in dieses Chaos einige Ordnung zu bringen und die unvereinbaren Ansprüche der verschiedenen Parteien und Mächte dieses unruhigen Gemeinwesens, wenigstens für den Augenblick, zu versöhnen. Welchen Theil der Geschichte des Mittelalters man auch betrachten mag, die Geistlichkeit, den Adel, die Gemeinden, man sieht in allen Ständen und bei allen hervorragenden Individualitäten die

Neigung, ihre besondern Rechte und Ansprüche schrankenlos und ohne Rücksicht auf das Bestehen des Ganzen geltend zu machen, und man begreift dann das Emporsteigen des Königthums, das diesen Verwirrungen ein Ende machte und diesen gordischen Knoten mit dem Schwerte seiner unumschränkten Autorität zerhieb. — Nach einem blutigen Aufstande der ärmern Bürger gegen die reichern, bei Gelegenheit der Wahl eines neuen Maire, kam Ludwig der Heilige, als Lehnsherr des Bischofes, nach Beauvais und nahm gegen seinen geistlichen Vasallen und die Gemeinde eine strenge und gebieterische Haltung an. Er ließ die Schuldigen bestrafen, ihre Häuser niederreißen und da der Bischof sich weigerte, das „droit de gîte" oder die Steuer, die der Lehnsmann seinem Herrn, wenn dieser auf seine Besitzungen kam, schuldig war, zu entrichten, so ließ er alle Geräthe des bischöflichen Palastes öffentlich verkaufen und die Stadt durch seine eigene Mannschaft bewachen. Diese Strenge des Königs erregte das lebhafte Mißvergnügen der Prälaten in diesem Theile Frankreichs, die sich unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Reims mehrmals versammelten und endlich, um den König zur Nachgiebigkeit zu zwingen und die Bürger zu schrecken, die gesammte geistliche Provinz von Reims, zu der die Diöcese von Beauvais gehörte, mit dem Interdikt belegten. Dieses dauerte, mit einigen Unterbrechungen, ziemlich lange und ward erst aufgehoben, als der König mit dem Bischofe einen Vergleich schloß, in welchem beider Ansprüche in einigen streitigen Punkten festgestellt, andre aber, wie z. B. der Theil, der dem Könige, als oberstem Lehnsherrn, an der Verwaltung der Justiz zukam, unbestimmt gelassen wurden, woraus in der Folge lange Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem Bischofe und zwischen diesem und den Bürgern entstanden. — Fast jeder neue Bischof gerieth mit der Gemeinde in Hader und starb einer derselben vor dessen Beendigung, so nahm ihn sein Nachfolger, wie den besten Theil der Hinterlassenschaft, sorgfältig wieder auf. Bald waren die geistlichen Souveraine, bald waren die Bürger die Angreifer. Die Könige vermittelten dann gewöhnlich einen kurz dauernden Frieden auf Kosten beider Parteien. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, als die königliche Macht unter Philipp dem Schönen sich schon dem Gipfel, nach dem sie strebte, näherte, brach unter dem Bischofe Simon de Nesle, einem kriegerischen und gewaltthätigen Manne, ein Krieg zwischen ihm und der Bürgerschaft aus, wobei ein Theil des bischöflichen Palastes in Feuer aufging und der Prälat vertrieben wurde. Er belegte dafür die Stadt mit dem Interdikt und verbot dem Landvolke Lebensmittel auf den Markt nach

Beauvais zu bringen. Der geistliche Souverain und die Gemeinde wurden beide zu einer bedeutenden Geldbuße verurtheilt und der König, der sie ihnen auflegte, führte in seinem Erkenntnisse schon die Sprache eines unumschränkten Herrschers. Eine Uebereinkunft ward zwischen den streitenden Parteien geschlossen, aber bald wieder gebrochen. Indessen änderte sich allmälig der Geist der Zeit und die Lage der öffentlichen Verhältnisse. Beide Theile griffen nicht mehr so leicht, wie früher, zum Schwert, sondern trugen ihre Ansprüche und Beschwerden dem neu errichteten Parlament von Paris vor. Dies geschah z. B. im Jahre 1308 und man kann behaupten, daß, sobald die Idee einer allgemeinern höhern Gewalt, wie die des Königs und seiner Richter, so anerkannt war, daß zwei gleich berechtigte Gegner, statt wie sonst, an die Entscheidung durch eigene Gewalt zu appelliren, den Weg Rechtens betraten, das Mittelalter nur noch in seinen Formen vorhanden, sein Geist und besonderer Charakter aber schon verschwunden waren. Der Bischof und die Gemeinde fingen an zu fühlen, daß sie denselben Herrn, den König, hatten, der beider Schicksal gleichmäßig zu leiten berechtigt war. Die Bischöfe verloren immer mehr den Charakter des geistlichen Souverains und beschränkten sich auf ihre kirchlichen Funktionen, und die Bürger sahen in dem Könige von Frankreich nicht mehr blos, wie früher, ihren obersten Schutzherrn, sonden den wirklich in ihr ganzes Dasein thätig eingreifenden Landesherrn. Von dieser Zeit an erscheinen in der Geschichte dieser Stadt nicht mehr jene Scenen eines schrankenlosen Umsichgreifens der kämpfenden Parteien, die bald zur Tyrannei, bald zur Anarchie führen. Die Gemeindeverfassung von Beauvais ging jedoch nicht sogleich zu Grunde, sie ward nur nach und nach geschwächt und umgeformt, so daß sie, zuletzt ohne wahren Einfluß auf das Wohl der Bürger, diesen selbst gleichgültig wurde und bis auf wenige wesenlose Formen verschwand. Der Maire und die Pairs entschieden nicht mehr über Leben und Eigenthum innerhalb der Stadt und ihres Weichbildes, sondern das Parlament von Paris, die Abgaben wurden im Namen des Königs erhoben und die Bewachung der Stadt ward einem von Könige ernannten Hauptmanne, obwohl mit einiger Zuziehung der Bürger, anvertraut. Wir haben uns bei der Geschichte dieser Gemeinde etwas länger aufgehalten, weil in ihr, in den Kämpfen ihrer Bischöfe mit den Bürgern, in den innern Streitigkeiten dieser letztern unter einander und mit den benachbarten Rittern, in der Einmischung und dem steigenden Ansehn der königlichen Gewalt, das kolossale

Bild des Mittelalters, mit allen seinen wesentlichen Zügen, wie in einem verkleinernden Spiegel wiederscheint.

Wer heute, mit der Kenntniß ihrer frühern Bedeutung, diese Stadt betritt, findet nichts als die schöne Kathedrale, das an die Vergangenheit erinnert. Der Bischof, der noch bis zur Revolution von 1789 einer der sechs geistlichen Pairs von Frankreich war, genießt jetzt einer Einnahme, die kaum einem pariser Handelsherrn der zweiten Klasse zureichend erscheinen würde, und lebt mit seinem Kapitel, das aus einigen armen und meist alten Priestern besteht, im besten Vernehmen. Beide streiten sich nicht mehr um das Recht, Stadt und Land mit dem Interdikt zu belegen, und um die Grenzen ihrer Jurisdiktion. Die Bürger gehen nicht mehr, wie ihre Vorfahren im dreizehnten Jahrhundert, in Helm und Harnisch einher. Höchstens sieht man Sonntags einige friedliche Nationalgardisten in ihren Uniformen umherwandeln. Indessen sind Bischof, Kapitel und Bürgerschaft, wenn auch sehr umgeformt, wenigstens vorhanden, von den kleinen raufluſtigen Herren der Umgegend und ihren Schlössern aber ist keine Spur mehr vorhanden. Dieses Element des Mittelalters, das unruhigste und eigenthümlichste jener originellen Epoche, ist bis auf die Erinnerung verschwunden und lebt nur noch in den Chroniken fort. Das Beauvais des neunzehnten Jahrhunderts hat, wie alle französischen Städte, die nicht bedeutende Handels- oder Fabrikorte sind, ein eigenthümlich todtes und einförmiges Ansehn. Man fühlt bei seinem Anblicke, wie so oft in Frankreich, daß das Leben des französischen Volkes sich in wenigen großen Punkten koncentrirt hat und das lokale Dasein wenig begünstigt.

Die Errichtung der Kommune von Laon war von noch größern Gewaltthätigkeiten, als die von Beauvais und andern, begleitet, indem der geistliche Souverain dieser Stadt, der Bischof Gaudry, von den Bürgern, für seine Härte und Treulosigkeit, in seinem eigenen Palaste ermordet wurde, wobei ein Theil der Stadt in Feuer aufging. Die freie Verfassung dieser Stadt ward von den Königen auf Ansuchen der Bischöfe mehrmals aufgehoben, auf Bitten der Bürger wiederhergestellt, und endlich, nachdem sie, unter mehreren Königen, eine nur sehr prekaire Existenz gehabt, indem sie nur so lange gelten sollte, als es diesen gefallen würde, sie anzuerkennen, im Jahre 1331 von Philipp dem Sechsten für immer aufgehoben. In der hierauf Bezug habenden Ordonnanz ist der Ton des willkürlichen Herrschers, der Concessionen, die er früher gemacht, als sie seiner Meinung nach ihren Zweck nicht mehr erfüllen, zurücknimmt

merkwürdig und charakteristisch. Der König beschuldigt die Kommune von Laon vieler allgemein bekannter und großer Vergehungen, und erklärt, daß, in Betracht des ruhigern Zustandes, der in andern Städten herrsche, die keine freien Verfassungen besitzen, und in Laon selbst, vor Ertheilung einer solchen, bestanden, es von jetzt an daselbst weder eine Kommune, noch gewählte Obrigkeiten, weder Schöffen noch Geschworne, noch irgend eine Einrichtung und Bezeichnung, an diese erinnernd, geben solle. Der königliche Statthalter von Vermandois wird mit der Verwaltung der Stadt beauftragt. Die Lärmglocken auf dem Thurm, deren Klang die Einwohner sonst zu ihren politischen Versammlungen oder zum Kriege gerufen, wurden für den König in Beschlag genommen*). Es wurde sogar verboten, diesem Thurme seinen frühern Namen „tour du beffroi", der an das Dasein einer freien Gemeinde erinnerte, zu geben. In Reims, das ebenfalls eine freie Verfassung errungen hatte, geschah einige Jahrzehnte später ganz dasselbe wie in Laon. Auf die Bitte des Erzbischofs, die Kommune abzuschaffen und ihm die Regierung der Stadt, den Befehl über die bewaffnete Mannschaft, die Jurisdiktion und Verwaltung, als ihm zustehende Rechte, zurückzugeben, antwortete das Parlament von Paris: „Die Regierung der Stadt steht allein dem Könige und denen, die er damit zu beauftragen für gut finden wird, zu"**).

Erst in ganz neuern Zeiten haben französische Geschichtsforscher einen kritischen Blick auf die merkwürdige Epoche ihres Landes geworfen, in welcher ein großer Theil der bisher geistlichen und weltlichen Herren unterworfen gewesenen Städte sich erhebt und, eine unabhängige Verfassung erringend, nicht zu Republiken im Sinne des Alterthums oder Italiens, denn sie bleiben immer im Lehnsverbande, sondern zu freien Gemeinden, im Sinne des germanischen Mittelalters, wird. Einige dieser Forscher, wie Augustin Thierry, gereizt durch die Unkenntniß oder die absichtliche Entstellung früherer Historiker, welche diese Erhebung der Städte einzig als einen Ausfluß der Gunst und Milde der Könige dargestellt, haben diesem Ereignisse mitunter zu sehr die Farbe einer modernen demokratischen Opposition verliehen. Seine Gegner haben ihm auf die Behauptung, daß der französische Tiers-etat, der allmälig der mächtigste Bestandtheil der Nation und, seit der Revolution von 1789, diese

*) Recueil des Ordonn. des Rois de France t. II. p. 77.

**) Histoire de Reims par le Chanoine Anquetil. t. II. p. 257.

selbst geworden, seinen Ursprung in den Kommunen genommen, geantwortet: daß, einmal nicht alle Städte, nicht einmal in Süd-, geschweige denn in Nordfrankreich, zu freien Gemeinden geworden, daß sehr viele und sehr bedeutende, wie z. B. Paris, Orleans u. s. w. diese Stellung nie erworben hatten, daß die Magistratur in allen ihren Abstufungen, dieser im alten Frankreich äußerst wichtige und zahlreiche Stand, ihnen nicht nur nicht angehört, sondern viel zur Zerstörung dieser Kommunen und der Einführung einer unbedingten königlichen Herrschaft beigetragen, daß die Landleute von den freien Gemeinden des Mittelalters ausgeschlossen gewesen, und daß letztere demnach nicht als die Quelle des Tiers-etat, zu dem auch der Bauernstand, nachdem die Leibeigenschaft größtentheils aufgehört, gerechnet wurde, angesehen werden könne. — Hierauf kann man erwiedern, daß obgleich es allerdings wahr ist, daß der Tiers-etat, der die Revolution begonnen, die privilegirten Stände absorbirt und das absolute Königthum gestürzt, und damit das moderne Frankreich, keineswegs aus den Kommunen entstanden, sondern sich aus verschiedenen, einander zum Theil fremden Elementen gebildet habe, ihr Dasein dennoch in der Entwicklung des nationalen Lebens von großer Bedeutung gewesen. Sie waren es, welche der Idee der Freiheit, die im Feudalwesen vielfach ausgeartet, einen wahrhaften Ausdruck gaben, indem sie einen Verein von Gleichen, mit denselben Rechten Begabten, zu denselben Pflichten Verbundenen, gründeten, der den Krieg nur als ein Mittel der Vertheidigung betrachtend, die öffentliche Sicherheit, die Ausübung der Gerechtigkeit, den Frieden und die Blüthe desselben: die Künste und den Handel, als die Bestimmung des Zusammenlebens der Menschen im Staate ansahen. Aus den Einrichtungen des Lehnswesens, als vorzüglich auf Krieg, und zwar nicht wie die z. B. des Römerthums, auf Eroberungen über Fremde gemacht, sondern auf einen beständigen Bürgerkrieg, meist in engen Grenzen, mit geringen Mitteln geführt, aber sich unaufhörlich auf vielen Punkten zugleich erneuernd, berechnet, hätte die moderne Civilisation nie hervorgehen können. Die Tugenden der Tapferkeit, der Treue, das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit wurden in diesem Zustande allerdings bewahrt, aber die nicht minder nöthigen des Rechts, der Sitte, der Freiheit Aller, des Fleißes, der Ordnung konnten in ihm nicht nur keine festen Wurzeln schlagen, sondern waren mit ihm geradezu unverträglich. Das Bürgerthum aber, in seinem wahren und allgemeinen Sinne, das mächtigste Organ der Gesittung der neuesten Zeit und sich immer mehr ausbreitend, dazu bestimmt, seine Grundsätze und Formen über die

gesammte Gesellschaft auszubreiten, hätte sich ohne die freien Gemeinden nicht entwickeln können. Es ist wahr, daß der französische Tiers-etat keineswegs allein aus den Kommunen hervorgegangen, diese haben aber seine Grundlage ausgemacht, und überhaupt dem Volk, dem Theile der Nation, der nicht zum Adel und der Geistlichkeit gehörte, durch ihre Befreiung, eine Idee von seinem Werth, ein Gefühl seiner Kraft gegeben. Die freien Gemeinden haben allerdings eine verhältnißmäßig kurze Epoche geblüht und sind großentheils schon vor dem Erlöschen des Feudalwesens gesunken; es ist gewiß, daß sie häufig an Parteisucht, Arglist der Reichen, Zügellosigkeit der Armen gelitten, gleichwohl ist es nichts desto weniger wahr, daß sie die eigentliche moderne Nation und das sie charakterisirende Streben nach rechtlicher Gleichheit im Staate angefangen haben, und daß ohne ihr Erscheinen der, im Vergleiche zu frühern Zeiten, große Fortschritt, der im zwölften Jahrhundert in Frankreich in fast allen öffentlichen Verhältnissen sichtbar wird, unmöglich gewesen wäre. Ihr früher Verfall ging aus ihrer eigenthümlichen Stellung, aus dem Umstande hervor, daß sie fast alle Elemente des damaligen Staates: die Geistlichkeit, den Adel und zuletzt auch das Königthum gegen sich hatten, und übrigens, wie überhaupt die Stände des Mittelalters, dazu bestimmt waren, mit ihren besondern Rechten in der allgemeinen politischen Organisation des absoluten Königthums unterzugehen, und später, nachdem die Einheit des nationalen Daseins hervorgebracht, in der Freiheit des Ganzen wiederaufzuleben. Die französische Magistratur, die Legisten, der Stand der gelehrten Bürger überhaupt, dem die Nation den besten Theil ihrer Gesittung verdankt, ging allerdings nicht unmittelbar aus den freien Gemeinden, aber wohl aus den Städten überhaupt hervor, die durch jene gehoben und in Bewegung gesetzt wurden. Ohne die Kommunen und den Einfluß, den sie auf die Belebung des bisher rein zum Dienste der andern bestimmten dritten Standes ausgeübt, wäre dieser schwerlich, wie es unter Philipp dem Schönen geschah, als ein integrirender Theil der Nation selbst anerkannt worden.

Das städtische Leben des Mittelalters war seiner Form nach eben so verschieden und mannigfaltig wie das geistliche und adelige, und es ließe sich aus den zahlreich vorhandenen Urkunden, die Organisation der Städte betreffend, eine stufenweise Entwicklung derselben von der Abwesenheit aller eigentlichen politischen Rechte bis zu der fast souverainen Stellung der freien Gemeinden nachweisen. Bei der früher allgemein verbreitet gewesenen Meinung, daß letztere durch die Könige besonders begünstigt worden, welche durch die Ge-

schichte nicht bestätigt wird, da die meisten von ihnen durch den Einfluß der königlichen Macht untergingen, hat man den Irrthum begangen, daß man das städtische Leben des französischen Mittelalters überhaupt und das der eigentlichen Kommunen verwechselt hat. Letztern wurden ihre Verfassungen entweder, wie in Noyon, St. Quentin und einigen andern Orten von ihren Herren friedlich ertheilt oder, wie meistens geschehen, den Bürgern in Folge eines bewaffneten Aufstandes zugestanden. In solchen Fällen trat die königliche Autorität gewöhnlich erst dann ein, wenn die streitenden Parteien sich schon geeinigt und ihre Uebereinkunft durch die Genehmigung des Königs bestätigt wissen wollten. Die Könige griffen gern in diese Verhältnisse ein, um besonders ihre großen Lehnsleute, auf die sie nur einen bedingten Einfluß besaßen, an die Bedeutung ihrer höhern Gewalt und die Nothwendigkeit, sich in wichtigen Dingen deren Entscheidung zu unterwerfen, zu erinnern. So lange die Könige die Macht ihrer größern Vasallen noch nicht gebrochen und mehr durch ihren Namen, ihre Würde und ihre Ansprüche, als durch eine allgemein anerkannte Autorität über sie emporragten, war ihnen die Bildung städtischen Lebens zur Vermehrung ihrer eigenen Größe wünschenswerth. Sie ertheilten den Städten, die unmittelbar von ihnen abhingen, sehr gern gewisse municipale Rechte, die den Wohlstand der Bürger und damit die Kraft der Krone vermehrten, schützten sie gegen die Anmaßungen ihrer Beamten und erklärten sich bei vorkommenden Streitigkeiten zu ihren Gunsten. So lange die königliche Autorität noch zumeist von der Anerkennung der Großen abhing, sahen es die Könige nicht ungern, daß die Macht der letztern durch den Kampf mit den Städten und die Ertheilung politischer Rechte an diese geschwächt wurde, sie ließen sich außerdem ihren Beistand bald von den Kommunen, bald von den Territorialherren mit großen Summen abkaufen und begünstigten die Partei, die am Meisten zu zahlen versprach, wie das wechselnde Geschick so vieler freien Städte, Laon, Reims u. s. w. beweist; sobald sie aber durch das Sinken der geistlichen und weltlichen Aristokratie, zu einer unabhängigen, die übrigen Elemente des Mittelalters überragenden Macht gekommen, zeigten sie sich den freien Gemeinden, oder den eigentlichen Kommunen, keineswegs hold, sondern beschränkten sie in der Ausübung ihrer Freiheit, neigten sich auf die Seite ihrer Gegner und endigten damit, sie, mehr oder weniger, fast überall zu unterdrücken. Bei dem früh sichtbar werdenden Streben des französischen Königthums nach einer unumschränkten Gewalt wäre für dasselbe das Dasein der Kommunen eben so beschränkend wie

das der Feudalwelt selbst gewesen, denn beide machten auf eine innere politische Unabhängigkeit Anspruch, welche der Macht der Krone Grenzen setzte. Indem jenes städtische Dasein, auf allen seinen verschiedenen Stufen, Manches unter einander gemein hatte und, im Vergleiche zu dem geistlichen und weltlichen Herrenstande, als fast gleicher Natur erschien, so faßte man häufig die mannigfaltigen Formen desselben unter demselben Namen der „Kommunen" zusammen und vergaß den großen Unterschied zwischen Städten, die unmittelbar von ihren Herren und deren Stellvertretern regiert wurden, und solchen, die, in ihrem Innern, einer wahrhaften Unabhängigkeit mit den meisten Attributen der Souverainetät genossen. Wenn man nur die Städte im Auge hat, die, ohne politische Garantien, von den Beamten des Königs mit größerer oder geringerer Zuziehung der Einwohner regiert, mehr oder weniger von dem Fürsten ertheilter und von ihm abhängiger Rechte sich erfreuten, wenn man nur diese unvollkommene Entwicklung städtischen Lebens berücksichtigt, so kann man allerdings behaupten, daß die Könige sich demselben, im Ganzen, sehr geneigt gezeigt haben und geneigt zeigen mußten. Die Vasallen hielten sich nur zu gewissen ein für allemal bestimmten Diensten und Leistungen verpflichtet, hatten eigene selbstständige Interessen zu verfolgen, und ertrugen lange Zeit meist ungeduldig den Schatten der Abhängigkeit, in der sie zu ihren Fürsten standen. Die Städte aber, die letztern ihre theilweisen Befreiungen, Erleichterungen, zuweilen selbst ihr Entstehen verdankten, besaßen, wenn sie nicht als eigentliche Kommunen constituirt waren, keine von ihren Oberherren getrennten Interessen. Sie sahen in diesen ihre Beschützer und Freunde und hielten sich zu Beisteuern und Unterstützungen jeder Art gegen sie weit mehr als die Lehnsmänner verpflichtet, von denen jeder an der Spitze eines kleinen Staates zu stehen glaubte und seine Kräfte gern zur Erreichung seiner eigenen Zwecke anwandte. Die Bürger, obwohl persönlich frei, aber ohne politische Rechte, ohne Theilnahme an der Entscheidung allgemeiner Angelegenheiten, waren ein viel fügsameres Werkzeug der Könige als der Lehnsadel, der sich ihnen an Ursprung und Recht so nahe fühlte. Der Herrenstand machte damals im Grunde einzig die Nation aus. Er allein beurtheilte, bekämpfte, richtete seine Regierung, in ihm allein lebte eine Vorstellung von der Lage und dem Zustande des Ganzen, während der Bürger, nur mit seinen persönlichen Angelegenheiten beschäftigt, über die Grenzen seiner Stadt hinaus weder etwas wollte noch wußte. Das Verhältniß des modernen Unterthanen zu seinem Fürsten, so verschieden von dem des antiken Bürgers,

wie von dem des feudalen Lehnsmannes, entstand in den Städten, die keiner vollkommenen innern Unabhängigkeit genossen, sondern, von dem geistlichen und weltlichen Herrenstand gedrängt, sich den Königen in die Arme warfen und dieselben für den Schutz und die Begünstigungen, die sie von ihnen empfingen, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Kräften unterstützten. Diese Bürger hatten eine angeborne Abneigung gegen den unruhigen, wilden, kriegslustigen Adel, der, in gewisser Beziehung, soweit der Lehnsverband es erlaubte, das Leben der ersten Eroberer fortsetzte und sich in einem schrankenlosen Walten gefiel. Sie erinnerten sich, zum Theil aus Abkömmlingen von Hörigen bestehend, wenn ihre Städte moderner Gründung waren, des Druckes, den ihre Vorfahren erlitten, und wenn sie einen Boden bewohnten, auf dem städtische Freiheit nie ganz verschwunden, der Drangsale und Gefahren, denen diese von Seiten des Herrenstandes ausgesetzt gewesen. So feindlich sie gegen den Adel gestimmt waren, so geneigt waren sie den größern Fürsten, unter deren Schutze sie standen, und besonders dem Könige von Frankreich, der am Frühesten angefangen hatte, die Grundsätze und Ideen der Monarchie über die Rechte und Sitten der Lehnswelt herrschend zu machen. Diese Städte hegten einen besondern Haß gegen die durchaus feudale Organisation der Normandie, welche die Nachbarländer unaufhörlich beunruhigte und der die Könige von Frankreich ohne die eifrige Hülfe der Gemeinden vielleicht nicht hätten widerstehen können. Die Geistlichkeit Nordfrankreichs fürchtete ebenfalls die Invasionen der Normänner, die nach der Eroberung Englands den festesten Lehnsstaat gebildet hatten, in welchem die kirchlichen Verhältnisse, eine Zeit lang, im Vergleiche zu den weltlichen, eine sehr untergeordnete Stellung einnahmen. Die Normänner waren damals eine Art Kriegerkaste, wie die alten Spartiaten, und Kampf und Eroberung ihre herrschende Leidenschaft geworden. Die Bürger zogen gegen sie, unter Anführung ihrer Bischöfe und Priester, jedes Kirchspiel mit seiner Fahne, zu Felde und, obgleich schlecht bewaffnet und weniger geübt als ihre Feinde, ersetzten sie diesen Mangel durch ihre Zahl und den leidenschaftlichen Haß, den sie gegen die zu Feudalherren gewordenen Abkömmlinge der alten skandinavischen Seeräuber trugen. Suger erzählt, daß sich die Bürger von Sens, Paris, Orleans, St. Quentin, Beauvais u. s. w. wie hungrige Wölfe auf die Normandie stürzten, schreckliche Verheerungen begingen und von den Bischöfen von Noyon und Laon, die an diesem Feldzuge Theil nahmen, zur Begehung der ärgsten Frevel eher aufgemuntert, als von ihnen abgehalten wurden,

„um, wie der Abt von St. Denis sagt, ihre Legionen zu vermehren, indem man ihnen auf jede Art schmeichelte, und sie gegen ihre Feinde zu entflammen, indem man ihnen Alles nachsah.“ — Die materielle Kraft des städtischen Elements hatte sich übrigens, durch die Aufnahme von Fremden, Vertriebenen, flüchtigen Hörigen begünstigt, früher und stärker als das moralische Bewußtsein der Bürger entwickelt. Suger erzählt in seinem Leben Ludwig des Dicken, daß, als Kaiser Heinrich V. die Champagne mit einem Einfalle bedrohte, unter den dem Könige zu Hülfe eilenden Kontingenten die der Landschaften von Reims und Chalon allein an sechzigtausend Mann betrugen*).

Das Königthum und die Städte, die vornehmsten Werkzeuge der politischen Gesittung der modernen Welt, erhoben sich fast zu gleicher Zeit, denn ein regelmäßiger Einfluß des erstern und eine anerkannte und gesicherte Existenz der letztern kann in Frankreich, von dem hier allein die Rede ist, nicht über das zwölfte Jahrhundert hinausgestellt werden. Das altgermanische Königthum der Merowinger, die nach der Alles umfassenden Macht der alten Kaiser strebende Stellung Karl's des Großen und die nominelle und feudale Oberhoheit der ersten Kapetinger waren von dem spätern Walten des französischen Königthums, wie es mit Ludwig VI. auftritt, wesentlich verschieden. Eben so fand zwischen den gallo-römischen Municipien und den städtischen Gemeinden des Mittelalters nur eine äußere Aehnlichkeit statt, der Kern war durchaus anderer Natur. Das Königthum von der Feudalwelt beschränkt und die Städte von ihr bedroht, hatten sich, von ihrer Lage und ihrem Vortheil veranlaßt, näher an einder geschlossen, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. In diesem Bunde blieb aber immer die ursprüngliche Verschiedenheit dieser beiden politischen Gestalten sichtbar, denn die eine, das Königthum, hatte sich aus dem herrschenden, die andere, das Städtethum, aus dem dienenden Elemente des Mittelalters erhoben und beide blieben dem Charakter ihres Ursprunges treu. Als sich das Königthum, vermöge seiner einigen und kraftvollen Natur, alle andern Elemente des öffentlichen Lebens unterworfen hatte, eignete es sich die Reste des Feudalwesens an, die zu geschwächt, um, wie früher, selbstständig da zu stehen, sich ihrer dem Königthume verwandten Abkunft, obgleich durch dasselbe herabgebracht, noch immer erinnerten, und das Städtewesen machte mit dem ihm ebenfalls von

*) Vita Ludov. Grossi c. XXI.

Hause aus verwandten und allmälig näher gekommenen Landvolke gemeinschaftliche Sache. Der moderne Adel, diese Ruine des Mittelalters, der Schatten, den es bei seinem Verschwinden zurückgelassen, war, mit dem Königthum verbunden, immer noch mächtig genug, um sich zwischen dasselbe und die Masse der Nation zu stellen. So wie das Königthum früher den Bürgerstand, so beschützte es jetzt den Adel, seitdem dieser zu schwach geworden, um unabhängig zu walten, aber noch immer stark genug war, um für die unumschränkte Monarchie ein taugliches Werkzeug zu sein. Beide, Königthum und Adel, traten in ein einmüthiges Verhältniß, das so lange letzterer mächtig gewesen, nie bestanden hatte. Die französischen Könige nannten sich die ersten Edelleute ihres Landes und der Adel gedachte mit Stolz, daß er einst an der Wiege des Königthums gestanden. Die Entfernung, in die das Königthum, umgeben von einer zahlreichen dienenden Aristokratie, sich allmälig zu den Bürgern zu stellen anfing, die durch die Emancipation des Landvolkes und den steigenden Handel und Kunstfleiß an innerer Kraft unermeßlich gewachsen, erregte die Kälte und Entfremdung derselben gegen die Könige und ihren Neid gegen den von ihnen ausschließend begünstigten Adel, gegen den sie außerdem eine erbliche und überlieferte Abneigung hegten. Die Bildung eines eigentlichen Hofes, von den Versammlungen des Mittelalters, die man so genannt hat, in mehr als einer Beziehung verschieden, der sich zwischen den Souverain und die Nation stellte, wurde das charakteristische Symbol dieses neuen Zustandes, der Entfernung der Könige und der Bürger und der innigen Vereinigung der Abkömmlinge des alten Herrenstandes mit dem früher von diesem so oft bekämpften Königthume. Der Souverain entfremdete sich von jetzt an dem Volke immer mehr und sein Hof wurde für ihn die Nation selbst. Er sah und kannte sein Land gewissermaßen nur durch das Medium dieser künstlichen Organisation, die ihm, wie gewisse Gläser, je nach dem man sie wendet, sein und seiner Umgebungen Bild in einem vergrößerten, das seines Volkes in einem verkleinerten Maßstabe zeigte. Diese Isolirung, die unter Franz I. angefangen und, die Religions- und Bürgerkriege ausgenommen, die eine Zeit lang alle Stände unter einander warfen, immer zugenommen hatte, stieg unter Ludwig dem Funfzehnten auf den höchsten Grad. Das Bürgerthum fühlte sich seinem alten Beschützer, dem Königthum, um diese Zeit am Fremdesten und hatte sein Mißtrauen, vielleicht um so tiefer, je weniger es gewaltsam hervorbrach, gegen seinen alten Feind, den Schatten des Feudaladels, der in der absoluten Monarchie durch

das Hofwesen ein gewisses Scheinleben wiedergewonnen, als eine Erbschaft seiner Väter bewahrt. Der Bürgerstand hatte sich durch die von dem unbeschränkten Königthume selbst begünstigte vollständige Befreiung des Landmannes, mit diesem zu Einem Stande verbunden, der, äußerlich, in Sitte und Beschäftigung, getrennt, in Bezug auf die großen Verhältnisse des Lebens dieselben Interessen hatte. Der französische Landmann nahm, um diese Zeit, die Gesinnungen und Leidenschaften der Städte an, und ursprünglich ohne Abneigung gegen das Königthum, dem er immer fern gestanden, wurde er von dem Bürgerstande sehr bald mit Mißtrauen gegen dasselbe und vorzüglich mit einem brennenden Hasse gegen die Abkömmlinge der Dränger seiner Vorfahren erfüllt. Das Königthum war durch seinen ausschließenden Bund mit den Resten des Feudaladels und durch seine Entfernung von den Bürgern nicht stärker, sondern schwächer geworden. Der Adel hatte in der absoluten Monarchie viele der Mängel seiner Vorfahren und wenige ihrer Tugenden sich zu bewahren verstanden. Er stützte sich auf das Königthum, das von der Masse der Nation isolirt, selbst kraftlos geworden, und das Königthum wiederum auf ihn. Beide täuschten sich über ihre wahre Stärke und gewahrten nicht den Abgrund, der sich vor ihnen aufthat. Beide verschwanden in dem Sturme der französischen Revolution. Obgleich zu dieser Begebenheit Ideen und Umstände mitwirkten und in ihr sich geltend machten, die durchaus nichts mit den Verhältnissen des Mittelalters gemein hatten, so war sie dennoch vorzugsweise gegen die letzten Reste der Feudalwelt, das Dasein einer geistlichen und weltlichen Aristokratie, gerichtet, die, als sie die absolute Monarchie, von der sie selbst einst geschwächt worden, als ein vollendetes Faktum anerkennen mußte, die Tendenzen derselben durch ihren Beistand übertrieb, ihre eigenthümlichen Mängel fühlbarer, als es ohne sie geschehen wäre, machte und durch die Trennung, die sie zwischen dem Königthume und der Nation schuf, eine Kluft hervorbrachte, die sie erst durch ihren eigenen Untergang ausfüllte Das Königthum, der Adel und der Bürgerstand traten im achtzehnten Jahrhundert, in der französischen Revolution unter Formen auf, die allerdings selten mehr an ihren Ursprung erinnerten, gleichwohl reichten die innersten Schichten der streitenden Elemente in diesem Vulkan bis in die Nacht jener Zeiten hinab. Das Königthum hatte sich aus der Feudalwelt erhoben, den geistlichen und weltlichen Herrenstand sich unterworfen und die aufkeimende Kraft der Städte begünstigt. In der absoluten Monarchie versammelte es die Reste jener Aristokratie um sich, um durch sie

den Bürgerstand, dessen Beistandes es nach der Besiegung des Adels nicht mehr bedurfte, desto vollständiger zu beherrschen. Die Städte aber hatten sich mit dem frei gewordenen Landvolke verbunden und waren mit ihm zu Einem Stande, dem Tiers-etat, verschmolzen. Das unumschränkte Königthum hatte sich wiederum, wie einst im Mittelalter, an die Spitze des Adels gestellt, wollte aber, während es sich eigentlich nur diesem einen Stande nahe fühlte, gleichwohl das jetzt zur Nation selbst gewordene Bürgerthum eben so beherrschen wie einst, da dieses, von der Feudalwelt gedrängt, sich seinem Schutze ergeben hatte. Zugleich hatten die Könige die Bürger von Neuem ihrem alten Feinde, dem Adel, überliefert, der in ihren Namen über sie regierte. Aus diesen Irrthümern und unausgleichbaren Widersprüchen ging großentheils die französische Revolution hervor, durch die der dritte Stand, der sich in jenen alten Städten, deren Entstehen und Geschick wir betrachtet, gebildet hatte, zur Herrschaft über das politische Leben der französischen Nation kam. Das Princip jener städtischen Gemeinden des Mittelalters: die Herrschaft des Rechts und der Gleichheit vor demselben — ist, obwohl mannigfaltig ungeformt, gleichwohl die herrschende und fortschreitende Idee der neuesten Zeit geworden. Dies ist der historische Zusammenhang zwischen den Kommunen des Mittelalters und der Gegenwart und darum verdienen sie, als eine moralisch noch immer lebendige Gestalt der Geschichte, in ihren Grundzügen gekannt zu werden.

Neuntes Kapitel.

Im Jahre 1137 starb Ludwig der Sechste nach einer sehr kräftigen und thatenreichen Regierung während der Abwesenheit seines Sohnes, der mit einem glänzenden Gefolge geistlicher und weltlicher Herren nach Bordeaux gezogen war, um Eleonora, die Tochter Wilhelm's IX., Herzogs von Aquitanien, zu heirathen, die, von ihrem Vater, beim Mangel männlicher Nachkommen, das schöne Land zwischen der Loire und den Pyrenäen geerbt hatte. Der neue König,

Ludwig VII., von den Franzosen gewöhnlich Louis le Jeune genannt, war bei Lebzeiten seines Vaters und obgleich er noch im frühen Knabenalter stand, von dem gerade in Frankreich anwesenden Papst Innocenz II. in Reims gekrönt worden. Dieser Gewährleistung seiner Rechte und des höhern Standpunktes, zu dem das Königthum unter der vorhergehenden Regierung sich emporzuarbeiten angefangen, ungeachtet, griffen die meisten Barone der Umgegend von Paris gleich nach der Rückkehr des jungen Königs zu den Waffen, und diese Empörung verbreitete sich bei dem rauf- und fehdelustigen Sinne des Adels bis nach Burgund und Champagne hinein. Man ersieht aus der Darstellung dieser Begebenheit nicht deutlich, ob die Gegner des Königs die Absicht hatten, ihm an die Krone selbst zu gehen, oder ob sie seine Jugend und den Wechsel der Regierung nur dazu benutzen wollten, um ihre durch seines Vaters Thätigkeit und Glück geschmälerte Macht wieder herzustellen. Im letztern Falle, der, nach allen Umständen, der wahrscheinlichere ist, hätte diese Empörung sich auf die unmittelbaren Lehnsmänner des Königs im alten Herzogthum Frankreich, von Laon bis Orleans beschränken müssen, denn die großen Vasallen befanden sich, obwohl Ludwig der Dicke einen größern Einfluß der Krone, durch die Sicherheit, die er in seinen Erblanden erlangt, auf sie vorzubereiten angefangen, faktisch immer noch in einer großen Unabhängigkeit und hatten keinen Grund mit dem Könige unzufrieden zu sein. Dennoch erklärte sich der Graf von Champagne gegen Ludwig VII. obgleich mehr aus Rache als in eigentlich ehrgeiziger Absicht. Er hatte den König zu seiner Vermählung nach Bordeaux begleitet und sich dabei um Alix, die Schwester der jungen Königin Eleonore, beworben, war aber dabei dem sich ebenfalls im Gefolge Ludwig's befindlichen Grafen von Vermandois nachgesetzt worden. Es geht also aus dieser Schilderhebung des Grafen von Champagne nicht die Absicht, sich der Krone bemächtigen zu wollen, hervor, sondern er scheint sich den aufrührerischen Baronen nur in der Absicht angeschlossen zu haben, um sich an dem Könige für die Unterstützung, die er der Bewerbung seines Verwandten gewährt, rächen zu können. Wie dem auch gewesen sein mag, die Rechte des königlichen Hauses und der Erstgeburt waren in der Meinung der einzelnen Vasallen noch nicht so fest gewurzelt, daß eine Opposition unmöglich, oder durchaus verbrecherisch und als Angriff auf die Existenz des Staates selbst erschienen wäre. Dies wird, unter Andern, besonders daraus klar, daß, als später Ludwig der Siebente nach dem

heiligen Lande gezogen und manche der zurückgebliebenen Vasallen mit der Regierung seines Ministers Suger unzufrieden waren, sie damit umgingen, seinen jüngern Bruder, Heinrich Grafen von Dreux, von dem sie sich mehr Begünstigungen versprachen, auf den Thron zu setzen, ein Plan, der durch die Festigkeit Suger's und die Rückkehr des Königs im Entstehen erstickt wurde. Die Geistlichkeit bewährte, während dieser Unruhen, beim Antritte der Regierung Ludwig's VII., von Neuem den Bund, den sie mit dem kapetingischen Königthume geschlossen. Die Bischöfe und Aebte erklärten sich sämmtlich gegen die Aufrührer. Ueberall, wo Ludwig erschien, gingen ihm die Priester und Mönche entgegen und holten ihn unter den feierlichsten Gebräuchen ein. In jedem Kloster, in dem er anhielt, ward ihm vor dem Altare die Krone aufgesetzt und er darauf dem Volke gezeigt, damit dieses sich bei dem Anblicke dieses Schmuckes, an die Vorstellung der hohen Macht und Würde seines Trägers gewöhne. Die Kirche hielt darauf, daß der heilige Charakter, den die von ihr vollzogene Salbung dem, der sie empfangen, verliehen, nicht durch den Sieg einer rein weltlichen Macht, wie die des Feudalwesens, ausgelöscht und ihr eigenes Ansehen dadurch geschwächt werde. Der Krieg dauerte jedoch eine Zeit lang ohne Entscheidung fort, bis ein Theil der Streitkräfte des Grafen von Champagne sich in der Stadt Vitry festsetzte, deren Einwohner ihm zugethan waren. Der König erstieg nach heftigem Widerstande, die Mauern, verfolgte die Fliehenden bis in die Hauptkirche des Ortes, wo Alles unter dem Schwerte fiel und die Altäre mit Blut besprützt wurden. Die Stadt wurde außerdem verbrannt. Wahrscheinlich hatte die Gefahr, in die Ludwig die Empörung seiner Vasallen im kritischen Augenblicke seines Regierungsantrittes versetzte, die Strafbarkeit desselben in seinen Augen erhöht und ihm ein schreckendes Beispiel als nothwendig erscheinen lassen. Dieses Blutvergießen, besonders aber die dabei vorgefallene Entweihung der heiligen Orte, erregte allgemeinen Tadel und Ludwig, der mehr heftiger und reizbarer als harter und grausamer Sinnesart war, empfand bald tiefe Reue über die begangene That. Die Geistlichkeit benutzte diese Stimmung des Königs, um ihn nach ihren Wünschen zu lenken. Sie führte ihm bei jeder Gelegenheit das Bild der unglücklichen Stadt vor die Seele und machte in ihm selbst den Wunsch nach einer für jenes große Unrecht zu leistenden Genugthuung rege. Er wurde von diesen Vorstellungen so tief ergriffen, daß selbst die Reize seiner jungen Gemahlin Eleonore, der er bisher leidenschaftlich zu-

gethan gewesen, ihn nicht zu zerstreuen vermochten. Die Stimmung und Lage seiner Zeit gewährten ihm das Mittel, sich mit sich selbst auszusöhnen und von seinem Kummer zu befreien.

In den durch den ersten Kreuzzug gestifteten christlichen Staaten im Morgenlande waren sehr bald Zeichen eines unausbleiblichen Verfalles sichtbar geworden. Die Christen hatten die feudale Organisation ihrer Heimath in diese fernen Eroberungen und unter eine Bevölkerung getragen, die darauf nicht nur nicht vorbereitet war, sondern von einem ganz entgegengesetzten Princip beherrscht wurde. In Europa hatte sich das Lehnssystem Jahrhunderte lang im Stillen entwickelt und war endlich zu einer gewissen Reife und Vollständigkeit gekommen. Es gehörte ihm ein unermeßlicher Raum an, auf dem es sich ausbreiten konnte, und es schloß in der Monarchie und dem Städteleben zwei ihm wesentlich fremde, aber mit ihm äußerlich verbundene Elemente ein, die, lange ehe sie dasselbe stürzten, seinen zerstörenden Folgen einigermaßen das Gleichgewicht halten konnten. Im Morgenlande trat es in seiner ganzen Stärke und ohne eine dasselbe bezähmende Mischung auf. Der irrationelle, incongruente, widerspruchsvolle Geist des Mittelalters wurde hier in seiner Thätigkeit auf einen engen Raum beschränkt, und die ihm eigenthümliche innere Unruhe trieb die einzelnen Elemente seines Daseins zu zerstörenden Kämpfen gegen einander selbst hervor. Gleich in der ersten Zeit nach Gottfried's von Bouillon Tode, hatte sich der Patriarch von Jerusalem der Wahl eines neuen Königs widersetzt und behauptet, daß das Land dem Papste, als dem Statthalter Dessen, der sein ewiger König sei, und in nächster Instanz ihm, dem Patriarchen, als Vertreter des Papstes, angehöre. Auf diese Art brach gleich im Beginn des neuen Staates der verheerende Streit der geistlichen und weltlichen Macht aus, und zwar ohne eine Möglichkeit der für die allgemeine Entwicklung günstigen Folgen, die denselben in Europa begleiteten. Ein anderes Hinderniß für die Behauptung des eroberten Landes waren die ausgedehnten Privilegien und sehr bald auch die Eifersucht und Feindschaft der Templer und Johanniter, die auf das Willkürlichste um sich griffen und im Innern einen beständigen Kampf unterhielten. Die Vasallen des Königs von Jerusalem, die Fürsten und Barone von Antiochien, Edessa, Jaffa, Askalon und Galiläa, standen von ihm noch unabhängiger als die großen Feudalherren des Abendlandes von ihren Souverainen da. Die Basis, auf der das Lehnssystem und seine Hierarchie beruhte, die Idee und das Faktum einer ursprünglichen Cession der verschiedenen Theile eines Landes an größere

Lehnsträger und dieser wiederum an kleinere, in steter Beziehung zu einem allgemeinen Oberhaupte gedacht, ermangelte hier aller historischen Wahrheit und war eine bloße politische Fiction, denn die Gefährten Gottfried's von Bouillon waren ursprünglich durchaus seines Gleichen gewesen. Sie erkannten so wenig eine seiner Person und Familie einwohnende Souverainetät über sie an, daß sein Bruder nur durch Wahl sein Nachfolger wurde. Die feudale Organisation war hier eine gewaltsam verpflanzte und künstlich übertragene und wenn sie eine Zeit lang, dem Schein nach, mit mehr Uebereinstimmung und Festigkeit als im Abendlande auftrat, so geschah dies nur, weil sie sich nicht selbstständig aus sich entwickelt hatte, sondern als eine entlehnte Form, mit der äußern Konsequenz einer Theorie auftrat, die sich nicht aus der Wirklichkeit herausgearbeitet hatte und in ihrer Gestaltung nichts von deren unausbleiblichen Widersprüchen in sich trug. Sie war, dem Wesen nach, nur um so schwächer. Das Leben der ursprünglichen Bevölkerung gehörte dem Geiste des Orients an. Der Jude, der Araber, der Syrer, der Grieche, konnte wol zum Sklaven gemacht werden, aber es war nicht möglich, ihn in das Verhältniß des Hörigen, des Bürgers zum Eroberer zu bringen, seine innerste Natur war diesen Formen fremd. Das neue Reich entbehrte aller innern Garantien der Kraft und Dauer, es konnte nur durch immer frischen Zuwachs aus Europa und eine dort sich immer rege erhaltende Begeisterung bestehen. Diese zu seiner Erhaltung nothwendigen Bedingungen walteten im Abendlande während des zwölften Jahrhunderts wirklich ob, gleichwohl hatte sich der Islam allmälig von dem Schrecken des ersten Kreuzzuges erholt und war von der Vertheidigung dessen, was ihm geblieben, zum Angriff auf das, was er verloren, übergegangen. Edessa, das Bollwerk des jerusalemitanischen Reiches, war erobert und seine ganze Bevölkerung unter dem Schwerte der Ungläubigen gefallen. Die Kunde dieses Unglückes verbreitete sich mit reißender Schnelle im Abendlande und erregte die allgemeinste Theilnahme. Man beklagte nicht nur den Verlust eines der ältesten Sitze des Christenthumes, sondern auch den Untergang so vieler Verwandten und Freunde, denn die christlichen Kolonien waren mit dem Mutterlande in beständiger Verbindung geblieben. Besonders erfüllte das Schicksal der von den Mahomedanern gefangenen Christen, fast alle französischen Ursprunges, die kriegerischen Bewohner der Burgen der Provence, Champagne und Normandie mit Trauer und Zorn. Man sah mit Recht ihre Sache als die des Vaterlandes selbst an.

Diese Stimmung wurde von Ludwig dem Siebenten auf das Lebhafteste getheilt, an dessen Gemüthe außerdem noch immer die Erinnerung des in Vitry an der Menschheit und Kirche zugleich verübten Unrechts nagte und dem außerdem von der Geistlichkeit die Führung eines neuen Kreuzzuges und Unterstützung der bedrängten Brüder im Orient als ein unfehlbares Mittel, sein Gewissen zu beschwichtigen und die Vergebung des Himmels zu gewinnen, vorgestellt wurde. Zugleich fand dieses Unternehmen an dem heiligen Bernhard, dem ersten und einflußreichsten Kleriker jener Zeit, einen Erreger und Verbreiter, der Alles mit sich fortriß. Bernhard, im letzten Decennium des elften Jahrhunderts geboren, trug in seinem Innern die ganze Kraft und Begeisterung jener gährenden Zeit, aber mit einem auf das Ueberirdische und Ewige gerichteten Sinne verbunden. Er ist nicht nur eine der hervorragendsten Gestalten des Mittelalters, sondern vielleicht die größte und merkwürdigste Persönlichkeit gewesen, welche die französische Kirche im Laufe so vieler Jahrhunderte hervorgebracht hat. In keinem Andern erscheint eine solche Entsagung und Abgestorbenheit für die Welt mit einem so tiefen und lebendigen Einflusse auf sie, wie in diesem außerordentlichen Manne vereinigt. Auf seine Veranlassung versammelten sich die Fürsten und Edeln des Königreiches zu Vezelai und fast alle Anwesende nahmen das Kreuz. Die Rede, die der heilige Bernhard bei dieser Gelegenheit hielt und die einen so begeisternden Eindruck hervorbrachte, ist nicht mehr vorhanden, wol aber die des Königs, die, in ihren Drohungen gegen die Ungläubigen und in der Verachtung ihrer Nationalität und Religion, den martialischen und fanatischen Geist athmet, der jene Zeit charakterisirt. Bernhard wandte sich sogleich, mit unglaublicher Thätigkeit, von seiner Einsamkeit in Clairvaux aus an alle einflußreichen Personen des Abendlandes, Geistliche und Laien, reiste nach Deutschland, predigte in Speier, Mainz und Köln, und bewirkte, daß überall Hohe und Niedrige sich für die Sache des Kreuzes erhoben. Die im elften Jahrhundert allgemein gewordene Verehrung der Jungfrau Maria, der Einfluß, den dieser tief in die Sitten und Gefühle eindringende Gebrauch auf die Gesellschaft ausgeübt, die aus ihm, zum Theil, entstandene erhöhte Bedeutung der Frauen trat in dem Entschlusse des Königs hervor, sich von seiner Gemahlin Eleonore von Guienne begleiten zu lassen, ein Beispiel, das von vielen der Ersten unter den Edeln nachgeahmt wurde. Der Graf von Nevers, einer der großen Lehnsmänner der Krone, und Suger, Abt von St. Denis, wurden zu Regenten des Landes während der Abwesenheit des Königs

ernannt. Der Abt führte, da der Graf einige Zeit nachher der Welt entsagte und in die Karthause des heiligen Bruno trat, das Steuer des Staates allein und mit so kluger und kräftiger Hand, als wäre er zu dessen Leitung eigens geboren und diese Wissenschaft die Aufgabe und einzige Beschäftigung seines Lebens gewesen. Es ist dies einer der eigenthümlichen Züge des Mittelalters, der es von jeder andern Epoche unterscheidet, daß oft solche, welche der Welt entsagt und den größten Theil ihres Lebens in der Zurückgezogenheit und den Blick auf ein übersinnliches Dasein gerichtet zugebracht, plötzlich an die Spitze der öffentlichen Verhältnisse treten, und daß die, welche im höchsten Range geboren, an die Ausübung der Macht und den Genuß aller Güter gewöhnt sind, diesem Allen oft so leicht entsagen und, unter gewissen Umständen, von einer plötzlichen Sinnesänderung ergriffen, in ihrem ganzen Dasein wie umgewandelt erscheinen. Es ist dies einer der Beweise für die im Ganzen beschränkte intellektuelle Entwicklung des Mittelalters und die Tiefe der Gemüths- und Gefühlskraft, die damals im Leben der Individuen, wie in dem der Völker vorwaltete.

Der zweite Kreuzzug, an dem, außer den Franzosen, auch die Deutschen, unter ihrem Könige Konrad, Theil nahmen, veränderte, obgleich mit so großer innerer Begeisterung und äußerer Macht unternommen, den Zustand des Orients noch weniger als der erste, der wenigstens die Stiftung eines, wenn auch kleinen, christlichen Reiches zur Folge gehabt hatte. Er trug nicht einmal viel dazu bei, den immer mehr sichtbar werdenden Verfall der christlichen Kolonien zu verhindern. Ludwig und Konrad, die an der Spitze großer Streitkräfte ausgezogen, kehrten fast ohne Begleitung in ihre Staaten zurück. Die Erfolglosigkeit des zweiten Kreuzzuges lag theils in der, wie früher, bestehenden Uneinigkeit der Kreuzfahrer, ein Grundübel des ganzen Lehnslebens, mit dessen Formen das Gelingen jeder großen, combinirten, weit aussehenden Unternehmung fast unmöglich war, theils in dem Mangel an Fähigkeit und Erfahrung derer, die an der Spitze standen. Wie tapfer Ludwig, Konrad und die übrigen Häupter des zweiten Kreuzzuges auch sein mochten, sie waren nichts als dies und standen an Einsicht und Charakter sehr weit unter Gottfried von Bouillon, Boemund, Tankred und den übrigen Helden, die sich, funfzig Jahre vorher, zu demselben Zwecke vereinigt hatten. Dann wäre es wahrscheinlich, selbst unter den glücklichsten Umständen, dem Abendlande damals unmöglich gewesen, den Orient zu unterjochen. Als Alexander der Große und die Römer dies vollbrachten, war das im größten Theile der asiatischen

Menschheit wirkende Princip im Sinken begriffen gewesen. Aber der Islam hatte gerade den Theil Asiens, mit dem Europa in den Kreuzzügen zusammenstieß, mit einer größern Kraft und Einheit, als je in diesen Gegenden bestanden, erfüllt. Ein Glaube, eine Nationalität werden nur dann eine Beute der Fremden, wenn in ihnen selbst schon der Keim des Verfalles fühlbar wird. Der Mahomedanismus war aber damals, und noch für lange Zeit, im Steigen begriffen. Die Feudalwelt hatte ihn auf dem ihr zugehörigen Gebiete, da wo sie selbst tiefe Wurzeln geschlagen, wie in Frankreich, in Spanien, in Italien besiegt, sie war aber, überhaupt mehr zur Abwehr als zur Eroberung geschickt, nicht stark genug, um ihn auf seinem eigenen Boden zu unterjochen. Selbst der Theil Europas, wo das christlich-germanische Princip des Lehnswesens nicht zur Herrschaft gekommen, wie das byzantische Reich, sollte später vom Islam verschlungen werden. Wäre die religiöse Begeisterung der Kreuzzüge von einem politischen Geiste begleitet gewesen, so hätte sie, vor allen Dingen, das oströmische Reich zu einem nähern Anschließen an Europa gezwungen und ihm eine mit dem Abendlande übereinstimmende Organisation aufgelegt, was im elften und zwölften Jahrhundert noch möglich war, im dreizehnten aber schon unausführbar geworden. Das Bestehen des byzantinischen Staates mit seiner dem Alterthum und dem Orient verwandten Verfassung war nicht nur das größte Hinderniß für das Gelingen der Kreuzzüge, sondern auch die Ursache, daß dieser Theil Europas später ein Raub des Islams wurde.

Während der mehrjährigen Abwesenheit Ludwig des Siebenten hatte Suger des Königreich mit so großer Kraft und Weisheit regiert, daß er nicht nur den öffentlichen Frieden, was sehr schwer war, erhielt, sondern seinem Souverain, zu mehren Malen, bedeutende Summen nach dem Orient schicken und ihm, nach seiner Rückkehr, das Land in einem blühendern Zustande, als da er es verlassen, zurückgeben konnte. Suger war, wie viele Prälaten seiner Zeit, dem Aufstreben der Städte, insofern diese eine vollkommene innere Unabhängigkeit für sich in Anspruch nahmen, wie sie sich in der Verfassung der freien Gemeinden ausspricht, nicht günstig und ließ dieselbe nur dann zu, wenn die Städte durch bedeutende Geldopfer den Bedürfnissen des königlichen Schatzes entgegenzukommen geneigt waren. Suger hatte, wie die meisten geistlichen Großen, die persönliche Freiheit und Sicherheit der niedern Klassen, aber nicht ihre politische Emancipation, ihre Erhebung zu einem eigenen Stande im Staate, begünstigt. Zugleich bewachte er jede Bewegung des im

Lande zurückgebliebenen Herrenstandes mit großer Aufmerksamkeit und wußte, obgleich selbst kein Kriegsmann, das Umsichgreifen und den unruhigen Sinn desselben, eben so gut wie der kriegerische Ludwig VI., in Zaum zu halten. Er führte überhaupt die Regierung im Geiste dieses Königs fort und suchte weniger das Reich auszudehnen als dem königlichen Ansehn im Innern ein immer entscheidenderes Uebergewicht zu verleihen. Suger wurde hierbei, wie einst Ludwig VI., besonders von der Kirche unterstützt, ohne welche dieses Werk einer regelmäßigern Organisation des Feudalstaates und einer überwiegenden Stellung des Königthums unmöglich gewesen wäre. — Der heilige Bernhard hatte, als der Lenker und Wächter der allgemeinen Verhältnisse jener Zeit, an dem Kreuzzuge, den er hervorgerufen, nicht persönlich Theil genommen, sondern war im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, Alles überschauend und ordnend, zurückgeblieben. Man kann hieraus, wie aus einigen Stellen in den Briefen des großen Abtes erkennen, daß er, wie sehr auch diese bewaffnete Pilgerfahrt zur Ehre Christi und zur Belebung des religiösen Sinnes von ihm empfohlen worden, sie doch nur für einen Theil des gesammten christlichen Lebens seiner Zeit und nicht für eine ausschließende Richtung desselben ansah, denn sonst würde er sich dem Kreuzzuge ohne Zweifel selbst angeschlossen haben. Auch war seine Anwesenheit in Frankreich zur Erhaltung des innern Friedens und zum Fortschreiten auf der einmal begonnenen Bahn einer ruhigern Entwicklung von großem Einfluß, denn wenn Suger die Verwaltung des Königreichs im Einzelnen leitete, so entschied Bernhard in allen schwierigen und gefährlichen Verhältnissen, und sein Ansehn war so groß, daß Suger fast immer dem Impuls folgte, den er von ihm erhielt. Der Adel, obgleich durch den Kreuzzug vieler seiner Glieder beraubt, zeigte sich mehrmals geneigt, die Zügel der Regierung dem Abte von St. Denis zu entreißen, die Abwesenheit des Königs zu benutzen und sein altes gesetzloses Treiben, besonders seine Gewaltthätigkeiten gegen Städte und Kirchen zu erneuern. In solchen Fällen berief Suger, vermöge seines Rechtes als Regent, die großen Lehnsmänner, besonders aber die Bischöfe zu Versammlungen, auf denen gegen jede hereinbrechende Unordnung sogleich kräftige Maßregeln getroffen wurden. Bernhard wandte sich dann alsbald an die Berufenen und forderte sie zum größten Eifer für die Erhaltung der kirchlichen und königlichen Rechte auf. Papst Eugen III. war sein Freund und Bewunderer und unterstützte ihn mit dem ganzen Gewicht des päpstlichen Ansehns, um den Bund der Kirche und des Königthums, auf den sich jene Zeit und der

Fortschritt ihrer Gesittung stützte, zu erhalten. Auf einem Concil zu Reims, das von tausend Geistlichen aller Grade besucht war, erneuerte der Papst den Gottesfrieden, verbot alle ritterlichen Spiele und Festlichkeiten, welche dem vom Kreuzzuge zurückgebliebenen Adel Gelegenheit und Lust zur Anstiftung von Unruhen geben konnten, und erklärte in Abwesenheit des Königs alle Fehden, selbst friedliche Rechtsstreite über unentschiedene Ansprüche für gottlos. Alle Augen und Herzen sollten sich nach Jerusalem und der Unterstützung der morgenländischen Christen wenden. In der Stellung und Bedeutung des heiligen Bernhard erscheint das, besonders seit Gregor VII. mächtig gewordene monastische Princip in der katholischen Hierarchie zum ersten Mal in einer erhabenen, Alles umfassenden Persönlichkeit verkörpert, sowie Suger die Reihe der Staatsmänner, aus dem Klerus genommen, die auf das Geschick Frankreichs einen so großen Einfluß ausgeübt haben, eröffnet. Bernhard, der auf Papstwahlen, Kirchenversammlungen, Regierung und Verwaltung der Staaten in seiner Zeit einen so entschiedenen Einfluß geübt, kehrte jedesmal, sobald seine Geschäfte abgethan, in das Thal von Clairvaux, in seine aus Rohr, neben der Abtei gebaute Hütte zurück, sich in die Betrachtung der Gottheit und ihres Bildes, die Natur, versenkend. Er beherrschte seine Zeit, ohne in ihr, wie seine Gleichgültigkeit gegen alle höhern Kirchenwürden beweist, etwas für sich besitzen zu wollen, und erfüllte dadurch die schwere und selten gelöste Aufgabe, mit dem äußern Leben in der thätigsten Berührung zu bleiben, es zu durchdringen und zu leiten und dennoch sein Inneres von seinem Einflusse frei zu erhalten. Denn in der Regel erliegen, wie z. B. selbst die besten Eroberer im Verlaufe ihrer Thaten beweisen, die, welche die Außenwelt beherrschen, am Ende dieser berauschenden oder betäubenden Berührung. Während ein hervorragender Geist der Materie die Form seiner Gedanken aufdrückt, wirft diese ihre Glut auf ihn zurück und versengt ihn, und er kann, wie der Magnet, nachdem er das Eisen an sich gezogen, sich nicht mehr von dieser Last befreien.

Während des Aufenthaltes im Morgenlande hatte sich zwischen Ludwig VII. und seiner Frau Eleonore eine Entfremdung und Kälte zu bilden angefangen, die bald in eine lebhafte Abneigung und Trennung überging. Die Ursache dieses Mißverhältnisses geht aus den Schilderungen der damaligen Chronisten nicht mit Gewißheit hervor, denn sie waren alle der Königin abgeneigt, und ihre Vorwürfe beweisen mehr diese Stimmung als die Schuld der Angeklagten. — Es bestand damals und noch lange nachher eine tiefe

Abneigung und Entfernung zwischen den beiden Stämmen der Nord- und Südfranzosen, die bewirkte, daß sie sich nicht nur im gewöhnlichen Verkehr als Fremde ansahen, sondern bei größern Veranlassungen einander entgegenarbeiteten. Eleonore von Guienne galt für die Repräsentantin der südlichen Race, und Ludwig's Verbindung mit ihr hatte von Anfang an, ehe noch der Charakter und die Sitten der Königin bekannt sein konnten, in den Burgen und Klöstern Nordfrankreichs Unzufriedenheit erregt. Die Betrachtung, daß die Macht des Staates durch diese Heirath mehr als verdoppelt wurde, konnte auf die Edeln und Kleriker jener Zeit, die in Allem ihrer Laune, ihren Vorurtheilen oder ihrer vereinzelten und überlieferten Stimmung folgten, keinen Einfluß auf eine günstige Beurtheilung derselben haben. Hundertundfunfzig Jahre früher hatte die Verbindung König Robert's mit Konstantia von Aquitanien ebenfalls die Abneigung der Nordfranzosen hervorgerufen. Die Chroniken beider sonst so verschiedener und von einander entfernter Epochen äußern sich über beide Verhältnisse fast auf dieselbe Art, so daß man daraus erkennt, daß zwischen beiden Stämmen eine große innere und äußere Verschiedenheit stattfand, die auf die gegenseitige Beurtheilung ihrer Nationalität und der an ihrer Spitze stehenden Individualitäten einen entschiedenen Einfluß ausübte. Der Mönch Raoul Glaber sagt in seinem Leben König Robert's von den die Königin Konstantia begleitenden Aquitaniern, außer vielem andern Tadel: „homines omni levitate vanissimi" (sehr leichtsinnige und sehr eitle Menschen) und dieselbe Meinung findet sich in den Chroniken Nordfrankreichs im zwölften Jahrhundert. Ebenso waren die gaskonischen und poitevingischen Hofleute der Plantagenets, namentlich unter Heinrich III., den englischen Baronen verhaßt. Der Leichtsinn, der Witz, die Eitelkeit, der Hang zur Satire, die Liebe zum Wechsel, die Neigung, eine persönliche Ueberlegenheit für sich in Anspruch zu nehmen, ohne die Berechtigung dazu durch hervorragende Eigenschaften nachzuweisen, Alles noch heute mehr Fehler des Südens als des Nordens, waren den ernsten und stolzen Burgherrn an der Seine und Marne und den einsamen und strengen Klerikern der waldigen und morastigen Ile de France unerträglich. Der innere Grund dieser Verschiedenheit, denn sie war nicht zufällig, beschränkte sich nicht auf einzelne Fälle und besondere Gelegenheiten, sondern war allgemein, langdauernd und ist nicht ohne Einfluß auf die Geschichte geblieben, lag ohne Zweifel darin, daß der germanische Charakter, obgleich in der Sprache untergegangen, in der Sinnesart, dem Gemüth, der Lebensweise, den Sitten der

Nordfranzosen noch überwog, während er im Süden, wo er nie tiefe Wurzeln geschlagen, längst spurlos verschwunden war. Der Norden Frankreichs hat später den Süden erobert und ihm seine Sprache und seine Einrichtungen aufgedrungen, der Süden dagegen über den Genius des Nordens einen moralischen Sieg davongetragen und in das Innere desselben seine besondere Stimmung und Natur eingeführt. Denn Niemand zweifelt wol daran, daß der Pariser heutiger Zeit an Charakter und Gemüth mehr den Südfranzosen Konstantia's und Eleonore's, als seinen Vorfahren, wie sie der Mönch Glaber schildert, ähnlich sieht. Paris macht, seinem Klima und den davon unzertrennlichen Bedingungen des äußern Lebens nach, einen Theil des Nordens aus, seine Bewohner aber neigen sich in ihrem innern Wesen dem Süden zu und gehören moralisch diesem an.

Wie wahr oder übertrieben die Anschuldigungen der Untreue und des Leichtsinnes gegen Eleonore von Guienne gewesen sein mögen, denn sie hat unter Aeltern und Neuern auch ihre Vertheidiger gefunden, der wahrscheinlichste Grund der Unzufriedenheit zwischen ihr und dem Könige war eine große Verschiedenheit des Charakters und der Stimmung, die in den ersten Zeiten ihrer Verbindung in der Heimath wenig oder gar nicht zum Vorschein gekommen war, die aber unter dem fremden Himmel bei engerm Zusammenleben und unter den Unfällen des Krieges in ihrer ganzen Stärke hervorbrach. Ludwig VII. war von einer Gemüthsart, die obgleich frei von großen Fehlern, dem Wesen der Frauen, in ihrer Jugend und besonders bei hohem Range, am Meisten entgegengesetzt ist. Er vereinigte Schwäche und Unentschlossenheit mit Starrheit und Eigensinn. Er war finster, kalt, beschränkten Geistes, und glänzte nur durch zwei Eigenschaften: Tapferkeit und Glaubenseifer, die bei ihrer Allgemeinheit in jenen Zeiten mehr nothwendig als außerordentlich erschienen. Eleonore dagegen besaß die Lebenslust, den Leichtsinn und den beweglichen Geist, der noch heute die Frauen ihres Landes auszeichnet. Auch mochte sie sich ihrem Gemahle, bei der großen Mitgift, die sie ihm zugebracht hatte, weniger als es sonst Sitte war, unterordnen. Ludwig beschloß, da er sein Heer im Morgenlande verloren und sich nicht der Demüthigung aussetzen wollte, in Konstantinopel, wo er früher mit so großer Macht aufgetreten, fast allein zu erscheinen, den Seeweg zu seiner Rückkehr zu wählen. Er bestieg ein anderes Fahrzeug als Eleonore, und seine Abneigung gegen sie war so lebhaft geworden, daß er jede Gelegenheit sie zu sehen vermied. Wenn er sich früher zu seiner

Gemahlin, vielleicht um des Widerspruches willen, den diese Verbindung unter seinen Getreuen erregt, nur um so lebhafter hingezogen gefühlt, so mochte ihm jetzt die Meinung seiner Vasallen als eine Bestätigung seines eigenen Gefühls erscheinen und seine Unzufriedenheit mit den wahren oder vorgeblichen Fehltritten der Königin vermehren. Diese mußte in der That auf einen hohen Grad gestiegen sein, um ihn zu einem solchen Schritte, wie eine vollkommene Scheidung von Eleonoren und dem davon unzertrennbaren Verluste der großen Länder, die sie ihm zugebracht hatte, zu vermögen. Auf einer zahlreichen Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren zu Beaugency wurde diese Ehe, zu naher Verwandtschaft wegen, die königlichen Gatten waren Geschwisterkinder im siebenten Grade, für ungültig erklärt. Eleonore zog sich in ihr reiches Erbland zurück, und sowohl sie als der König schienen, obgleich sie lange zusammengelebt, dieses Band ohne die leiseste Anwandlung von Schmerz und Trauer zu lösen.

Beide vermählten sich wieder. Ludwig zuerst mit Konstantia von Kastilien und nach deren Tode mit Alix von Champagne. Beide Verbindungen haben aber die Macht seiner Krone weder vermehrt noch vermindert und auf die Geschichte keinen Einfluß gehabt. Ganz anders aber verhielt es sich mit Eleonore von Guienne. Sie wählte zu ihrem Gatten den einundzwanzigjährigen Heinrich, Grafen von Anjou, durch Mathilde, seine Mutter, von Wilhelm dem Eroberer stammend, und der, nach dem Tode König Stephan's, von den englischen Baronen zu ihrem Könige gewählt wurde. Diese Verbindung ist eine der folgenreichsten in der Geschichte gewesen. Sie gab die erste Veranlassung zu den langen verheerenden Kriegen zwischen den Engländern und Franzosen, durch welche letztere an den Rand des Abgrundes getrieben, zugleich aber gezwungen wurden, ihre sinkende Nationalität Schritt vor Schritt zu vertheidigen und um so kräftiger wiederherzustellen.

Für den Augenblick schien diese Vereinigung einer so großen Macht, wie der Besitz alles Landes von den Grenzen der Pikardie bis zu den Pyrenäen und der Englands, in denselben Händen keine andere Folge als eine Menge resultatloser und, bei der damaligen Waffenführung, der geringen Stärke der Heere, der kurzen Dauer der Feldzüge, selbst nicht immer sehr blutiger Kriege zu haben. Heinrich II. verweigerte anfangs die Huldigung für seine continentalen Besitzungen und suchte seine Macht bis zu der Provence auszudehnen, indem er sich der großen Grafschaft Toulouse mit den zu ihr gehörigen Lehnen zu bemächtigen trachtete. Er scheiterte in-

dessen in diesen Entwürfen, leistete die nach dem Lehnsrecht unerläßliche Huldigung endlich durch Bevollmächtigte und trat einen Theil seiner französischen Besitzungen, Anjou und Maine, an seinen ältesten Sohn Heinrich, und Aquitanien an Richard, den jüngern, dergestalt ab, daß er sich aller Rechte auf sie begab und die Oberlehnshoheit dem Könige von Frankreich, ohne zwischen ihm und seinen Söhnen eine Mittelstufe zu bilden, unmittelbar zuerkannte. Auf diese Art wurden die Kräfte Heinrich's II. getheilt, der außerdem durch seine Streitigkeiten mit Thomas Beket und deren Folgen und die wiederholten Empörungen seiner Söhne verhindert wurde, seine Macht mit Erfolg anzuwenden. Nach der Scheidung von Eleonore sah sich Ludwig VII. auf die Besitzungen seines Vaters beschränkt. Seine unmittelbaren Lande umfaßten ungefähr nur fünf der heutigen Departements: Seine, Seine und Oise, Seine und Marne, Oise, Loiret. Heinrich II. war, England ungerechnet, dreimal so mächtig. Ungeachtet dieser großen Ungleichheit an Umfang und Völkerzahl, war jedoch die Macht des Königs von Frankreich im Wesentlichen der seines Nebenbuhlers nicht so untergeordnet, als man glauben sollte. Sein Staat war zusammenhängender, abgerundeter, zu Vergrößerungen auf allen Seiten vortheilhaft gelegen, von demselben Volksstamme bewohnt und das königliche Ansehn durch Ludwig des Dicken Regierung und Suger's Verwaltung im Innern auf eine unerschütterliche Grundlage gestellt worden. Heinrich II. dagegen gebot über Engländer, Normänner, über die Lehnsleute an der Loire bis zu den Pyrenäen, die verschiedenen Ursprunges, getheilte Interessen verfolgend, ihn nur dann unterstützten, wenn ihr Vortheil mit dem seinigen übereinstimmte. Ludwig VII. stand mit der Kirche in engem Bunde, während Heinrich II., nachdem er gegen sie gekämpft, sich ihr unter demüthigenden Bedingungen hatte unterwerfen müssen. Nach seiner Trennung von Eleonoren trübte kein häuslicher Unfall Ludwig's Regierung, während Heinrich in dieser Beziehung für einen der unglücklichsten Fürsten der Geschichte zu halten ist. Dann hatte der König von Frankreich, und dies war in jener Zeit kein geringer Vortheil, bei allen Kämpfen mit seinem Nebenbuhler die Idee des damaligen Rechts für sich. Er war für alle continentalen Besitzungen der Lehnsherr des Königs von England, ein Verhältniß, das zwar oft verletzt, dessen Princip aber nie bestritten wurde und in Krieg und Frieden einen entschiedenen Vortheil gewährte. Die stolzen und kriegerischen Herzöge der Normandie hatten, vor und nach Wilhelm dem Eroberer, aller einzelnen Kriege ungeachtet, die Oberlehnsherrlichkeit der ersten so schwachen

Kapetinger, Robert's, Heinrich's I., Philipp's I., immer anerkannt. Mit dem Besitze dieser Stellung aber war, nach den Ideen des Mittelalters, selbst wenn ihre materielle Basis angegriffen wurde, die Vorstellung einer moralischen Ueberlegenheit verbunden.

Die Regierung Ludwig's VII., in Bezug auf äußere Verhältnisse meist unglücklich, war jedoch im Innern für das Schicksal Frankreichs und die Entwickelung seiner Nationalität nicht ohne Bedeutung. Die königliche Macht schritt unter ihm auf der ihr von Ludwig VI. eröffneten Bahn fort, obgleich sie durch Ludwig's Scheidung von Eleonoren die Gelegenheit verloren hatte, viel früher, als wirklich geschehen, an ihr Ziel zu kommen. Die kräftige Verwaltung Suger's hatte den Adel von der Krone in eine festere und mehr anerkannte Abhängigkeit, als unter der vorhergehenden Regierung gebracht, die unaufhörlich gegen ihn zu kämpfen gehabt. Ein großer Streit hatte sich zwischen zwei der ersten Lehnsträger, dem Herzoge von Burgund und dem Bischof von Langres, einem der geistlichen Pairs von Frankreich, erhoben. Beide unterwarfen denselben der souverainen Gewalt des Königs, dessen Kanzler die endliche Entscheidung desselben ausfertigte. Auf einer großen Versammlung zu Soissons erklärte Ludwig, von seinen geistlichen und weltlichen Vasallen umgeben, den Gottesfrieden für zehn Jahre verbindlich, dergestalt, daß, wer in dieser Zeit Fehde anfangen, die Felder verwüsten, die Straßen beunruhigen würde, in den Bann des Königs fiele. Ludwig hatte sich im Anfange seiner Regierung dem Streben der Städte nach innerer Unabhängigkeit nicht besonders günstig gezeigt, gegen das Ende seiner Regierung aber vollzog er zwei große Akte: die Ertheilung der sehr umfassenden Freiheiten von Lorris und einiger andern Städte und die Aufhebung jeder Art persönlicher Unfreiheit in Orleans und der Umgegend. Auch suchte er den gerichtlichen Zweikampf, dies der gesammten Feudalwelt bis in ihre niedrigsten Klassen herab eigenthümliche Rechtsmittel, soweit dies damals möglich war, zu beschränken. Er verbot, aber nur in seinen Erblanden, denselben bei einer Schuld unter fünf Sous anzuordnen. Fast zu derselben Zeit erklärte Papst Alexander III., um das in einem Theile des Abendlandes in den niedern Klassen erwachende Gefühl der Freiheit zu sanktioniren und den Einfluß der Kirche in dessen Entwickelung geltend zu machen, daß jeder Christ persönlich frei sein solle.

Dieser König war ungeachtet des intellektuellen und politischen Fortschrittes, der unter seiner Regierung sichtbar wird, was seine persönliche Lage und Gesinnung betrifft, recht eigentlich ein Kind

des Mittelalters. Er ließ jedem Priester den Vortritt. Drei seiner Brüder waren Mönche. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich mit dem Gedanken eines neuen Kreuzzuges und seine letzte Handlung war eine bei Sturm und entgegengesetzten Winden unternommene Pilgerfahrt nach dem Grabe des heiligen Thomas von Canterbury. Er starb im Jahre 1180.

Zehntes Kapitel.

Ludwig VII. war zum dritten Mal vermählt und stand in schon vorgerücktem Alter, ohne einen männlichen Erben zu besitzen, als der Himmel seinen Bitten und Gelübden einen Sohn gewährte, der von ihm Philipp genannt wurde. Dieser der Zahl nach der Zweite in der Reihenfolge der französischen Könige dieses Namens, bekam, nach der Meinung Einiger, von dem Monate, in den seine Geburt fiel, nach Andern, weil er das ihm hinterlassene Erbtheil so bedeutend vermehrte und das Königthum überhaupt so sehr erhob, daß er als der Gründer der französischen Monarchie in ihrem modernen Sinne, betrachtet werden kann, den Namen Augustus. Die erste Epoche der Regierung Philipp August's, die man bis zu seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge, von wo er anfängt sich mit dem innern Zustande seines Landes und der Vermehrung seiner Macht unausgesetzt und mit immer wachsendem Erfolge zu beschäftigen, hinaussetzen kann, ist, wie fast bei jedem Thronwechsel, zumal wenn der Fürst noch sehr jung und die Lage der Welt eine so verwickelte und verworrene, wie die des Mittelalters überhaupt und besonders in jenem Moment ist, eine Zeit des Versuchens, Vorbereitens und Sammelns, in welcher der thatkräftige und zugleich kühne und vorsichtige Geist dieses Königs oft hervorbricht, die aber gleichwohl nicht den bestimmten, nach einem Ziele fortschreitenden Charakter seiner spätern Jahre an sich trägt. Diese erste Epoche wird durch manche Züge von Härte und Habsucht, die in der Gesinnung dieses Fürsten lagen, wie seine Beraubung und Vertreibung der Juden und seine Undankbarkeit gegen seine Mutter und deren Brüder,

besonders aber durch seine Kriege gegen seine großen Vasallen, den Grafen von Flandern, den Herzog von Burgund und vornehmlich Heinrich II. bezeichnet. Mit Letzterm ist er, als sei dies zwischen einem Kapetinger und Plantagenet nicht anders möglich, in unaufhörlichen Fehden verwickelt, bei denen der junge König, wenn er über seinen mächtigen Gegner auch keinen entscheidenden Vortheil davonträgt, demselben wenigstens nicht erliegt und sogar die Idee seiner feudalen Oberhoheit zu bewahren und geltend zu machen versteht. Die Söhne Heinrich's II., unter einander und mit ihrem Vater fast immer in Streit liegend, erinnern lebhaft an die Söhne Wilhelm des Eroberers und zeigen, etwas weniger verderbt und rauh, denselben Hang zu Verrath und Gewalt. Diese Kämpfe, mit geringen Mitteln unternommen, rasch, meist aus gegenseitiger Erschöpfung und Planlosigkeit beendigt, sehen allen andern der Feudalwelt ähnlich und gewähren weder ein historisches noch rein menschliches Interesse. Die Kriege des Mittelalters, die Kreuzzüge und einige andere große nationale Unternehmungen in geringer Zahl abgerechnet, gleichen fast alle den Fehden der kleinen Könige der angelsächsischen Heptarchie, von denen ein englischer Geschichtschreiber mit Recht behauptet, daß man sich bei ihnen nicht aufhalten könne, da sie nicht mehr Aufmerksamkeit als Kämpfe der Raben und Krähen verdienten. Von militairischen Genies, wie im Alterthum und in neuern Zeiten, konnte in der Feudalwelt überhaupt nicht die Rede sein. Der kriegerische Geist war bei der unvollkommenen Ordnung der Gesellschaft überall verbreitet, aber selten concentrirt genug, um etwas Großes hervorzubringen. Auch war in den meisten Völkern Europas ein eigentliches nationales Bewußtsein, das in gewissen Epochen ein besonders kräftiges Volk mit dem Drange zur Herrschaft über andere erfüllt, noch wenig erwacht. Das ganze Leben war mehr von individuellen, ständischen und dynastischen als von volksthümlichen Interessen bewegt und erscheint darum so verworren und zersplittert. Ohne die religiöse Begeisterung, welche die einzige allgemeine Macht jener Zeit, die Kirche, erweckte, wären die Kreuzzüge unmöglich gewesen, die Feudalwelt hätte sich von selbst nie zu einer so großen Unternehmung vereinigen können. Aber eben darum sind diese großen bewaffneten Pilgerfahrten, indem sie die europäischen Nationen einander näher brachten und ihnen allen zusammen eine neue Welt, wie den Orient, dessen Kenntniß sie seit Jahrhunderten verloren hatten, aufschlossen, für den Fortschritt der allgemeinen Gesittung von so großen Folgen gewesen.

Bei der Jugend Philipp August's und der Muße, welche ihm die immer wieder ausbrechenden, aber nie lange dauernden und wenig entfernten Kriege gewährten, begannen die fürstlichen Versammlungen jener Zeit: „Cours plenières“ genannt, von Turnieren, Jagden, Gastmählern und dem Spiel und Gesange der Ministrels erfüllt, häufiger und glänzender als früher zu werden. Die seit einiger Zeit sich steigernde Bedeutung des Königthums zog, wie natürlich, einen größern Kreis in die Nähe desselben und Philipp August, der überhaupt seinen Vortheil besser als die übrigen Fürsten seiner Zeit verstand, benutzte diesen Umstand zu einer Vermehrung seines politischen und persönlichen Einflusses. Die Gesellschaft des Mittelalters, allerdings sehr verschieden von dem, was man später so genannt hat, aber doch immer eine solche, entstand um diese Zeit. Es hatten sich zwar von jeher die Vasallen zu gewissen Zeiten am Hofe des Lehnsherrn versammelt, aber meist nur um ihre Streitigkeiten, da wo das Schwert nicht ausreichte, durch ihn und sein Gericht entscheiden zu lassen, um den Gegner anzuklagen oder sich zu vertheidigen. Es hatten dabei, je nach Neigung und Gelegenheit, Turniere, Jagden u. s. w. stattgefunden, aber einmal hatte die sehr beschränkte Macht des Obern eine geringe Anziehungskraft auf die Niedern ausgeübt, dann hatte es dieser Kreise sehr viele gegeben, da bei der Abwesenheit alles allgemeinen Verbandes im zehnten und elften Jahrhundert sich jeder Lehnsmann zu seinem unmittelbaren Herrn hielt, und die Rauheit der Sitten, die tiefe Isolirung, der noch durch keine große und allgemeine Unternehmung, wie die Kreuzzüge, bewegte und erhellte Sinn hatte diesen Mittelpunkten des gesellschaftlichen und politischen Daseins keinen bedeutenden Einfluß auf die gesammte Führung des Lebens, die Sitten und Einrichtungen gewährt. In dieser Beziehung war im zwölften Jahrhundert eine große Veränderung vorgefallen. Der Hof der größern Lehnsherrn und besonders des Königs wurde jetzt der Versammlungsort der edeln Vasallen und ihrer Familien und der mit einer concentrirten Macht gesteigerte Reichthum des größern Herrenstandes, die Bedürfnisse, die er in glücklichern, von Natur und Kunst begünstigtern Ländern angenommen, der größere Trieb nach Geselligkeit, den jene weiten Wanderungen erweckt, die Nothwendigkeit, dem mächtiger gewordenen Obern näher zu treten, ihm zu gefallen, hatten seinen Hof zahlreicher und glänzender als sonst gemacht. Ein Theil des französischen Adels hatte sich im Orient niedergelassen. Bei den beständigen Kämpfen, in die er gegen die Ungläubigen verwickelt war, bedurfte er, da das Schwert so viele

seiner Glieder fortraffte, beständig neuen Zuflusses aus der Heimath. Auch fand durch Heirath und Verschwägerung eine immer lebendig erhaltene Verbindung des Mutterlandes mit seinen kriegerischen Kolonien statt. Diese nahm im dreizehnten Jahrhundert, als französische Edle das byzantinische Reich theilten, in noch höherm Maße zu. Es war am Hofe des obersten Lehnsherrn, wo man über das Schicksal dieser fernen Verwandten und Freunde Nachricht erhielt, wo Vermählungen eingeleitet, nahe und ferne Bündnisse unter seinen Augen geschlossen, von ihm begünstigt und bestätigt wurden. Er war der Mittelpunkt der feudalen Gesellschaft seines Reiches in einem viel höhern Grade als früher geworden. Alles fing an auf ihn zu blicken und sich um ihn her zu bewegen. Ein Streben nach Glanz, Verfeinerung, Geselligkeit ging von diesem königlichen Centrum aus und verbreitete sich über alle Einrichtungen des häuslichen und öffentlichen Lebens. Wohnung, Kleidung, Tafel und davon abhängige Gebräuche und Gewohnheiten verfeinerten sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die Liebe zu Musik, Poesie, zu den Künsten überhaupt, erwachte in dem herrschenden Stande der Nation, und wenn dieser Aufschwung im Vergleiche zu spätern Zeiten arm und beschränkt erscheinen kann, so war er im Vergleiche zur Vergangenheit dennoch für einen bedeutenden Fortschritt zu achten. Wie keine Erscheinung im Leben getrennt hervortritt, sondern selbst in einem unvollkommenen Gemeinwesen sich Alles trägt und stützt, so wirkte das erhöhte Leben der Großen auf die übrigen Klassen, besonders aber die Städte zurück, deren Handel und Kunstfleiß, bei den vermehrten Bedürfnissen und dem gesteigerten Verbrauche, eine vorher unbekannte Höhe erreichte. Das Beispiel der flamändischen Gemeinden wirkte auf das gesammte nordische Städteleben zurück, das durch die Kreuzzüge wiederum mit Italien und dem Orient in Verbindung trat. Die Städte fingen theils selbst an mehr hervorzubringen, theils bildeten sich überall Gesellschaften, die Produkte entlegener Gegenden herbeizuführen. Krieg und Handel zogen eine elektrische Kette um einen großen Theil des Morgen- und Abendlandes, die aus ihrer langen Erstarrung erwachten. Mitten in dieser allgemeinen Bewegung schritt das französische Königthum in einem klugen, beharrlichen, thätigen Charakter, wie dem Philipp Augustus personifizirt, am folgerechtesten und glücklichsten, mit Benutzung aller seine Entwickelung begünstigenden Umstände fort.

Wir haben öfters darauf aufmerksam gemacht, wie sehr das feudale Königthum, ungeachtet der Beschränkungen, die ihm die Territorialsouverainetät des Herrenstandes auflegte, durch die Hier-

archie des Lehnssystems und das in demselben waltende Princip einer militairischen Subordination begünstigt wurde. Seine Ueberlegenheit war allerdings lange Zeit eine nur ideale gewesen, als solche aber allgemein anerkannt. Der König von Frankreich hatte keines Gleichen, weder einen Senat, wie die alten Imperatoren, der die Nation repräsentirte, noch einen Wahlkörper, der ihn ernannte, wie die deutschen Kaiser, noch ein Parlament, wie die englischen Könige, neben sich oder sich gegenüber, sondern er galt für den obersten Befehlshaber eines Heeres kriegerischer Eigenthümer, von denen zwar jeder in seinem Gebiete möglichst unabhängig sein wollte, in vieler Beziehung aber sich dem Haupte dieses vielgliedrigen Körpers immer angehörig und unterworfen dachte. Es hing nur von den Personen und Umständen ab, um diese in der Theorie allerdings mehr ideale Macht des feudalen Königthums zu einer realen zu machen, denn ihr Recht war anerkannt und nur die Grenzen ihrer Ausübung wurden bestritten und, je nach den Umständen, enger oder weiter gezogen. Alles wachsende Leben strebt nach Einheit. In der Demokratie spricht sich dies in einer immer größer werdenden Ausgleichung aller einzelnen politischen Unterschiede, in einer die Stellung der Einzelnen immer ähnlicher gestaltenden Gesetzgebung, in der Aristokratie in dem Streben, den herrschenden Stand immer schärfer zu begrenzen, von der Masse immer mehr auszusondern, in der Monarchie aber vorzüglich darin aus, das gesammte öffentliche Leben in der Person des Souverains zu concentriren und diesen über alle Theile des politischen Organismus gleichmäßig zu erheben. Jede dieser Staatsformen kann, nach dem Geiste und Bedürfnisse der Zeiten, Werth und Bestand haben und nur eine übergroße Ausdehnung des in ihnen waltenden Princips bringt ihre Ausartung und endlich ihren Untergang hervor. Das Lehnswesen war, wie öfters bemerkt worden, keine eigentliche Aristokratie, sondern eine Konföderation größerer und kleinerer Besitzer, die Einer immer von dem Andern abhängig, im Verhältniß zu einem allgemeinen Haupte, dem Könige, gedacht wurden. Das Streben dieses Oberherrn war, die einzelnen Kreise dieser Organisation immer näher an sich zu ziehen und ihre Stellung und Bewegung von ihm, dem Mittelpunkte aus, zu leiten. Dies lag in der Natur des Feudalstaates begründet und mußte deshalb früher oder später hervortreten. Das vornehmste Mittel für die königliche Gewalt, auf das Dasein ihrer Vasallen einen entscheidenden Einfluß auszuüben, war, dieselben soviel als möglich in ihre Nähe zu ziehen, sie persönlich zu leiten und zu bewachen, kurz, die Bildung eines

Hofes, nicht nur als einer geselligen Umgebung des Fürsten, sondern vornehmlich als eines politischen Werkzeuges. Ein solcher hatte natürlich von jeher unter Merowingern, Karolingern und den ersten Kapetingern bestanden, fing aber erst unter der Regierung Philipp August's an, mit einer bestimmten Bedeutung und als im öffentlichen Leben thätig hervorzutreten.

Die erste dieser Würden war die des Senechals. Er hatte die Aufsicht über das gesammte Innere des Hofes, die Einnahmen des Königs, den Zustand der Schlösser und Söldner. In der Abwesenheit des Königs geschah Alles durch den Senechal. Zugleich war eine seiner vornehmsten Beschäftigungen, was nach heutigen Sitten so sonderbar erscheint, die königliche Tafel zu bedienen. Diese Stelle, die durch die Nähe, in die sie ihren Inhaber zum Souverain stellte, für sehr wichtig galt, war in dem Hause der Grafen von Anjou erblich. Dieser, schon durch eigene Mittel ein bedeutender Herr, wurde durch die Befugnisse, die ihm sein Amt, besonders das Recht, gewisse Lehne gegen Kriegsdienst auszuthun und in Abwesenheit des Königs die Huldigung der Betheiligten zu empfangen, verlieh, so mächtig, daß Ludwig VII. es dem Grafen von Anjou entzog und einem kleinern Lehnsmanne, Anselm von Garlande, übertrug. Später versöhnte sich der König mit dem Grafen, und es wurde unter ihnen verabredet, daß Letzterer den Titel und die Ehrenrechte seiner Würde wieder erhalten, deren Ausübung aber seinem Nebenbuhler überlassen sollte. — Nach dem Senechal kam der Kämmerer, die älteste unter den Hofwürden, die aber allmälig etwas gefallen war. Unter den ersten Kapetingern hatte derselbe die Aufsicht über die Kleiderkammer des Königs und den Schlüssel zu seinem Schatze gehabt. Dieses Hofamt, wie alle andern, wurde durch den Genuß der Lehne, die an sie geknüpft waren, wünschenswerth, wodurch wiederum der Souverain der Treue dieser Beamten sicher war. Der Kämmerer besaß viele Weinberge bei Paris und einen Theil der Wälder von Vincennes, und that sie wiederum an solche, die ihm Dienste leisteten, aus. Auch stand ihm, da im Lehnswesen die Hofwürden zugleich Staatsämter waren, in seiner Eigenschaft als Bewahrer der königlichen Kleiderkammer, die Gerichtsbarkeit über die Pelz-, Tuch- und alle andern Händler zu, welche die zur Bekleidung nöthigen Dinge verkauften. — Der Schenk, früher Bouteillier, später Echanson genannt, bediente einen Theil der königlichen Tafel, wie sein Name anzeigt, besaß aber zugleich die Aufsicht über alle Weinberge des Souverains. Er begleitete denselben auf seinen Reisen und trug, sonderbar genug, bei

feierlichen Gelegenheiten, auf einem reich geschmückten Pferde sitzend, einen Becher vor seinem Herrn her. — Der Aufseher über die Ställe des Königs, der Connetable (Comes Stabuli) stand gewöhnlich an der Spitze des Heeres, bei dem in der Feudalwelt die Pferde fast ebenso wichtig als die Menschen waren. Diese Würde wurde jedoch im Kriege nicht immer einem einzigen Vasallen anvertraut, sondern oft über jede einzelne Abtheilung, die besonders zu agiren bestimmt war, ein besonderer Connetable gesetzt. Die Rechte dieses Amtes mußten in einer durchaus kriegerischen Zeit sehr groß sein und waren es in der That. Der Connetable entschied im Felde über alle unter den bewaffneten Lehnsmännern und ihrem Gefolge ausbrechenden Streitigkeiten. Er war zugleich der Bewahrer des Staatsschwertes, das dem Könige bei feierlichen Gelegenheiten vorgetragen wurde. Unter dem Connetable dienten die Marschälle, eine uralte Würde, von der schon in dem Gesetze der Allemannen *) die Rede ist, und die vorzüglich über den Zustand der Streitrosse zu wachen hatten. Sie führten im Kriege gewöhnlich die Vorhut an, und hatten bei solchen Gelegenheiten die bewährtesten Ritter unter ihrem Befehl. Die Marschälle waren damals noch Marschälle des Königs. Erst unter Ludwig dem Heiligen fangen sie an, sich Marschälle von Frankreich (Marescalli Franciä) zu nennen, was beweist, wie sehr ihr Amt an Bedeutung gestiegen sein mußte. — Diese Würden hatten fast alle auf Krieg Bezug. Die des Kanzlers stand allen eigentlichen Friedensgeschäften, den Unterhandlungen mit fremden Mächten, der Verwaltung der Gerechtigkeit, der Gesetzgebung u. s. w. vor. Sie war in jener Zeit durch die unaufhörlichen Veränderungen im Zustande der Korporationen und Personen, durch die Ertheilungen von Freibriefen an die Gemeinden, durch die Austheilung oder Einziehung von Lehnen, durch den Einfluß, den das Königthum vermöge des Lehnsystems auf das Familienleben, die private Existenz seiner Vasallen, wie z. B. die Bevormundung unmündiger Lehnsmänner, durch die Entscheidung der zahllosen Streitigkeiten, die bei jeder Gelegenheit über alle nur erdenklichen Rechte und Leistungen entstanden, von großer Bedeutung. Denn dies Alles wurde durch königliche Urkunden entschieden, die zwar oft von sämmtlichen Hofämtern mit unterzeichnet, von dem Kanzler aber jedesmal vollzogen und besiegelt wurden. Der mit diesem Amte, wie die meisten andern der Hofordnung von Konstantinopel nachgeahmt, beauftragt war, hatte unter den Merowingern den Namen

*) Lex Allem. Tit. 29. §. 4.

Großreferendar, unter den Karolingern den des Protonotar, Apokrisiar, zuweilen auch schon den des Kanzlers geführt, welches unter den Kapetingern die feststehende Bezeichnung wurde. Während im Laufe der Zeit manche der großen Aemter theils aufgehoben wurden, theils Benennung und Bedeutung wechselten, blieb das Kanzleramt bis an das Ende der alten Monarchie die erste eigentliche Staatswürde, obgleich sie das, was sie in mancher Beziehung durch die Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit und die Vergrößerung des Reiches gewann, durch die Bildung anderer unabhängiger Ministerien verlor.

Zum ersten Mal treten unter Philipp August die Pairs von Frankreich als eine politische Körperschaft auf, die ihm bei seinem Widerstande gegen die päpstliche Allmacht und seinen Angriffen auf die englischen Lehne wichtige Dienste leistete, vor Allem aber den Glanz seiner Krone erhöhte und die Idee von einem ihr einwohnenden, jeder andern Macht überlegenen Recht vermehren half. Der Name Pairs oder Pares findet sich fast auf jeder Seite in den Chroniken des Mittelalters. Das Feudalrecht verstand alle diejenigen darunter, die von ein und demselben Lehnsherrn abhingen, und deshalb wurden auch die Bürger einer Gemeinde, die denselben Gesetzen gehorchten und sich unter einander politisch gleich waren, mit dieser Benennung bezeichnet. Diesem Grundsatz gemäß waren einmal die großen Lehnsmänner unter sich, um ihres gleichen Verhältnisses zum Könige willen, Pares, dann aber befanden sich die kleinen zwischen der Marne und Loire wohnenden Edeln, einst unmittelbare Vasallen der Herzoge von Frankreich und Grafen von Paris, und nach deren Erhebung auf den Thron unmittelbare Vasallen des Königs von Frankreich, zu diesem in demselben Verhältnisse wie z. B. die großen Grafen von Flandern und Toulouse. Auf diese Art stand z. B. der Sire de Montlhery, dessen Banner nur zehn Mannen folgten, in der feudalen Hierarchie so hoch als der Herzog der Normandie, der hundertsiebenundfunfzig unmittelbare Lehnsleute besaß, denen selbst wieder viele edle Vasallen gehorchten, und die mächtigen Grafen von Narbonne, Foix u. s. w. waren, als Lehnsmänner des Grafen von Toulouse, an Rang geringer als die unter den kleinen Rittern von Ile de France, die unmittelbar unter den König gehörten. Dieses unnatürliche, aber im Feudalwesen durchaus begründete Verhältniß hatte die unmittelbaren Lehnsträger des Königs, die auf diese Art einen zu ungleichen Stand bildeten, abgehalten, in einen politischen Körper zu verschmelzen. Als unter Ludwig VI. und VII. die kleinen unmittelbaren

Vasallen gezähmt und zum Theil ausgerottet wurden, viele darunter auch, in Folge der Kreuzzüge, verschwanden, fing das Verhältniß der großen Vasallen zu dem Souverain und unter ihnen selbst sich auf eine regelmäßigere Art zu organisiren an. Sie wurden von jetzt an, mit Ausschluß der kleinen unmittelbaren Lehnsleute des Königs, als Pares unter sich und in Bezug auf das Königreich als die obersten Richter in allen Lehnsfällen und als die gebornen Räthe der Krone betrachtet. Diese regelmäßigere Einrichtung der Pairie fing jedoch unter diesem Könige erst an sich geltend zu machen. In manchen Fällen, wie z. B. bei der Verurtheilung Johann's, wurden noch alle unmittelbaren Vasallen zu dem Lehnstribunal gezogen. Indessen schied sich eine gewisse Anzahl großer Lehnsleute allmälig zu einem eigenen Körper aus, welcher der Stamm der nachmals mit so verschiedener Bedeutung auftretenden Pairie wurde.

Die gewaltige Bewegung der Kreuzzüge hatte nicht nur auf das äußere Leben der Menschen, sondern auch auf ihren Geist und ihre Phantasie einen großen Einfluß geäußert. Es geschah im Laufe des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, dem Höhepunkte des Mittelalters, von dem es im vierzehnten ziemlich rasch hinabzusinken anfängt, daß die Geistlichkeit den Boden des alten Galliens, Stadt und Land, Berg und Thal, mit Kathedralen, Klöstern, Kapellen, Hospitien und Fundationen aller Art bedeckte, während der Adel sein eigenthümliches Dasein, sein ungebändigtes stürmisches Walten und die tiefe ahnungsvolle Stimmung seines Gefühls, seine kraftvolle, von geistlichem Aberglauben und ritterlicher Freiheit so sonderbar gemischte Individualität, in einer Anzahl Dichtungen niederlegte, die theils in dieser Epoche entstanden, theils aus früher schon vorhandenen Bruchstücken erneuert, erweitert und dem herrschenden Geschmacke gemäß umgeformt wurden. Der Einfluß der Kirche und der im zwölften Jahrhundert sich erhebenden scholastischen Philosophie hatte die Erinnerungen an die alte Welt, in welcher die Religion, die man bekannte, entstanden und der die Bildung, nach der man zu streben anfing, entlehnt war, erneuert und in den höhern Kreisen des Lebens sogar populair gemacht. Der Eindruck, den die Wunder des Morgenlandes hervorbrachten, und die ungeachtet alles rohen und wüsten Waltens nie ganz erstorbene Tiefe und Innigkeit des Gemüthes, welche den Abkömmlingen der alten germanischen Eroberer eigen war, mischten sich in diesen Dichtungen zu einem wunderbaren heterogenen Ganzen, in welchem jedoch, ungeachtet aller fremden Formen, die germanische Natur und der Feudalcharakter vorherrschend blieben. Im Jahre 1190 ward Tristan de

Leonois geschrieben. Der heilige Graal und Lancelot vom See erschienen bald nachher und mit ihnen begann die zahlreiche Familie der Romane der Tafelrunde. In den letzten Jahren des zwölften Jahrhunderts ward ein poetisches Leben Karl's des Großen bekannt gemacht, und 1210 trat ein Roman ans Licht, der Alexander des Großen Thaten zum Gegenstand hatte. Dieser poetische Reflex, den die gesammte Vergangenheit auf den gläubigen und phantasievollen Sinn jener Epoche warf, trug viel dazu bei, dem rohen materiellen Walten des herrschenden Standes und dem starren despotischen Geiste der Kirche einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. Jene Dichtungen wurden bei den jetzt häufiger gewordenen Versammlungen des Adels überall vernommen, denn ganze Klassen von Sängern hatten sich gebildet, welche jene Begebenheiten und Eindrücke unaufhörlich wiederholend, ihre Kunde zuletzt über alle Stände verbreiteten. Wie keine allgemeine Stimmung des Gefühls, so willkürlich und widersprechend sie auch ihrem Wesen nach sein mag, ohne Einfluß auf die Wirklichkeit bleibt, so verklangen die Erinnerungen an so viele Helden, namentlich an den großen König der Franken, an seine Paladine, sein häusliches und öffentliches Leben, nicht spurlos in dem Herzen einer so erregbaren und zugleich unwissenden Welt, wie die des dreizehnten Jahrhunderts war. Diese Spiele der Phantasie übten aber besonders dadurch einen politischen Einfluß aus, daß die meisten hervorragenden Gestalten in ihnen, wie z. B. Alexander, Arthur, Karl, eine Krone getragen und mit allen Attributen der Souverainetät vorgestellt wurden. In diesen Dichtungen lebte, ungeachtet der Feudalsitten, die sie wiedergaben, das sich bildende und schon mächtig werdende Gefühl der Monarchie, das die wechselnde Scenerie von Handlungen und Personen zur Vergrößerung und Verherrlichung eines einzigen Alles überragenden Hauptes anwandte. Philipp August nannte sich, wie Karl der Große, einen König der Franken, der herrschende Stand war sich seiner Abstammung noch wohl bewußt, das Land, über welches der fränkische König des dreizehnten Jahrhunderts herrschte, war der Kern der Macht seines großen Vorgängers im achten gewesen. Philipp August war, wie er, von zwölf Pairs umgeben, hielt, wie er, seine Reichstage und bereitete sich zu einem Zuge nach Jerusalem vor. Wie zufällig und im Wesentlichen unwahr jene Aehnlichkeiten sein mußten, entging dem Urtheile jener Zeit, der es an allen eigentlichen rationellen Kenntnissen und Vorstellungen mangelte, und die jeden Stoff nach ihren eigenen Vorstellungen, ihrem besondern Dasein, umwandelte und bis ins Unkenntliche entstellte.

Das Resultat dieser Vorstellungen von der Größe eines frühern fränkischen Königs, von dem unwiderstehlichen Muthe seines Volkes, der Hingebung seiner Getreuen, der Ehrfurcht, die Alle für ihn empfanden, war, die königliche Macht, die in der Wirklichkeit sich aus andern Gründen zu erheben begann, auch in dem Gefühl und der Phantasie der Menschen zu verherrlichen und der Feudalwelt um so leichter annehmbar zu machen. In dieselbe Zeit und zu demselben Zweck fällt, wenn auch nicht die Entstehung, doch die bestimmtere Organisation des Instituts der Pairie, die auf das Geschick Frankreichs nicht ohne Einfluß geblieben ist und als wäre sie in den Boden selbst gewurzelt, unter den mannigfaltigsten Umständen und gänzlich umgeformt, sich, dem Namen und der Idee nach, eine oberste, die Krone berathende und unterstützende Macht zu sein, bis auf diese Stunde erhalten hat.

Nachdem, wie oben erwähnt worden, die kleinen unmittelbaren Lehnsmänner des Königs, deren Macht und Stellung mit der der größern Vasallen mehr in keinem Verhältnisse stand, aus dem Rathe des Königs, außerordentliche Umstände abgerechnet, verschwunden waren, so ward die Zahl der Pairs auf zwölf, sechs geistliche und sechs weltliche beschränkt. Die geistlichen waren: der Erzbischof von Reims, die Bischöfe von Laon, Langres, Noyon, Chalons und Beauvais — die weltlichen: die Herzöge von Normandie, Burgund und Guienne, die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse. Nicht nur die Rechte und Befugnisse, sondern selbst die Zahl dieser Pairs wurde jedoch nie nach festen unwandelbaren Grundsätzen bestimmt. Als z. B. Blanka von Kastilien, während der Minderjährigkeit Ludwig's des Heiligen, Mauclerc, den Herzog von Bretagne, vor das Gericht der Pairs forderte, war dasselbe aus dem Erzbischofe von Sens, den Bischöfen von Chartres und Paris, den Grafen von Champagne und Flandern, von denen von Nevers, Blois, Chartres, Montfort, Vendome, den Herren von Coucy und Montmorency, und einigen andern unmittelbaren Lehnsmännern der Krone gebildet. Diese schwankende Zusammensetzung war der Macht der Könige vortheilhaft. Als später die Pairie einen Theil des Pariser Parlaments ausmachte und mehr ein Ehrenrecht als eine Macht geworden, trat dieselbe Unbestimmtheit hervor. Bald wurde dieser, bald jener Familie ihr Recht hierzu bestritten, und ihr Besitz hing mehr von der Gunst der Könige, als der Konstitution des Staates ab.

Wenn früher bei den weltlichen Pairs nicht sowohl ihre Macht und Bedeutung, sondern nur ihre unmittelbare Stellung zur Krone

in Betracht gekommen, diese Würde jetzt aber auf die großen mit fürstlichen Besitzthümern ausgestatteten Vasallen beschränkt wurde, so war bei der Bestimmung über die geistliche Pairschaft dieser Grundsatz keineswegs befolgt und das Recht der unmittelbaren Lehnsbarkeit aufrecht erhalten worden. Die Erzbischöfe von Tours und Sens, Lyon gehörte damals noch zum deutschen Reiche, die ältesten und mächtigsten Prälaten Frankreichs gehörten nicht unter die geistlichen Pairs, weil sie nicht unmittelbare Lehnsmänner des Königs waren, was mit den Bischöfen von Chalons, Langres u. s. w., ihnen sonst an Bedeutung so untergeordnet, stattfand. Diese Pairie, welche der König beliebig zu einem Gericht über seine Vasallen versammeln konnte, dessen Zusammensetzung von ihm abhing, bei dem die geistlichen Glieder, den Erzbischof von Reims ausgenommen, ihrer politischen Schwäche wegen, ihm unbedingt folgen mußten, war in den Händen Philipp August's ein geschicktes Instrument, seine Eingriffe in die Rechte seiner Unterthanen zu sanktioniren. Seine Macht ward, anstatt beschränkt zu werden, wie es den Schein hatte, durch diese Institution erhöht.

Philipp August trat in Beziehung auf die Städte in die Fußtapfen seines Vaters und Großvaters und bewies sich der aufblühenden Freiheit derselben günstig. Ein Ueberblick seiner Geschichte lehrt jedoch, daß er im Anfange seiner Regierung mehr für die Gemeinden, als später, wo das monarchische Interesse ihn fast ausschließend beschäftigte, gethan. Er schlichtete die Streitigkeiten der Bürger von Soissons und ihrer Bischöfe, bestätigte ihre unter den beiden vorigen Regierungen errungenen Freiheiten und erweiterte die der Einwohner von Noyon, Chateau-Neuf, Chaumont, Bourges und vieler andern. Schon Ludwig VII. hatte alle Hörige der Krone in Orleans und der umliegenden Gegend, einem von den Kapetingern besonders begünstigten Landestheile, für frei erklärt. Diese Verordnung war aber entweder gar nicht, oder nur zum Theil ausgeführt worden, denn Philipp August wiederholte sie in folgender Form: „Für das Heil der Seele unsers Vaters, unserer eigenen und der Seelen unserer Vorfahren, befreien wir alle Knechte, welche wir Leibeigene (hommes de corps) nennen, zu Orleans und in den umliegenden Ortschaften, für immer von jedem Joche der Hörigkeit, sie, ihre Söhne und ihre Töchter und wollen, daß sie so frei seien als wären sie nie unsre Leibeigenen gewesen. Wir verpflichten uns mehr keine Gewalt gegen die Einwohner von Orleans auszuüben und uns nicht mehr ihrer Frauen und Töchter, zum Nutzen unsrer Kriegsleute, zu bemächtigen. Geschehen in Paris im Jahre d

Menschwerdung U. H. 1180. Dabei gegenwärtig waren der Graf Thibaut, unser Senechal; Gui, der Schenk; Renault, der Kämmerer; Raoul, der Connetable, und wurde vollzogen durch die Hand des Hue, Kanzlers *)."

Außer den vom Könige unmittelbar ertheilten Rechten und Freiheiten bestätigte er viele von denen, welche die Gemeinden von ihren geistlichen und weltlichen Herren empfangen hatten. Außer vielfachen einzelnen Gerechtsamen und Begünstigungen wird in diesen Urkunden den Bürgern fast immer das Recht gewährt, nicht nur Angriffen auf ihre Gemeinde zu widerstehen, sondern auch jede einem ihrer Angehörigen widerfahrne Kränkung, sobald dafür nicht Genugthuung geleistet wird, gegen den Beleidiger oder dessen Herrn mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. „Wenn Jemand, der Schaden verursacht hat, sich auf das Gebiet eines Herrn flüchtet, so können die Mitglieder der Gemeinde sich an diesen Herrn wenden und ihm sagen: Edler Herr, gebt uns den heraus, der einen der Unsrigen beschädigt hat, und wenn der Herr es verweigert, so kann ihm die Gemeinde Krieg erklären und Bewaffnete auf sein Gebiet schicken" — heißt es in einem dieser Freibriefe, im Französischen gewöhnlich: „Chartes" genannt. — (Si celui qui a fait le dommage, se réfugie sur la terre d'un seigneur, les hommes de la commune doivent s'adresser à ce seigneur et dire: Beau Sire, rendez nous celui qui a fait l'injure à un de nos hommes; et si le seigneur le refuse, la commune pourra lui declarer la guerre et envoyer des archers sur ces terres.) Solche und ähnliche Erklärungen geben ein Bild jener Zeit und der ihr eigenthümlichen Begriffe von Recht und Souverainetät, über welche, zu Gunsten bald dieses, bald jenes politischen Systems, so Vieles willkürlich ersonnen worden ist.

Zugleich aber zeigte sich Philipp August, dem Geiste seiner Zeit gemäß, der Geistlichkeit seines Landes günstig, denn obgleich mit dem Papste mehrmals im Streite, und geneigt ihm so viel als möglich zu widerstehen, nahm er die nationale Kirche, so oft sich eine Gelegenheit darbot, in seinen Schutz. Von ihr, die seinen Vorfahren immer angehangen, auf welche diese sich in den Zeiten ihrer Schwäche gestützt, hatte er keine Beschränkung seiner Macht zu fürchten. Das Königthum und der Klerus bedurften einander noch gegenseitig, denn die Feudalwelt war noch nicht gebrochen und das Papstthum selbst trat zuweilen gegen die nationalen Kirchen

*) Collect. du Louvre t. XI. 215. 226.

ebenso drückend und gebieterisch, wie gegen die weltlichen Mächte auf. In der Geistlichkeit seines Landes den ältesten Bundesgenossen der königlichen Gewalt und ein Element der Dauer und Ordnung erblickend, erklärte er sich, in vorkommenden Fällen, sogar für sie, gegen die sonst von ihm begünstigten Freiheiten der Gemeinden, wenn diese sich mit der geistlichen Aristokratie, die ihrem Streben nach innerer Unabhängigkeit meist abhold war, überwarfen. Von dieser Sorge für die Kirchen seines Landes sind in der „Gallia christiana," sowie in vielen andern historischen Dokumenten jener Zeit, eine große Menge Beispiele übrig geblieben, zugleich übte er andererseits einen entschiedenen Einfluß bei der Besetzung der geistlichen Würden aus. Es fand zwischen ihm und seinem Klerus ein beständiger Austausch von Wohlwollen und Vertrauen statt, so daß er, obgleich für seine Zeit, wenn man sein ganzes Wesen zusammenfaßt, durch keine hervorragende Frömmigkeit ausgezeichnet, hierin doch, sei es aus Wahl oder Gewohnheit, dem Beispiele seiner Vorfahren folgte. Aber schon in den ersten Jahren seiner Regierung (1184) erhob sich zwischen ihm und dem Papst Lucius II. ein Streit, und die Sprache und Haltung, die der König bei dieser Gelegenheit annahm, ließ erkennen, daß er weniger aus Ueberzeugung oder Anhänglichkeit, als vielmehr von dem allgemeinen Geiste seiner Zeit unwiderstehlich beschränkt, sich den Ansprüchen des kirchlichen Oberhauptes unterwarf.

Es brach aus der zur andern Natur gewordenen und durch alle bestehenden Verhältnisse, nach kurzem Erlöschen, immer wieder angefachten Eifersucht zwischen dem zum Könige von England emporgestiegenen Herzoge der Normandie und seinem Lehnsherrn ein neuer Krieg aus, zu welchem das von Heinrich II. zurückgehaltene Witwenthum der Königin Margarethe, einer Schwester Philipp's, die an den ältesten Sohn des Königs von England vermählt gewesen, den Vorwand gab. Die traurigen Nachrichten, die aus dem Morgenlande kamen, wo Saladin Jerusalem genommen, erregten aufs Neue die kriegerische und religiöse Begeisterung der Feudalwelt, und die beiden Könige wurden von der öffentlichen Meinung genöthigt, einen Vergleich und Waffenstillstand einzugehen, der mitten unter den Vorbereitungen zum Kreuzzuge wiederum gebrochen, durch den Tod Heinrich's von England und die Kreuzesnahme seines Sohnes Richard und Philipp August's für eine Zeit lang in einen wirklichen Frieden verwandelt wurde (1189).

Bis jetzt war in der Regierung Philipp's keine eigentliche politische Tendenz, keine umfassende Richtung sichtbar geworden. Er

hatte, wie seine Vorfahren, seine großen Vasallen, namentlich den Herzog der Normandie, ohne entscheidenden Erfolg bekriegt, die Städte und die Geistlichkeit seines Landes begünstigt und vielfältige Versuche gemacht, sein Ansehn und seinen Einfluß auszudehnen. Er war aber mit diesem Allen an kein festes Ziel gekommen, seine Regierung bis zum Kreuzzuge hin kann für seine Lehrzeit gelten, in der er sich auf die Ausführung größerer Plane vorbereitete. Sein wahrhaft geschichtliches Dasein, die innere Begründung seiner Macht durch die Bedeutung, zu der er Paris erhob, und deren äußere Erweiterung durch glückliche Kriege und Eroberungen beginnt erst mit seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge und besonders dem Tode Richard's. Was er für Paris gethan, und wie er dieser Stadt den Charakter einer politischen Metropolis zu geben angefangen, während sie früher nur die Residenz ihrer Fürsten gewesen, wird in einem besondern Kapitel nachgewiesen werden.

Elftes Kapitel.

Der dritte Kreuzzug, an dessen Spitze die drei ersten Fürsten der Christenheit gestanden, zu dessen Führung unermeßliche Kräfte in Bewegung gesetzt worden, war ebenso fruchtlos wie der zweite geblieben und ist, wie dieser, mehr durch seine allgemeinen moralischen Folgen, die schon früher besprochen worden, als durch die Erreichung eines religiösen oder politischen Zweckes merkwürdig. Philipp August langte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten, während welcher er, wenn man die Hin- und Herreise und den Aufenthalt in Sicilien abrechnet, nur geringe Zeit im Orient für den Zweck des Kreuzzuges thätig gewesen, in seinem Schlosse zu Fontainebleau, wo er von seinem Hofe erwartet und freudig aufgenommen wurde, an. Dieser Kreuzzug durch die Anwesenheit fast aller europäischen Nationen bei der Belagerung von Ptolemais, durch die scharfe und lebendige Individualisirung des Abend- und Morgenlandes, in zwei, in ihrer Weise so hervorragenden Gestalten, wie Richard Löwenherz und Saladin, von noch größerm mensch-

lichen und poetischen Interesse als die vorhergehenden, ward geschichtlich jedoch nicht vom geringsten Erfolge gekrönt. Der erste große Pilgerkrieg hatte Jerusalem befreit und eine christliche Kolonie gestiftet, der zweite deren Verfall wenigstens in etwas aufgehalten, der dritte schien eigentlich blos dazu gemacht, die malerischen Gruppen aller Völker und Stände des Abendlandes den Söhnen der arabischen und syrischen Wüste und der armenischen und kaukasischen Gebirge gegenüberzustellen. Wenn man sich die einzelnen Scenen dieses Kreuzzuges in ihrer glänzenden und mannigfaltigen Folge vor die Seele führt, den Sturm, von dem die französische Flotte, nachdem sie den Hafen von Genua verlassen, heimgesucht wird, Philipp's und Richard's Walten in Sicilien, von Griechen, Arabern und Normännern bewohnt, die Turniere am Strande von Messina, später die Kämpfe in der Ebene von Ptolemais und Jaffa, wo Richard, in der heroischten aller Epochen, von der ritterlichen Blüthe Europas unterstützt, von den Tapfersten Asiens bekämpft, von den Schönheiten des Abend- und Morgenlandes gelockt, wie ein christlicher Achilles erscheint, so muß man sich wundern, daß keins der großen poetischen Genies späterer Zeiten diese Begebenheit zu einem Gegenstande seiner Begeisterung gewählt und eine andere Ilias geschaffen hat, die an geschichtlichem Interesse allerdings beschränkter, an poetischem Stoff aber nicht ärmer gewesen sein würde. Ein solches Werk würde, selbst von einem der ersten modernen Talente unternommen, an allgemeiner Bedeutung nie mit den beiden großen Epopöen des Alterthums haben wetteifern können, es müßte aber an und für sich ein unvergleichliches Bild gewährt haben. Es hätte zu einer großen Wirkung keiner so vollendeten Form, wie die beiden klassischen Sprachen boten, bedurft, glänzt doch die ganze Sonne auf der Scherbe eines Spiegels und aus einem Thautropfen wieder, wenn sie in der Lage sind, dieselbe auffassen zu können! — Im Mittelalter wäre nur ein einziger Genius, der Dante's, zu einer solchen Arbeit befähigt gewesen, er hatte aber eine andere Richtung genommen. Sonst war jene Epoche, namentlich zur Darstellung von Gegensätzen, die in einer solchen Dichtung eine große Rolle hätten spielen müssen, zu unfrei, sich selbst zu wenig Gegenstand empfand und sann über sich zu wenig, weil sie blos mit sich selbst lebte, war zu wenig befähigt, in sich selbst zurückzugehen, um sich über sich selbst verbreiten zu können. Als dies Alles später möglich wurde, verlor sich in der Trennung des Katholicismus und Protestantismus und dem, was hieraus hervorging, die Einheit und Unmittelbarkeit des Gefühls und der Betrachtung, ohne welche ein

großartige Auffassung eines solchen Stoffes unmöglich wäre. Die Geschichte des ersten Kreuzzuges, wie ihn Tasso poetisch dargestellt, enthält von dem Leben und der Wahrheit jener Zeit zu wenig, und der ätherische Klang dieses herrlichen Gedichtes ist eine Musik, die mit dem Text in einer nur entfernten und flüchtigen Uebereinstimmung steht. Selbst in den einfachen Schilderungen einiger Chroniken erscheint jene Wirklichkeit größer und lebendiger als in dem, was in dem italienischen Dichter der Geschichte angehört. Die geschichtliche Resultatlosigkeit dieses wie der spätern Kreuzzüge beweist, wie wir oben umständlicher darzustellen versucht haben, wie wenig die Feudalwelt zu einem großen und entfernten Unternehmen gemacht, wie sehr sie bei allem Drange, bei aller Lust, um sich zu greifen, in ihren Mitteln beschränkt war. Denn man wird, wenn man die planlose Verkehrtheit, mit der sie an die Erreichung ihrer Zwecke ging, die Leichtigkeit, mit der sie dieselben, ohne deshalb andern Sinnes zu werden, aufgab, um sie nachher wieder aufzunehmen, nicht meinen wollen, es sei ihr mit diesen Unternehmungen nicht der gehörige Ernst gewesen, die im Gegentheil aus ihrem Innersten, ihrer religiösen Ueberzeugung und ihrer Liebe für Kampf und Gefahr hervorging. Aber ihre Zerstückelung, ihre Uneinigkeit, das unmäßige Vorwalten der Individualität, ihre schwerfällige unbehülfliche politische Organisation erschwerten ihr die Ausführung jeder großen That mehr als irgend einem andern Geschlecht der Geschichte. Wo ein rasches Auflodern und persönlicher Muth, die zur Vollendung keines großen Beginnens genügen, nicht schnell ans Ziel führten, zerstob ihre Kraft, sowie die See nach einem großen Sturme am Tiefsten fällt. Selbst der religiöse Glaube, der ihr Gefühl so mächtig belebte, war zu sehr an ihre weltlichen Interessen gebunden, zu sehr in diese gedrungen, ohne sie deshalb vollkommen zu beherrschen, als daß er diesen Mangel an Einheit und Uebereinstimmung in ihr ersetzt hätte. Sich selbst nicht genügend, immer auf Ausbreitung und Eroberung bedacht, war die Lehnswelt durch ihre zerstückte und gebrochene Form, und da sie nie ihr Alles auf einen Wurf setzte, wie so oft der Orient und das Alterthum gethan, trefflich zum Widerstande, aber viel weniger zum Angriff geeignet. Es lag in ihrer Natur, ihres heroischen Muthes ungeachtet, etwas von dem widerspruchsvollen, launenhaften und wechselnden Sinne des Kindes- und ersten Jugendalters, die Stufe übrigens, die sie, sobald man das mit ihrem Wesen nie ganz verschmolzene kirchliche Element von ihr trennt, in der Entwickelung der modernen Menschheit einnimmt. Die Kirche besaß diesen umfassenden Verstand, die-

ses überlegene Bewußtsein, die dem weltlichen Leben jener Zeit fehlten. Hätte sie ein ebenso kraftvolles, aber fügsameres, seine Individualität einem fremden Zwecke durchaus unterordnendes Instrument finden können, so hätte sie ohne Zweifel die Kreuzzüge und Alles, was sie sonst gewollt, durchgeführt und den Orient wie das Abendland sich unterworfen. Aber jene geschichtlichen Mängel der Lehnswelt waren von ihren eigenthümlichen Tugenden, wodurch sie der befruchtende Same der modernen Welt geworden, ihrer Liebe zur persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit, unzertrennbar. Hätte der Papst das Volk des Mittelalters so unter sich vereinigen können, wie es Mahomed und seine Nachfolger mit dem des Orients gethan, so würde es kein wahres Europa und keine neue Zeit gegeben haben.

Das Verhalten Philipp August's während der Abwesenheit und Gefangenschaft seines tapfern Gegners, die Ränke, durch die er letztere zu verlängern strebt, mußten selbst dem über alle eigentlich sittlichen Verhältnisse getrübten und beschränkten Urtheile jener Zeit in hohem Grade tadelnswerth erscheinen und lassen einen Blick in sein Inneres werfen, das von seiner königlichen Stellung getrennt, überhaupt weder groß noch edel erscheint. Die Mischung von Rohheit und Zartgefühl, von Treulosigkeit und Edelmuth, der Hang, sein Ziel durch alle möglichen Mittel zu verfolgen, und die dabei doch nie ganz verschwindende Herrschaft gewisser Grundsätze der Ehre und des Rechts, diese sonderbare Mischung, die an den meisten hervorragenden Charakteren des Mittelalters sichtbar, von der z. B. Richard Löwenherz so viel an sich trägt, erscheint selten in Philipp's Charakter, bei dem sein persönliches Interesse, die Scheidung von Ingeburg ausgenommen, aber meist wohl verstanden und mit dem seines Landes verbunden, die einzige Richtschnur seiner Handlungen ist. Er erscheint ohne Zweifel, besonders in Verbindung mit seiner Zeit und den ihn umgebenden Umständen, ohne die überhaupt Niemand beurtheilt werden kann, seinem Gegner, als Mensch, untergeordnet. Seine Regierung aber ist von unendlich größerm Einfluß gewesen. Philipp August ist einer von den Fürsten, welche tiefe Spuren in dem Boden, auf dem sie gewandelt, zurückgelassen, während Richard Löwenherz auf das Schicksal seines Landes einen geringen, oder eigentlich gar keinen bestimmten Einfluß ausgeübt. — Die Zeit von Richard's Rückkehr bis zu seinem Tode ist von den Kriegen der beiden Fürsten, von kurzen Waffenstillständen, meist durch die Drohungen der Kirche erzwungen, angefüllt, wo der kriegerische Vortheil meist auf Seite des Königs von England ist, ohne daß hier-

durch eine Entscheidung hervorgebracht wird. Zwischen Philipp und Richard findet eine tief eingewurzelte, aus ihrer verschiedenen Persönlichkeit und ihrem entgegengesetzten Interesse entstandene Abneigung statt, die aber von ihren Baronen, welche sie oft nur lässig unterstützen und die es nie auf das Aeußerste kommen lassen, in diesem Maße keineswegs getheilt wird. Die Kriege der Franzosen und Engländer jener Zeit wurden noch von keinem nationalen Charakter bezeichnet. Der Adel beider Länder war sich in Sitte, Sprache und Abstammung verwandt. Erst nachdem England seine französischen Besitzungen verloren hat und sich auf sich selbst gewiesen sieht, aber zugleich das germanische Element, sich mit dem romanischen verbindend, eine neue Sprache hervorbringt und die Abkömmlinge der normannischen Eroberer mit den Besiegten sich zu einem Volke verschmelzen, was Alles erst zwei Jahrhunderte nach diesen Kämpfen geschieht, erhebt sich zwischen den beiden Nationen eine nie mehr verschwindende politische Eifersucht und nationale Abneigung, welche durch die Annahme des Protestantismus in England unheilbar wird. Am Ende des zwölften Jahrhunderts bekriegen sich die französischen und englischen Barone ohne politischen Zweck und tiefer liegenden Haß, aus angeborner Streitlust, aus Hang zu Vergrößerung und Plünderung, ungefähr so, wie sie es bei jeder Gelegenheit gegen ihre eigenen Landsleute thun.

Richard verdankte bei diesen lebhaften aber unentschiedenen Kriegen einen Theil seiner Erfolge seinen Söldnern, Routiers, Cotteraux genannt, die allen Fürsten jener Zeit dienten, von dem Könige von England aber, der über so viele Schätze gebot, besonders zahlreich angewandt wurden. Es waren dies besonders Irländer, Brabanter, Aragonier, Lombarden, zu denen sich flüchtige Hörige, verschuldete Bürger und zuweilen auch Ritter, ihrer Lehne beraubt, oder die Strafe ihrer Verbrechen fürchtend, gesellten und die, ohne Heimath und Herd, sich dem Meistbietenden verkauften und in den Gefechten eine unübertreffliche Kühnheit bewiesen. Da die kriegerische Hülfe, welche die Lehnsmänner und Städte ihren Fürsten gewährten, sich nur auf eine gewisse Zeit erstreckte und nur unter gewissen Bedingungen stattfand, so mußten diese Miethlinge, die sich weder um Kirche, Staat noch Gesetz bekümmerten und keine Verpflichtungen als gegen den Herrn, der sie bezahlte, anerkannten, den Fürsten jener Zeit überaus willkommen sein. Sie thaten sich übrigens durch den wildesten Hang zu Plünderung und Verheerung hervor; und in der Zeit, wo sie von einem Souverain entlassen, noch nicht in den Dienst eines andern getreten, feste Lager

beziehend, wurden sie im Frieden eine noch größere Last als im Kriege selbst. Es bildete sich, in der ersten Zeit nach Philipp August's Rückkehr aus dem Orient, in Südfrankreich, wo die Routiers am Uebelsten hausten, unter den Bürgern eine Verbindung gegen sie, die von einem Zimmermann gestiftet und deren Mitglieder von ihrer Kopfbedeckung: „Chaperons" genannt wurden, welche die Routiers zugleich als Ungläubige betrachtend, sich unter den Schutz der Jungfrau Maria stellten und die Ausrottung dieser Banden zum Zweck hatten. Diese Brüderschaft, äußerst zahlreich geworden und von der Geistlichkeit unterstützt, tödtete an einem Orte siebenzehntausend, an einem andern neuntausend dieser bewaffneten Räuber, vergaß aber sehr bald ihre defensive Stellung und bezweckte, wie es scheint, eine religiöse und politische Reform zugleich, indem sie die Gleichheit des Evangeliums predigte, die Hörigen befreite und überhaupt alle Mißbräuche abstellen wollte. Die Großen, welche diese Tendenz der Chaperons ohne Zweifel mehr als die Verheerungen der Routiers fürchteten, unterstützten diese wahrscheinlich, denn die Brüderschaft unterlag ihnen, und eine Chronik jener Zeit, dieser Vorfälle erwähnend, sagt: „Sie (die Chaperons) wurden dermaßen geschlagen, daß Niemand sagen kann, was aus ihnen geworden *)." Es war bei einer mit Hülfe dieser Söldner unternommenen Belagerung in Limousin, daß Richard von einem Pfeilschusse tödtlich getroffen wurde. Der über so viele Länder gebot und den Orient mit seinem Ruhme erfüllt hatte, „der Fürst der Schlachten und Heldenthaten" (le prince des batailles et prouesses), wie ihn ein alter Chronist nennt, unterlag vor einem kleinen Schlosse, in einem der dunkelsten Winkel seines Reiches. So unbesonnen, gewaltthätig und selbst grausam er oft erschienen, so muß seine Persönlichkeit doch eine außerordentliche gewesen sein, da sie einen so langen Nachklang gefunden hat. Es sprach sich in Richard mehr noch als in andern Helden seiner Zeit der der Feudalwelt eigenthümliche Durst nach Thaten, nach einer freien unbeschränkten Entfaltung der Individualität aus. Dieser kühne Drang, Scenen, Umgebungen, Verhältnisse jeden Augenblick zu wechseln und die Erde, wie der Adler die Luft, als einen Schauplatz des Muthes und der Thätigkeit, als ein freies Revier zu betrachten, setzt eine ungewöhnliche Fülle von Leben voraus, das seiner selbst so gewiß ist, daß es Gefahren und Tod wie ein Spiel ansieht und ihnen, selbst ohne ein

*) Collect. des Historiens de France t. XVII. p. 355.

bestimmtes Ziel, ohne einen angemessenen Lohn, nur um sich zu üben und sich zu zeigen, entgegengeht. Dieses jugendliche Gefühl der Kraft, das eine heroische Individualität wie auf Sturmesflügeln vorwärts treibt, hat in Richard Löwenherz mit besonderer Stärke gelebt und ihn zum Achilles des Mittelalters gemacht.

Die Epoche in der Regierung Philipp's von seiner Rückkehr aus dem Orient bis zum Tode Richard's ist die am Wenigsten glänzende seiner Regierung, denn obwohl weit mehr zum Regenten, im modernen Sinne des Wortes, als sein Gegner gemacht, war er diesem an kriegerischem Geiste keineswegs gewachsen. Auch mochte es der Eindruck dieser Eigenschaft, die das Mittelalter über Alles stellte, sein, welche einige der ersten Vasallen Philipp's, die Grafen von Flandern, Boulogne und Champagne, mehrmals für den König von England, gegen ihren natürlichen Lehnsherrn, bewaffnet hatte. Philipp, der offenbar danach strebte, seine Macht über seine Vasallen soweit als möglich auszudehnen, der, je nach den Umständen, gemäßigt oder gebieterisch auftrat und den Krieg mehr als ein Mittel, denn als Zweck selbst ansah, mußte dem Sinne jener Zeit weniger als Richard gefallen, den sein unbezwinglicher Muth zum Tapfersten unter den Tapfern machte und der in den unaufhörlichen Fehden, die dem damaligen Leben das Ansehn eines allgemeinen und beständigen Duells gaben, durch seine persönliche Ueberlegenheit Alles mit sich fortriß, während Philipp weit mehr mit Ueberlegung, List und Plan, als nach den Eingebungen eines heroischen Naturells zu handeln schien.

Johann, der Nachfolger Richard's, litt an allen sittlichen Gebrechen seines Bruders und seiner Zeit überhaupt, ohne dieselben durch eine einzige große oder gute Eigenschaft aufzuwiegen. Er war über alle Maßen habsüchtig und treulos und besaß jene kaltblütige und überlegte Grausamkeit, die nicht aus der Gewohnheit, das Glück und Dasein Anderer gering zu achten, weil man sein eigenes beständig auf das Spiel setzt, nicht aus einer ungebändigten und ungeregelten Kraft, sondern aus Furcht und Feigheit, aus dem Bewußtsein, gehaßt und verachtet zu sein, entstand. Mit einem solchen Gegner wäre Philipp, wie er dies später bewiesen, bald fertig geworden, aber ein Streit mit dem römischen Hofe, in den er sich unkluger Weise, aus persönlicher Leidenschaft, seine und des Papstthums Macht verkennend, eingelassen, hinderten ihn lange, von den ihn begünstigenden Umständen Gebrauch zu machen. Er hatte, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Ingeburg, die Tochter König Waldemar's von Dänemark geheirathet, sie aber unmittelbar

darauf verstoßen und sich mit Agnes von Meran, die ihn durch ihre glänzende Schönheit fesselte, verbunden. Nach langem Hin- und Herstreiten, wobei Philipp, durch den Gehorsam seiner Vasallen über die Grenzen seiner Macht verblendet, dem Papste lang getrotzt, hatte dieser endlich den König nicht nur excommunicirt, sondern das ganze Land, mit Ausnahme der englischen Lehne, mit dem Interdikt belegt. Philipp, der dem Range nach für den ersten Erbkönig der Christenheit galt, wurde gleichwohl gezwungen, sich vor der Kirche wie der kleinste Lehnsmann zu demüthigen, Agnes, an die ihn eine tiefe Leidenschaft fesselte, zu verstoßen und es als eine Gnade anzusehen, daß der Papst die beiden aus dieser Verbindung entstandenen Kinder, vermöge seiner apostolischen Machtvollkommenheit, legitimirte. Auf dem päpstlichen Throne saß damals Innocenz III., der thätigste und glücklichste aller Päpste, der das von Gregor VII. begonnene Gebäude der päpstlichen Allmacht vollendete, das bald nach ihm zu verfallen anfing. Wenn man diese beiden Häupter der römischen Hierarchie, und sie sind unter ihres Gleichen ohne Zweifel die merkwürdigsten, mit einander vergleichen will, so tritt in Gregor mehr die Größe des geistlichen Gesetzgebers, in Innocenz die des Souverains und obersten Gebieters hervor. Letzterer ist, die hierarchischen Formen abgerechnet, manchem andern großen Monarchen ähnlich gewesen, während in ersterm der Charakter der kirchlichen Institutionen sich auf eine reinere und eigenthümlichere Weise verkörpert hatte. Die Nachwelt ist gegen den Papst des dreizehnten Jahrhunderts nachsichtiger und gerechter als gegen den des elften gewesen, weil sie den mehr weltlichen, politischen und überhaupt modernen Charakter des erstern besser als den rein theokratischen des letztern zu würdigen verstanden hat. So groß übrigens auch die Kraft und Einsicht Innocenz' III. gewesen, man ist in neuester Zeit, im Gegensatze zu der im achtzehnten Jahrhunderte herrschenden Betrachtungsweise, in der Bewunderung seiner Individualität, dessen, was er gewesen und was er gethan, vielleicht zu weit gegangen und hat zu sehr vergessen, daß er eigentlich nichts geschaffen, sondern das ihm Ueberlieferte und längst Vorhandene nur geschickt und glücklich anzuwenden gewußt. Die Institutionen der katholischen Kirche waren damals so fest gegründet und dem von ihnen zu erreichenden Zwecke so vollkommen angepaßt, daß sehr Vieles bei einer Abwägung der moralischen Größe der an ihre Spitze gestellten Individuen auf Rechnung der Mittel geschrieben werden muß, die sich ihnen von selbst boten und deren Anwendbarkeit durch eine lange Erfahrung erprobt war. Die Kirche brachte

damals, wie einst die römische Republik zu ihrer besten Zeit, eine Fülle bedeutender und thätiger Persönlichkeiten hervor, weil die Einrichtungen in beiden so in sich übereinstimmten, dem vorgesteckten Ziele so angemessen waren, daß alle begabten Individualitäten gern in ihren Dienst traten, an ihre Erhaltung und Ausbreitung ihr ganzes Wesen setzten und für ihre Opfer und Anstrengungen eine reiche Ernte der Macht und des Ruhmes zu erlangen gewiß waren. In einer so entschiedenen Zeit, von einem so einigen Geiste durchdrungen, von der z. B. unsere Zeit des Ueberganges als das äußerste Gegentheil erscheint, geht keine Kraft, die sich dem gemeinsamen Zwecke anschließen will, verloren und der Einzelne wird mehr von der Seele des Ganzen getragen, als daß er in seinem eigenen Busen seine Hülfsmittel zu suchen hätte. In solchen, in ihrer Art vollendeten Epochen und unter so harmonischen Zuständen ist es vielleicht eine Uebertreibung und wirft auf dieselben ein falsches Licht, das Verdienst und die Größe dessen, was geschieht, einzig auf Rechnung einiger besonders hochgestellten Persönlichkeiten zu setzen. Innocenz III. hat, die päpstliche Suprematie über ihre natürlichen Grenzen hinausführend und zum ersten Male ihr einen überwiegend politischen Charakter mittheilend, das Sinken derselben vorbereitet, obgleich er sie, dem Scheine nach, erweiterte und erhöhte.

Sobald Philipp August mit dem Papste ausgesöhnt war, so richtete er seine ganze Aufmerksamkeit von Neuem auf die Schwächung der englischen Macht, gegen die er sich unter Heinrich II. und Richard mit der angestrengtesten Thätigkeit zu wehren gesucht, gegen die er aber jetzt unter einem so schlaffen und unwürdigen Könige, wie Johann, angriffsweise zu verfahren begann. Er ging hierbei mit einer planmäßigen, ihr Ziel unverrückt im Auge behaltenden Klugheit zu Werke, die, den Umständen angemessen, so lange Johann noch einigermaßen das Vertrauen seiner Lehnsmänner besaß und in der öffentlichen Meinung nicht ganz gesunken war, sich mit einzelnen Erwerbungen und Vortheilen über ihn begnügte, ihn dann vom Continent ganz auszuschließen suchte und zuletzt sogar in seinem eigenen Königreich angriff. Die besondre Lage Johann's, sein zweifelhaftes Regierungsrecht, seine große, aber aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Macht begünstigten alle Unternehmungen seines Gegners gegen ihn, es gehörte aber eine entscheidende Begebenheit dazu, um dem Könige von Frankreich zu einem vollständigen Siege zu verhelfen. Johann führte diese selbst herbei. Er ermordete seinen Neffen Arthur von Bretagne, den Sohn seines ältern Bruders, welchem England dem Erbrecht nach

gehörte, gegen sein bei dessen Verhaftung ausdrücklich gegebenes Wort, in nächtlichem Dunkel und sich allein mit ihm in einem Boote befindend, mit eigener Hand. Er hatte den unternehmenden Charakter des Jünglings und die Gunst, in der er bei dem Volke und den Großen stand, gefürchtet. Diese That, von Johann und seinen Anhängern geleugnet, von der Welt aber allgemein geglaubt, erschien selbst jener harten, an Gewaltthätigkeiten aller Art gewöhnten Zeit zu arg, und Philipp, schon seit einem Jahre mit Johann im Kriege, wurde, in die westlichen Besitzungen der Plantagenets dringend, von den Lehnsleuten in Anjou und Poitou als ihr unmittelbarer Herr, mit Ausschließung der Rechte Johann's, anerkannt. Der Papst, den Sieg des Königs von Frankreich vorausſehend und dessen Vergrößerung fürchtend, suchte ihn unter einem Vorwande, von dem der römische Hof jetzt häufig bei den Streitigkeiten der Fürsten Gebrauch machte, nämlich, daß alle Kraft der Christenheit zur Befreiung des heiligen Landes angewandt werden müsse, zu einem Frieden mit Johann zu zwingen. Dieser Anspruch Innocenz III. ward aber von Philipp August, eine merkwürdige Erscheinung in jener Zeit und das erste Beispiel eines wirksamen politischen Widerstandes gegen die päpstliche Machtvollkommenheit, auf das Entschiedenste zurückgewiesen. Philipp versammelte seine Barone und fragte sie, ob sie ihm in diesem Falle gegen den Papst Beistand zu leisten entschlossen wären. Eine Anzahl der ersten unter ihnen, der Herzog von Burgund, die Grafen von Nevers, Soissons, Boulogne u. s. w. munterten den König nicht nur zur Fortsetzung des Krieges auf, sondern erklärten sich ausdrücklich in einer besondern Urkunde bereit, mit dem Papste keinen Vergleich einzugehen und den Lehnsherrn gegen das geistliche Oberhaupt auf jede Art zu schützen. Innocenz, hiervon ohne Zweifel unterrichtet, konnte, so mächtig er war, die Verhältnisse des Lehnsrechts nicht aufheben, die der Kirche einen zwar meist nur passiven, aber im Ganzen unbesiegbaren Widerstand entgegensetzten, und überging diese Erklärung der großen Lehnsträger mit Stillschweigen. Denn wenn es einem Papste möglich war, einen König um der Verletzung religiöser Gesetze willen zu strafen, so war es ihm nicht gegeben, das Feudalsystem selbst umzustoßen. Die geistliche und weltliche Ordnung des Mittelalters, obwohl sich ohne Unterlaß durchkreuzend, ging nie ganz in einander auf. Das Papstthum beherrschte im Namen der Religion die Ideen, übte auf Zustände und Sitten einen großen Einfluß aus, die Einrichtungen der Feudalwelt aber, als von einem der Kirche durchaus fremden Princip

ausgehend, unterwarfen sich ihr nie vollkommen und unbedingt. Der Geist des Lehnswesens war das Hinderniß, welches das Papstthum, sonst von allen Verhältnissen so begünstigt und von so kraftvollen Vertretern geleitet, bei seinem Streben fand, der gesammten Gesellschaft eine theokratische Organisation aufzulegen. Dies war offenbar sein Ziel, ohne dessen Erreichung es von selbst sinken mußte. Weder das Königthum noch die Städte vermochten es, dem päpstlichen Joche einen so kräftigen Widerstand, wie der Lehnsadel, entgegenzusetzen, der von einem mit dem orientalisch-römischen Geiste der katholischen Theokratie unvereinbaren Geiste beseelt war. Das Königthum konnte sich erst dann von der Herrschaft des Papstthums freimachen und eine dem Wesen des Staates selbst angehörige und nicht einzig auf den Dienst der Kirche berechnete Organisation desselben einführen, als es das Lehnswesen geschwächt und, was von diesem mit der Monarchie vereinbar war, in sich hinübergenommen hatte. Ehe dieses geschehen, mußte es sich an die Kirche anschließen, oder, wenn es sich gegen diese auflehnte, von ihr besiegt werden. — Philipp August durch das ihm, wie überhaupt der Entwickelung der monarchischen Gewalt in Frankreich, so günstige Verhältniß des Lehnshauptes unterstützt, benutzte die Ermordung Arthur's, um Johann als französischen Vasallen vor das Tribunal der Pairs zu laden. Dieses Gericht, auf das der König einen entschiedenen Einfluß hatte, dessen Zusammenberufung und selbst Zusammensetzung großentheils von ihm abhing, forderte den König Johann vor seine Schranken, und verurtheilte ihn, da er nicht erschien, wie Einige behaupten, zum Tode, wenigstens aber zum Verluste aller seiner von der Krone Frankreich zu Lehen getragenen Besitzungen. Johann, ohne Einsicht und Thatkraft, von seinen Baronen nur schwach unterstützt, verlor in kurzer Zeit, außer Guienne, das seiner Mutter Eleonore blieb, alle Continentalbesitzungen seines Hauses. Die Gewissensskrupel und die moralische Politik Ludwig's des Heiligen trat zwar später, die von seinem Großvater ausgesprochenen Konfiskationen für ungerecht haltend, Limousin, Perigord und einige andere südliche Provinzen wiederum an England ab, aber der wichtigste Theil der englischen Besitzungen auf dem Festlande, die Normandie, die Wiege des tapfersten Adels des Mittelalters und des ausgebildetsten Feudallebens, von wo aus England, Neapel und Sicilien erobert und die französische Krone so oft bedroht worden, blieb dieser für immer. Dieses wichtige Ereigniß, der Bruch des englischen Einflusses auf dem Continent, mit dessen Fortbestand die Macht der Könige von Frankreich unsicher und auf allen Seiten

beengt war, ist die eigentliche That Philipp August's und macht, daß man ihn als den politischen Gründer der Monarchie ansehen kann, die ohne die Einverleibung der Normandie, den Feind nur wenige Stunden von Paris entfernt wissend, der Mündung der Seine beraubt, gegen Norden ganz bloßgestellt, mit einem Herzoge der Normandie, der zugleich König von England war, beständigen Einfällen ausgesetzt, in sich versiegt wäre, und die Rolle, die ihr vom Schicksal bestimmt war, nicht hätte vollführen können. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, wie Philipp August sein Glück zu benutzen, und wie geschickt er seine Macht in den eroberten Provinzen feststellend, in die zerstückelte Welt des Lehnswesens eine größere Einheit zu bringen und das Königthum dem ihm vorgesteckten Ziele einen großen Schritt näher zu führen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Der normannische und englische Adel war seit Wilhelm dem Eroberer so eng verbunden gewesen, eine gemeinsame Eifersucht, obwohl ohne nationalen Grund, einzig aus den Lehnsverhältnissen stammend, hatte ihn so oft gegen die Könige von Frankreich bewaffnet, daß die Enkel der Gefährten Rollo's den endlichen Sieg ihres alten Gegners nicht mit günstigen Augen betrachten konnten. Deshalb verließen viele der normannischen Edeln, welche, wie dies oft der Fall war, zugleich Lehne in England besaßen, ihr Land und blieben dem Könige von England treu, die übrigen mußten sich bei der Unmöglichkeit, anderswo einen Ersatz für das, was sie bei sich aufgeben würden, zu finden, den Umständen fügen und die neue Herrschaft anerkennen. Da keine volksthümliche Verschiedenheit zwischen Normännern und Franzosen stattfand, da beide dieselbe Sprache redeten, dieselben Sitten und Gesetze befolgten, so glich sich die aus der politischen Trennung entstandene Eifersucht, die sie früher so oft gegen einander bewaffnet hatte, bald aus, und da Philipp August ebenso thätig und gefürchtet als Johann schlaff und verachtet war, da in den Formen des Lebens, was in der Regel

bei politischen Veränderungen die Menge einzig anzieht und abstößt, keine Veränderung stattfand, sondern sich Alles in den gewohnten Gleisen, nach wie vor, zu bewegen fortfuhr, so söhnte sich selbst der Adel, wie die Chroniken jener Zeit bemerken, mit der neuen Herrschaft bald aus, und folgte den Fahnen des Königs von Frankreich eben so willig, wie früher denen des Königs von England. Der normannische Klerus, kriegerischer und sittenloser als irgend ein anderer, war seit langer Zeit in sich selbst uneins. Die niedere Geistlichkeit hatte sich oft gegen die Erzbischöfe von Rouen, die dann und wann den Versuch machten, deren Sitten zu reformiren, aufgelehnt, und diese lagen über die Bewahrung ihrer Gerechtsame und die Eingriffe der weltlichen Macht in beständigem Streit mit ihren Herzögen, die, nachdem sie Könige von England geworden, großentheils abwesend, über die Prälaten nicht mehr dieselbe Autorität, wie früher, ausüben konnten. Die Geistlichkeit war im Augenblicke der Eroberung von keiner besondern politischen Gesinnung beseelt, sie nahm die Herrschaft der Könige von Frankreich noch williger als der größte Theil des Adels an. Die Bürger der größern Städte, namentlich die von Rouen, hatten sich gegen Philipp tapfer vertheidigt; als sie sich aber von Johann verlassen sahen und der neue Lehnsherr ihre Einrichtungen und Privilegien anerkannte, so ward es ihnen, da sie seit Wilhelm des Eroberers Zeit ihre Herzöge nur vorübergehend in ihren Mauern besessen hatten und als eine untergeordnete Zugabe Englands betrachtet worden, bald gleichgültig, ob sie ihren Souverain in Paris oder in London zu suchen hatten. Die Landleute, mit den mannigfaltigen Abstufungen ihrer Zustände, von denen ein Theil sie fast den Sklaven, ein anderer vollkommen Freien ähnlich machte, nahmen den Wechsel der Herrschaft, wie alle Unterdrückte, am Geneigtesten auf, indem sie auf eine Verbesserung ihrer Lage hofften. Der Adel stammte in dieser Provinz fast durchgehends von den ersten Eroberern und denen, die sich diesen, während das Lehnssystem sich bildete, angeschlossen hatten, ab; ein Theil der Bürger, wenigstens in den größern Städten, war desselben Ursprunges und dem herrschenden Stande verwandt, die Landleute aber waren ein Gemisch verschiedener Stämme, welchen allen die Gefährten Rollo's einst dasselbe Joch aufgelegt hatten. In der Normandie hatte sich die Bevölkerung schichtenweise, wie die verschiedenen Lagen eines Gebirges, aufgebauet. Auf die Celten hatten sich die Römer, auf diese die Franken, auf diese die Skandinavier gestellt. Die Landleute stammten von romanisirten Galliern, Franken und einigen sächsischen Kolonien ab, normännisches Blut war nur in dem herr-

schenden oder wenigstens freien Stande zu finden, kein Theil der Eroberer war hier, wie in so vielen andern Gegenden, zu derselben Abhängigkeit wie die Besiegten herabgesunken. Das Landvolk der Normandie, die alte neustrische Bevölkerung, von dem skandinavischen Stamme durchaus getrennt, kam unter allen Klassen der Rückkehr der französischen Herrschaft, von der sie seit dreihundert Jahren getrennt gewesen, am Willigsten entgegen. Philipp August erlangte durch diese Eroberung nicht nur die unmittelbare Souverainetät über diese große Provinz, sondern er brachte durch besondere Käufe und Verträge einen bedeutenden Theil derselben in seinen unmittelbaren persönlichen Besitz. Hierunter befanden sich ganze Baronien und ansehnliche Städte. Auch theilte er die Lehne des nach England geflüchteten Adels an seine Getreuen aus. Auf diese Art ward das normännische Volk allmälig der großen französischen Familie, von der es so lange getrennt gewesen, wieder einverleibt und die besondere Existenz, die es geführt, erhielt sich nur in manchen lokalen und natürlichen Zügen, verschwand aber aus dem Geiste der Bewohner, die aus dem kriegerischsten und unruhigsten Stamme des Mittelalters zu einem Handels- und Industrievolke wurden, das mit seiner Vergangenheit mehr als irgend ein anderes brach. — Die Autorität der Könige von Frankreich ward in dieser Provinz, von der aus sie so oft und so lang bedroht gewesen, eben so fest wie in den alten Erblanden gegründet. Ein Tribunal, Echiquier genannt, aus geistlichen und weltlichen Herren zusammengesetzt, die oberste Behörde des Herzogthums, erhielt eine von seiner frühern Form verschiedene und dem Einflusse der Krone günstige Umgestaltung. Es wurde vor Allem festgesetzt, daß in demselben stets ein von dem Könige ernannter Beamter den Vorsitz führen solle. Auf dem ersten von Philipp gehaltenen Landtage wurden die Eingriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit eingeschränkt und alle Verhältnisse, bis in die kleinsten Einzelnheiten genau und den herrschenden Vorstellungen gemäß, billig und gerecht bestimmt. Das monarchische Princip, in einer so bedeutenden Individualität wie die Philipp August's personificirt, trug über das hier einst so mächtige Feudalwesen einen noch vollständigern Sieg als in andern Theilen des Königreichs davon. Der alte normännische Geist schien, von England getrennt, aus Mangel an Stoff und Bewegung, auch ohne äußern Druck, in sich selbst zu erlöschen.

In Poitou und Anjou verfuhr Philipp August ungefähr auf dieselbe Weise wie in der Normandie. Er setzte über jede dieser Provinzen einen Senechal, der den Versammlungen des Adels vor-

stand, die Lehnsleute zum Kriege führte, die Steuern der Städte erhob und überall die Rechte des Souverains in Acht nahm. Zugleich wußte er diese seine Stellvertreter, die nach dem Geiste des Mittelalters sehr geneigt gewesen wären, ihre Macht auf Kosten des Souverains auszudehnen, von der Krone so abhängig zu machen, daß er für ihre Treue nichts zu fürchten hatte. In diesen Gegenden herrschte zwar keine eigentliche Anhänglichkeit an die englische Krone, wie hier und da, durch die lange Verbindung in der Normandie, aber wol an die Dynastie der Plantagenets, die hier entstanden war. Bei den spätern Versuchen Johann's, seine Continentalbesitzungen wiederzuerlangen, fand er in Anjou und Poitou immer eine ihm geneigte Partei vor. Da jedoch diese Sympathie auf keiner natürlichen Basis, ja nicht einmal auf einem politischen Interesse ruhte — denn die Verhältnisse der Lehnswelt sahen sich fast überall gleich und gestalteten sich zwar, für den Augenblick, unter einem thätigern oder schlaffern Oberherrn, hier und da für den herrschenden Stand mehr oder weniger vortheilhaft, waren aber wie aus demselben hervorgegangen, so auch demselben Wechsel unterworfen — so erlosch dieselbe allmälig durch die Einverleibung mit dem nähern Frankreich und der Bund mit dem entfernten England konnte nie mehr wieder dauernd angeknüpft werden. Uebrigens nahm das Lehnswesen, bei der Aehnlichkeit seiner Form und Organisation, Regenten von fremdem Stamme und Blute leichter, als z. B. im Alterthume geschehen, auf, wo die Verfassungen, auf einer durchaus nationalen Grundlage ruhend, unter sich sehr verschieden waren und ein Wechsel der Dynastie zugleich eine Veränderung des gesammten gesellschaftlichen Zustandes nach sich zog. Die Bretagne, ein Lehn der Normandie und Afterlehn der französischen Krone, hatte es seit lange mit letzterer, um den Eingriffen der normännischen Herzöge zu widerstehen, gehalten und war in den letzten Kriegen gegen Johann den Fahnen Philipp's gefolgt. Durch die Eroberung der Normandie wurden die Barone und Städte der Bretagne noch mehr, als früher, in das französische Interesse gezogen. Außer diesen für die Zeit und die bestehenden Verhältnisse bedeutenden Eroberungen der Normandie, Anjous und Poitous erwarb Philipp August durch Krieg, Konfiskation oder Kauf auf allen Punkten des Reiches eine Menge von Lehnen, Schlössern und Städten, die er theils unmittelbar mit seiner Krone vereinigte, theils an seine Getreuen austhat. Philipp August hatte in diesen ersten zwanzig Jahren seiner Regierung seine Erblande fast verdoppelt, seinen Einfluß auf seine großen Vasallen vervielfältigt und eine in ihrer Vollen-

dung allerdings noch in weiter Ferne liegende, in ihrer ersten Grundlage aber unter ihm begonnene monarchische Einheit seines Landes vorbereitet.

Außer der Erweiterung des Reiches durch Eroberungen wird in der gesammten Regierung Philipp's, um diese Zeit, ein Streben nach einer regelmäßigeren Verwaltung, einer umfassendern Einwirkung auf das ganze Reich, als früher, kund. Von jetzt an beschränkt sich die Gesetzgebung des Königs nicht mehr einzig auf seine Erblande. Die größeren Vasallen werden theils durch die überlegene Macht desselben, theils durch die in jener ganzen Zeit, im Vergleiche zur Vergangenheit, sichtbar werdende Richtung zu einer größern Einheit näher an den Thron gefesselt. Vom neunten bis zwölften Jahrhundert hatte jede allgemeine Gesetzgebung und Regierung aufgehört. Die Lehnsleute waren innerhalb ihrer Besitzungen, sobald sie ihre mit der innern Verwaltung in keinem Zusammenhange stehenden Lehnspflichten erfüllten, unumschränkte Herren gewesen. Ludwig VI. und Ludwig VII. hatten den Uebermuth der kleinen Feudalherren von Ile de France gebrochen und einige, obwohl unsichere, und unentschiedene Versuche gemacht, die großen Vasallen näher an sich zu knüpfen. Unter Philipp August fängt der Kreis des monarchischen Einflusses so ziemlich das ganze Land zu umfassen an, das später allmälig unter die unmittelbare Herrschaft der Könige von Frankreich kommen sollte, von dem ihre Erblande, selbst nach den letzten Eroberungen, kaum den vierten Theil ausmachten. Zwar erläßt dieser noch keineswegs, nach eigenem Ermessen, allgemeine Verordnungen, die alle politischen Verhältnisse Frankreichs umfaßt hätten, er steht noch lange nicht vollkommen im Verhältnisse des Königs zu unbedingt abhängigen Unterthanen da, indem er aber jetzt bei Weitem mächtiger als selbst die größten seiner Vasallen ist, so bewegt er diese, gewissen allgemeinen Grundsätzen und Anordnungen, die von ihm ausgehen, beizutreten, wodurch sie im ganzen Reich Gültigkeit erlangen. So schließt er z. B. mit einigen der größten Lehnsmänner, wie dem Herzoge von Burgund, den Grafen von Nevers, Boulogne, St. Pol u. s. w. einen Vertrag ab, vermög dessen bestimmt wird, daß alle Lehne, deren Besitzer dem Lehnsherrn zu besonderen Diensten gegen Jedermann verpflichtet sind, fortan nur unter der Bedingung getheilt werden können, daß die einzelnen Theile im Verhältnisse zum Lehnsherrn als ein Ganzes angesehen und demselben nach wie vor verpflichtet bleiben. Diese Bestimmung ward der Erweiterung der königlichen Macht vortheilhaft. Denn wenn bisher ein unmittelbarer Lehnsmann Theile seines Besitzes

mehre Edle verliehen hatte, so wurden diese seine Vasallen und standen zu dem Souverain in einer nur nominellen Abhängigkeit, waren sogar verpflichtet, ihrem unmittelbaren Herrn gegen den König in den Krieg zu folgen. Durch die eben erwähnte Uebereinkunft blieben aber solche in demselben unmittelbaren Verhältnisse zu dem Souverain wie der, dem früher das ganze Lehn gehört hatte. Der König gewann also durch solche jetzt häufiger werdende Theilungen der Lehne mehre unmittelbare Vasallen an der Stelle eines Einzigen, der vorher das Ganze besessen hatte und ihm besser zu widerstehen im Stande gewesen war. Die Form dieser und ähnlicher Veränderungen: eine freiwillige Uebereinkunft zwischen dem Könige und den Großen, verringerte keineswegs die für Ersteren hieraus entstehenden Vortheile. Denn, mächtiger als die übrigen Contrahenten, besaß er die Mittel, sie zur Erfüllung dieser Verträge, sobald sie einmal geschlossen waren, zu zwingen, und da der erste Anstoß zu diesen und ähnlichen Maßregeln immer vom Könige ausging, so wurden die Vasallen darauf vorbereitet, andere Verordnungen, von ihm allein erlassen, ebenfalls anzuerkennen.

Zwei besondere Umstände begünstigten diesen aus den Mängeln des Feudalsystems und seinem Bedürfnisse einer größern Einheit, als bisher statt gefunden, hervorgehenden Fortschritt der königlichen Autorität, von denen einer außerhalb der Berechnungen und Plane Philipp's lag und nur zufällig mit seiner Regierung zusammentraf, der andere aber von ihm herbeigeführt und zugleich eine Stütze für seine Macht und ein Beweis wurde, wie sehr sie sich erhoben hatte. Die Aufmerksamkeit, welche das wiederaufgefundene römische Recht, besonders das Theodosianische Gesetzbuch, auf sich zu ziehen, der Eingang, den die Grundsätze desselben bei den Souverainen zu finden begannen, der Einfluß der Legisten an den größeren Höfen verbreiteten gewisse Vorstellungen von einer ursprünglich unbeschränkten Macht der Könige, dem Lehnsrecht so durchaus entgegengesetzt, daß, so lange demselben einiges Leben inwohnte, diese Grundsätze sich auf keine allgemeine folgerechte Weise geltend machen konnten, die aber gleichwohl durch die Mängel des Lehnswesens, über Gebühr, in ein vortheilhaftes Licht gestellt, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Wurzeln schlugen und im vierzehnten, unter Philipp dem Schönen, ihre Früchte trugen. Selbst in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters hatte sich die Vorstellung von der Ueberlegenheit der römischen Institutionen und der gesammten Civilisation dieses Volkes, zum Theil durch den Einfluß der Geistlichkeit und den bei allen wichtigen Verhandlungen beibehaltenen Gebrauch der lateinischen

Sprache erhalten. Alles, was jener entschwundenen Epoche angehörte, ward, wenn auch übel begriffen, doch immer bewundert. Das römische Privatrecht, der vollkommenste Ausdruck des die geselligen Verhältnisse des Einzelnen im Staate ordnenden Verstandes, ist von keinem andern System übertroffen oder erreicht worden, die politischen Grundsätze desselben aber, in einer ersterbenden Zeit, unter dem Einflusse der tiefsten Ohnmacht und Knechtschaft entstanden, haben zwar das Verdienst gehabt, zum Sturze des Feudalwesens beizutragen, aber auch auf der andern Seite das Gefühl und die Grundsätze der Freiheit im öffentlichen Leben getödtet. — — Dann trug die Verbreitung eines im Lehnsrecht von jeher bestandenen, jetzt aber durch den überwiegenden Einfluß des Königthums besonders mächtig hervortretenden Verhältnisses: das des Lüdigmannes (l'homme-lige) zur Erhebung der souverainen Macht bei. Der gewöhnliche Vasall war seinem Herrn nur zu gewissen, ein für allemal bestimmten Diensten, unter zwar sehr mannigfaltigen, den Lehnsherrn aber immer sehr beschränkenden Bedingungen, auf eine bestimmte Zeit u. s. w. verpflichtet, der L'Homme-lige wurde aber der „Mann" des letztern im weitesten Sinne des Wortes, er mußte ihn persönlich, mit Gut und Blut, zu jeder Zeit und gegen Jedermann, vertheidigen. Das Verhältniß des Lüdigmannes hob alle mittlere Stufen des Lehnsnexus auf, ein solcher wurde der unmittelbare Vasall des Herrn. Eine Menge Urkunden aus dieser Zeit beweisen, wie häufig das Verhältniß der allgemeinen Lehnsabhängigkeit in das engere und unmittelbare des Lüdigmannes überging. Die berühmteste darunter ist die, wo ein so großer Lehnsträger, wie der Herzog von Burgund, in diesen so abhängigen Verband eingeht, denselben auf die Hostie beschwört und den König von Frankreich gegen alle lebenden Personen, ohne Rücksicht der Zeit und des Ortes, zu vertheidigen verspricht*). Wie sehr die königliche Macht schon gestiegen, wie wichtig die Gunst des Souverains erscheinen mußte, ehe diese Veränderung im Lehnswesen vor sich ging, wird begreiflich, wenn man an die viel größere Abhängigkeit denkt, in welche dieselbe den Vasallen brachte. Da Philipp August hierzu Niemanden unmittelbar zwingen konnte, da dieses Band freiwillig eingegangen wurde, so erkennt man, wie sehr einmal überhaupt die Vorstellung von dem Recht und der Würde des Königs gestiegen sein mußte, und dann, daß derselbe jetzt in den Stand gesetzt war, die ihm so näher verbundenen Vasallen durch

*) Brussel de l'Origine et de l'Usage des Fiefs t. I. p. 117.

Vortheile und Gunstbezeigungen für das Opfer, das sie ihm gebracht, zu entschädigen. Jedoch war es immer der Souverain, der bei dieser Veränderung am Meisten gewann. Der Lüdigmann wurde aus einem Vasallen gewissermaßen der Diener des Königs, und war verpflichtet ihm selbst gegen den, von welchem er seinen Besitz zu Lehn trug, zu dienen, denn der Hommage-lige hob, wie oben bemerkt, die mittelbaren Stufen der Lehnsabhängigkeit auf. Ein Vasall, z. B. des Grafen von Champagne wurde, wenn er in dieses Verhältniß zum Könige trat, dessen unmittelbarer Lehnsmann, und das Verhältniß zum Grafen ward durch den Hommage-Lige für den König aufgehoben. Diese Veränderung oder diese Verbreitung des Verhältnisses des Lüdigmannes trug viel dazu bei, die bedingte Abhängigkeit des Vasallen in die unbedingte des Unterthanen zu verwandeln, die mittelbaren Lehnsleute der Krone derselben unmittelbar zu verbinden, das beschränkte, nur gewisse Seiten im Dasein des Vasallen in Anspruch nehmende Recht des Lehnsherrn zu einem unbeschränkten zu machen und die absolute Monarchie vorzubereiten.

Ein vielleicht noch auffallenderer Beweis, wie sehr das Königthum unter Philipp August sich über das Lehnssystem zu erheben anfing, geht daraus hervor, daß da, wo seine Ansprüche mit den Pflichten des letztern in Collision kamen, es dieselben, ohne Widerstand zu finden, verletzte und diese Verletzung sogar als Grundsatz aufstellte. So lange das Feudalwesen in seiner Kraft und Reinheit bestand, hing die persönliche Stellung des Individuums von der Natur seines Besitzes ab. Der Besitzer eines Lehns wurde der unmittelbare Vasall dessen, der es ihm verliehen, obwohl er, in anderer Beziehung, in der Lehnshierarchie über letzterm stehen konnte. Von der Anwendung dieses Princips war Niemand ausgenommen, und der König, der, wie dies öfters geschehen, ein Lehen empfangen, war dem Herrn desselben zur Huldigung verpflichtet, der übrigens sonst sein Lehnsmann sein konnte. Philipp August, der schon früher, besonders aber seit der Vertreibung Johann's, überall Städte und Schlösser erwarb, die von geistlichen und weltlichen Herren abhingen, erklärte, als ihm Philipp von Flandern die Stadt und die Grafschaft Amiens abgetreten, die ein Lehn des Bischofs von Amiens war, daß der Besitzer ihm freiwillig den Huldigungseid erlassen habe, fügte aber hinzu: „denn er könne und wolle Niemand huldigen." — Dasselbe that er bei mehren andern Gelegenheiten. — Diese Befreiung von einer der Fundamentalpflichten des Lehnsnexus half den später sich erhebenden Grundsatz vorbereiten, daß der König unbedingter Herr seines Landes sei, daß er nicht, wie Andere, von der Eigenschaft

des erworbenen Besitzes abhänge, sondern auf diesen vielmehr seine von Hause aus unumschränkten Rechte übertrage, was dem Princip des Lehnssystems eine tödtliche Wunde schlug. —

Dreizehntes Kapitel.

Während Philipp August durch die Eroberung des größten Theiles der englischen Lehne sein Erbreich vergrößerte, der Verwaltung eine, im Vergleiche zu frühern Zeiten, regelmäßigere Form gab, seinen Einfluß auf Flandern und die Bretagne sicherte, also im Norden und Westen sich vergrößerte, war der Süden dem Kreise seiner Wirksamkeit bisher, seltene Veranlassungen, sich in einzelne Streitigkeiten seiner Edeln und Städte zu mischen, ausgenommen, fast ganz entgangen. In dem Lande zwischen der obern Loire, der untern Rhone, dem Mittelmeere und dem Ocean ward er, wie seine Vorfahren, zwar für den nominellen Oberherrn aber für weiter nichts mehr angesehen. Der Kreuzzug gegen die Albigenser wurde durch die Erwählung eines von Philipp's nordfranzösischen Vasallen zum Herrn jener Länder, durch die Ertheilung einer großen Menge Lehne an Ritter und Hofleute des Königs und durch die Feldzüge seines Sohnes die Veranlassung, den Süden enger an den Norden zu knüpfen, die Sitten und Gesetze des letztern zu verbreiten und der Krone in diesen vom Sitze ihrer unmittelbaren Wirksamkeit entfernten Gegenden einen größern Einfluß zu verschaffen. Dies ist der Grund, warum diese Begebenheit in diesem von uns unternommenen Gemälde der Entwicklung und des Fortschrittes des französischen Lebens und seiner allgemeinsten Elemente, des Königthums, des Lehnswesens und der Städte, eine Stelle verdient. Denn an und für sich betrachtet, spielt die Katastrophe der Albigenser in der Geschichte des modernen Geistes überhaupt, wie er sich, theils für theils wider die Idee der katholischen Kirche ausgesprochen, eine größere Rolle als in der Bildung der französischen Nationalität selbst, die durch diese Begebenheit ihren Einfluß ausgedehnt hat, in ihrem Innern aber weder verwandelt noch modificirt

worden ist. Durch die Vermischung des germanischen und römischen Lebens auf den Trümmern des abendländischen Reiches ist eine neue Welt, durch die Vereinigung des sächsischen und normannischen Blutes in England eine neue Nation, durch die Eroberung des französischen Südens aber nichts Aehnliches, keine neue Geburt und Transformation, entstanden. Denn wenn der französische Süden später eine große Menge bedeutender Personen in den Künsten des Krieges und des Friedens zum Dienste des gemeinsamen Vaterlandes hervorgebracht, so sind diese jedoch gezwungen gewesen, sich in den Formen zu bewegen, die der Norden einmal bestimmt hatte. Französische Sprache, Literatur, Sitte und Gesinnung sind im Norden entstanden und von ihm dem Süden auferlegt worden, weshalb auch die wahre Kraft des französischen Lebens in den Ländern nördlich von der Loire und dem Zusammenfluß der Saone und Rhone geblieben ist. Dieses Werk der Eroberung des Südens durch den Norden begann, obwohl weit entfernt, schon damals vollendet zu werden, im Kriege gegen die Albigenser, der darum in der französischen Geschichte eine große Wichtigkeit erlangt hat. Vieles in diesem Kampfe sowohl als in den religiösen Grundsätzen und dem Leben der Albigenser ist, da die gleichzeitigen Geschichtschreiber, die allein über dies Alles genau unterrichtet sein konnten, fast alle zu ihren Gegnern gehörten, im Dunkel geblieben, indessen haben spätere und unparteiische Bemühungen aus der Menge widersprechender und sich häufig ausschließender Angaben wenigstens einige unbestrittene Thatsachen herausgefunden. Das katholische Princip, das über diese wie alle andern Oppositionen, bis zum sechszehnten Jahrhundert, stets den Sieg davongetragen, hat die Ueberwundenen mit der ihm eigenthümlichen Härte behandelt und sie nicht nur als verirrte, sondern als verworfene Geister behandelt, der Protestantismus aber sie als seine Vorgänger betrachtet, in ihnen ein Glied der verborgenen Kette gesehen, durch die er sich und seine Lehren, denselben Anspruch auf Perpetuität wie die katholische Kirche machend, an die Gründung des Christenthums selbst anschließt und ihre Irrthümer und Verkehrtheiten mit zu großer Nachsicht behandelt.

In diesem Süden Frankreichs, nach dem Namen einer seiner Provinzen von den Chroniken jener Zeit häufig Languedoc, so wie die Bewohner, nach einer andern, Provençalen genannt, fand nicht nur eine größere Verschiedenheit der Verfassung, sondern auch eine viel geringere nationale Einheit, als in den Ländern nördlich von der Loire statt. Das Lehnssystem war hier nicht zu einer allgemeinen, unbedingten Herrschaft gekommen und der Zusammenhang mit den

Traditionen der römischen Welt überhaupt weniger unterbrochen worden. Mitten unter größern und kleinern Feudalherrschaften lagen städtische Gemeinden, die ihren Ursprung und sehr oft ihre innern Einrichtungen an das Alterthum anknüpften und mit dem Lehnswesen durchaus nichts gemein hatten, große Abteien und Stifter grenzten an mächtige Handelsstädte, die Ueberreste der römischen Municipalorganisationen, der hierarchischen und feudalen Constitutionen kreuzten sich und liefen bunt durcheinander. Die Bevölkerung war ein Gemisch von Iberern, Gallo-Römern, Westgothen und Arabern, die sich noch nicht zu einem Ganzen vereinigt hatten, denn wenn der gothische Charakter in dem Adel, so herrschte römische Sitte und Gesinnung in den Städten vor. In dem Landvolke, das von dem Adel und den Städten damals noch in hartem Drucke gehalten wurde, floß viel arabisches Blut, von den Bekennern des Islam, die hier lange einheimisch gewesen und das Christenthum angenommen hatten, herkommend, und in den Städten fanden sich sehr viele Juden vor. Wie der politische Zustand des Landes, durch die Abwesenheit einer Alles beherrschenden Form, zu keiner Einheit gekommen, indem das municipale Leben dem Feudalwesen das Gleichgewicht hielt, so war auch keiner der verschiedenen Stämme, wie jenseits der Loire die Franken, an die Spitze der Bevölkerung getreten, sondern die verschiedenen politischen und nationalen Elemente wogten, ohne eine entschiedene Richtung, wie Zufall und äußerer Anstoß es mit sich brachten, verwirrt durch einander. Besonders war die Abwesenheit aller eigentlichen Monarchie fühlbar und der ganze Zustand ausschließlich von aristokratischen und demokratischen Elementen durchzogen. Diese Gegenden wurden theils von dem Norden, dem eigentlichen Frankreich, obwohl aus nationaler Antipathie am Wenigsten, vielfältig aber von Italien und Spanien aus in Bewegung gesetzt und genossen keiner eigentlichen innern und nationalen Selbstständigkeit. Man begreift, wenn man diesen schwankenden Zustand betrachtet, wie die Südfranzosen später selbst ihre Sprache, sonst das letzte Lebenszeichen überwundener Völker und der Besitz, an welchem sie am Festesten hängen, aufgaben, so daß diese, aus den Gesetzen, der Literatur und der Gesellschaft verdrängt, einem ärmern und unmelodischern Idiom Platz machte und sich nur in den niedern Kreisen des Volkes und zu gemeinem Gebrauch erhielt.

In diesen Gegenden war, bei der unentschiedenen Richtung des äußern Lebens, auch das moralische und religiöse Dasein nicht zu der Bestimmtheit und Kraft, wie im Norden, gelangt. Der pro-

vençalische Adel hatte zwar an dem ersten Kreuzzuge, von dem allgemeinen Sturme mit ergriffen, lebhaften Theil genommen, die übrige Masse der südlichen Pilger war aber schon damals den nördlichen Kreuzfahrern weniger eifrig und tüchtig erschienen. Auch war es vorzüglich in den von den Südfranzosen im Orient gestifteten Kolonien, wo eine so große Ausartung der Sitten früh sichtbar geworden. Seit dieser Zeit war der Adel, der keine so gesonderte und hohe Stellung wie im Norden eingenommen, von den in den übrigen Ständen waltenden Gesinnungen allmälig mit ergriffen worden. Dieses Land war von den ersten Zeiten der modernen Geschichte an ein Sitz religiöser Opposition gewesen. Unter der Herrschaft der Westgothen hatte sich ein großer Theil der Bevölkerung zum Arianismus bekannt. Eine Zeit lang von den Arabern beherrscht, in beständigem Handelsverkehr mit dem Orient, vom Norden durch die Natur und die Verschiedenheit der Sprache und Sitte getrennt, besaß das Volk von Languedoc und Provence in seiner Mitte zwar ebenfalls, wie alle christlichen Länder, einen zahlreichen und mit großen Besitzthümern ausgestatteten Klerus, der aber hier zu keinem so entschiedenen Einflusse wie im französischen Norden gelangt war.

Im zwölften Jahrhundert traten endlich die unter einem so lebendigen und sinnlichen, mit dem Orient in beständiger Verbindung stehenden Volke, im Stillen und Geheimen erhaltenen Grundsätze älterer und neuerer Häresiarchen, von besondern Umständen, wie die Verdorbenheit des einheimischen Klerus, dem Einflusse des im nahen Italien geführten Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht und der in jener Zeit überhaupt erwachenden freien Bewegung der Geister genährt, zu einer großen beharrlichen Opposition gegen die römische Hierarchie hervor, die, durch ihre Folgen aus dem rein kirchlichen Gebiete heraustretend, eine historische Begebenheit selbst wurde. Warum eine so große Bewegung des Widerstandes gerade hier, und nicht auch in andern Gegenden, wo ähnliche Verhältnisse stattfanden, ausbrach, ist, sobald man den in einem großen Theile der Bevölkerung waltenden Einfluß antikatholischer, dem Orient angehöriger Grundsätze leugnen will, unmöglich zu beantworten. Denn die in jenen Gegenden herrschende Sittenverderbniß, zu der sowohl die Troubadours als die geistlichen Chroniken so viele Belege liefern, scheint in beiden Parteien gleich groß gewesen zu sein. Auch hatten die Lehren der Albigenser keine eigentliche moralische Verbesserung der Gesellschaft zum Zweck, sie waren ausschließlich auf die Vernichtung der katholischen Hierarchie gerichtet. Die

Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts hatte, vor Allem, ein ſittliche Erhebung und Befreiung der Menſchen zum Zweck, hiervo findet ſich in den Grundſätzen der Albigenſer, ſelbſt wenn man Vie les in den Darſtellungen ihrer Feinde für übertrieben halten will faſt keine Spur vor. Dieſe waren, wie die Lehren der älteſte orientaliſchen Häreſiarchen, ein ſonderbares Gemiſch eines dem Na turdienſte und den alten Prieſterreligionen entlehnten Myſticismus verbunden mit der ſchrankenloſen Freiheit einer Betrachtung, di aus einem ſinnlichen und verderbten Leben entſtanden. Wie über haupt die Irrlehren der früheſten Zeit, die ſich dadurch weſentlich von der kirchlichen Oppoſition des ſechszehnten Jahrhunderts unter ſcheiden, waren die Grundſätze der Albigenſer nicht auf die Reini gung des chriſtlichen Glaubens, ſondern auf deſſen Aufhebung ab geſehen. Ihr Sieg würde den Untergang des Chriſtenthums ſelbſ herbeigeführt haben. Wie jene Ideen aus dem Orient, von den ar meniſchen Gebirgen, den Ufern des Euphrat und Nil, bis nach Südfrankreich gekommen und hier Wurzel gefaßt, iſt, ſobald man einen Augenblick lang in die früheſte Geſchichte des Chriſtenthums zurückgehen will, wenn auch nicht überall im Einzelnen, dennoch im Allgemeinen, leicht zu verfolgen.

Wie man ſich auch den Urſprung des Chriſtenthums erkläre mag, ob von der Gottheit unmittelbar ſelbſt verliehen, ob aus einer der großen im Geiſte der Menſchheit, in gewiſſen Epochen, ſich ent wickelnden Peripetien entſtanden, ſo viel iſt gewiß, daß, wenn das ſelbe, im Ganzen, der Welt als eine neue Lehre aufging, in den Vorſtellungen jener Zeit, in ihren religiöſen und philoſophiſchen Sy ſtemen, manches ihm Verwandte, mehr der Form als dem Weſen nach von ihm Getrennte vorhanden war. Die lange Arbeit des menſchlichen Geiſtes in ſeinen beiden vollendetſten Geſtaltungen, der griechiſchen und römiſchen Welt, war nicht vergeblich geweſen und das Chriſtenthum durch dieſelben vielfältig vorbereitet worden. Als es endlich über dieſelben geſiegt und ſie zu ſeinen Füßen ſah, nahm es, dieſelben zu ſich emporziehend, manche ihrer Ideen und Einrich tungen an. Das Volk der Denker der Akademie und das der Krie ger des Kapitols gab den Chriſten der drei erſten Jahrhunderte die Sprache und die Formen, in denen ſie fortan der Menſchheit die Geheimniſſe des Himmels mittheilen ſollten, die von dieſer irdiſchen Hülle zuweilen einen ihrer innerſten Natur fremden Charakter an nahmen. Jedoch fand zwiſchen dem Geiſte des Chriſtenthums und ſeiner Verkörperung in den Formen der klaſſiſchen Welt kein durch gängiger, abſoluter Widerſpruch ſtatt. Eine andere Bewandni

hatte es mit den der neuen Lehre scheinbar näher stehenden Ueberlieferungen der orientalischen Religionen, in welchen ein ursprünglich reiner Strahl allmälig von der sinnlich gährenden und trüb befangenen Natur dieser Völker dermaßen gebrochen und befleckt worden, daß seine Berührung die christliche Idee mit einer ihre Reinheit und Einheit zerstörenden Mischung bedrohte. Gegen diese sein Wesen selbst gefährdende Annäherung erklärte sich der neue Glaube, als er sich in einer Kirche zu fixiren begann.

Viele der philosophischen Spekulation der Griechen und der politischen Gesetzgebung der Römer angehörige Begriffe waren den Grundsätzen und Gebräuchen dieser Kirche, sobald sie zur Herrschaft gekommen, mehr ihren Formen als ihrer Bedeutung nach verwandelt, einverleibt worden. Aber die Lehren von den geheimnißvollen Beziehungen der geistigen und sinnlichen Natur auf einander, der Vergötterung des Endlichen, der Verkörperung des Ewigen, der mysteriös-sinnliche Charakter der ägyptischen Priesterreligion; die Unterscheidung zweier Principien, verschiedener Essenzen und der langen Hierarchie ihrer Emanationen in der Religion der Perser, wie vieles andere diesem Verwandte und derselben Quelle Angehörige wurde, als mit dem sittlichen und idealen Geiste des Christenthums unverträglich, verworfen und die Berührung mit demselben sorgfältig bewacht. Diejenigen unter den Christen, welchen die von den ersten Concilien festgestellten dogmatischen Grundsätze nicht genügten, suchten jene dem Orient angehörigen Vorstellungen auf das Gebiet der neuen Lehre hinüberzuziehen. Sie fanden, da in den letzten Zeiten der alten Welt, in dem geistigen Leben dieselbe Anarchie, dasselbe Chaos wie in dem politischen waltete, überall Anhänger. Diese ersten Häresien waren im Grunde nichts Anderes, als aus der Natur- und Priesterreligion stammende Systeme, die sich in das Gewand des immer allgemeiner und zuletzt herrschend werdenden Christenthums gekleidet hatten. Unter diesen Häresien war der Manichäismus diejenige, welche am Weitesten um sich gegriffen, aus dem Born der orientalischen Traditionen am Tiefsten geschöpft und die wahre Lehre am Meisten bedroht hatte. Dieses System ward anfangs in Persien und dem benachbarten Theile Armeniens ausgebreitet. Noch im fünften Jahrhunderte werden seine Grundsätze von den Gesetzen der Kaiser und den Beschlüssen der Kirche geächtet. Um dieselbe Zeit erscheint es im Occident. Priscillus, Bischof von Avila, verbreitet die Lehren des Manes in Spanien und seine Anhänger werden nach ihm Priscillianer genannt. Die Sekte der Paulicianer erscheint im sechsten Jahrhundert unter Justinian und wird von die-

sem Kaiser verfolgt. Diese Häretiker waren besonders in Bulgarien zahlreich und verbreiteten sich, von der kirchlichen und weltlichen Macht gedrängt, von jenem Lande aus über den ganzen Occident. In Italien nahmen diese Manichäer den Namen Patariner, in Deutschland Katharrer an. In Frankreich gab man ihnen häufig den Namen: Bulgarer, Bolger, und daraus soll, bei dem Hasse, den sie im Mittelalter erregten, das französische Schimpfwort: „Bougre", wobei das „l", wie so oft bei der Aufnahme fremder Wörter in diese Sprache, in „u" verwandelt worden, entstanden sein.

Die Traditionen des Orients, mit einigen christlichen Ideen vermischt, waren also auf dieser langen Wanderung, manche lokale Vorstellungen in sich aufnehmend, in den Occident gedrungen, hatten sich, von der eigenthümlichen Lage der Provence und Languedocs, dem unentschiedenen und beweglichen Charakter seiner Bevölkerung und Verfassung und seiner Verbindungen mit dem Morgenlande begünstigt, lange Zeit, im Geheimen, im Schatten des Katholicismus, selbst erhalten, und ihre Anhänger sind, als sie in der Geschichte auftreten, mit dem Namen der Albigenser bezeichnet worden. Wie Vieles in diesem Ereignisse überhaupt, so ist auch der Ursprung dieses Namens dunkel geblieben, denn diese Sekte war in Toulouse, Carcassonne, Avignon u. s. w. eben so gut als in Albi verbreitet, und letztere Stadt, an und für sich unbedeutender als mehre andre, tritt in diesem Kampfe ungleich weniger als Toulouse, das für den Hauptsitz der Partei galt, oder als Bezieres, das für diese Sache am Meisten litt, hervor. Gleichwohl hat, wie dies zuweilen in der Geschichte vorkommt, diese Partei ihren Namen von einer Lokalität oder einem besondern Umstande empfangen, der für sie von keiner entscheidenden Bedeutung gewesen ist.

Die ersten von den Chroniken erwähnten Aeußerungen dieses in jenen Gegenden gährenden, dem Christenthume überhaupt, zunächst aber der römischen Hierarchie feindlichen Geistes gehen nur bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts zurück, wo zwei Kleriker, Heinrich, aus Italien kommend, und Peter de Bruys, in ganz Südfrankreich, bis nach Bordeaux und Poitiers hin, die Kirche in ihren Predigten angreifen und von dem Volke mit leidenschaftlicher Begierde gehört werden. Sie verwarfen einen großen Theil der heiligen Schrift und namentlich das ganze alte Testament. Sie leugneten, daß Gott einen sichtbaren Kultus eingesetzt und griffen die Wirksamkeit der Sakramente an. Sie wurden von Peter dem Ehrwürdigen, Abt von Cluny, verfolgt und verbrannt. Dieser Vorfall

wird in das Jahr 1147 gesetzt. Wie lange und in welchem Verhältnisse zur Kirche der auf den Arianismus folgende Manichäismus hier bestanden, ist aus Mangel an Quellen nicht zu bestimmen, so viel aber ist gewiß, daß er schon tiefe Wurzeln geschlagen hatte, bevor er dieses Lebenszeichen von sich gab. Wer sich hierüber wundern und dies mit der argwöhnischen Beaufsichtigung der überall verbreiteten römischen Hierarchie unvereinbar finden sollte, vergißt, daß unter ungleich schwierigern Umständen, bei viel ausgebildetern, die politische Freiheit beschränkendern Einrichtungen, von der herrschenden Macht verbotene religiöse Meinungen, in ältern und neuern Zeiten, sich zu erhalten gewußt haben. Das Christenthum verbreitete sich unter den heidnischen Kaisern, aller Verfolgungen ungeachtet, und gewann mehrmals in ihrem eigenen Palaste, in ihrer nächsten Nähe Anhänger, ohne daß sie dessen gewahr zu werden schienen. Der Islam erhielt sich in Spanien, unter dem Mantel des Katholicismus, der Inquisition zum Trotz, Jahrhunderte lang. Die Hussiten tauchten, ungeachtet der Wachsamkeit der geistlichen und weltlichen Behörden, in Böhmen wieder auf, als Joseph II. sein Toleranzedikt erließ, es gab unter der Herrschaft der Episkopalkirche immer Jesuiten in England und unter Ludwig XIV. Hugenotten in Frankreich. Nichts verschwindet langsamer, nichts ist schwerer auszurotten als eine mit dem Charakter einer Bevölkerung, ihren Wünschen und Bedürfnissen übereinstimmende religiöse Ueberzeugung. Sie überlebt oft Alles, was um sie her besteht, und es gehört dazu, daß in dem Innern einer Partei oder einer Nation eine totale Verwandlung vorgeht, ein neues Leben sich ihres Geistes bemächtigt, damit es seinen Glauben aufgiebt. Eine blos äußere Gewalt reicht hierzu niemals aus. — Die Beredsamkeit des heiligen Bernhard hatte dazu hingereicht, ganz Deutschland und Frankreich für den zweiten Kreuzzug zu erregen, sie scheiterte aber an den Ueberzeugungen der Albigenser. Seine Bekehrungspredigten, auf den öffentlichen Plätzen gehalten, erregten nur ihren Spott und blieben vollkommen fruchtlos. So gewiß ist es, daß, um Jemanden zu überzeugen, in seinem Innern etwas dieser Ueberzeugung Entgegenkommendes oder wenigstens kein derselben feindlicher Inhalt sich vorfinde. — Diese ersten Versuche der Kirche, ihre Gegner sich zu unterwerfen, mochten ohne Zweifel den Muth derselben erhöht haben, denn sie treten im dreizehnten Jahrhundert, mit einer regelmäßigern Organisation, einem bestimmtern Bewußtsein ihrer Opposition gegen die römische Hierarchie, als früher der Fall gewesen, auf. Eine auch nur kurze und oberflächliche Betrachtung der hauptsächlichsten Lehren der Albi-

genser beweist, daß sie fast sämmtlich aus den Meinungen des Manes geschöpft waren und zu den ältesten orientalischen Religionssystemen in einer nahen Beziehung standen. Das eigentliche Christenthum ist in ihnen kaum erkennbar. Es wird auf ihrer Oberfläche zuweilen ein irrender Strahl desselben sichtbar, der aber, wie der Wiederschein eines Lichtes, der nicht dem Gegenstande, der von ihm glänzt, sondern dem erleuchtenden Körper angehört, ihrem innern Wesen durchaus fremd geblieben ist.

Der persische Dualismus, der den Widerspruch, in dem die Natur gespalten erscheint, erklären will, war das Fundament ihres Glaubens. Sie nahmen zwei Gottheiten, eine gute und eine böse, an. Der guten gehörte die innere, der bösen die äußere Natur an. Die gute war im neuen, die böse im alten Testament erschienen. Ihrer Ansicht über den Ursprung der menschlichen Individualität sieht man ebenfalls den Boden, auf dem sie entstanden, an. Die Seelen der Menschen waren, nach ihnen, göttliche Geister, die, für ihre Vergehungen aus dem Himmel verbannt, ihre Leiber in der Luft gelassen, die aber, nachdem sie auf der Erde durch sieben Körper gezogen, in ihr Vaterland zurückkehren und ihre erste Hülle wieder annehmen werden. — Das mysteriöse Princip des Manichäismus, den alten Religionen des Orients, fast sämmtlich, obwohl nicht in demselben Grade, gemein: die Sinne zu tödten, um den Geist zu erheben, konnte, abgesehen von dem Widerspruche, der in einer solchen absoluten Trennung der Substanzen der menschlichen Natur liegt, eben so gut dahin gedeutet werden, die Macht der Sinne durch die Uebung der Tugend, wie durch die Befriedigung aller Begierden, zu schwächen, derselbe Grundsatz also eben so leicht zum Bösen wie zum Guten führen. Die Meinung, daß die äußere Welt dem Princip des Bösen ihren Ursprung verdanke und ihm angehöre, hätte, folgerecht angewandt, zum Selbstmorde führen müssen, denn der Tod wäre dann das Ideal des Lebens. Aus dieser Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Materie entstand aber hier, im praktischen Leben, wie im Orient, eine große Unsittlichkeit und Gleichgültigkeit gegen die Tugenden, auf deren Ausübung das Evangelium, sich hierin von allen andern Religionen unterscheidend, einen unermeßlichen Werth legt. Denn da ohne den Mißbrauch der Materie keine eigentliche Verletzung der Moralität möglich ist, so hörte, da nach den Grundsätzen des Manichäismus jene durchaus unwürdig und gegen sie Alles erlaubt ist, die Möglichkeit der Sünde auf, und die äußern Handlungen des Lebens mußten als vollkommen gleichgültig angesehen werden. Der Unterschied zwischen dem Guten und

Bösen, überhaupt nur in dem Konflikt des Geistes und der Sinnenwelt sichtbar, verschwindet, sobald letztere als aufgehoben gedacht wird. Die Sitten der Albigenser entsprachen diesen Grundsätzen, denn außer manchen andern dem Orient entlehnten Gräueln, die unter ihnen mehr als sonst in Europa sichtbar waren, tödteten, nach den Zeugnissen der Zeitgenossen, die Frauen der „Vollkommenen", des obersten Grades dieser Schwärmer, die Frucht, die sie in ihrem Schooße trugen, weil sie, wie alle Materie, der Schöpfung des Bösen angehörte. Sowie das System des Manes sich äußerlich, obwohl sehr lose, mit dem Christenthume verbunden hatte, so webten auch die Albigenser manche christliche Ideen in ihren Aberglauben ein. Einmal mochten sie, überall von Christen umgeben, diesem Einflusse nicht ganze ntgangen sein, dann war es für sie ein Mittel, Andere zu sich hinüberzuziehen. Auf jeden Fall brauchten sie einiger äußern Aehnlichkeit mit dem herrschenden Glauben, sie konnten die Lehren des innern Asiens nicht vollständig in das Herz des Abendlandes verpflanzen. Wie fremd ihnen aber alles eigentlich Christliche war, wie irrig die Annahme ist, die sie als Vorläufer des Protestantismus ansieht, geht aus einigen ihrer ebenfalls dem Manichäismus entlehnten Vorstellungen, die das Wesen des Christenthums selbst betreffen, hervor. Sie behaupteten, daß der Christus, der in Bethlehem geboren und in Jerusalem gekreuzigt wurde, ein falscher Messias und Maria Magdalena seine Geliebte gewesen sei. Sie nahmen einen unsichtbaren Christus, der in einem unsichtbaren Jerusalem gelitten, an, eine aus ihrem Grundsatze von der Unreinheit und Verwerflichkeit alles Sichtbaren unmittelbar und nothwendig folgende Meinung, die ihnen bei der Gleichheit der Namen und einer verzerrten Aehnlichkeit mit der Wahrheit gleichwohl dazu dienen konnte, sich im Nothfalle unter dem Scheine der herrschenden Religion zu verhüllen. Die, welche den höchsten Grad in dieser Sekte erlangten, zeichneten sich, wie die Brahminen, durch die Enthaltung aller animalischen Nahrung aus und zeigten auch in manchen andern ihrer Gebräuche ihre geistige Abstammung von dem Orient an.

In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird die nie ganz unterbrochene Verbindung der abendländischen Manichäer mit ihren orientalischen Brüdern sichtbar. Ein gewisser Nicetas, den die kirchlichen Chroniken jener Zeit den Papst seiner Partei nennen, kam im Jahre 1167 nach Toulouse und führte bei der Versammlung der Bischöfe derselben den Vorsitz. Das nördliche Frankreich und die Lombardei beschickten dieselbe mit ihren Abgeordneten. Es geht aus

der bei dieser Gelegenheit von diesem geistlichen Oberhaupte gehaltenen Rede, in welcher er seine Glaubensgenossen zur Eintracht ermahnte, hervor, daß diese Sekte fast überall im Süden und Osten Europas, in Italien, Dalmatien, Griechenland, Bulgarien u. s. w. verbreitet war. Alle Häresien oder Oppositionen gegen die römische Kirche fallen bis zum sechszehnten Jahrhundert, wo das Christenthum selbst sich in zwei große Parteien spaltet, in zwei von einander ganz getrennte Klassen: in solche, die, aus dem Orient stammend, ihre Grundsätze großentheils den alten Priesterreligionen entlehnen und sich in Gedanke und Leben von dem Evangelium durchaus entfernen, und solche, die im Abendlande, wie die Waldenser, Wiklefiten u. s. w. entstanden, sich gegen den Druck und die Mißbräuche der römischen Hierarchie erheben und eine Reinigung der Lehre und der Sitten zu ihrem Zwecke haben. Erstere sind dem Protestantismus eben so fremd wie der römischen Kirche, letztere kann man in Bezug auf manche ihrer Gründsätze als Vorläufer der Reformation ansehen, obwohl, genau betrachtet, auch zwischen ihnen und letzterer erhebliche Unterschiede hervortreten. Der Protestantismus trat als eine das ganze Leben der Menschen umfassende religiöse Richtung auf und war deshalb, eben so gut wie der Katholicismus, wie es auch die Folge bewiesen, befähigt, eine Weltreligion zu werden, während seine Vorläufer, wie noch heute die protestantischen Separatisten, sich nur an diese oder jene Seite des Daseins wandten, sich desselben nicht ganz bemächtigen konnten und deshalb in enge Grenzen eingeschlossen blieben. — — Die letzten Zeiten des Alterthums sind an religiösen Systemen aller Art, an Meinungen über den Inhalt des christlichen Glaubens, an Versuchen, denselben mit der Natur der Dinge, den Beziehungen der geistigen und sinnlichen Welt auf einander, in Uebereinstimmung zu bringen, viel reicher als die langen Jahrhunderte von der Völkerwanderung bis zur Reformation gewesen. Obgleich die großen philosophischen Theorien, welche die antike Bildung umfaßt haben, alle frühern Zeiten angehören, so scheint der Einfluß des Christenthums den den Orientalen und Griechen eigenthümlichen Sinn für Spekulation von Neuem angeregt zu haben, denn während alles politische und nationale Leben immer mehr verfällt, so erhebt sich in Alexandrien und, in obwohl geringerm Grade, an mehren andern Orten ein auf die Vereinigung des Abend- und Morgenlandes, der alten Philosophie und des Christenthums gerichtetes Streben, das mit der übrigen Lethargie und Auflösung jener Zeit sonderbar kontrastirt. Vom Mittelalter kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß sein eigentlich in-

tellektuelles Dasein beschränkter und ärmer als das des Orients, geschweige denn Griechenlands und Roms, gewesen ist. Denn die originelle Richtung ausgenommen, welche die Vereinigung des christlichen und germanischen Geistes einigen Zweigen der Kunst und Poesie gegeben, ist keine vollendete Geistesblüthe in jener Zeit hervorgetreten. Die Individuen haben in keiner andern Epoche sich so wenig über ihre besondere Lage und Natur, ihre äußere und zufällige Persönlichkeit und den Einfluß der sie umgebenden Außenwelt erheben können. Es war dies weniger ein Zeitalter des Denkens als des Handelns, des Entwickelns eines aus dem Chaos hervorgehenden Zustandes, der, langsam und unsicher, nach irgend einem festen Maße für sein äußeres Dasein suchte. Es fehlten der germanischen Welt, seit dem Untergange der antiken Bildung, die Werkzeuge und Hebel, um die in ihrer Tiefe wohnenden Schätze zu Tage zu fördern. Wie wahr dies ist, kann daraus erkannt werden, daß sich alle moderne Kultur erst an dem im funfzehnten Jahrhundert erschienenen Reflex des Alterthums entzündet hat. Selbst das religiöse Leben erscheint, wenn man nur auf seine theoretische und ideale Thätigkeit Rücksicht nimmt, viel weniger reich, als die politische Größe, zu der es sich in der Kirche emporhob, voraussetzen ließe. Die großen Geister, welche die Fundamente zur Errichtung des kirchlichen Gebäudes gelegt und das dogmatische und historische Christenthum, so zu sagen, geschaffen, gehören fast alle, im Orient wie im Abendlande, der alten Welt an, oder erscheinen höchstens auf der Grenze der neuen. Deshalb weisen auch die Häresien des Mittelalters, wenn man sie ihrer örtlichen oder zufälligen Form entkleidet, sämmtlich auf die letzten Zeiten des Alterthums, als ihre Quelle, hin. Keine Zeit hat weniger eigentliche Ideen als das Mittelalter erzeugt, keine aber auf den Charakter, die Sitten, die innere Stimmung der Gemüther einen so tief gehenden Einfluß ausgeübt.

Wahrscheinlich wären die Albigenser noch lange, wie bisher, der sie von Seite der Kirche bedrohenden Gefahr entgangen und hätten nur hier und da von dem Eifer benachbarter Bischöfe und Aebte zu leiden gehabt, aber die Theilnahme und der Schutz, den sie bei einigen der mächtigsten Fürsten Südfrankreichs, namentlich dem Grafen von Toulouse fanden, und die Erhebung eines so herrschsüchtigen und gewaltigen Charakters wie der Innocenz III. auf den päpstlichen Stuhl machte eine Katastrophe unabwendbar. Diese Sektirer hatten, wie oben bemerkt worden, angefangen, sich eine festere Organisation zu geben, ihre Meinungen verbreiteten sich immer mehr, ihr ganzes Thun ward immer sichtbarer, denn religiöse Grundsätze

verbreiten sich, da sie sich unmittelbar an das Innere der Menschen wenden, besonders in Zeiten einer geringen intellektuellen Entwicklung, viel schneller als politische. Es lag also in dem Dasein einer so um sich greifenden Sekte für die Kirche offenbar eine drohende Gefahr. Da sie nicht nur die unermeßliche Majorität der damaligen Christenheit für sich hatte, sondern, so zu sagen, für den Kern und die Stütze des Lebens selbst galt, so ist es kein Wunder, daß sie an ihr Recht glaubte und dasselbe, wo sie es verletzt sah, wiederherzustellen strebte. Aber die Art, wie dies im Kriege gegen die Albigenser durch die Verwüstung eines ganzen Landes, durch die Vertreibung seiner rechtmäßigen Besitzer, die Ermordung so vieler Tausende geschah, ist allerdings ein Beweis der Roheit jener Zeit und der Tyrannei der Kirche. Der Adel des Mittelalters war raub- und fehdelustig, er besaß aber nichts von der kaltblütigen und systematischen Grausamkeit, welche den Klerus jener Zeit charakterisirt, der bei Gelegenheit dieses Kampfes seinem Despotismus durch die Stiftung der Inquisition, den Stempel der Vollendung aufdrückte. — Die Besiegung der Albigenser hat, obwohl im Augenblicke nur der Kirche vortheilhaft, in der Folge die große Wirkung gehabt, den Süden Frankreichs näher, als früher der Fall gewesen, mit dem Norden zu verbinden und die Herrschaft des letztern über erstern vorzubereiten. Von jetzt an strebt der König, der an der Seine wohnt, immer folgerechter danach, seinen Einfluß bis zu den Pyrenäen und dem Mittelmeere auszudehnen, und der Wunsch, der in der „Philippoeis", einem Heldengedichte zu Ehren Philipp August's, von seinem Kapellan Wilhelm von Bretagne verfaßt, „in Pyrenaeo liges tentoria monte" — (auf dem Gipfel der Pyrenäen wirst du deine Zelte pflanzen) sich zu erkennen gab, ward unter dieser Regierung, der bedeutendsten des Mittelalters für die Entwicklung der französischen Monarchie, zu verwirklichen angefangen.

Vierzehntes Kapitel.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts standen, vor Allem, zwei Mächte in einer hervorragenden Stellung da, die eine, das Papstthum, durch den umfassenden Geist und die rastlose Thätigkeit Innocenz' III. auf den Gipfel seiner Größe gestellt, aber durch die seiner Natur und Bestimmung widerstreitenden Mittel, die es in der letzten Zeit zu seiner Erhebung angewandt, bei dem Wandel, der in den Gesinnungen der Menschen und der Lage der Staaten hervorzubrechen anfängt, zu einem raschen Sinken bestimmt; die andere, das französische Königthum, das durch das jetzt fühlbarer werdende Bedürfniß größerer Einheit in den verschiedenen Theilen des Landes und den Ständen der Bevölkerung seine Macht im Innern befestigt und seinen Einfluß nach außen hin erweitert. — Der französische Genius, der seit einem Jahrhundert sich im Orient verherrlicht hatte, vollbrachte mit einem Male, im vierten Kreuzzuge, durch die Eroberung Konstantinopels und die Stiftung eines fränkisch-griechischen Reiches, eine jener Begebenheiten, die sich sonst nur auf dem Gebiet der Phantasie zu ereignen pflegen. Ein Graf von Flandern, ein Vasall des Königs von Frankreich, setzte sich auf den Stuhl Konstantin des Großen, ein Marquis von Montfort gewann das Land Alexander des Großen, und die Montesquiou und Tremouille ließen sich mit ihren Waffenknechten in der Nähe der Ruinen von Sparta nieder. Die französische Sprache, ohnedies die Sprache des normännischen Adels in England, Neapel und Sicilien, durch die Kreuzzüge bis zum Jordan und Euphrat getragen, ward jetzt auch auf den Trümmern von Pella, Athen und Sparta als ein siegendes Idiom vernommen. — Es ist keine Frage, daß von diesem Glanze etwas auf den König, der zwar noch keineswegs für eine Personifikation des französischen Volkes galt, aber doch schon als der mächtigste Herr dieses Landes, als der Fürst seiner Fürsten angesehen wurde, zurückfiel. Keiner der andern Könige Europas konnte sich in diesem Augenblicke, an Macht und Einfluß, mit Philipp August vergleichen. England war durch die planlose Regierung seines Königs Johann, der bald wild um sich griff, bald sich kleinmüthig zurückzog, nicht nur um seine großen Besitzungen auf dem Festlande

gekommen, sondern zu einem Lehn des Papstes herabgesunken. Spanien wurde durch den Kampf der Christen und Mahomedaner, Deutschland durch die Parteien zweier Kaiser zerrissen, der König von Frankreich dagegen stand in seinem Innern festgewurzelt und abgerundet, und außerdem mit der Kirche in einem ihm vortheilhaften Bunde, als der glücklichste und mächtigste Fürst Europas da.

Indessen entging, dieser glänzenden Lage ungeachtet, das französische Königthum den Prüfungen nicht, denen jede wachsende, zu einer großen Zukunft bestimmte Macht ausgesetzt ist, und die, bald im Mißbrauche ihrer eigenen Kraft, bald im Neide ihrer Nebenbuhler ihren Grund haben. Philipp August hatte eine seltene Klugheit bewiesen und seine Ansprüche stets mit seinem Glücksstande in Uebereinstimmung zu bringen gewußt. Er war gemäßigt gegen Heinrich II. und Richard, gebieterisch und gewaltthätig gegen Johann verfahren, war, seiner Leidenschaft für Agnes von Meran ungeachtet, keinen verzweifelten Kampf mit dem gewaltigen Innocenz eingegangen, und hatte seinen Einfluß auf die Vasallen der Krone, allmälig, Schritt vor Schritt, das Erworbene jedesmal sichernd, nichts übereilend, erweitert. Aber die Tendenz der Krone nach einer von der Feudalwelt unabhängigen Macht war zu sichtbar, als daß sie dieser hätte entgehen können. Die Einziehung der englischen Lehne, die Einnahme Flanderns, die Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit, eine Menge außer den Gewohnheiten des Lehnsrechtes liegender Handlungen hatten den größern Vasallen die Augen geöffnet und ihnen entschiedene Besorgnisse einzuflößen angefangen. Der König bedrohte mit seinem von ihm beliebig zusammengesetzten und von ihm abhängigen Gericht jeden seiner Barone, der einen Schatten von Unabhängigkeit zu behaupten gesonnen war. Die Rechtsgelehrten fingen an die unabhängige Gewalt der Krone als ein Princip aufzustellen, die Geistlichkeit war Philipp noch ergebener als seinen Vorfahren, die von ihm nach der Demüthigung der englischen Macht zahlreich in Dienst genommenen Söldner machten ihn, in vielen Fällen, von dem Beistande seiner Lehnsleute unabhängig. In den Burgen seiner Gegner erzählte man sich, daß er gesonnen sei, nach dem Beispiele Karl's des Großen, seine Vasallen als Beamte und Unterthanen zu behandeln, ihre Rechte an sich zu reißen, sie besonders ihrer Jurisdiktion zu berauben und in allen streitigen Fällen als Schiedsrichter aufzutreten. Das rasche Wachsthum seiner Macht hatte sogar den abenteuerlichsten, die Wirklichkeit weit übertreffenden Gerüchten Glauben verschafft. Man verbreitete, der König stehe mit den italienischen Republiken im Bunde, wolle die Schutz-

herrlichkeit Italiens von Deutschland auf sich übertragen und das Königreich der Longobarden erneuern. Man beschuldigte ihn alle Städte und festen Schlösser an der deutschen Grenze von seinen Söldnern besetzen lassen zu wollen. Die Gefahr, die aus der Vergrößerung der königlichen Macht, besonders seit der Konfiskation der englischen Lehne, für die Feudalwelt entstanden, war eine zu sichtbare Thatsache und es bedurfte nicht dieser Uebertreibung, um ihre Aufmerksamkeit auf deren Abwendung zu lenken.

Außer dieser allgemein verbreiteten Stimmung hatten die Häupter des Bundes, der sich gegen den König von Frankreich zu bilden begann, noch besondre Gründe, die sie zu den Waffen riefen. Philipp war der entschiedene Gegner Kaiser Otto's von Braunschweig, und hatte seine Feinde, Friedrich von Schwaben und Heinrich von Brabant, auf jede Weise unterstützt Er hatte die Staaten des Grafen von Flandern verheert, den Grafen von Luxemburg gedemüthigt. Johann von England war sein Erbfeind. Sogar einige seiner nahen Verwandten und Vasallen traten in den großen, gegen seine Uebermacht sich bildenden Bund ein.

Die Plane der Verbündeten waren aber, wie es scheint, nicht blos gegen die Person und Macht Philipp's, sondern überhaupt gegen das seit dem Anfange seiner Regierung befolgte und jetzt immer sichtbarer werdende System: dem Königthume in der Mitte der Feudalwelt eine von ihr unabhängige Stellung zu verschaffen, gerichtet. Man wollte das Lehnswesen in seiner Reinheit, wie es im Anfange des kapetingischen Hauses bestanden, wiederherstellen. Jeder Baron, Vasall und Aftervasall sollte wieder im Innern seiner Besitzungen vollkommen unabhängig und alle Gesetze, Rechte und Einrichtungen, die diesen Zustand der Ungebundenheit beschränkt, abgeschafft werden. Es war zugleich sichtbar, daß man, so viel als möglich das System der Wahl des Oberherrn, wie in Deutschland, ohne welches das Lehnswesen allerdings allmälig zu Grunde gehen mußte, wiederherstellen wollte. Außerdem hatten die Verbündeten den Plan einer Theilung der Monarchie entworfen, dem gemäß z. B. Paris dem Grafen von Flandern zufallen sollte. Hätte dieser Entwurf zur Ausführung gebracht werden können, so würde das Chaos der ersten Eroberung zurückgekehrt sein. Wie sehr dieser Bund von einem rein feudalen Geiste beseelt war, geht besonders aus der Absicht hervor, die Güter der Bisthümer und Stifter, die mit Philipp in engem Bunde standen, unter die weltlichen Herren zu vertheilen und die Kirche in das abhängige Verhältniß, in dem sie unter den römischen Kaisern und vor ihrer Aufnahme in den Lehnsnexus ge-

standen, zurückzuführen. Die Mittel, welche die Verbündeten, ihren Plan zu vollführen, in Bewegung setzten, waren der Wichtigkeit desselben angemessen. Sie beschlossen ihren Gegner auf zwei Seiten, im Norden und Süden, zugleich anzugreifen. Johann von England sollte im Westen Frankreichs, wo er noch immer viele Anhänger zählte, landen, während die Hauptmacht im Norden, von Flandern aus, einbrechen sollte. Obgleich, wie dies gewöhnlich geschieht, die Verbündeten alle ihre Versprechungen weder erfüllen wollten noch konnten, so brachten sie dennoch eine große Streitmacht zusammen. Die meisten von ihnen waren von persönlichem Hasse gegen Philipp erfüllt, der sicherste Beweis, wie mächtig und gefährlich er ihnen geworden war. Selbst die flandrischen Städte, die sich seit langer Zeit im Besitze großer Freiheiten, die ihnen Niemand streitig machte, befanden, schlossen sich diesem Plane mit Eifer an, dessen Gelingen die Willkür des Feudalwesens und die Erniedrigung der Krone und der Gemeinden zugleich zur Folge gehabt haben würde.

Viele unter den Lehnsleuten Philipp's hatten sich zwar mit seinem Streben, seine Krone von dem Lehnswesen vollkommen unabhängig zu machen, bei mehr als einer Gelegenheit unzufrieden gezeigt, indessen waren die Vortheile eines großen Theiles des französischen Adels, eben wegen dieses steigenden Einflusses des Königthums, an dasselbe gebunden; andere hatten sich allmälig an die Macht des Königs gewöhnt, oder empfanden das Bedürfniß einer größern Ordnung und Sicherheit, die ihnen jetzt nur von ihm gewährt werden konnten. Manche der großen Vasallen fürchteten, wie der König selbst, durch den Sieg der Verbündeten ihrer Länder beraubt zu werden. Dieser fand zugleich in den frei gewordenen Städten eine Stütze, deren Contingente mit großem Eifer zu seinem Dienst herbeieilten. Der Bürger war damals mehr als der Ritter an sein Land gefesselt. Letzterer konnte überall in der Fremde durch sein Schwert sich einen Besitz erwerben. Die politischen und militairischen Formen der Feudalwelt waren fast überall dieselben, er konnte in jedem christlichen Staate ein dem bisher gewohnten ähnliches Dasein finden. Der Bürger aber war auf die Mauern seiner Stadt gewiesen, außerhalb derer, von ihrem Recht und ihren Freiheiten nicht mehr beschützt, er jeder Willkür preisgegeben war. Die noch geringe Entwicklung des Kunstfleißes erlaubte ihm nicht, sich, wie in neuern Zeiten, aus einer Stadt in die andere, aus einem Lande in das andere zu verpflanzen. Da er nicht ausschließend für den Krieg erzogen worden, so konnte man ihn in einer Zeit, wo dieser die vornehmste Thätigkeit, das erste Bedürfniß und eine Art

Geschäft war, nicht überall, wie dies mit dem Adel der Fall war, brauchen, dessen Erziehung fast einzig auf diesen Zweck berechnet war. Erst seit der Entdeckung Amerikas fand der Bürger Europas wie im Mittelalter der Edle, die ganze Welt für sich offen. Die Kolonien sind größtentheils ein Werk des europäischen Bürgerstandes, weshalb dessen Grundsätze und Sitten auch dort zu ihrer vollkommensten Reife gekommen sind und in ihrem Dasein die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters, ein geistlicher und weltlicher Herrenstand und ein Stand der Hörigen, sich nicht entwickeln konnten. Im Mittelalter waren die Bürger auf das Innigste an die Mauern ihrer Städte gebunden, mit denen sie, wie im Alterthume, standen und fielen, denn außerhalb derselben gab es nur Herren und Knechte. Die französischen Gemeinden, die sich von den Verbündeten nichts Gutes zu versehen und von dem Könige so viele Beweise des Wohlwollens empfangen hatten, waren deshalb, bei dieser Gelegenheit, zu seiner Unterstützung mit einem Eifer bereit, der bewies, daß sie ihr eigenes Dasein an das seinige für gebunden hielten.

Der Ausgang dieses großen Bündnisses täuschte nicht nur die, welche es geschlossen, sondern brachte das Gegentheil von dem, was sie gehofft, hervor. Die Hauptmacht der Verbündeten, unter dem Oberbefehl des Kaisers Otto, ward am siebenundzwanzigsten Juli 1214 bei Bouvines in Flandern gänzlich geschlagen, und dasselbe geschah, da weniger Widerstand stattgefunden, mit geringerm Glanz, aber mit eben so vielem Erfolg, in Poitou, gegen den König Johann, dem Philipp seinen Sohn und Erben entgegengestellt hatte. Eine große Anzahl der Edelsten und Vornehmsten unter den Verbündeten, die sich später mit großen Summen loskaufen mußten, wurde sogar gefangen genommen, ein Schicksal, dem Kaiser Otto nur mit genauer Noth entgangen war. Philipp zog hierauf seinem Sohn zu Hülfe und Johann erhielt nur durch die Verwendung des päpstlichen Legaten einen Waffenstillstand auf fünf Jahre, verlor aber die letzte Hoffnung, seine Besitzungen auf dem Festlande wiederzuerobern. Philipp August hielt nach beendigtem Kriege, unter dem größten Jubel der Bürger, der Universität und des herbeigeströmten Landvolkes, einen feierlichen Einzug in Paris, bei dem der gefangene Graf von Flandern, in einer Art eisernen Käfigs, zur Schau aufgeführt wurde, ein sonderbarer, den Sitten der Feudalwelt, die sich gegen die Besiegten immer viel menschlicher und großmüthiger als das Alterthum zeigte, fremder Zug. Die große Freude und Theilnahme des Volkes bei der Rückkehr Philipp's

bewies, wie populair seine Person, wie national das Königthum selbst geworden. Die Könige von Frankreich hatten schon viele Siege erfochten, keiner war aber noch auf so allgemeine Art gefeiert worden. Die Krone und das Volk waren sich jetzt näher, als unter den frühern Regierungen, getreten. Die Schlacht von Bouvines war übrigens noch durchaus ein Kampf im Geiste des Mittelalters, ohne eigentliche Taktik und Kunst gefochten, durch die den Muth und die Kühnheit, im Augenblicke der Entscheidung, bei den Einen erhöhenden, bei den Andern vermindernden Umstände entschieden. Auch zeichneten sich, um diesen Charakter noch mehr hervorzuheben, im französischen Lager ein Bischof Garin von Sens, der Beichtvater Philipp's, der für den geschicktesten Feldherrn galt und dessen Anordnungen sich die größten Barone unterwarfen, und der Bischof von Beauvais aus, der, obgleich einst von Richard Löwenherz in einer Schlacht gefangen und lange im Kerker gehalten, wiederum bei Bouvines, mit einer Streitaxt bewaffnet, überall, wo der Kampf am Heißesten wüthete, zu finden war. Der Sieg bei Bouvines ist aber nicht nur für die Regierung des Königs, der ihn gewann, sondern für Frankreich selbst eine Begebenheit von großer Bedeutung gewesen. Bis zu dieser Entscheidung der schwankenden Frage, wer, die Krone oder die Lehnswelt, die herrschende Macht im Staate sein solle? — war der König seiner bisher errungenen Erfolge nicht vollkommen sicher gewesen. Durch diesen Sieg erlangte das Königthum eine so entschiedene Ueberlegenheit, daß es nicht mehr sein Recht zu beweisen, sondern nur seine Macht zu brauchen hatte. Die Kirche und die Städte waren schon für den König gewesen; der Adel, von dem ein Theil der Tendenz seiner Politik: die Krone den Banden des Feudalwesens zu entziehen, widersprochen, machte von jetzt an nur unter einigen schwachen Regierungen, wie wir später sehen werden, erfolglose Versuche, seine frühere Stellung wiederzugewinnen.

Nach dem Siege von Bouvines befand sich Philipp August auf dem Gipfel seines Glückes und seiner Größe. Es war dies der Schlußstein seines Gebäudes, an dessen Errichtung er langsam, aber unaufhörlich gearbeitet hatte. Von jetzt an hatte er nichts mehr zu wünschen und zu erobern, sondern nur das Erworbene zu erhalten. Er hatte die englischen Lehne unwiderruflich mit seiner Krone vereinigt. Ein Prinz seines Hauses heirathete die Erbin von Bretagne. Simon von Montfort, der Besieger der Albigenser, huldigte ihm als neuer Graf von Toulouse, und obgleich der Sohn des vertriebenen Grafen einen großen Theil seines Erbes wiedergewann, so war dennoch durch jene Begebenheit der Sieg des Nordens über

den Süden, der Krone über die südfranzösische Feudal- und Städtewelt vorbereitet worden. Seine beiden Hauptfeinde, Johann von England und der Kaiser Otto, hatten alle Macht und Gelegenheit, ihm zu schaden, verloren. Philipp dachte sogar einen Augenblick daran, die englische Krone an sein Haus zu bringen, allein die Unfähigkeit seines Sohnes, der mit diesem Unternehmen beauftragt war, die unerwartete Aussöhnung Johann's mit dem Papste und endlich der Tod des Königs von England machten die Vollziehung dieses Plans unmöglich.

Philipp August fuhr in den letzten Jahren seiner Regierung damit fort, die Freiheiten der Städte, die ihm so viele Beweise von Anhänglichkeit gegeben, zuweilen auf Kosten der weltlichen Herren, aber nicht leicht auf die der Bischöfe und Aebte zu begünstigen. Dem Geiste des Mittelalters treu, dem er als Mensch angehörte, obwohl er sich als König über ihn erhob, bedachte er die Kirche in seinen letzten Tagen mit großen Schenkungen. Da sein Leben in eine Zeit des Ueberganges fiel, wo den Menschen in der von den Kreuzzügen verursachten Bewegung, in dem Kampfe der Kirche gegen die Albigenser, in den neuen durch die Entdeckung des römischen Rechtes entstandenen politischen Ansichten, in der Erhebung des Königthums und dem Sinken der Feudalwelt ein gewaltiger Anstoß, der Drang nach etwas Anderm, ohne eine angemessene Befriedigung gegeben wurde, so treten in seiner eigenen Natur mancherlei Widersprüche hervor, von denen das Dasein früherer Könige frei gewesen zu sein scheint. Denn jene neue Richtung, die später eine so große Bedeutung gewinnen sollte, war unter ihm noch in ihrem ersten Werden begriffen. Obgleich nun im dreizehnten Jahrhundert ein großer Bruch in dem, was bisher bestanden, sichtbar wird, so tritt aus der Tiefe, in die das Alte zu sinken anfängt, die neue Erscheinung noch nicht klar, sondern nur in schwankenden Umrissen hervor. In der persönlichen Gesinnung, der individuellen Natur dieses Königs treten häufig Züge von Eigennutz, Härte und Treulosigkeit auf, während er als König fast immer Bewunderung verdient. Seine vierzigjährige Regierung hat viel geleistet und noch mehr vorbereitet und er ist, nächst Innocenz III., der größte Fürst seiner Zeit gewesen. Er starb 1223 im achtundfunfzigsten Jahre seines Alters.

Funfzehntes Kapitel.

Wir haben oben erwähnt, wie Paris durch die Verheerungen, die es unter den Normännern erlitt, wo seine alte Bevölkerung umgebracht oder vertrieben wurde, und durch das in alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens dringende Lehnswesen seinen moralischen und physischen Charakter veränderte und, die letzten Traditionen seines lateinischen Ursprunges, seiner frühern Sitten und Einrichtungen verlierend, am Ende des neunten Jahrhunderts, als eine moderne Stadt, eine Stadt des Mittelalters, dasteht. Die Erhebung Hugo Kapet's auf den Thron war für Paris insofern eine wichtige Begebenheit, als es dadurch der dauernde und gewissermaßen natürliche Sitz der Könige von Frankreich wurde, deren Vorfahren in demselben Orte schon ein Jahrhundert lang vorher, als Grafen der Karolinger, mit Ruhm gewaltet hatten und die Wiege ihrer Größe nicht zu verlassen geneigt waren. In der langen Epoche von der zweimaligen Einäscherung dieser Stadt durch die Normänner im neunten, bis zu der Regierung Philipp August's im zwölften Jahrhundert, ist wenig über ihre innere Geschichte bekannt. Philipp I. hob die seit fünfhundert Jahren bestehende Stelle eines Grafen von Paris auf und ernannte, an seiner Statt, einen Prevot, welchen Namen der Chef der municipalen Administration der Hauptstadt bis zur Revolution von 1789 geführt hat. Ludwig VI. war der erste König, der daran dachte, die schon zu den Zeiten der Römer bestandenen Vorstädte auf dem südlichen und nördlichen Ufer der Seine, die sich seitdem, besonders durch Stiftung von Kirchen und Klöstern, sehr erweitert hatten, zu befestigen. Die Verwüstung der großen Abteien von St. Germain des Prés und St. Genevieve auf dem linken, von St. Germain L'Auxerrois auf dem rechten Ufer der Seine, war den Normännern nur darum so leicht gewesen, weil sie, auf sich selbst beschränkt, mit der Stadt in keiner Verbindung standen. Ludwig VI. zog um das ganze damalige Paris eine Mauer herum. Da aber von dieser Befestigung keine Spur übrig geblieben, so wäre es überflüssig, ihre Grenzen angeben zu wollen. Die einzige Stiftung dieses Königs, die noch heute vorhanden, ist die Kirche St. Nicolas des Champs, in der Straße St. Martin, und

wie der Name anzeigt, in einer vorher unbewohnten Gegend angelegt. Ihr südliches Portal wurde im sechszehnten Jahrhundert, in der schönsten Zeit der Kunst erbaut, und die es schmückende Bildhauerarbeit wird noch heute geschätzt und zuweilen selbst nachgeahmt. Mehre bedeutende Gelehrte des alten Frankreichs, wie Bude, Gassendi, Heinrich und Adrian Valois, und die berühmte Romandichterin, das Fräulein de Scuderi, deren Werke unter Ludwig XIII. die Phantasie der französischen Jugend beschäftigten und den Sitten einen gewissen romantischen Schwung gaben, der unter Ludwig XIV. wieder sank, hatten in dieser Kirche ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihre Grabmäler sind aber in der Revolution verschwunden. Einige halten Ludwig VI. auch für den Erbauer des großen und kleinen Chatelet, zweier festen Schlösser, die, nach der Sitte des Mittelalters, ein Mittel der Vertheidigung, der Sitz einer öffentlichen Autorität und ein Gefängniß waren. Ersteres lag da, wo jetzt der Place du Grand Chatelet und die Siegessäule mit der Viktoria ist, am südlichen Eingange der Straße St. Denis, letzteres am linken Ufer des Flusses, am nördlichen Eingange der Straße St. Jacques. Beide Gebäude und die an dieselben geknüpften Einrichtungen haben in dem Leben der Pariser Jahrhunderte lang eine so große Rolle gespielt, daß sie, obgleich äußerlich verschwunden, in der Geschichte und den Erinnerungen noch lange fortleben werden. Sie bildeten, nächst dem Parlamente, eine der mächtigen und zahlreichen Magistraturen, die seit dem Aufhören der eigentlichen Feudalzeit, d. h. von Philipp dem Schönen an, in alle Verhältnisse eingriff, in jedem bedeutenden Moment, in jeder Krise der Monarchie hervortrat und dem ganzen Leben ein eigenthümliches Gepräge aufdrückte. Das kleine Chatelet wurde schon im Jahre 1784, das große aber erst unter dem Konsulat demolirt. Die Gegend um diese beiden Schlösser hat, ohne Zweifel, viel an Licht und Raum gewonnen, an pittoreskem Charakter aber, wie manche andre Quartiere dieser Stadt, durch das Niederreißen so vieler alterthümlichen Gebäude verloren.

Unter der Regierung Ludwig's VII. ließen sich die beiden großen, neu errichteten geistlichen Orden der Templer und Johanniter in Paris nieder. Ersterer nahm seinen Sitz in einer Gegend, die noch heute: der Temple genannt wird und zu welchem die Rue du Temple führt, letzterer am entgegengesetzten Ende der Stadt, am linken Ufer der Seine, zwischen den Straßen St. Jacques, des Noyers und dem Place Cambrai, nicht weit wo jetzt die Ecole normale ist, in einem mit Wein bepflanzten Felde: Clos-Bruneau genannt. Als der Tempelorden aufgehoben wurde, erhielten die Jo-

hanniter die Gebäude und liegenden Gründe desselben in Paris, und der Tempel wurde der Sitz des Chefs aller französischen Commanderien, welcher den Titel: Großprior von Frankreich führte und meist ein Prinz des königlichen Hauses war. Diese Burg, von hohen Mauern umgeben, bildete ein eigenes in seinem Innern unabhängiges Quartier, über das dem Ordenshaupte eine besondere Jurisdiktion zustand. Die Schuldner, die sich in diesen Bezirk geflüchtet hatten, konnten, so lange sie daselbst blieben, von ihren Gläubigern nicht persönlich verfolgt werden. Die Manern des Tempels wurden unter dem Konsulat, der Thurm, in welchem Ludwig XVI. mit seiner Familie gefangen gewesen, im Jahre 1811 niedergerissen. Jetzt steht auf diesem Raume ein Frauenkloster, welchem die Schwester des letzten Herzogs von Condé eine Zeit lang vorstand. — Außer einigen Kirchen und Klöstern, die entweder verschwunden, oder zu unbedeutend sind, um erwähnt zu werden, that Ludwig VII. nichts für die Verschönerung von Paris. Die Stadt war jedoch an Bevölkerung, Bedeutung und besonders an Ruf durch den Schwung, den die pariser Schulen seit Champeaux und Abailard genommen, sehr gewachsen. Aber die Kosten des Kreuzzuges und besonders die Schwächung des Königreiches durch die Abtretung aller jenseits der Loire liegenden Provinzen, in Folge der Scheidung von Eleonore von Guienne, erlaubten diesem Könige keine großen innern Verbesserungen.

Die Regierung eines so thätigen, kräftigen und in mancher Beziehung großen Fürsten, wie Philipp August, ist nicht nur auf das Schicksal Frankreichs, sondern auch auf die Erhebung und Vergrößerung seiner Hauptstadt von einem entscheidenden Einflusse gewesen. So wie unter ihm der von Ludwig dem Dicken und Suger ausgestreuete Same aufzugehen anfängt und zum ersten Male in seiner Person und Stellung das Bild eines Monarchen, wenn auch nicht durchaus im spätern Sinne des Wortes, aber doch diesem nahe kommend und von der Weise der frühern Feudalfürsten wesentlich verschieden, hervortritt, eben so geschieht durch ihn der erste Schritt, Paris aus dem Sitze eines obersten Lehnsherrn, eines Bischofes, geistlicher und weltlicher Vasallen und einer ohnmächtigen, herabgedrückten Bürgerschaft zu einer Hauptstadt im modernen Sinne, mit Anstalten der öffentlichen Sicherheit, des Unterrichts und einem größern Umschwunge des Handels und der Gewerbe, zu machen. Unter den Königen der dritten Dynastie, mit der das eigentliche Frankreich und die nicht mehr unterbrochene Bedeutung von Paris anfängt, haben eigentlich nur zwei, Philipp August und Ludwig XIV., sich

ein wesentliches Verdienst um ihre Hauptstadt erworben. Die andern haben sie, hier und da, mit großen Gebäuden oder bedeutenden Anstalten geschmückt, es ist aber in ihrem Walten kein umfassender Plan, kein festes Ziel sichtbar gewesen und deshalb auch kein bedeutendes Resultat hervorgegangen. Die großen Veränderungen, die in den vier Jahrhunderten zwischen Philipp August und Ludwig XIV. eingetreten, und der Schatten, in welchem eine beginnende Civilisation, wie im dreizehnten, im Vergleiche zu einer, in ihrer Art fast vollendeten, wie im siebenzehnten erscheint, haben die Verdienste Philipp August's in dieser Beziehung vergessen machen; in einem zusammenhängenden Bilde der Entwicklung von Paris nimmt seine Regierung ungefähr eben die Stelle wie in der Geschichte der Monarchie selbst ein. Er kann, ohne Uebertreibung, für den Begründer der charakteristischen Größe beider angesehen werden.

Die wesentlichste und größte Verbesserung, die Paris unter Philipp August erfuhr, war eine neue Befestigung und Einschließung durch Mauern und Thürme, die in ihrem Umkreise ein wenigstens fünfmal so großes Terrain als unter Ludwig VI. umfaßten. Es war dies nicht nur eine Maßregel der Sicherheit gegen die, nach der Eroberung der Normandie nicht mehr so nahen auswärtigen Feinde, sondern es folgte aus ihr auch eine größere Macht des Königthums, das jetzt sich in seiner Hauptstadt festzusetzen und von da aus eine mehr politische und nicht mehr blos eine kriegerische Thätigkeit, wie früher, zu entwickeln begann, und die pariser Bürgerschaft gewann durch die Ausdehnung ihrer Stadt, durch die vermehrte Sicherheit derselben eine größere Bedeutung. Sie unterschied sich von jetzt an sichtbarer von den kleinern sie umgebenden Städten und den in ihrer Nähe waltenden geistlichen und weltlichen Herren, sie trat als ein selbstständigerer, eigenthümlicher Körper mit einem schärfer begrenzten Charakter, als früher, hervor. Die Errichtung dieser neuen Umkreisung wurde von Philipp noch vor seinem Abzuge nach dem Orient angefangen und damit die ganze Zeit seiner Regierung hindurch fortgefahren, so daß sie in den letzten Jahren derselben vollendet war. Es sind noch heute im nördlichen Theile von Paris, auf dem rechten Ufer der Seine, mehr aber noch im südlichen, am linken Ufer, einige Ueberreste von ihr vorhanden und die Stärke und Dicke der Mauern beweist, daß dieses Werk mit einer der Römer nicht unwürdigen Energie betrieben wurde und auf eine lange Dauer, die ihm auch ohne die von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsende Ausdehnung der Stadt geworden wäre, berechnet war.

Diese Befestigung begann auf dem rechten Ufer der Seine, dicht am Flusse, einige Fuß oberwärts von dem heutigen Pont des Arts. An dieser Stelle erhob sich ein großer runder Thurm, der mehre Jahrhunderte hindurch den Namen „Tour qui fait le coin“ (Eckthurm) geführt hat. Die Mauer ging von hier über den Hof des heutigen Louvre durch die Straße St. Honoré. Von da lief sie durch die heutigen Straßen Grenelle, Sartine, Jean-Jacques Rousseau und Coquilliere nach der Straße Montmartre. Sie setzte sich dann in einem großen Bogen, der Rue Mauconseil parallel laufend, die von St. Denis durchschneidend fort, und senkte sich, der Straße Blancs-Manteaux parallel, die von St. Martin und den Platz der Kirche St. Louis und St. Paul durchschneidend, nach dem jetzt so genannten Quai des Ormes und des Celestins herab, und schloß am Ufer des Flusses, wie sie angefangen, mit einem großen befestigten Thurme. Diese nördliche Umkreisung war vollendet, als die südliche, am linken Ufer der Seine, erst angefangen wurde. Diese begann ebenfalls mit einem großen Thurme „La Tourelle“ genannt. Die Mauer ging der heutige Straße Fossées St. Bernhard, der Halle au Vin (das große Weinmagazin) gegenüber, durchschnitt den Platz St. Michel, umschloß den Raum des heutigen College Henri IV. und das Pantheon, wandte sich dann nördlich, durchschnitt den Raum, auf dem jetzt die Ecole Polytechnique steht, zog sich, den heutigen Straßen Francs-Bourgeois, Monsieur le Prince, Ancienne Comedie und Mazarine parallel, obwohl in einiger Entfernung von ihnen, nach dem Flusse zu und endigte sich, wo jetzt das Gebäude des Institut de France steht, dem „Tour qui fait le coin“ gegenüber, ebenfalls mit einem großen Thurm: später „la tour de Nesle“ genannt, in dessen Schatten im Mittelalter mehr als eine tragische Katastrophe, blutige Zweikämpfe und nächtliche Mordthaten vorfielen und dessen Andenken in den letzten Jahren durch ein Melodrama desselben Namens, auf fast allen Theatern Europas und Amerikas gespielt, erneuert worden ist. Man weiß aus den noch vorhandenen Rechnungen und Bauanschlägen, daß die Mauern, welche Paris auf dem linken Ufer der Seine einschlossen, von sechs Thoren, jedes durch zwei Thürme befestigt, unterbrochen waren. Man hat über die Umkreisung der nördlichen Stadt, auf dem rechten Ufer, keine so bestimmten Nachrichten. Man vermuthet, daß hier sieben Thore die Verbindung mit der Umgegend unterhielten. Von den beiden durch die Seine getrennten Theilen von Paris war schon damals der auf dem rechten Ufer der größere, obgleich im Mittelalter der südliche Theil der Stadt durch die großen Abteien

von St. Germain des Prés und St. Genevieve, durch die Universität und übrigen Schulen, eine Ueberlegenheit über die nördlichen Quartiere behauptete. Die Ile de la Cité blieb jedoch immer noch durch den Besitz der Kathedrale und ihres Bischofes, besonders aber durch die Anwesenheit der Könige, die auf ihr wohnten, lange der vornehmste Theil von Paris. Einige Jahrhunderte lang bestand zwischen den drei großen Regionen desselben: der Ile de la Cité und dem nördlichen und südlichen Theile ein gewisses Gleichgewicht. Dies ward zuerst durch Ludwig XIV. gestört, durch die Revolution aber vollkommen aufgehoben. Durch sie erhielt der nördliche Theil ein solches Uebergewicht, daß, wenn man jetzt von Paris spricht, man fast nur an ihn denkt. Die alte Inselstadt ist bei diesen Veränderungen am Schlimmsten weggekommen. Das südliche Quartier besitzt noch immer einen großen Theil des alten Adels, die Pairs- und Deputirtenkammer, die meisten Ministerien, das Institut, die Universität, die meisten großen Schulen u. s. w. Der Ile de la Cité sind aber nichts als ihre Kathedrale, das große Krankenhaus und die ersten Gerichtshöfe geblieben. Aber der Erzbischof hat jetzt nicht den zehnten Theil der Einkünfte, die einst seine Vorgänger vor 1789 besessen, sein Kapitel besteht aus einer kleinen Zahl armer und alter Chorherren und die Cour de Cassation, Cour royale u. s. w. sind ein geringer Ersatz für den verschwundenen Glanz des alten Parlaments, das in diesem Theile der Stadt früher so vieles Leben verbreitete. Das nördliche und südliche Paris sind von der kleinen Inselstadt ausgegangen. Sie ist die Mutter dieser beiden Töchter, die ihr so über den Kopf gewachsen sind, daß sie kaum bemerkt wird. Man kann sie deshalb nicht wohl mit einer Henne vergleichen, die ihre Jungen unter ihre Flügel nimmt, sondern mit einem Adler, der seine beiden Flügel so ausgebreitet hat, daß sein kleiner Kopf und magerer Körper von ihnen ganz bedeckt werden. Sie hat in der letzten Zeit angefangen, sich etwas nach der Mode zu kleiden und hier und da einige neue Bänder und Schleifen anzulegen. Aber ihre Füße waten noch immer im Sumpfe ihrer alten und finstern Straßen und der Fluß drückt sie so fest in seine Arme, daß sie nicht von der Stelle kann, und dem Wachsthum und raschen Gange ihrer Töchter von fern zusehen muß.

Unter Philipp August aber war diese jetzt so vernachlässigte Ile de la Cité noch immer der Mittelpunkt des pariser Lebens. Maurice de Sully, damaliger Bischof von Paris, hatte in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's VII. den Grundstein zu einer neuen Kathedrale gelegt, von der unter Philipp der Chor vollendet

wurde, während bis zur Beendigung des Ganzen noch zwei Jahrhunderte vorübergehen sollten. Dieses Gebäude ist unserm Gefühl nach noch immer die größte Zierde dieser Stadt, und von keiner spätern architektonischen Schöpfung in ihren Mauern übertroffen worden. Es kann zugleich für eine symbolische Geschichte dieses Landes gelten und die verschiedenen Stylarten, die während des langen Werkes seiner Vollendung angewandt worden, können mit den verschiedenen Epochen in der Entwickelung dieses Volkes verglichen werden. — Der bischöfliche Palast, ebenfalls unter Philipp August von demselben Bischofe begonnen, in der Folge erweitert und verschönert, wurde vom pariser Pöbel nach der Juliusrevolution, wegen einiger feindseligen Aeußerungen des verstorbenen Erzbischofs de Quelen, zerstört. Wie so oft hat das Glück auch diesmal eine Ungerechtigkeit und Gewaltthat in ihren Folgen zum Guten gewandt, denn die Kirche, jetzt ganz frei dastehend, gewährt einen viel schönern und erhebendern Eindruck, als da die eine Seite durch das Haus und den Garten des Prälaten verdeckt und der Eindruck des Ganzen durch die Ausdehnung dieses Anhängsels gestört wurde. Man hat jetzt auf dieser Stelle einen öffentlichen Spaziergang angelegt, aber die Setzlinge, mit denen er bepflanzt ist, werden, um in diesem kalten Boden zu großen Bäumen zu werden, wahrscheinlich ebenso viele Zeit, als einst die Kathedrale zu ihrer Vollendung brauchen.

In der Nähe der Rue St. Denis und von Straßen umgeben, deren Namen fast alle Bezug auf Handel und Gewerbe haben, liegt ein großer Marktplatz: „le marché aux innocents“ genannt. Hier war bis wenige Jahre vor der Revolution ein Kirchhof, dessen Ursprung an die Zeit der römischen Herrschaft und die Einführung des Christenthums in Nordgallien erinnerte. Die zügellosen Sitten des dreizehnten Jahrhunderts, wo das Heilige und Profane in der Idee äußerst getrennt waren, in der Wirklichkeit aber und den Handlungen der Menschen sich unaufhörlich berührten, hatten die Pariser veranlaßt, diesen Gottesacker zum Orte nächtlich verliebter Zusammenkünfte zu wählen, die zu zahlreichen Unordnungen und Klagen Veranlassung gaben. Philipp August, der auf die innern Einrichtungen seiner Hauptstadt ein wachsames Auge wie kein anderer Fürst des Mittelalters hatte, ließ, um die Wiederkehr dieser Mißbräuche zu hindern, den Kirchhof ummauern und errichtete auf ihm eine Kirche, die bis zum Jahre 1786, so lange wie der Kirchhof, gedauert hat. Dicht neben dieser Kirche befand sich ein Gewölbe, in welchem eine seltsame Art Klausnerinnen gewöhnlich freiwillig, sel

ten, obwohl dies doch einige Mal vorgekommen iſt, zur Strafe, von aller menſchlichen Geſellſchaft getrennt, ihr Leben zubrachten. Man nannte ſie „Recluses“ und ſie erhielten die nothwendigſten Lebensmittel durch ein kleines Fenſter, das nach dem Innern der Kirche ging, ſahen und ſprachen aber ſonſt Niemanden, waren von allem Verkehr mit der Welt vollkommen getrennt. Zu allen Zeiten und in jeder Richtung ſcheint der Fanatismus der Frauen auf ſeltſamere und außerordentlichere Dinge als der der Männer gefallen zu ſein, denn die Geſchichte erzählt nicht leicht von letztern etwas Aehnliches. Die Selbſtpeinigungen des heiligen Simon Stylites ſcheinen uns, mit dieſer Pein der „Recluſes“ verglichen, nur ein Spiel geweſen zu ſein. Auch bei einigen andern Kirchen in Paris ſollen ſich in jener Zeit dergleichen Einſiedeleien gefunden haben. Das Außerordentlichſte hierbei iſt, daß dieſe Perſonen, die wenigen, die in Folge eines Verbrechens zu dieſer Art Gefängniß verurtheilt wurden, ausgenommen, zu jeder Zeit dieſen Ort verlaſſen konnten, daß ſie die Stimmen der Menſchen, den Tritt der Fußgänger, das Raſſeln der Wagen in ihrer Nähe hören konnten, und dieſe lebendigen Gräber, die, wie die Chroniken mehrmals erwähnen, lange Zeit nicht leer wurden, dennoch nicht verließen.

In der Nähe des heutigen Pantheon, der alten Abtei von St. Genevieve, wurde unter Philipp Auguſt eine Kapelle des heiligen Stephanus auf dem Berge (St. Etienne du Mont) erbaut, die, erweitert und verſchönert, noch heute an derſelben Stelle ſteht und eine der bemerkenswerthen Kirchen von Paris iſt. Das Innere gewährt durch ſeine ſchlanken und hohen Säulen, die unter der Laſt des Gewölbes jeden Augenblick zu brechen drohen und daſſelbe doch ſeit Jahrhunderten tragen, und ſeine ſchönen Glasmalereien einen überraſchenden Eindruck. In dieſe Kirche iſt das Grab und der Kultus der heiligen Genofeva aus der aufgehobenen Abtei dieſes Namens verpflanzt worden. Linker Hand vom Eingange, in einer Kapelle, ſteht ein großer Sarkophag von ſchwarzem Sandſtein, ohne alle Zierathen, in welchem, der Tradition nach, die Gebeine der Heiligen von ihrem Tode an bis zur Zeit des heiligen Eloi geruht haben. Letzterer, bekanntlich ein großer Goldſchmied unter dem Könige Dagobert, hatte für die Patronin von Paris einen prachtvollen Sarg gearbeitet, der, als die Normänner Paris verbrannten, von ihnen beraubt wurde. Jener alte Sarkophag iſt, ſo oft wir in dieſe Kirche getreten ſind, immer von einer Menge junger Mädchen und bejahrter Frauen umgeben, da die mittlern Alters, meiſt verheirathet, die Kirche weniger oft beſuchen können,

die hier ihre Andacht verrichten und nach beschlossenen Gebeten kleine brennende Lichter auf den Sarg setzen. Der Ausdruck alterthümlicher Frömmigkeit in den Zügen dieser meist armen Leute macht, im Vergleiche zu der sonst hier herrschenden religiösen Gleichgültigkeit, einen sonderbaren Eindruck und versetzt in entfernte und ganz andere Zeiten. Die Gestalten auf den großen gemalten Fenstern, bärtige Greise in langen, dunkeln Gewändern, blonde Jungfrauen mit Palmen in der Hand und Jünglinge in funkelnder Rüstung sehen auf die wechselnden Generationen der Andächtigen herab, deren Züge ihnen seit Jahrhunderten vertraut sind. Wenn bei schönem Wetter die zitternden Morgenstrahlen auf diese Fenster fallen, scheinen die träumenden Gestalten auf ihrer Oberfläche zu erwachen und aus dem ätherischen Element, in das sie gebannt, heraustreten zu wollen. Noch wurden unter der auch für Paris so bedeutenden Regierung dieses Königs eine Anzahl anderer Kirchen errichtet und mehre schon vorhandene erweitert und verschönert, sind aber in der Revolution meist spurlos verschwunden. Auch wurde unter ihm das berühmte Dominikanerkloster „les Jacobins“ erbaut, das ein ähnliches Schicksal gehabt hat. Im Jahre 1198 gründete Foulgues de Neuilly, der Prediger des dritten Kreuzzuges, die Abtei St. Antoine des Champs, in der Vorstadt, die von ihr ihren Namen bekommen hat. Sie war von hohen Mauern umgeben und reich ausgestattet. In der Revolution wurde sie in ein Krankenhaus verwandelt, als welches sie noch jetzt besteht.

Diese für jene Zeit bedeutenden Stiftungen, mit denen Philipp August seine Hauptstadt bedachte, gehörten jedoch dem rein religiösen Elemente des Mittelalters an und waren darauf berechnet, dasselbe zu befestigen und immer herrschender zu machen, aber die großen Begünstigungen, die er einem freiern intellektuellen Leben durch Uebertragung bedeutender Rechte an die mit dem religiösen Leben damals zwar nahe verbundenen, vom geistlichen Zwange aber in mancher Beziehung freien Schulen angedeihen ließ, sind für die Nachwelt noch wichtiger geworden und haben einen langen und weiten Nachklang gefunden. Bis zu Wilhelm von Champeaux und Abailard's Zeit hatte es in Paris nur bischöfliche und klösterliche Schulen gegeben, in denen junge Leute zum Mönchs- und Priesterstande vorbereitet wurden. Jene beiden, für ihr Zeitalter außerordentlichen Männer begannen aber, nach Art der alten Philosophen, vor einer Versammlung freiwilliger Zuhörer, ohne strenge Rücksicht auf die kirchlichen Lehren, dem Bedürfnisse des Wissens und Forschens an und für sich Genüge zu leisten. Sie sind es, die, ob

gleich ihrem Zeitalter wie natürlich unterthan, doch zum ersten Mal seit dem Untergange der griechischen und lateinischen Literatur der denkenden und innerlich schaffenden Kraft des Menschen eine neue Bahn gebrochen und obschon die Autorität der Kirche, wie die Philosophen der alten Welt die des Staates anerkennend, in ihren Untersuchungen sich auf einem derselben, in vieler Beziehung fremden Felde, das sie nach ihrer eigenen Weise besäeten und bestellten, ergangen haben. Schon zu Abailard's Zeit hatte der Ruf dieser neuen Richtung eine große Menge wißbegieriger Fremden aus allen Ländern nach Paris geführt. Philipp August, der fast wie ein moderner Souverain, alle Mittel zur Vermehrung des Glanzes seiner Hauptstadt zu benutzen verstand und eine für jene Zeit außerordentliche Einsicht bewies, vermehrte die Privilegien der Studirenden dermaßen, daß sie bald einen eigenen Stand im Staate und einen bedeutenden Theil der pariser Bevölkerung ausmachten. Da bei den verworrenen Rechtsbegriffen jener Zeit und dem allgemein üblichen Hange zu Gewaltthätigkeiten die Ehre und Würde von Individuen und Ständen nach gewissen Privilegien und Exemtionen, deren sie genossen, gemessen wurden, so ertheilte der König den in seiner Hauptstadt aus allen Theilen Europas zusammengeströmten Studirenden deren so viele und wesentliche, daß aus ihnen zahlreiche Unordnungen und ein häufig sich erneuernder Kampf mit den eingesetzten Autoritäten und den Einwohnern hervorgingen. Diese Streitigkeiten wurden von dem Könige fast immer zu Gunsten der Schulen entschieden. Die Chroniken stellen die Kämpfe der Studirenden unter sich und mit den Bürgern in einem Tone dar, der, nur in größerm Maßstabe, lebhaft an das Treiben mancher deutschen Universitäten viel späterer Zeiten erinnert. Trotz aller Unordnungen und der häufigen Vergeudung der besten Kräfte und der schönsten Zeit, damals noch viel gewöhnlicher als später, brannte dennoch das Licht der Wissenschaften, als sei es aus einem unverbrennbaren Stoffe, fort und es wurde eine Art intellektueller Republik geschaffen, die, wie einst die Schulen der alten Weltweisen dem auf rein endliche Zwecke gerichteten Treiben des antiken Staates, so jetzt dem starren und despotischen Geiste der christlichen Hierarchie das Gleichgewicht zu halten und die Freiheit des Geistes zu retten bestimmt war. In dieser Zeit entstand, was man später die Universität von Paris genannt hat, eine Benennung, die erst unter Ludwig dem Heiligen üblich wird, und die, obgleich früh gealtert, denn sie war schon im sechszehnten Jahrhundert, wo Anstalten ähnlicher Art anderswo zu entstehen anfingen, gesunken,

mehre Jahrhunderte lang als Mittelpunkt der Wissenschaften glänzt und auf die Entwickelung des modernen Geistes überhaupt einen großen Einfluß ausgeübt hat. Philipp August bestätigte die Studirenden in dem Besitze der großen Wiesen, Prés aux Clercs genannt, die sich auf dem linken Ufer der Seine, von dem heutigen Pont des Arts und dem Palais des Instituts bis in die Nähe des heutigen Hotel des Invalids ausdehnten und auf denen diese zahlreiche Jugend ihre Spiele trieb, ihre Händel entschied und die in den Chroniken und später in Romanen häufig erwähnt werden. Es wurden unter dieser Regierung nur zwei der zur Erziehung der Jugend bestimmten Kollegien gestiftet, deren Zöglinge nicht, wie die eigentlichen Studirenden einer vollkommenen persönlichen Freiheit genossen, sondern, nach Art unserer Gymnasien, von Knaben und werdenden Jünglingen besucht wurden. Diese wurden besonders im vierzehnten Jahrhundert sehr zahlreich und standen mit der Universität in näherer oder entfernterer Berührung. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war diese ganze Organisation, die sich bald rasch entwickelte, noch im Werden. Aber nicht allein zu diesen großen, dem intellektuellen Fortschritte bestimmten, so lange nachwirkenden Anstalten wurde unter diesem Könige die erste bedeutende Anregung gegeben, sondern er sorgte nicht weniger thätig für die äußere und materielle Gesittung seiner Hauptstadt, deren Wohlfahrt ihm, als dem Sitze und Mittelpunkte seiner Macht, besonders wichtig sein mußte. Auch hatte er hier freiere Hand als in andern Städten seines Staates, wo die geistlichen und weltlichen Vasallen seinen Maßregeln mannigfaltige Hindernisse in den Weg gelegt haben würden, während er in Paris seinen Beschlüssen durch seine persönliche Gegenwart einen größern Nachdruck zu verleihen im Stande war.

Außer der neuen Umkreisung und Befestigung von Paris, durch die er die zerstreuten, locker oder gar nicht verbundenen Theile seiner Hauptstadt zu einem zusammenhängenden Ganzen vereinigte, ließ er, noch vor seinem Abzuge nach dem Orient, die vornehmsten Straßen der Inselstadt, in der Nähe seines Palastes, mit viereckigen Steinen pflastern, eine Verbesserung, die von seinen Zeitgenossen allgemein bewundert und als sehr schwierig geachtet wurde. Ebenso ließ er zur Bewahrung und dem Verkaufe von Lebensmitteln zwei Hallen, das erste Beispiel dieser Art, bauen, eine Einrichtung, die später in Paris vermehrt und zu einer großen Bedeutung gekommen ist. Ebenso erneuerte er die früher schon bestandenen Brunnen und Wasserleitungen, die, zum Theil aus den Zeiten der Römer stam

mend, in der normännischen Verwüstung das Schicksal der Stadt selbst erfahren hatten. Einige dieser Anstalten, die er selbst erst schuf, sind noch heute im Gebrauche.

Bis auf Philipp August hatten die Könige, von Hugo Kapet an, wenn sie nicht auf ihren übrigen Domainen abwesend waren, ihr Schloß auf der Ile de la Cité bewohnt. Er war der erste, der, obwohl dasselbe nicht verlassend, denn es blieb noch lange die Residenz der Könige von Frankreich, doch zu beliebigem Wechsel und zur Vermehrung der Sicherheit der Stadt, am rechten Ufer des Flusses, außerhalb der Mauern, ein festes Schloß, im Lateinischen Lupara — im Französischen Louvre genannt, auf einem Gebiete, das damals dem Bischof von Paris gehörte, aufführen ließ. Es war mit Thürmen und Gräben versehen und diente als Wohnung, Gefängniß und Schatzkammer zugleich. Auch wurde in ihm später die erste Bibliothek der Könige angelegt. Hier war es, wo nach der Schlacht von Bouvines die gefangenen Grafen von Boulogne und Flandern in Verwahrsam gehalten wurden. In der folgenden Zeit bewahrte es oft unruhige und gefährliche Vasallen, und wurde, wie später die Bastille, ein Mittel des Despotismus und ein Gegenstand des Schreckens für die, welche das Unglück hatten, den Königen mißfällig zu werden.

Die Kuria der alten Lutetia, die das Schloß der fränkischen Grafen und die Residenz der kapetingischen Könige geworden, war, wie überhaupt die Inselstadt, von den Normännern verwüstet und erst von König Robert erneuert und befestigt worden. Hier war es, wo Philipp August für gewöhnlich wohnte und seinen Hof hielt. Man sah zu allen Stunden des Tages größere und kleinere Vasallen, von bewaffneten Dienern gefolgt, über eine der beiden Brücken in die Stadt einziehen, vor dem Hauptthore des Schlosses von ihren hohen und schweren Rossen steigen und die dunkeln und engen Treppen herauf nach den innern Gemächern wandeln, um dem Könige ihre Huldigungen darzubringen oder streitige Geschäfte mit ihm zu schlichten. Ein Theil der königlichen Wohnung war reich und kostbar mit den Erzeugnissen des Morgenlandes, aber ohne Wahl und Geschmack verziert. Hier und da sah man Produkte byzantinischen Fleißes, Gefäße von edelm Metall, von Gold, Purpur und Azur strahlende Heiligenbilder, mit Elfenbein ausgelegte Tische, schwere reich geschmückte Sessel, aber nichts von der Kunst des Alterthums, kein Werk eines freien und schöpferischen Genius, keine von den zahllosen Schätzen der alten Welt. Die Herrlichkeiten dieser Art, deren sich einst die germanischen Eroberer in so großer

Fülle bemächtigt, waren in den immerwährenden Kriegen und Fehden zerstört oder entführt worden. Die Normänner, nicht die grausamsten, aber die habsüchtigsten aller Eroberer, hatten Paris zweimal geplündert. Die Gemächer, die nicht von dem Könige und seiner Gemahlin unmittelbar selbst bewohnt wurden, befanden sich in einem äußerst vernachlässigten Zustande, und Alles, was nicht zum Gebrauche des königlichen Paares bestimmt, war von geringem Stoff und roher Form. Die meisten Zimmer und Säle des Schlosses, von allen nicht ganz unentbehrlichen Geräthschaften entblößt, waren, statt mit Teppichen, meist mit Stroh belegt. Die steilen Treppen, finstern Gänge und vielen kleinen Zellen sahen mehr einer Kaserne oder einem Kloster als einer Hofburg ähnlich und besaßen nichts von der Regelmäßigkeit, dem Licht und den heitern und bequemen Verhältnissen, die das Alterthum bei allen seinen Konstruktionen anzuwenden pflegte. Dagegen zeigte sich im Aufzuge der Großen und Edeln eine dem Orient verwandte und der alten Welt fremde Neigung zu reichem und buntem Putze, die von der groben und schweren Hülle, welche die niedern Klassen umgab, sonderbar abstach. Das Gefühl der persönlichen Wichtigkeit und das Hervortreten einer auf sich selbst gewiesenen, von Vaterland, Staat und Volk getrennten und auf die Behauptung und Vermehrung ihrer besondern Rechte, ihrer eigenen und vereinzelten Größe gestellten Individualität wurden in der ganzen äußern Erscheinung der größern und kleinern Herren, die das Schloß des Königs besuchten, sichtbar. Diese selbst, obgleich längst der Unterschied der verschiedenen Volksstämme auf dem Boden des alten Galliens verschwunden, die Nachkommen der Sieger und der Ueberwundenen dieselbe Sprache redeten und sich ihr Blut vielfältig durchkreuzt hatte, trugen, obwohl nicht alle, aber doch die meisten, auf ihrer Stirn die Zeichen ihrer germanischen oder skandinavischen Abkunft und zeichneten sich großentheils durch hohen Wuchs, helle Farbe und eine stolze, würdevolle Haltung aus, die ihnen das Gefühl ihrer Wichtigkeit und das Bewußtsein, dieselbe von Andern anerkannt zu wissen, verlieh. Obgleich sie bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, sowohl unter sich, d. h. der Niedere dem Höhern, und alle dem Könige, ihrem obersten Lehnsherrn, gewisse dem Orient und der Kirche entlehnte Ehrenbezeigungen, wie Niederknien, Händeküssen u. s. w., welche man im Alterthume nur an Sklaven, Gefangenen oder Hülfeflehenden gesehen hatte, erwiesen, so betrugen sie sich unter gewöhnlichen Umständen, einfach und frei gegen einander, gegen das Volk aber meist roh und hart, obwohl sie sich von demselben nicht in einer so syste-

matischen Entfernung wie die höhern Klassen späterer Zeiten hielten, denn einmal konnten sie die von ihnen selbst gezogenen Grenzen jeden Augenblick überschreiten, ohne daß sie fürchten durften, ihr Beispiel von ihren Untergebenen nachgeahmt zu sehen. Dann waren die eigentlichen Sitten, der Grad der Aufklärung und innern Bildung, die Formen der Sprache und Unterhaltung so einfacher und bestimmter Natur, daß sie für alle Klassen, mit geringen, sogleich ins Auge fallenden und einmal für immer fixirten Unterschieden, als dieselben erschienen. Die Frauen, die jetzt nach den ersten Kreuzzügen, im Gegensatz zu frühern Zeiten, nicht blos bei einzelnen feierlichen Veranlassungen, sondern häufig in der Gesellschaft der Männer erschienen, obgleich es, Turniere und Kirchenfeste abgerechnet, noch keine besonderen, für beide Geschlechter bestimmte öffentliche Versammlungen gab und noch lange nachher keine solchen stattfanden, zeichneten sich in den höhern Klassen durch eine größere Reinheit der Sitten, eine höhere Milde des Gefühls, in allen Ständen aber durch eine sinnliche, in jedem Augenblicke und durch alle mögliche Vorgänge erregte glühende Anhänglichkeit an den herrschenden Glauben und dessen Befolgung aus, wozu ihre klösterliche Erziehung, ihr einsames Leben und der enge und starre Kreis ihrer Gedanken und Vorstellungen sie mehr als die Männer antrieb, die bei den unaufhörlichen Kriegen, den Ungerechtigkeiten aller Art, der beständigen Zuflucht zu Gewalt und List mehr die Formen als die Vorschriften ihrer Religion befolgten, deren sittlicher Kern ihnen unverständlich oder ungenießbar blieb. Auch waren die Sitten noch immer so rauh und die Gestalt des äußern Lebens so unbeholfen, die schreiendsten Gegensätze und Widersprüche so allgemein, daß die Frauen auf der einen Seite vergöttert, auf der andern in hartem Zwange gehalten wurden.

Philipp August selbst schien, indem er sich über alle Klassen seiner Unterthanen erhob, seine Aufsicht und Thätigkeit über alle Theile seines Landes erstreckte und sich nicht mehr als den ersten der Feudalherren, sondern als den Gebieter über Alle fühlte, viel von dem Charakter eines unumschränkten Fürsten angenommen zu haben. Seine Ansprüche wurden zwar von den mächtigern Edeln, die sich nicht in unmittelbarer Abhängigkeit oder im Dienste der Krone befanden, keineswegs vollkommen anerkannt, indessen waren sie, dem Anschein nach, sich dem Souverain in ihren Besitzungen vollkommen gleichstellend, dennoch gezwungen, nach seiner Gunst und Meinung zu fragen, Kundschafter in seiner Nähe zu halten, um seine Gesinnung und seine Plane zu erspähen und in vielen Dingen,

gegen ihren Vortheil und ihre Rechte, seine überall eingreifende Oberhoheit zu dulden. Philipp August lebte nicht mehr, nach Art der ersten kapetingischen Könige, ausschließend mit kleinen Kriegen und innern Streitigkeiten beschäftigt. Er hatte eine regelmäßige Verwaltung eingeführt, beobachtete mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit jede Bewegung seiner größern Vasallen, empfing gern die Klagen der Niedern gegen sie und überschaute überhaupt einen viel größern Horizont, als irgend einer seiner Vorfahren gethan. Seine Regierung floß in bedeutenden, selbst großartigen Unternehmungen hin, die meist lange vorbereitet und auf ein festes Ziel gerichtet, einen von dem Walten der Feudalwelt ganz verschiedenen Charakter an sich trugen. In dieser geschah Alles übereilt, wie aus plötzlicher Eingebung entstanden, und was maß- und zwecklos begonnen, ward ebenso leicht wieder aufgegeben und fast vergessen, in Philipp August's Planen und Einrichtungen werden dagegen, zum ersten Male in der französischen Geschichte, gewisse, einer ganz modernen Politik nahe kommende Tendenzen sichtbar.

Dieser hohen und in vieler Beziehung neuen Stellung, die das Königthum unter Philipp August genommen, entsprach im Ganzen das Privatleben dieses Fürsten nicht, denn wenn er bei besondern Gelegenheiten, mit dem jener Zeit eigenen feierlichen Gepränge, von kirchlichem und weltlichem Glanze umgeben, auftrat, so lebte er für gewöhnlich durchaus wie einer der andern größern Edeln seines Landes, und sein tägliches Walten schloß den doppelten Charakter jener Epoche in sich, sah dem eines Kriegsmannes und eines Klerikers ähnlich. Man sah bei ihm ebenso viele Priester und Mönche als Herren und Edle eintreten und seine Zeit war ebenso sehr mit Kirchenbesuch, Andachtsübungen aller Art, Verehrungen der Reliquien, Begehung einzelner Feste, als mit Musterungen, Turnieren, Besichtigung vorhandener oder Anlegung neuer Befestigungen erfüllt. Jedoch war Philipp August nicht eigentlich fromm, so wenig wie eigentlich heroisch im Sinne jener Zeit zu nennen. Er hatte sich in seinem Zuge nach dem gelobten Lande, in seiner Vertreibung der Juden, dem Kreuzzuge gegen die Albigenser, der Trennung von Agnes von Meran, der Kirche nur insoweit unterworfen, als deren Befehle mit seinen eigenen Interessen übereinstimmten, oder weil ein Widerstand gegen dieselben ihn unabwendbaren Gefahren ausgesetzt hätte. Er liebte die Geistlichen um ihrer Klugheit, ihres Rathes, aber nicht um ihrer Frömmigkeit willen, weshalb ihm auch die neu entstandenen Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner, die von einem außerordentlichen

Eifer für die Größe des Papstthums und der Kirche beseelt waren, verdächtig und zuwider geworden waren. Er war, wie damals fast Jedermann, persönlich tapfer, besaß aber nichts von der heroischen Stimmung, der Lust an Gefahren und Abenteuern, die so viele seiner Vorfahren auszeichnete. Er zeigte sich gewöhnlich gerecht und Armen und Niedrigen hülfreich, nicht sowohl aus natürlicher Milde und Gutherzigkeit, als weil ihm dies Gelegenheit gab, den Großen und Edeln seine höhere Macht fühlen zu lassen. Was als wirklich groß in ihm hervortrat und ihn der Krone würdig gemacht, hätte er auf sie auch kein angestammtes Recht besessen, war seine unausgesetzte, plan- und kraftvolle Thätigkeit und sein weiter, umfassender Blick. Diese Eigenschaften hätten ihn in einer einigern und hellern Zeit noch weit größere Dinge vollführen lassen, als die, welche er gethan. In der langen Reihe der kapetingischen Fürsten ist Philipp August, wenn man Zeit und Umstände in Erwägung zieht, von keinem andern, selbst nicht von den glänzendsten dieses Stammes, an natürlichen Herrschergaben übertroffen worden.

Sechszehntes Kapitel.

Zwischen dem königlichen Schlosse und der Kathedrale, welche die beiden Endpunkte der Insel einnahmen, lagen in engen und finstern Straßen eine Menge Kirchen, Klöster und Kapellen, meist reich an Reliquien und wunderbaren Legenden und darum aus der Nähe und Ferne viel besucht. Diese heiligen Orte wurden den ganzen Tag über von Andächtigen nicht leer, denn die Insel war theils aus der noch nicht verschwundenen Anhänglichkeit der Einwohner an die Wiege ihres Daseins, theils um der königlichen Hofhaltung, des Bischofes und seines Kapitels willen stark bewohnt und enthielt noch immer den Kern der pariser Bevölkerung, was schon bald nach Philipp August anders wurde. Vom frühen Morgen an hörte man die Gesänge der Mönche und bis tief in die Nacht sah man den Schein der Kerzen aus den trüben, langen und schmalen Fenstern ihrer Kirchen glänzen. Die Inselstadt war

damals noch das Zion oder Kapitol der sich auf beiden Ufern des Flusses ausdehnenden Bevölkerung. Aber die Geistlichkeit derselben war, mit Ausnahme des Bischofes und seines Kapitels, arm. Die Klöster besaßen hier keine bedeutenden liegenden Gründe, ohne welche es im Mittelalter keinen Reichthum gab, der Sitz des großen und stolzen Mönchsthums war, im Norden, in den Abteien von St. Martin und St. Germain L'Auxerrois, und, im Süden, in St. Genevieve und St. Germain des Prés. Das Gewühl war, während des Tages, in den engen Straßen, in denen noch immer die meisten Kaufleute und Handwerker wohnten, sehr lebhaft. Des Abends aber ward es überall, einige in den engsten Straßen, der heutigen Rue Glatigny und andere in ihre Nähe heimlicher und verderbter Lust gewidmete Orte abgerechnet, sehr früh still. Am Tage sah man die Edeln der Umgegend, oder die aus der Ferne zum Hoflager des Königs kamen, meist zu Pferde, die Straßen und Plätze der Stadt durchziehen, um bei den Kunstschmieden Rüstungen und Waffen zu bestellen oder bei den Kaufleuten Sammet, Seide und andere Waaren für sich und die Ihrigen zu kaufen. Viele kamen wol auch, blos von Neugierde veranlaßt, in die alte Stadt, oder aus Ueberdruß an ihren gewohnten Umgebungen, denn eine bedeutende städtische Gemeinde bot dem Bewohner eines öden und einsamen Schlosses so viele Gegenstände dar, die er außerhalb derselben nicht finden konnte. Die Edeln jener Zeit liebten einen beständigen Aufenthalt in den Städten nicht, der Besuch derselben gehörte aber zu ihren größten Vergnügungen. Die Jüngern unter ihnen zeigten sich meist vollständig bewaffnet, in kriegerischem Anzuge, den Falken auf der eisernen Hand, um die Aufmerksamkeit der städtischen Bevölkerung auf sich zu ziehen. Die Aeltern dagegen erschienen gewöhnlich nur einen Dolch und ein kurzes Schwert an der Seite und in ein Gewand von dunkler Farbe gehüllt. Diejenigen unter diesen Besuchern, die sich durch den Ruf der Gerechtigkeit und Milde oder durch Macht und Einfluß auszeichneten, wurden von den Bürgern mit großer Achtung, obwohl nicht mit vielen Ceremonien, die eine Erfindung viel späterer Zeiten sind und besonders durch spanischen Einfluß sich auf die fremdesten und fernsten Nationalitäten ausgebreitet, behandelt, während die Geringern oder übel Berüchtigten mit Gleichgültigkeit, ja selbst mit Geringschätzung angesehen wurden. Denn die Ritter konnten es, ohne Gefahr für sie selbst, nicht wagen, sich in einer Stadt, in der der König selbst wohnte und die unter seinem unmittelbaren Schutze stand, Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner erlauben zu wollen.

Unter diesen hatten sich schon bedeutende Unterschiede der äußern Stellung und des Vermögens zu bilden angefangen. Eine Anzahl königlicher Beamten und Räthe, so wie viele geistliche Würdenträger waren schon damals aus der pariser Bürgerschaft hervorgegangen, was auf ihre Familien natürlich einen gewissen Glanz zurückwarf, andere waren durch den unter Philipp August wiederauflebenden Handel reich geworden. Die niedern Klassen der städtischen Bevölkerung lebten, obgleich persönlich frei, in fast ebenso großer Armuth wie die Leibeigenen auf dem Lande. Sie waren aus diesen, nachdem die alte Bevölkerung in den normannischen Invasionen zu Grunde gegangen, großentheils entstanden. Entweder hatten sie ihre ländliche Heimat heimlich verlassen, oder sie waren durch die vielen geistlichen Herren, den Bischof, die großen Aebte, die Stiftsherren, so viele Geistliche, die Grundeigenthum besaßen, zu deren persönlichem Dienst in die Stadt gerufen, allmälig freigelassen und dann unter die Bürgerschaft aufgenommen worden. Dieser knechtische Ursprung war ihnen, ungeachtet eines gewissen Stolzes und Trotzes auf ihre Freiheit, der aus ihren Blicken sprach, in ihren stumpfen, abgeplatteten Zügen und ihrem mehr kräftigen als regelmäßigen Gliederbau noch wohl anzusehen. Sie verachteten die Hörigen, die aus der Umgegend an Fest- und Markttagen nach der Stadt kamen und behandelten sie zuweilen mit demselben Uebermuthe, den sie früher von den Edeln erduldet hatten. Sie liebten ihre Stadt, waren unerschrocken und hatten sich in den Kämpfen, zu denen sie von den Königen gegen aufrührische Ritter der Umgegend oder die einbrechenden Normänner geführt worden, durch Grausamkeit und Zerstörungslust ausgezeichnet. Sie waren den reichern und höher gestellten Familien der Stadt nicht geneigt und empfanden für sie nichts von jener Verehrung, die später ihre Nachkommen den Parlamenten und der Magistratur, großentheils aus dem höhern Bürgerstande der Hauptstadt hervorgegangen, zollten. Das Bürgerthum war damals überhaupt noch zu jung, um erbliche Verhältnisse und Gesinnungen in seinem Kreise ausgebildet zu haben. Diese reichern Bürger unterschieden sich jedoch schon sehr von ihren ärmern Nachbarn. Selten knechtischen Ursprunges, waren sie oder ihre Vorfahren meist aus andern Städten nach Paris, als es sich zu heben anfing, gekommen. Auch gab es unter ihnen viele Abkömmlinge kleinerer Landbesitzer, die in der Zeit des um sich greifenden Lehnswesens keine Stelle in demselben gefunden, oder, von mächtigern Nachbarn gedrängt, mit den Ueberresten ihres Vermögens in die städtische Gemeinde eingetreten waren. Man sah sie in einiger

Entfernung von ihren Wohnungen oder außerhalb der Mauern der Stadt nicht leicht zu Fuß, sie zogen bei ihren Geschäften gewöhnlich auf kleinen Pferden oder auch wol blos auf Eseln einher, deren sicherer Tritt auf den ungleichen und morastigen Wegen besonders empfehlenswerth war. Hatte doch vor noch nicht gar langer Zeit der älteste Sohn Ludwig's VI. in der heutigen Straße Mouffetard (dem römischen Mons Cetardi), auf einem hohen Rosse einhersprengend, durch ein Schwein, das sich zwischen dessen Füße warf und es scheu machte, den Tod gefunden! Hätte er sich, wie die ehrsamen Kaufleute und Schöppen, eines kleinern und ruhigern Thieres bedient, so wäre ihm dies nicht begegnet, dachten die Väter des damaligen Paris und blieben dieser Gewohnheit, bis in sehr späte Zeiten hinein treu. — Auch sah man täglich die meist armen Mönche aus den Klöstern der Inselstadt in den Häusern der Bürger Almosen suchen, häufig auch auswärtige Prälaten vor den Thoren der Kirchen und Kapellen von ihren Saumrossen steigen, um den Reliquien ihre Ehrfurcht zu bezeigen, oder nach dem Palaste des Bischofes, Geschäfte oder Höflichkeit wegen, gehen. Die Zöglinge der bischöflichen Schule von Notre-Dame, von blassem und in sich gekehrtem Ansehen, sangen zur Erweckung der Andacht vor den Häusern der Bürger, von denen sie dafür eine kleine Gabe erhielten. Dieser Niedrigkeit ungeachtet, war Maurice de Sully, der große und mächtige Bischof, der selbst über so viele Lehne und Ritter gebot und den Bau der neuen Kathedrale begonnen, aus diesen armen Knaben hervorgegangen. Von Zeit zu Zeit zog eine Schaar Priester in prächtigen geistlichen Gewändern, ein großes, seidenes, goldgesticktes Banner an der Spitze, von einem Gewerk in seinem besten Staate gefolgt, in den engen Straßen einher, die dann mit gelbem Sand, mit frischem Kalmus und bunten Blumen auf das Zierlichste bestreut waren. Die Prozession nahm sich, von einem Thurme aus betrachtet, in den krummen Gassen wie ein Bach aus, der in seinem Schlangenlaufe Goldkörner und kostbare Steine trägt. An der Spitze dieser Zünfte stand die pariser Hansa, die sich zum Handel auf der Seine verbunden hatte, aus den reichsten Kaufleuten bestand und von Philipp August mit wichtigen Vorrechten begabt worden. Die Handwerker, die diesen Prozessionen folgten, sahen auf die Fahne mit dem Bilde des Schutzheiligen ihrer Zunft mit demselben Stolze wie der Feudalherr auf sein Banner, wenn er zum Kampfe auszog. Die bei solchen Gelegenheiten aus der Umgegend herbeigeströmten Hörigen des Adels betrachteten den Schmied, den Metzger, den Zimmerer mit Neid und heimlicher

Bewunderung, wenn er mit den blanken Zeichen seines Gewerbes, dem Cirkel, dem großen Messer an der Seite, der Axt auf der Schulter, mit aufrechtem Haupte und furchtlosem Blicke, wie einer ihrer Herren daherzog. Die Frauen der Reichen wurden selten außerhalb ihrer Häuser und dann fast nur in den Kirchen gesehen, die, da es deren in jeder Straße gab, leicht zu erreichen waren. Die Frauen in den niedern Klassen erschienen denen der Landleute an äußerer Bildung ähnlich, unterschieden sich jedoch von ihnen nicht sowohl durch den Stoff, als durch den Schnitt ihrer Kleidung, denn selbst die ärmsten Glieder dieses städtischen Gemeinwesens wollten um keinen Preis mit den Hörigen verwechselt werden. Es gab damals in der Stadt selbst keine Schauspiele und öffentlichen Vergnügungen irgend einer Art, die kirchlichen Gebräuche und Feste nahmen alle Zeit, die nicht nothwendigen Geschäften gewidmet war, in Anspruch. Jedoch wurden die häufigen gerichtlichen Zweikämpfe auf einem Platze vor dem bischöflichen Palaste, wo sich Ritter, Bürger, Hörige mit Waffen aller Art schlugen, wo Wasser- und Feuerproben u. s. w. abgehalten wurden, so wie die bei der Menge der Verbrechen und der Härte der Gesetzgebung häufigen Hinrichtungen von den Einwohnern fleißig besucht. Auf einigen großen Märkten vor der Stadt, namentlich dem von St. Denis, Foire du Lendit genannt, waren Theater in freier Luft aufgeschlagen, wo sich Possenreißer und Gaukler sehen ließen und wo dann und wann auch geistliche Komödien, oder vielmehr dramatisirte Gespräche, deren Inhalt aus der heiligen Schrift gezogen, den Parisern zum Besten gegeben wurden.

Wenn man die Inselstadt verließ und über die Brücke zu den Zeiten der Römer Pons minor, jetzt Petit Pont genannt, an dem festen Schlosse Petit Chatelet, am Eingange der Straße St. Jacques vorbei, sich nach der südlichen Region der durch die Umkreisung Philipp August's auf beiden Ufern erweiterten Stadt wandte, so lag links der Clos Bruneau, die Burg der Johanniter enthaltend, und die Fahne des Ordens wehte auf dem Thurme, in welchem der Großprior oder das Haupt der französischen Zunge wohnte. Rechts, in geringer Entfernung, lag der alte römische Palast der Thermen, der, in der normännischen Eroberung verwüstet, nicht mehr wiederhergestellt worden, von dessen Material, wie so lange in der Siebenhügelstadt, neue Gebäude errichtet worden, der aber selbst in seinen Ruinen noch immer einen großartigen Eindruck gewährte. Dicht daneben war neuerdings ein Kloster, zum Loskaufe der in die Hände der Ungläubigen gefallenen Christen bestimmt, errichtet worden. Vor

den Säulengängen, die einst römische Krieger bewacht, wandelten jetzt Männer von anderer Sitte und Sprache, die gleichwohl vielleicht von ihnen abstammten, und in den Mauern, in denen der letzte Vertheidiger des Heidenthums mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt worden, hallten die Gesänge der Mönche wieder, deren Stimmen er zu ersticken vergeblich versucht hatte. Von da an sich südlich wendend, gelangte man an die von Mauern und Gräben umgebene Abtei von St. Genevieve, und durch das Thor von Buci ins Freie tretend, an die ebenso befestigte, noch reichere und mächtigere von St. Germain des Prés. Gegen Abend sah man die ältern Mönche dieser geistlichen Kolonien, langsam und einsam, oder in kaltem und kargem Gespräch untereinander, vor den Thoren ihrer klösterlichen Burg auf- und abwandeln, die jüngern aber gingen unter einem Abt, der auf die Ordensregeln, wie die Akten so vieler Concilien beweisen, nicht besonders streng hielt, durch kleine verborgene Pforten in das Feld hinaus, mischten sich unter die Schaaren der Studirenden, denen sie an Alter und Kleidung ähnlich waren, und spielten oder disputirten mit ihnen auf den nicht fern gelegenen Prés aux Clercs. Andere besuchten, in der Gesellschaft dieser jungen Leute und unter sie gemischt, die verdächtigen Orte in den Straßen der alten Stadt, oder auch allein die ihnen zugethanen Frauen in der Nähe des Klosters, mit denen, nach der Sitte der Zeit, in den dunkeln Kirchen und in den vielen einsamen Gebüschen zusammenzukommen, es ihnen nicht an Gelegenheit gebrach. Nicht weit von der Abtei von St. Germain des Prés lagen längs dem Ufer des Flusses die mehrmals erwähnten Wiesen, Prés aux Clercs genannt. Hier sah man in den Nachmittagsstunden eine zahlreiche, zwischen dem Knaben- und Mannesalter stehende Jugend, großentheils zum geistlichen Stande bestimmt und schon im Voraus dessen Zeichen tragend, sich theils in ernster Unterhaltung, theils in muntern Spielen bewegen. In den entferntern, von Bäumen bepflanzten Gegenden dieses weiten Raumes fochten entschiedene Gegner, die sich beleidigt hatten, nach heutiger Art zu sprechen, ihre Ehrenhändel aus, was damals nicht vollkommen denselben Sinn hatte, da der Zweikampf im Mittelalter eine allgemein übliche und in allen Verhältnissen begründete, gesetzliche Einrichtung war, die vom Staate weder verdammt oder geduldet, sondern von ihm angeordnet und befohlen war. Die Idee des modernen Duells: die bürgerliche Gesellschaft zur Wiederherstellung seiner verletzten Ehre und Würde für unzureichend zu erklären, war jener Epoche vollkommen fremd, und man schlug sich in ihr ebenso oft um Ver-

letzung materieller als moralischer Rechte willen. Ein Gläubiger, der einen Schuldner, der seine Schuld leugnete, verfolgte, mußte, wenn er denselben nicht offenbar überführen konnte, wollte er zu seiner Bezahlung gelangen, sich mit ihm schlagen, und so in zahllosen andern Fällen. Der Zweikampf des Mittelalters war insofern von dem unsrigen wesentlich verschieden, daß er nicht nur ein anerkanntes Recht, sondern sogar eine gesetzliche Pflicht war. Er war eine Form des Privatkrieges, und wie dieser gewissen Regeln unterworfen, war aber nicht eine freie That der Individuen, sondern eine äußere Nothwendigkeit. Sein legaler Charakter trat ebenso bedeutend, wie sein moralischer gering hervor. Er war eine allgemeine, gewöhnliche, so zu sagen, alltägliche Erscheinung.

Als im zwölften Jahrhunderte sich, zum ersten Male seit dem Untergange des klassischen Alterthums, ein Kreis freier und der Theologie zwar nicht fremder, aber doch in mancher Beziehung über sie hinaus gehender Studien zu bilden anfing, hatte diese Erscheinung, wie das Verhältniß Abailard's und des heiligen Bernhard und später der Streit zwischen der pariser Universität und den Bettelmönchen beweist, zwar von Seite der Kirche Widerspruch und Besorgniß erregt, war aber von der weltlichen Macht, wie das Beispiel Philipp August's lehrt, mit lebhafter Theilnahme aufgenommen worden und hatte die Jugend aller Länder erregt. Da die Studirenden damals großentheils aus den höhern Klassen der Gesellschaft hervorgingen, viele von ihnen alsbald zu den ersten Aemtern in Kirche und Staat gelangten, so waren sie schon von selbst geneigt, sich den beiden privilegirten Ständen, der Geistlichkeit und dem Adel gleichzustellen, und dieser Anspruch wurde vom Staate durch Ertheilungen besonderer Vorrechte und Vortheile gesetzlich anerkannt. Die Studirenden wurden zur Geistlichkeit und zum Adel zugleich gezählt. Sie hießen „Clercs," Kleriker, trugen deren schwarze Kleidung, darunter aber Waffen, die sie beliebig zu Angriff und Vertheidigung brauchten. Wie sehr sie zu dem ersten und vornehmsten Stande gezählt wurden, geht schon aus der Meinung des Mittelalters vom Ursprunge der hohen Schulen hervor, wo bei dem steten Rückblick und der Ehrfurcht vor dem Alterthume, verbunden mit einer dunkeln und verworrenen Kenntniß desselben, die Gegenwart und Vergangenheit, die verschiedensten Epochen und Institutionen auf eine phantastische und bizarre Art mit einander vermischt wurden. Man liest in den „Annales de St. Louis," ein Menschenalter nach der Epoche, die uns hier beschäftigt: „daß die Universität von Griechenland nach Rom und von Rom nach Frank-

reich mit dem Titel der Ritterschaft gekommen sei" — (l'université étoit venue de Grèce à Romme et de Romme en France, avec le titre de chevalerie) und weiter unten: „das Studium der Wissenschaften und der Philosophie war zuerst aus Griechenland nach Rom und aus Rom nach Frankreich mit dem Titel der Ritterschaft, zur Zeit als der heilige Dionysius den Glauben in Frankreich verkündete, gekommen." — (L'estude des lettres et de philosophie, qui vint premièrement de Grèce à Romme et de Romme en France, avec le titre de chevalerie, en vivant saint Denis, qui prescha la foi en France etc.) und in den „Chroniques de France": „in alter Zeit wohnte die Geistlichkeit in Athen und die Ritterschaft in Griechenland; dann zog erstere fort, ging nach Rom und kam nach Frankreich und die Ritterschaft folgte ihr bald nachher" — (le clergie dans l'ancien temps demeura à Athènes et chevalerie en Grèce; après s'en partit et alla à Romme et s'en vint en France, et tantost chevalerie après —). Diese sonderbaren Ueberlieferungen beweisen übrigens wenigstens so viel, daß Athen und Rom fortwährend in der Meinung des Mittelalters für die beiden Lichtpunkte der Menschheit galten, besonders aber, daß die Wissenschaft damals mit dem herrschenden Stande in einer nahen Verbindung gedacht und ihm gleichgestellt wurde. Durch die Entstehung dieses halb klerikalen, halb feudalen Geistes, der in den hohen Schulen von Paris sich auszubilden anfing und der durch die Privilegien, die ihnen Philipp August verlieh, für so lange Zeit befestigt wurde, nahm Frankreich, wie in so vielen andern Dingen, so auch in der Bildung dieser einflußreichen Anstalten, die Initiative und übte auf die übrigen Völker einen großen Einfluß aus. Uebrigens trug dieser Universitätsgeist, der neben aller geistigen Freiheit, die er in seiner Mitte nährte, doch in seiner Form etwas Beschränktes und Zunftartiges hatte, durchaus den Charakter des Mittelalters an sich und ist auch nur da nicht ganz untergegangen, wo die jener Epoche eigenthümliche Stimmung noch nicht durchaus verschwunden ist. Studirende, wie in Deutschland, mit der sonderbaren Mischung von einsamem innern Leben und extravagantem äußern Treiben würden hier, in Paris, wie fast überall sonst, eine unmögliche Abnormität sein. Dem französischen Leben wohnt jetzt zu viel verständige Harmonie und formelle Abrundung ein, als daß irgend eine Klasse, wie dies leider noch der Fall in Deutschland ist, sich in einem besondern, vom Ganzen getrennten Dasein, mit von ihm durchaus verschiedenen Ideen und Sitten bewegen dürfte.

Obgleich Philipp August die Prés aux Clercs den Studirenden zu ihren Versammlungen und Spielen eingeräumt hatte, so wurden sie in deren Besitz mehrmals durch die nahe liegende Abtei von St. Germain des Prés, die über diese Wiesen, sowie über das ganze Revier am linken Ufer des Flusses, von dem heutigen Palais de l'Institut an, ein Lehnsrecht in Anspruch nahm, angefochten. Die Einwohner dieser Gegend nahmen, so viel sie auch durch die Anwesenheit der zahlreichen studirenden Jugend gewinnen mochten, von ihrem Uebermuth und ihrer Streitsucht gereizt, Partei für die Abtei und es kam zwischen ihnen und den Studirenden mehrmals zu so hitzigen Händeln, daß es auf beiden Seiten Todte und Verwundete gab. Diese Händel wurden unter der Regierung Philipp August's fast immer auf eine für die Studirenden oder Clercs vortheilhafte Art entschieden. Unter Anderm ward die Verhaftung eines Studirenden, ausgenommen wenn man ihn auf frischer That ertappte, ausdrücklich verboten und den Einwohnern befohlen, wenn sie einen derselben gemißhandelt sähen, sich seiner anzunehmen und der Obrigkeit sogleich Anzeige zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, wie diese und viele andere Exemtionen von einer zahlreichen, aus allen Ländern zusammengeströmten Jugend, die überall an das Beispiel der rohesten und gewaltthätigsten Selbsthülfe gewöhnt war, gemißbraucht wurden. Im Jahre 1200 brach einer der hitzigsten Kämpfe zwischen den Bürgern und den Clercs durch Veranlassung eines deutschen Studenten aus, dessen Diener in einer Schenke gemißhandelt worden war. Sein Herr wollte ihn rächen und erfuhr ein ähnliches Schicksal. Die deutschen Studirenden nahmen die Partei ihres Landsmannes, die Bürger, den Prevot an der Spitze, rotteten sich zusammen. Sechs Deutsche wurden getödtet. Philipp August voll Sorge, daß die fremden Clercs die Stadt verlassen und die Schulen verödet werden könnten, verurtheilte den Prevot und mehre seiner Beamten zu einem lebenswierigen Gefängnisse und ließ ihre Häuser niederreißen, ihre Weinberge und Gärten verwüsten. Außer den Prés aux Clercs, auf denen die Studenten sich gegen Abend ergingen, war die alte Inselstadt ihr besonderer Tummelplatz, wo sie, in den engen und finstern Gassen vor Verfolgung gesichert, sich im Schatten der Nacht, wie die Chroniken jener Zeit erzählen, alle möglichen Frevel erlaubten. Einige Straßen derselben, im Mittelalter Val d'Amour genannt, waren schon damals wie noch jetzt von öffentlichen Dirnen bewohnt, die heute nur die Wünsche der niedrigsten Klasse erregen, damals aber und noch lange nachher eine viel höhere Stellung unter ihres Gleichen einnahmen.

Hier brachen diese Kleriker zu Haufen ein und brachten die übrige Zeit in den nahgelegenen Schenken zu. Ohnedies sehr zahlreich, machten sie noch mit andern jungen Leuten ihres Alters, geistlichen und weltlichen Standes, Gemeinschaft und beschränkten sich nicht auf den Besuch öffentlicher Dirnen, sondern drangen in die Häuser der Einwohner, entführten ihre Frauen und Töchter, und diese geistliche „Chevalerie" hauste innerhalb der Mauern der Stadt fast noch schlimmer als die weltliche in ihren Burgen außer derselben. Der Bischof Seignelay von Paris erklärte diejenigen unter ihnen, die bewaffnet in der Nacht umherziehen würden, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, aber obgleich die meisten von ihnen zum Priesterstande bestimmt waren, so kehrten sie sich, mehr vom Geiste der weltlichen als geistlichen Ritterschaft besessen, an diese Drohungen nicht und trieben ihr Unwesen so weit, daß es im Jahre 1223 zwischen ihnen und den Bürgern zu einem so blutigen Kampfe kam, daß, wie wahrscheinlich übertrieben, erzählt wird, dreihundertzwanzig Clercs in die Seine geworfen wurden und die Schulen für eine Zeit lang geschlossen werden mußten *). Mehre Concilien verhandelten über diese sich immer erneuenden Streitigkeiten, Kardinallegaten und Päpste wurden mehrmals zu deren Abstellung angegangen, der Geist der Zeit aber und die sonderbare Vereinigung klerikalen und feudalen Geistes in diesen Anstalten war mächtiger als alle Bestrebungen, die Studirenden zu einem mit ihrem wahren Berufe übereinstimmenden Leben zurückzuführen. Ihre Excesse dauerten bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fort, wo die Frequenz der pariser Universität mit ihrem Rufe zugleich zu sinken anfing.

Indessen gab es, wie man sich auch ohne ausdrückliche Zeugnisse vorstellen könnte, unter den Studirenden eine thätigere und zurückgezogenere Klasse, die das Bewußtsein ihrer Bestimmung nicht verloren hatte und dem Geiste und der Disciplin des religiösen Lebens aus dem diese freiern Schulen, so unähnlich sie ihm auch geworden gleichwohl hervorgegangen, treu geblieben war. Wilhelm von Champeaux, der Stifter der scholastischen Philosophie in Frankreich, der Erste, der vor sich ihm freiwillig anschließenden Zuhörern ein aus den Kirchenvätern und dem Aristoteles zusammengesetztes System vortrug, war ein Zögling der Klosterschule von Notre-Dame gewesen, und alle Lehrer und Schüler dieser Anstalt, die sich au

*) Radulphi Coggeshalae Chron. Recueil des Historiens de France XVIII. p. 146.

diesen dunkeln Anfängen gebildet, blieben immer auf irgend eine Art mit der Hierarchie und dem Klerus in Verbindung, auch wenn sie mit demselben häufig in Streit geriethen. — Auf dem südlichen Abhange des Hügels, auf dem St. Genevieve stand, sah man am Ende des elften Jahrhunderts um diese Abtei und die von St. Viktor, die in ihrer Nähe lag, eine Anzahl kleiner Häuser von einigen Fuß eingezäunten Landes umgeben, in denen einige im Rufe der Gelehrsamkeit stehende Geistliche Tag und Nacht über dem Text der heiligen Schriften und den Werken des Aristoteles sannen. Sie zogen in ihren Gärten einiges Gemüse und lebten entweder von dessen Ertrage, oder besaßen eine kleine Pfründe, die ihnen diese Muße erlaubte. Sobald ihr Ruf sich auszubreiten anfing, so versammelten sich bald eine Menge Zuhörer um sie her, die vom frühen Morgen bis zum Abend mit ihnen verkehrten. Diese jungen Leute, denselben, nur etwas weitern und freiern Studien, wie die Zöglinge der geistlichen Schulen ergeben, und großentheils aus diesen hervorgehend, baueten, um mit dem Meister in möglichst ununterbrochener Verbindung zu bleiben, sich Hütten um seine Wohnung herum und bepflanzten, soweit es der etwas steinige Boden erlaubte, das Land umher mit kleinen Gärten und gruben zu ihrem Bedarfe Brunnen, über die zuweilen ein wilder Feigenbaum, dessen Gattung hier häufig war, seinen Schatten ausbreitete. Hier lebten sie, in mancher Weise den Schülern des Plato in der Akademie nicht unähnlich, in immerwährender Betrachtung philosophischer und religiöser Gegenstände und ihre große Aufgabe war, die Meinungen des Aristoteles und die Grundsätze des Christenthums mit einander zu vereinigen. Der Meister ging zuweilen, über dieser Arbeit ermüdend oder plötzlich andern Sinnes werdend, in ein Kloster und ein anderer Lehrer ersetzte ihn, wie es z. B. Abailard gethan, der der Nachfolger Champeaux's wurde. Dieser war der Erste, der nicht nur aus ganz Frankreich, sondern aus fast ganz Europa die Jugend zu seinen Vorträgen heranzog. Das Schicksal Abailard's und sein Verhältniß zu Heloise ist von uns übergangen worden, da ersteres keinen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt und letzteres für die bekannteste aller poetischen Legenden gelten kann. Seine Meinungen, seine Schriften sind hier in neuester Zeit, seitdem man sich spekulativen Studien wiederum zugewandt, zum Theil aus nationaler Vorliebe, mehr als sie es verdienen, erhoben worden. Sie sind nichts als der erste schwankende und unsichere Anfang einer freiern Erhebung und Betrachtung des Geistes. Die moralische Bedeutung der Erscheinung Abailard's ist aber dagegen sehr groß und folgenreich gewesen. Er

war der Erste, der nach dem Untergange der alten Welt einen von der Kirche unabhängigen Weg zur Erforschung der Wahrheit suchte und der, wenn er bei diesem Unternehmen selbst scheiterte, seine Nachfolger durch sein Beispiel zu dessen Fortsetzung einlud. Auch unterschied er sich von allen andern Gegnern der Kirche des Mittelalters besonders dadurch, daß er nicht ihre Disciplin, ihre Mißbräuche und Uebertreibungen, sondern in seinen Meinungen über den Sündenfall, das Verdienst und die Gnade und den Folgerungen, die aus ihnen gezogen werden konnten, ihr innerstes Wesen: sich der irrenden und leidenden Menschheit als eine unerschütterliche Stütze und untrügliche Leiterin anzubieten, angriff. Da der Katholicismus vor Allem ein dogmatisches System ist, das sich im Besitze der höchsten und zugleich nothwendigsten Wahrheiten zu befinden behauptet, so konnten Angriffe auf seine äußere Organisation, seine Disciplin u. s. w. auch nur seine Oberfläche treffen, die Idee Abailard's aber, daß der Mensch durch sich selbst zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen fähig sei und die Mittel seines Heiles in sich selbst trage, griff der Hierarchie ans Herz, indem dieselbe hierdurch unnütz und überflüssig geworden wäre. Abailard mußte wie Alle, die der Kirche einen blos theoretischen und spekulativen Widerstand entgegengesetzt haben, die Mittelmäßigkeit seines Charakters, der zu seinem Genie in keinem Verhältniß stand, abgerechnet, zu Grunde gehen. Der Same einer freiern Betrachtung, den er ausgestreut, ging aber nicht verloren und schoß von Zeit zu Zeit, der Hierarchie fast immer verderbliche Früchte tragend, an vielen Orten zugleich, so lange auf, bis der Kampf gegen sie im sechszehnten Jahrhundert nicht mehr mit einzelnen zerstreuten Ideen und Spekulationen geführt wurde, sondern ein vollständiges, auf einer andern Grundlage beruhendes, mit andern Materialien aufgeführtes Gebäude sich dem ihrigen gegenüber erhob.

Als Abailard, von seinen Feinden verfolgt, Paris verlassen mußte, folgte ihm ein Theil seiner Zuhörer in die Wildniß, in die er sich zurückzog, und baute sich, wie die Prophetenkinder des alten Testaments um die Wohnung eines begeisterten Sehers, Hütten in seiner Nähe, um nicht von ihm entfernt zu sein. Jene Jugend am Abhange des Mont St. Genevieve war es, welche den Ruf der pariser Schulen so hoch erhob. Man sah diese Clercs von einem Vortrage zum andern gehen, sich von der Milch des Evangeliums und dem Honig des Alterthums zugleich nährend und nach vollbrachten Studien, am Abend, wie die Peripatetiker Griechenlands und Roms, in ihren langen Mänteln und vernachlässigtem Aufzuge,

im Schatten der alten Abteien, oder in den entlegensten Theilen der Prés aux Clercs auf- und abgehen. Sie unterhielten sich dann nicht über Gegenstände persönlichen Interesses oder Neuigkeiten des Tages, sondern über die Räthsel der Natur und des Geistes, aber, wohlverstanden, immer in der Weise des Meisters, denn die Autorität und Tradition war das instinktive Gesetz des Mittelalters, dem selbst die unterthan blieben, welche sich über die Menge zu erheben glaubten. Sie disputirten unter sich, legten dem Lehrer ihre Zweifel und Widersprüche vor, fügten sich dann aber durchaus seiner obersten Entscheidung, wie einem Orakelspruche. Die Wissenschaft und Idee überhaupt machten auf diese Art nur sehr langsame, von weiten Epochen der Unbeweglichkeit auseinander gehaltene Fortschritte, und eine Art Helldunkels, durch das nur dann und wann einzelne Strahlen zuckten, ruhte über dem Geiste eines so gebundenen Geschlechts.

Wenn man von den Umgebungen der Abtei St. Germain und den Prés aux Clercs sich nach dem nördlichen Theile der Stadt wandte, so mußte, wollte man nicht den Fluß entlang bis zu dem Petit Pont heraufgehen, — denn seit acht Jahrhunderten, seitdem Julianus Apostata in Paris gewaltet, hatte, obgleich die Stadt sich sehr erweitert, die Zahl der Brücken sich nicht vermehrt — man sich einer der Fähren bedienen, welche die Einwohner der beiden Stadttheile in Verbindung setzten und deren eine da angelegt, wo jetzt der Pont royal steht, einer der Handel treibendsten Straßen des Faubourg St. Germain, der Rue du Bac den Namen gegeben hat. (Bac heißt im Französischen Fähre.) Der nördliche von Philipp August neuerdings mit Mauern umgebene Theil von Paris war damals, obwohl bedeutend ausgedehnter als der südliche, weder so bewohnt, noch mit so bedeutenden Gebäuden und Stiftungen geschmückt. Die Abtei von St. Germain L'Auxerrois, obgleich ihrer Namensschwester St. Germain des Prés, auf dem linken Ufer der Seine, nicht zu vergleichen, wurde als die Hauptzierde dieser Region angesehen. Die Kirchen von St. Eustache, St. Merry und St. Gervais standen schon damals auf ihrer heutigen Stelle. Einige in jener Zeit vorhandene Kirchen sind verschwunden. Die größten Gebäude des nördlichen Paris waren das neu gebaute Schloß des Louvre und die Abtei St. Martin in der Straße dieses Namens, wo jetzt das Konservatorium der Künste und Gewerbe ist. Die Burg der Templer und die Abtei des heiligen Antonius lagen außerhalb der Mauern. Mehr als die Hälfte des von der nördlichen Umkreisung eingeschlossenen Raumes war unbewohntes Feld, in des-

sen Mitte sich hier und da ein Haus und eine Kapelle erhob, welche sehr oft der erste Anfang einer neuen Straße wurde. Philipp August hatte Paris, wie einst Servius Tullius Rom, mit Mauern umgeben, während der größte Theil des von ihnen umschlossenen Raumes noch ländlicher Arbeit bestimmt war. Es war dies mehr eine Aufforderung, ihn auszufüllen, als daß das, was schon vorhanden war, eine solche Befestigung durchaus nothwendig gemacht hätte. Denn die Inselstadt war seit der Römer Zeiten ummauert, die großen Klöster und Abteien befestigt, und unerwartete Einfälle, wie früher die der Normänner, nicht mehr zu fürchten. Die Mauern Philipp August's waren, wie so oft die Werke großer Fürsten und Ordner, weniger aus einem Bedürfnisse des Augenblicks als aus einer Ahnung der Zukunft, in der dieser Stadt eine so große Bedeutung verheißen, hervorgegangen.

Siebenzehntes Kapitel.

Wenn das feudale Paris des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts eine von der antiken und modernen Gestalt dieser Stadt sehr verschiedene Physiognomie gehabt, so hat derselbe Unterschied in Bezug auf seine Umgegend, im Vergleich zu dem, was sie früher gewesen und später geworden, stattgefunden. Das Bassin der Seine, in welchem diese Stadt liegt, ist, mit Ausnahme der Südseite, überall von sich in sanften Linien erhebenden Hügeln, die der Mauer hier näher und da ferner treten, umgeben, deren Abhang mit Feldern und Gärten bedeckt, deren Gipfel von Gehölzen und Gebäuden gekrönt, einen wechselnden und anmuthigen Anblick gewähren. Im Mittelalter waren alle diese Anhöhen, die von Thälern und Ebenen unterbrochen, besonders in Westen und Südosten, in der Form von plötzlich erstarrten Wellen, weit hinauslaufen, in einer Entfernung von mehren Stunden, und auf einzelnen Punkten noch weiter, von festen Thürmen und Schlössern bedeckt, in welchen ein zahlreicher und darum oft armer, aber durch seine Menge und die Abwesenheit einer überall hinlänglich starken öffentlichen Gewalt mächtiger, un-

ruhiger und in steten Kämpfen begriffener Adel lebte. Hier hatten einst zur Zeit der römischen Herrschaft die Landhäuser der reichen Eigenthümer und die zur Bearbeitung des Bodens nothwendigen Gebäude gestanden, oder Hirten und Sklaven hatten auf ihnen, nach italischer Sitte, während des Sommers die Heerden ihrer Herren in den dichten, gegen die Glut der Sonne und die Ausdünstung der Moräste geschützten Wäldern geweidet. Als die fränkischen Eroberer die Umgegend von Paris in Besitz nahmen, ließen sie sich in diesen isolirten Wohnungen, die sie den Städten vorzogen, nieder und nöthigten die ländliche Bevölkerung umher für sie, wie früher für die gallo-römischen Eigenthümer zu arbeiten. Hier brachten sie ihre Zeit großentheils mit den Vergnügungen der Jagd, die sie, im Gegensatz zu den Römern, wo sie meist einfacher Natur gewesen, nach Art der Epiroten, Thessalier und Lakonier, zu einer Uebung und Nachdenken verlangenden Kunst erhoben hatten, mit Kriegsübungen, die bei der Gleichheit der Waffen, denn es gab damals noch keine von Kopf bis zu Fuß geharnischten Ritter, von denen der Römer wenig verschieden waren, mit Abrichtung ihrer Pferde, Hunde und Vögel zu. Mit Ausnahme der Zeit, wo sie ihrem Lehnsherrn in den Krieg folgen, an seinem Hofe zu Gericht oder Berathung verweilen mußten, oder sich eines feindlichen Nachbarn zu erwehren hatten, lebten sie den Freuden der Tafel ergeben, waren fast immer zu Roß, den Falken auf der Schulter, die Hunde am Seil, das Wild auf den schattigen Hügeln, in den Höhen der Lüfte, am Ufer der Seen und Flüsse aufzusuchen, beschäftigt. Nur dann und wann, unter besonders schwachen Fürsten und in unruhigen Zeiten, dachte der fränkische Besitzer daran, seine neue Niederlassung zu befestigen. Er wandte in solchem Falle einen Theil des an sein Haus stoßenden Bodens zur Anlegung eines Grabens an und zerstörte den an die römische Villa grenzenden Hain, um das Holz zu Palisaden auf dem Walle und andern Befestigungen zu brauchen. Als später nach dem Tode Karl's des Großen das Lehnswesen und die lokale Souverainetät sich auszubilden anfing, die Stärksten, Kühnsten, oft auch die Bösesten und Frevelhaftesten sich zu hervorragendem Ansehn und überlegener Macht erhoben und unter den Edeln ein allgemeiner Wettkampf entstand, durch alle möglichen Mittel sich in seinem eigenen Besitze unabhängig zu machen und den des Nachbars durch List und Gewalt zu schmälern, verschwanden die römischen, schwach oder gar nicht befestigten Landhäuser und die Burgen des Mittelalters, mehr Citadellen als Wohngebäuden ähnlich, traten an ihre Stelle.

Die Natur in den Umgebungen von Paris, am Ufer der Seine, Marne und Oise, hat sich seit jener Zeit, wenn auch nicht ihrer allgemeinen Lage nach, aber doch in ihrer besondern Gestalt bedeutend verändert und muß damals ein von dem jetzigen sehr verschiedenes Bild gewährt haben. Eine seit Jahrhunderten immer fortschreitende Kultur hat bei leicht zu überwindenden natürlichen Hindernissen die Gestalt dieser Landschaft fast gänzlich umgewandelt. Die Ebenen lagen damals, wie die vielen Ueberschwemmungen der Seine und Marne und andre Kennzeichen beweisen, weit tiefer, und die Hügel ragten nicht nur um deswillen, sondern auch durch die auf ihnen errichteten Gebäude höher hervor. Der Boden bestand ursprünglich, wie noch zu erkennen, aus einer Kalk- und Kreideerde, die zum Weinbau, in frühern Zeiten in der Nähe von Paris mit mehr Erfolg als jetzt getrieben, wohl geeignet, der übrigen Kultur keinen großen Gewinn versprach. Es ist nicht schwer, sich noch heute von dem antiken Land- und Gartenbau in Italien und Südfrankreich eine Vorstellung zu machen, wo die Beschaffenheit des Bodens ihm einen so bestimmten Charakter verliehen hatte, und wo derselbe, den Spuren einer glücklichen und begünstigten Natur folgend, im Ganzen ziemlich derselbe geblieben, es ist dies aber im Norden Frankreichs weniger leicht. So viel weiß man nur, daß er, da die Römer, wo nicht unübersteigliche Hindernisse sich entgegenstellten, überall ihre Sitten und Einrichtungen einführten, denselben Gesetzen wie im Süden gefolgt sein muß, Man kann deshalb auf eine sehr vorgeschrittene Landeskultur auch in den Umgebungen der alten Lutetia schließen. Aber die römische Herrschaft begann schon am Ende des dritten Jahrhunderts zu verfallen. Der Luxus des Hofes, der Sold der Miethstruppen, der unter dem Namen von Geschenken und Unterstützungen an fremde Führer bezahlte Tribut machten, daß die Last der Abgaben zu einer unerträglichen Höhe stieg, und während die Bevölkerung sich durch Elend, Sittenlosigkeit und die einer sinkenden Welt eigenthümliche moralische und physische Unfruchtbarkeit überall verringerte, nahmen die auf allen Grenzen brausenden Kriege die dem Landbau nöthigen Arme zum Kriegsdienst in Anspruch. In allen Gegenden Galliens lagen große Strecken Landes schwach bevölkert und fast unbebaut da, wo aber die Kultur des Bodens sich erhalten, bewegte sie sich in den aus Italien herübergebrachten Formen fort. Die fränkische Occupation folgte, wie in so manchen andern Dingen, auch in dem Anbau des Landes der von den Römern vorgezeichneten Bahn, und die Kultur des Bodens mochte, bei dem herrschenden Hange der

Eroberer zu ländlichem Dasein, weder steigend noch sinkend, in demselben Zustande wie in den letzten Zeiten des römischen Reiches geblieben sein. Als aber im neunten Jahrhundert eine Auflösung aller politischen Ordnung eintrat, die sich im zehnten fortwährend steigerte, und Frankreich in einen dunkeln, schwankenden, chaotischen Zustand, der in solcher Weise weder vorher noch nachher in der Geschichte erschienen, verfiel, ging die von den Römern überkommene und einige Jahrhunderte nach ihnen erhaltene Landeskultur großentheils unter. Am Ende des zehnten Jahrhunderts, als das Feudalleben in seiner vollen Entwickelung auftrat, waren die letzten Spuren der von den Römern geschaffenen Einrichtungen und Sitten verschwunden. Dichte finstre Wälder bedeckten von Neuem, wie einst zur Zeit der Druiden, die Ufer der Seine, Marne und Oise, und die Kalk- und Kreidehügel, von allem Anbau verlassen, von Sturm und Regen gepeitscht, waren zu Felsen vom härtesten Gestein geworden. Statt des Landmannes, der sonst auf ihnen gewohnt und, fruchtbare Erde aus der Ebene zu ihnen hinauftragend, allmälig ihren starren Nacken dem Joche des Pfluges unterworfen hatte, sah man jetzt nur den Adler in stolzer Abgeschiedenheit auf ihnen seine Nester bauen, oder den Falken und Raben sie umkreisen, statt des langsamen Trittes geselliger Schaf- und Rinderheerden, wurden sie jetzt nur vom flüchtigen Fuße des scheuen Wildes betreten. In den dicht bewachsenen Sümpfen am Ufer der Flüsse weideten ganze Heerden wilder Schweine und Stiere, und bei nächtlicher Weile stiegen Bären, Wölfe und Füchse von den trockenen Höhen herab, um sich in den trüben Wassern zu erfrischen, oder, von Hunger getrieben, in der Nähe der einsamen Dörfer und dünn gesäeten Weiler auf Beute zu lauern. Die Bevölkerung war im Verhältniß zu den Zeiten des celtischen Galliens, wo das Land so dicht bewohnt gewesen, ja selbst im Vergleiche zu dem, was sie unter der römischen Herrschaft gewesen, sehr gering geworden. Man hob die junge Mannschaft jetzt nicht mehr zum Dienst in ferne Gegenden aus, gewöhnlich kannte jetzt der Landmann nichts als die Mark seines Dorfes. Nur die Kräftigsten und Kühnsten, die der Herr zu seinen Waffenknechten machte, kamen, denselben auf seinen Zügen begleitend, etwas weiter umher. Die Kriege, obgleich unaufhörlich und auf allen Seiten sich erneuernd, kosteten wenig Blut, denn sie bestanden meist in Raubzügen, mit überlegenen Kräften unternommen, gegen die kein Widerstand gewagt wurde, oder in träge geführten Belagerungen und nichts entscheidenden Ausfällen. Aber die herrschende Unsicherheit und Unordnung, die Verwüstungen, welche die

Fehden begleiteten, die Zeit, die sie der Arbeit entzogen, die ansteckenden Krankheiten, die, beim Mangel aller Vorkehrungen, ganze Gegenden entvölkerten, der schrankenlose Uebermuth der Edeln, das dumpfe Hinbrüten der Hörigen, die zwecklose Thätigkeit der Einen, die träge Verzweiflung der Andern waren dem Zuwachs der Bevölkerung und der Verbesserung der Landeskultur noch mehr, als einst die blutigen, mit großer Heeresmacht geführten Kriege der Römer entgegen. Diese Zeit der Finsterniß, der Erniedrigung und Verwüstung dauerte, im zehnten Jahrhunderte am stärksten drückend, bis zum Anfange des zwölften fort, wo mit dem Steigen des Königthums und dem Aufblühen der Städte in dieses dunkle Chaos einiges Licht, in diese wilde Bewegung einiges Maß kam. Aber die Macht des allem moralischen und politischen Fortschritt entgegengesetzten Feudalwesens ward in Wahrheit erst im vierzehnten Jahrhundert gebrochen, als mit dem Verschwinden der Fehden und Privatkriege der Edeln, der Abschaffung der Hörigkeit in einem bedeutenden Theil des Landes und dem regelmäßigen Einflusse der Parlamente, statt des bisherigen Gesetzes der Stärke, das der Gerechtigkeit im Leben und der Verfassung des Staates, wenn auch nicht immer befolgt, doch wenigstens begriffen und der Theorie nach anerkannt zu werden anfing. Von dieser Zeit an begann die Landeskultur, die während des eigentlichen Mittelalters nur für das Nothwendigste gesorgt und auch dieses oft vernachlässigt hatte, sich zu heben und den Umgebungen von Paris eine bessere Gestalt zu geben. Die Schlösser auf den Höhen verloren, nach dem Erlöschen der Privatkriege, da die Kosten der Erhaltung ihrer Thürme, Wälle und Gräben nicht mehr durch den möglichen Ertrag glücklicher Raubzüge gedeckt werden konnten, da ihre Eigenthümer sich gegen keine Feinde mehr zu vertheidigen hatten, und da der starke Arm der parlamentarischen Justiz die Schuldigen überall zur Verantwortung zu ziehen verstand, zuerst den Charakter von Festungen, der unnütz und lästig geworden, verfielen dann und wurden, da ein großer Theil des aus der Feudalwelt stammenden Herrenstandes untergegangen, die aus dem Bürgerstande emporgestiegenen Adeligen andern Neigungen und Gewohnheiten folgten, die großen Barone an den Höfen zu leben anfingen, in Wohngebäude verwandelt, oder am öftersten ganz abgetragen und die Materialien an die, sich am Fuße der Hügel vergrößernden Städte und Dörfer verkauft. Leben, Kraft und Thätigkeit, die im Mittelalter auf den Höhen gewaltet, fingen jetzt an in die Ebenen niederzusteigen. Wenn man heute von einem der Thürme von Notre-Dame aus die Umgegend von

Paris betrachtet, so sieht man, den Montmartre und Mont-Calvaire ausgenommen, nur einen geringen Theil der weiten Hügelkette im Westen und Osten von Gebäuden bedeckt, auf denen allen, nach ausdrücklichen Zeugnissen, im elften und zwölften Jahrhundert feste Thürme und Schlösser emporragten. Der Druck der Pflugschar, dem die meisten dieser Höhen, so sehr auch der steinige Boden widerstreben mochte, allmälig unterworfen wurden, schliff ihre felsigen Ecken und Spitzen ab, rundete ihre Formen und sie erscheinen dem Auge, ohne eigentlich niedriger geworden zu sein, weniger hoch als da Mauern und Thürme sich auf ihrem Rücken erhoben. In den Ebenen ging eine ebenso große Veränderung vor. Die Ueberschwemmungen der Seine, Marne und Oise wurden, da schützende Dämme die Flüsse einschränkten, seltener, die Moräste in urbares Land verwandelt, die Wälder gelichtet und der von Epoche zu Epoche fortschreitende Ackerbau, dem bis zur Entdeckung von Amerika und der Entstehung eines überseeischen Handels alle Kräfte zuflossen, bedeckte den größten Theil des ursprünglich harten und kalten Stein- und Kalkbodens mit sich immer mehr erhebenden Schichten fruchtbarer Erde, so daß, während die Hügel zu sinken schienen, die Ebenen in der That in die Höhe stiegen. Auf diese Art ging vom Erlöschen des eigentlichen Mittelalters an in der Natur der Umgebungen von Paris derselbe Prozeß wie in der gleichzeitigen Geschichte der Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft dieses Landes vor: die Höhen begannen sich abzuflachen und die Niederungen sich zu erheben.

In der Epoche, die uns hier beschäftigt, stellte die Umgegend von Paris, wie die Stadt selbst, noch in allen Dingen ein lebendiges Bild der Feudalwelt dar. Die Hügel waren damals noch voller Felsen und Abhänge, auf deren steilsten Spitzen sich die oft nur kleinen, aber aus sehr dicken Mauern bestehenden Burgen der Edeln erhoben. Die von größerm Umfange waren meist im Quadrat erbaut, jede Ecke von einem Thurme vertheidigt. Paris und seine Umgebungen boten, so feindlich sie sich auch oft gegenüberstanden, beide einen ähnlichen Anblick dar. Der gesammte Umkreis der Stadt, von Mauern und Thürmen vertheidigt, schloß in seiner Mitte, die alte Inselstadt, ebenfalls auf ähnliche Art befestigt, gewissermaßen die Citadelle dieser Festung ein. In der Mitte der größern Burgen stand gewöhnlich ein Thurm, aus noch dickern Mauern als die ihn umgebenden Außenwerke erbaut, der, im Falle eines Sturmes, die letzte Zuflucht der Belagerten war. Hier lag die Kapelle, wurden der Schatz, die bedeutendsten Urkunden, die Vorräthe, die man vor jeder Wegnahme oder Zerstörung sichern

wollte, und zuweilen auch die wichtigsten Gefangenen des Besitzers aufbewahrt. Diese Feste in der Feste hatte für die Bewohner derselben dieselbe Bedeutung wie die kleine Inselstadt mit dem Palaste der Könige, der Kathedrale des Bischofes u. s. w. für die Bürger von Paris. — Die engen gewöhnlich in den lebendigen Felsen selbst gehauenen Treppen, die langen, schmalen, dunkeln Gänge im Innern des Schlosses fanden sich in den engen finstern Straßen der Stadt wieder, die ihrer Form nach, wie alle Feudalstädte, eigentlich selbst nichts weiter als eine große befestigte Burg war. Diese sich ihrem Ursprung, ihrer Tendenz nach so entgegengesetzten Gestalten des Lebens boten äußerlich eine überraschende Aehnlichkeit dar. Das Lehnswesen war in manchen seiner charakteristischen Züge in das städtische wie in das kirchliche Element des Lebens gedrungen. Aber im Innern der Städte und im Herzen der Bürger lag, wie die Geschichte bewiesen, der Keim einer vollkommen andern Organisation, der Stoff zu einem durchaus verschiedenen Dasein, das sich anfangs seiner selbst nur dunkel bewußt war und eine lange Zeit brauchte, bevor es seine eiserne und steinerne Hülle zu zerbrechen vermochte.

Wenn der Bürger oder der Geistliche des elften Jahrhunderts die Mauern von Paris verließ und nach der alten Kirche des Montmartre, auf der Stelle, wo der heilige Dionysius den Tod für den Glauben erlitten, seine Andacht zu halten ging, so war er genöthigt einen tiefen Wald zu durchziehen, der bis zu einer Insel in der Seine (L'île de St. Denis) ging, auf der die Thürme des Schlosses der Bouchards oder Burghards emporragten. Diese, obgleich Vasallen der großen Abtei von St. Denis, spotteten ihrer geistlichen Oberherren, leisteten die denselben schuldigen Dienste nicht und ließen, bei vorkommenden Streitigkeiten, ihre wilde Zerstörungslust an den Meiereien und Dörfern derselben aus. Als Burghard der Bärtige im Anfange des zwölften Jahrhunderts das Stift auf das Aeußerste drängte, konnte Ludwig VI., der Zögling und Beschützer desselben, das Unwesen nicht länger ertragen. Er zerstörte das Raubnest in der Seine und wies Burghard ein zwei Stunden davon entlegenes Thal, Montmorency genannt, zu einem neuen Sitze an, wo dieser ein Schloß baute und den Namen seines neuen Besitzes annahm, den seine Nachkommen so lange geführt und in der Geschichte ihres Landes verherrlicht haben. Weiter hinaus, nach Norden zu, lag am Ufer der Oise die Burg von Beaumont, deren wilde Besitzer in unaufhörlichen Fehden mit den Schloßherren von Clermont lagen. In der Nähe der heutigen Straße ragten auf einem felsigen Hügel die Zinnen von Luzarche so furchtbar den

Bewohnern der kleinen Stadt Goneſſe hervor. Nicht weit von der Marne erhob ſich die Feſte von Gournay, deren Ritter die Beſitzthümer der Mönche von Champigny verwüſteten. In der Nähe ſtand Brie-Comte-Robert, wo die großen Grafen der Champagne ihren Urſprung genommen. Südlich hiervon bedrohten die hohen Mauern des Schloſſes Corbeil die zu ſeinen Füßen liegende Stadt deſſelben Namens. Bis zur Revolution von 1789 ſah man hier in einer Kapelle auf ſchwarzen Sarkophagen die meiſten Marmorbilder der alten Barone von Corbeil, deren Ruheſtätten, wie die der Könige, in jener furchtbaren Zeit verwüſtet und faſt ganz zerſtört wurden. Die Einen von ihnen lagen in langen Gewanden, das vom Alter gebeugte Haupt mit dem Ausdrucke der Ruhe und des Friedens auf die Hand ſtützend, in ſtumme Betrachtung verſenkt da. Andere drückten den Kreuzgriff des Schwertes mit Reue und Inbrunſt an ihr Herz, den Beſchauer an die wilden Thaten ihrer Jugend und die Buße ihrer ſpätern Jahre erinnernd. Einige aber ſtanden aufrecht da, als wären ſie aus ihren Gräbern hervorgegangen und ihre Züge gaben noch den harten und drohenden Ausdruck wieder, der ſie im Leben bezeichnet hatte. Das ſtarre Antlitz gerade auf den Beſchauer gerichtet, hatte noch jetzt das Anſehn, die blutige Luſt der Erſtürmung feindlicher Mauern und den berauſchenden Klang der Wolfs- und Eberjagd zu athmen. Die reichen Mönche von Corbeil und Melun waren weder Tag noch Nacht vor den Schloßherren von Arpajon und Boiſſy St. Leger, die Stiftsherren von Etampes vor denen von Merevil und Fontenay-le-Vicomte ſicher. Nicht weit von Corbeil lagen die königlichen Schlöſſer von Etampes und Dourdan, mit ihren großen Wäldern. Hier hielten die Könige, von Robert, dem Sohne Hugo Kapet's an, häufig ihren Hof, bis ſpäter das benachbarte Rambouillet den Vorzug gewann. Der Krieg war von dieſen tiefen Forſten und glänzenden Wieſen verbannt. Der königliche Burgfrieden waltete in dieſer reizenden Einſamkeit, und die Luft ertönte nur vom Klange der Jagdhörner und dem Zuruf der Waidmänner. Heute pflügt der Landmann auf dem getheilten Boden ſein ſchmales Feld da, wo einſt König Robert und Bertha, die ihn der Papſt zu verſtoßen zwang, und Philipp Auguſt mit Agnes von Meran, von einigen Dienern in ehrerbietiger Ferne begleitet, in vertrauten Geſprächen, ſich theils ihrer Liebe erfreut, theils vor den Drohungen der Kirche gezittert hatten. In der Nähe lag Monfort-L'Amaury, das Schloß der Montfort, die unter dem alten Lehnsadel der Umgebungen von Paris einen vorübergehenden aber glänzenden Namen

errangen. Einer von ihnen rieth Ludwig VI. die Bürger seines Landes, d. h. seiner unmittelbaren Herrschaften, des alten Ducatus Franciä, gegen die hereinbrechenden Normänner zu führen, eine Maßregel, die gelang und zum Emporheben der Städte beitrug; ein anderer führte, nachdem er sich im Orient ausgezeichnet, den nordischen Feudaladel gegen die Albigenser und sicherte hier die bedrohte Herrschaft des Katholicismus; ein dritter setzte nach England über, und führte, unter dem Namen eines Grafen von Leicester, die Abgeordneten der Städte in die nationale Repräsentation ein. Dieses Geschlecht hat sich demnach im Zerstören und Schaffen gleich groß gezeigt. Ebenfalls auf dem Wege nach Orleans lag die Burg der Montlhery, auf der die trotzigsten aller damaligen Edeln hausten, die sich am öftersten gegen die ersten Kapetinger aufgelehnt und durch ihre Kühnheit und List sich diesen ebenso gefährlich wie ihren Nachbarn gemacht hatten. Ihr Ursprung reichte bis in die Nacht der Zeiten zurück, und sie sind, wie viele der ältesten Geschlechter, bei den unaufhörlichen Kämpfen früh untergegangen. Milon de Montlhery besaß nur eine Tochter, die er einem natürlichen Sohne Philipp's I., den dieser von einer Gräfin von Angers gehabt, zur Frau gab. Auf diese Art fiel Milon's Lehn nach seinem Tode in die Familie des Königs. Die Besitzer dieser Burg hatten, in Verbindung mit den benachbarten Edeln gleicher Gesinnung, an deren Spitze sie gewöhnlich standen, durch ihre Fehden und Räubereien, die so wichtige Verbindung zwischen Paris und Orleans, der zweiten Stadt des alten kapetingischen Königreiches, so oft es ihnen gut dünkte, unterbrochen. Suger *) erzählt im Leben Ludwig's VI., daß Philipp I. über diese Verbindung der Erbtochter der Montlhery mit seinem Bastard, und der dadurch bewirkten Aufhebung des bisher bestandenen feindlichen Verhältnisses zwischen ihm und seinem unruhigen Lehnsmanne so erfreut war, als habe man ihm einen Splitter aus seinem Auge gezogen. Der König sagte bei dieser Gelegenheit zu seinem Nachfolger: „Wohlan, Sohn Ludwig, trage Sorge, dieses furchtbare Schloß zu bewachen, aus dem für mich so vieles Ungemach hervorgegangen, daß es mich früh alt werden und mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen hat." — „In der That," setzt der Abt von St. Denis hinzu, „die Herren dieses Schlosses machten, daß die Getreuen oft ungetreu, und die Ungetreuen sehr ungetreu wurden, denn keine Unordnung ward im Königreiche ohne

*) Vita Ludov. Grossi c. 8.

ihr Zuthun oder ihre Zustimmung begangen." — Diese scheinbar unbedeutenden Züge geben eine klarere Vorstellung von der Stellung der ersten kapetingischen Könige, als eine weitläufige Aufzählung aller ihrer Regierungshandlungen zu thun vermöchte. Dieser sonderbare Zustand, wo ein Fürst, der sich für den rechtmäßigen Oberherrn des großen Landes zwischen dem Kanal und dem Mittelmeere, dem Ocean und der Rhone hielt und, wenigstens dem Namen nach, von den Bewohnern dafür angesehen wurde, sich über seine Verbindung mit der Familie eines geharnischten Räubers glücklich preisen kann, beweist, welche außerordentliche Verwirrung aller Begriffe von Recht und Pflicht in einer Epoche, wie das Mittelalter, herrschte, wo, nach der Zerstörung des abendländischen Reiches, die europäische Menschheit ihre Gesittung großentheils von Neuem, und zwar unter den ungünstigsten Umständen beginnen mußte. Diese Erzeugung einer neuen Welt, aus tiefen, aber langsam sich entwickelnden Keimen entstehend, von mannigfaltigen, ihr oft fremden Einflüssen durchkreuzt, mußte eine grenzenlose Menge von Widersprüchen und Irrthümern hervorbringen, über deren Einigung und Bekämpfung Jahrhunderte vergehen sollten. Wie schwer diese Arbeit, die größte für den menschlichen Geist: eine widerstrebende Natur und Wirklichkeit mit den Forderungen des Rechts und der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen — sein muß, geht daraus hervor, daß noch heute in den meisten europäischen Ländern so viele irrige Meinungen über die wichtigsten Zustände des öffentlichen und besondern Lebens, so manche tief in das Dasein eingreifende grundfalsche Empfindungen und Gewohnheiten aus jenen fruchtbaren, aber finstern Zeiten herstammen, und daß es weder dem Christenthum noch einer, in mancher Beziehung, so weit fortgeschrittenen Gesittung möglich gewesen ist, sie bis jetzt auszurotten.

Die dunkle und zerrissene Welt des Mittelalters warf einen düstern Schein in die Seele derer zurück, die in ihrem Schatten lebten. In den Gesinnungen, Sitten und Einrichtungen sprach sich das Gefühl einer drohenden Willkür, eines harten Zwanges, eines engen und dabei unaufhörlich bewegten Zustandes aus. Ueber den Hütten der Hörigen, den Klöstern, Burgen und Städten lag, so verschiedenartig das Leben sein mochte, das sich innerhalb ihrer bewegte, dieselbe trübe und schwere Atmosphäre. Es war in diesem ganzen Zustande mehr Furcht als Liebe, mehr Druck als Freiheit, mehr Willkür als Gerechtigkeit sichtbar. Eine grenzenlose Ergebung und ein maßloses Umsichgreifen waren in fast jedem Verhältnisse der vorherrschende Zug. Die äußere Gestalt des Landes selbst gewährte ein zugleich

ödes und unruhiges Bild. Die Städte, Burgen und Abteien machten, hinter ihrem Ringe von Mauern, Thürmen und Gräben, den Eindruck der Furcht und der Gewalt, der Unsicherheit und der Drohung zugleich. Um diese traurigen Festen wehten die schaurigen Schatten undurchdringlicher Wälder, an deren Saume unaufhörliche Fehden und Kämpfe brausten, in deren Innerm, unter den wilden Thieren, ein ähnlicher Zustand der Gewalt wie außerhalb derselben unter den Menschen herrschte, so daß man zweifelhaft sein konnte, ob die Thiere den Menschen, oder diese jenen, die Weise ihres Daseins nachgebildet hatten. Jedoch war in diesem ganzen Zustande mehr Roheit als Verdorbenheit, mehr Widerspruch als Schwäche, mehr Unbeholfenheit als Unfähigkeit vorhanden, weshalb eine Veredelung und Erhebung desselben möglich war.

Der Mönch stand mitten in der Nacht von seinem engen und einsamen Lager auf, denn sein Schlaf war von drohenden oder verführerischen Erscheinungen erfüllt gewesen. Der Wind schlug an die Mauern seines Klosters, die Wolken zogen trübe über den sternlosen Himmel hin, der Vogel der Nacht ächzte in dem nahen Forste oder dem alten Thurme der städtischen Mauer. Diese traurigen Zeichen erweckten sein schlummerndes Gewissen. Der innere Kern seines Glaubens und das äußere Gesetz seines Standes machten ihm eine Art sittlichen Heroismus zur Pflicht, zu dessen Erfüllung er sich oft zu schwach fühlte. Eine düstre verworrene Fülle von Vorstellungen und Bildern erhob sich in seinem Innern und trat oft, mit dem Scheine der Wirklichkeit bekleidet, vor seine Augen. Er sah, je nach der besondern Stimmung seines Innern, eine erhabene und drohende Gestalt, in priesterlicher Kleidung, die Palme des Märtyrerthums in der Hand, aus dem Nichts vor ihm auftauchen und in das Nichts verschwinden. Er hörte nicht, aber fühlte, daß sie ihn an die Befolgung der Gesetze seines Ordens erinnerte. Ein anderes Mal stellte sich ihm eine sanftere Erscheinung dar, eine heilige Jungfrau, blaß und zart, wie der erste Strahl des Morgens, die mit der Hand nach oben wies. Er nahm, unvermögend in ihm selbst zu finden, was ihm gebrach, zu den strengsten geistlichen Bußübungen seine Zuflucht. In solcher Stimmung begann er dann über die Geschichte seines Landes und Klosters zu schreiben, daher der düstere und magere Charakter dieser Werke, über denen eine Art von Nebel schwebt, nur selten von dem Scheine eines glücklichern Gestirns unterbrochen. — Der Bürger hatte im Innern seiner Gemeinde gegen den Druck und das Umsichgreifen der von ihm selbst gewählten Obrigkeiten, die sich unabhängig zu machen suchten, oder gegen

den wilden Trotz eines armen und zahlreichen Pöbels zu kämpfen, der sich in seiner Gemeinde, ohne Mittel zum Unterhalte zu besitzen, niedergelassen und den Wohlstand der Reicheren mit neidischen Augen ansah. Alle Augenblicke ertönte das Horn der Wächter auf dem Thurm und verkündigte, daß ein Geschwader geharnischter Reiter an der Grenze des Weichbildes sichtbar werde. Bald darauf stiegen Rauch und Funken zum Himmel empor, Hirten und Heerden drängten sich nach den offenen Thoren. Es waren die Edeln der Umgegend, welche die Aecker der Städter verwüsteten und ihre Meiereien verbrannten. Diese bewaffneten sich, wenn ihre Angreifer nicht zu zahlreich waren, und rächten durch einen Ausfall an den Personen und Besitzthümern ihrer Feinde die ihnen widerfahrene Unbill oder warteten, sich im Stillen vorbereitend, hierzu eine günstige Gelegenheit ab. Das Leben des Bürgers floß, wie das des Mönches in innerer Unruhe und Trübsal, so in lauter äußern Kämpfen und Widersprüchen hin und er kam meist zu keinem ruhigen Gefühl seiner selbst und der Welt um ihn her, zu keinem Vollgenuß des Daseins. Der Edle kannte nur Krieg, Raub und Jagd. Sein Körper und der Theil der geistigen Organisation, der mit jenem in nächster Berührung steht, waren kräftig und thätig, aber das Göttliche im Menschen, eine freie und schöpferische Intelligenz, lag, wie in Banden gehalten, wie in einem Kerker vergraben und verrostete ungebraucht. Das Schlimmste in ihm waren nicht sowohl seine wilden Leidenschaften, seine schrankenlose Gier nach Macht und sinnlichen Genüssen, als die tiefe Trägheit seines Geistes, der, wie ein Kind von dem mächtigen Körper, wie auf manchen antiken Denkmalen der kleine Bacchus oder Amor von Silen oder Herkules, getragen wurde. Diese Indolenz machte ihn in Allem, wozu körperliche Kraft und äußerer Muth nicht ausreichen, zum Sklaven des Priesters. Nachdem er seine Jugend schnell verbraust hatte, denn die meisten Feudalherren wurden früh alt, blieb er in erzwungener Ruhe daheim auf seinem Schlosse und wurde ein Spiel seiner rüstigern Nachbarn, oder er schloß sich, von den Ahnungen eines übersinnlichen Daseins ergriffen, in ein Kloster ein, mit seiner ganzen Vergangenheit brechend und schon jetzt für die Welt, in der er immer noch weilte, todt. — — So war, im Ganzen genommen, das Dasein der Mehrheit der herrschenden oder wenigstens persönlich freien Stände der ersten Jahrhunderte des Mittelalters beschaffen, ehe die Feudalwelt gesunken und Königthum und Städte sich gehoben hatten. Der Hörige blieb lange in ein dumpfes, vom Joche der Willkür Anderer und der Befriedigung seiner täglichen Bedürf-

nisse gebeugtes Dasein wie ein mehr gefesseltes als gezähmtes Thier geworfen. Hier und da, dann und wann, machte sich der in seinem Innern nie ganz erstorbene Drang nach einem bessern Zustande in einer wilden, aber vereinzelten Bewegung Luft, kehrte dann aber wieder zu seiner dumpfen Ruhe zurück. — Die verschiedenen Klassen des Mittelalters: der Priester, der Edle, der Bürger, obgleich auf rauhen, dunkeln, von Gefahren umgebenen Wegen wandelnd, genossen für die Entbehrungen, die ihnen ihr hartes Dasein auflegte, doch mannigfaltige in dasselbe mit verwebte Entschädigungen. Der Priester wurde vom Volke nicht nur als ein Diener der Gottheit, sondern seine Person als die Verkörperung der religiösen Idee selbst angesehen und demgemäß verehrt. Er saß außerdem im Rathe der Könige und Großen, nahm in den höhern Klassen seines Standes an der Herrschaft der Feudalwelt Theil und die Hierarchie seiner Kirche bot ihm eine unermeßliche Aussicht auf Macht und Ehre dar. — Der Edle glaubte sich den rechtmäßigen Herrn des Bodens und hielt die äußere Welt, von der er nur ungern einen Theil dem Priester abgetreten, für das ihm bestimmte Erbe. Er berauschte sich in dem stolzen Gefühle, sein Gesetz Andern auflegen zu können, für sein persönliches Verhalten aber die letzte Entscheidung in sich selbst suchen zu dürfen. — Der Bürger, obgleich im Verhältnisse zu den beiden herrschenden Ständen sehr niedrig gestellt, stand dennoch hoch über dem Hörigen da. Er fühlte sich im Innern seiner Stadt frei, wurde von seines Gleichen gerichtet und regiert und genoß das kostbare Vorrecht des Mittelalters, Beleidigungen, die ihm oder seinen Mitbürgen angethan, mit den Waffen in der Hand gegen Jedermann rächen zu können. Seine Stellung war keine persönlich heilige, keine persönlich herrschende, wie die des Priesters und Edeln, seine Person kam an und für sich wenig in Betracht. Er galt nur etwas als Mitglied seiner Gemeinde, darum schloß er sich so fest an sie an. In dieser engen Vereinigung aber erschien er sich selbst frei und mächtig, mißtrauete dem Priester, haßte den Ritter und verachtete den Hörigen. — Auf diesem lag, ohne irgend eine Entschädigung, die Last des gesammten Daseins Aller. Wenn der König die widerspenstigen Vasallen seines Landes verfolgte, so bestrafte er sie gewöhnlich nicht in ihren, sondern in den Personen ihrer Hörigen, deren Besitzungen, wie z. B. der Abt Suger im Leben Ludwig des Dicken erzählt, bei allen solchen Gelegenheiten verwüstet und verbrannt wurden. Wenn der Abt oder Bischof von seinen Nachbarn befehdet wurde, so waren es die Hörigen desselben, die vertrieben oder getödtet wurden, wenn die Edeln und Städte sich bekämpften,

so waren es wiederum jene, die den Kampfpreis bezahlten. Nie, in keiner andern Gesellschaft und zu keiner andern Zeit, hat es eine Klasse gegeben, die, bei so wenig Freiheit, zugleich so wenig Sicherheit genoß. Der antike Sklave war unfreier, aber er stand unter dem Schutze seines Herrn, der wiederum vom Staate geschützt wurde. Im Mittelalter dagegen war der Hörige das Material, aus dem die übrigen Stände ihr immer streitbares und zerstörendes Dasein aufbaueten. Die Schlösser, Klöster und Städte wurden durch gute Mauern vertheidigt, aber die Leibeigenen, die zwischen ihnen wohnten, zerstreuet, entwaffnet, ohne die Möglichkeit des Widerstandes, waren die Beute jedes fremden Angriffes. Sie sahen die Hütten, die sie gebauet, die Saaten, die sie bestellt, die Heerden, die sie erzogen, bei jedem Streite, dessen Ursprung ihnen fast immer fremd war, verbrannt, zerstört und fortgetrieben, und hatten nicht einmal die Befriedigung, für diesen Frevel an denen, die ihn begingen, Rache nehmen zu können. Dem Hörigen des Mittelalters war es, wie nach den Sagen des innern Afrika, dem Stammvater der Neger ergangen. Der Schatz, den er bei seiner Geburt vom Schöpfer erhalten, war ihm, während er schlief, von seinen Brüdern gestohlen worden, und er konnte den Fluch Noah's: „verflucht sei Kanaan, und sei ein Knecht der Knechte seiner Brüder" — auf sich anwenden.

Achtzehntes Kapitel.

Der Sohn und Nachfolger Philipp August's, Ludwig, in der Reihe der Könige dieses Namens der Achte, trug die Krone nur drei Jahre lang und seine Regierung ist eben so thatenlos als kurz gewesen. Als Thronerbe war er von seinem Vater in dessen rastlos thätiges Dasein hineingezogen worden, in allen Verhältnissen aber von mittelmäßigem und beschränktem Geist erschienen. Er hatte, von den englischen Baronen zum Könige an Johann's Stelle berufen, es nicht verstanden, ihr Vertrauen zu gewinnen, und war, nach großen Kosten und langem Streit, seinen Ansprüchen auf England

zu entsagen gezwungen worden. Die Herrschsucht seines Vaters hatte ihm in dieser Unternehmung eine vielleicht unmöglich durchzuführende Rolle auferlegt, indessen war er unfähig gewesen, aus den ihm anfangs günstigen Umständen Vortheil zu ziehen. Er war jedoch kriegerisch und bewies dies in dem Feldzuge gegen Johann, als dieser, während Philipp bei Bouvines stritt, seine an der Loire liegenden Besitzungen wiederzugewinnen trachtete, und auf seinem Zuge gegen die Albigenser, wo er den entschlossenen Widerstand Avignons brach, in die größern Städte des Südens königliche Besatzungen legte und den Einfluß der Krone auf diese entfernten Provinzen zu verstärken wußte. Er führte als König ein Heer gegen die Albigenser und setzte die Bewegung des Nordens gegen diese mittäglichen Gegenden, die sich vor seinem Joche sträubten, fort. Dieses war die einzige That seiner kurzen Regierung. Ludwig VIII. war weit mehr als sein Vater ein Charakter des Mittelalters und unterschied sich von Philipp August besonders dadurch, daß er der Kirche nicht, wie letzterer, aus Einsicht in die Stellung, die ihr gebührte, und die Kraft, die der Bund mit ihr dem Souverain verlieh, sondern, wie es scheint, aus tiefer Ueberzeugung und mit schwärmerischem Eifer anhing. Er war so fromm und tapfer, daß ihn seine Unterthanen: den friedlichen Löwen — nannten.

Ludwig VIII. hinterließ sein Reich seinem ältesten Sohne Ludwig IX., über den, da er noch in den Knabenjahren stand, seine Mutter, Blanka von Kastilien, die Vormundschaft führte. Zum ersten Male trat eine Frau als Regentin des Königreichs auf. Es war dies eines der Zeichen, daß in den Sitten eine große innere Veränderung vorgegangen, die Herrschaft milderer Grundsätze und eine Erhebung der Idee des Rechts selbst sich geltend zu machen anfingen. Denn in frühern Epochen hätte es an der Spitze der Lehnswelt vor allen Dingen eines starken Armes bedurft, die Gaben und Fähigkeiten einer Frau würden zu deren Bändigung nicht ausgereicht haben und eine Königin nicht im Stande gewesen sein, ihren unmündigen Sohn zu beschützen. Eine Anzahl Vasallen jedoch, Mauclerc, den Grafen von Bretagne, an der Spitze, blieben den alten Ueberlieferungen des Feudalwesens, das bei jedem Thronwechsel, besonders wenn derselbe von der Minderjährigkeit des Souverains begleitet war, eine vortheilhafte Gelegenheit zu eigener Vergrößerung sah, treu und empörten sich gegen die Krone. Sie hatten auf den Beistand Heinrich's III. von England gehofft, der, da sein vornehmster Rath und Günstling von der Regentin gewonnen war, seine Versprechungen nicht erfüllte. Mauclerc wurde von den kleinen

Lehnsmännern verlassen und seine Macht allein reichte zu dem Kampfe, den er angefangen, nicht aus. Zu gleicher Zeit beschloß Blanka, die sich durch Thätigkeit und Kühnheit auszeichnete, die Verwirrungen und Unordnungen im Süden Frankreichs zu benutzen und den Einfluß der Krone daselbst für immer zu sichern. Es fand hier ein immerwährender Kriegsstand zwischen den Katholiken und Albigensern, den Nordfranzosen und Provençalen statt. Der Graf Raimund VII. war nicht glücklicher als sein Vater gewesen. Er wurde genöthigt, dem Besitze von Niederlanguedoc, das er schon unter Philipp August an Frankreich abgetreten, von Neuem zu entsagen, seine Tochter Johanna mit einem der jüngern Brüder des Königs zu verloben und die Grafschaft Toulouse, die auf diese Weise an das königliche Haus kommen sollte, zu ihrer Mitgift zu bestimmen. Er selbst begab sich, großer Grausamkeiten gegen die Gefangenen in diesem Kriege beschuldigt und das Schicksal seines Vaters fürchtend, nach Paris und unterwarf sich in der Kirche Notre-Dame einer demüthigenden Buße. Dies geschah, um die Hierarchie zu versöhnen. Seine Auflehnung gegen die Krone bezahlte er mit einer kurzen Gefangenschaft in dem festen Schlosse des Louvre, wo der bei Bouvines gefangene Graf von Flandern viele Jahre in Gewahrsam gehalten worden und der Graf von Boulogne aus Verzweiflung sich selbst getödtet hatte. Die Krone begann jetzt ihr Recht und ihre Macht gegen die größten Vasallen mit demselben Nachdruck, wie Ludwig VI. hundert Jahre vorher gegen die kleinen und unruhigen Lehnsleute seiner unmittelbaren Herrschaft gethan, geltend zu machen. Der Krieg gegen den Grafen von Bretagne war noch nicht beendigt. Er wurde vor das Tribunal der Pairs geladen und verurtheilt. Da ein neuer Kreuzzug vorbereitet wurde, zu dessen Führer ihn der Papst ernannt hatte, so entsagte er seinem Lande, das er übrigens nur durch das Recht seiner Frau besaß, und überließ es seinem Sohne. Die Regentin ward auf diese Art eines unternehmenden und gefährlichen Feindes los. Thibaut Graf von Champagne, ein vertrauter Freund und Bewunderer Blanka's von Kastilien, erbte Navarra, das dem Vater seiner Frau gehört hatte, und verkaufte an die Krone die bedeutenden Städte und Gebiete von Chalons und Blois. Der König von Aragonien, der um diese Zeit seinen Kreuzzug gegen Valencia begann, nahm eine große Anzahl der provençalischen und languedokischen Ritter, die im Kriege gegen die Albigenser ihre Lehne verloren hatten, in seine Dienste. Die Macht der Krone wurde im Süden durch den Abzug dieser mit ihr unzufriedenen Menge sicher gestellt.

Das Königthum hatte, ungeachtet der Regierung des schwachen Ludwig's VIII. und der Regentschaft einer Frau, nichts von der Kraft verloren, die es unter Philipp August erworben, als Ludwig IX. im Jahre 1236 für mündig erklärt wurde, obgleich er noch lange unter dem Einflusse seiner Mutter blieb. Dieser König, in mancher Beziehung eine einzige Erscheinung in der Geschichte, der alle menschlichen Vorzüge, fast ohne einen persönlichen Fehler, besaß, denn seine etwaigen Gebrechen gehörten nicht ihm, sondern seiner Zeit an, und selbst dann erscheinen sie, mit seiner edeln und reinen Persönlichkeit verbunden, in sehr gemildertem Licht, fand den Geist und die Stimmung der Menschen und die Verhältnisse des öffentlichen Lebens im Vergleiche zu dem, was sie einige Generationen vor ihm gewesen, in einem sehr veränderten Zustande vor. Innocenz III. hatte die Grundsätze Gregor's VII. bis zu ihren äußersten Konsequenzen durchgeführt und über die Fürsten und Völker, wie kein Papst vor und nach ihm, geherrscht. Aber einmal hatte er nicht nur alle Triebfedern der Maschine, die das Papstthum zu seinem Gebrauche errichtet, dermaßen angezogen, daß eine noch höhere Spannung unmöglich geworden, sondern es hätte immer einer so kräftigen und sichern Hand wie der seinigen bedurft, um sie nur im Gange zu erhalten. Es ist ein im Walten der Machthaber oft verletzter, aber unwiderlegbarer Grundsatz, die ihnen zu Gebote stehenden Mittel nur in kritischen Momenten mit ganzer Stärke zu gebrauchen, sonst aber nur ein gewisses Maß derselben in Anwendung zu bringen. Denn durch einen übermäßigen Gebrauch wird die jeder natürlichen oder sittlichen Gewalt verliehene Spannkraft, ohne die sie sich auflösen muß, abgenutzt. Innocenz III., beständig drohend, kämpfend und strafend, schwächte die päpstliche Macht durch eine Ueberspannung, die sie, auf die Dauer, nicht zu ertragen im Stande war. Er verfuhr nach Art der Eroberer und Despoten, die, eine Zeit lang, von der Kraft ihres Willens und günstigen Umständen unterstützt, die elastische Materie der Menschheit gewaltsam zusammenpressen und in ihrer Hand halten, die aber, vermöge der ihr verliehenen Sprungkraft nie den Trieb, sich wieder auszudehnen, verliert und über kurz oder lang ihre Freiheit wiedergewinnt. Ja, nicht zufrieden, seine Gegner durch die seiner Macht und Stellung eigenthümlichen Mittel zu besiegen, zog er im Kriege gegen die Albigenser Blutvergießen und Vernichtung der Belehrung und Ueberredung vor und stellte das Papstthum auf einen mit seiner Natur unverträglichen und, auf die Länge, nicht haltbaren Boden. Dasselbe konnte, ohne mit sich selbst, seinem Ursprung und Charakter in Wi-

derspruch zu gerathen, die Weise der Apostel und ersten Christen, nicht durch Gewalt, sondern durch Lehre und Beispiel zu wirken, nicht verlassen. Sobald es sich, von dem idealen und überirdischen Geiste, der es auf seinen Flügeln emporgetragen und ihm die Ehrfurcht und den Gehorsam der Menschen erworben hatte, sich trennend, in den Schlamm der Welt warf und deren Gesinnungen, Mittel und Zwecke theilte, mußte es in dieser Berührung einen großen Theil seiner Kraft verlieren. Aber selbst ohne diese Verirrung wäre der Anspruch einer moralischen und politischen Diktatur, die Idee einer in sterblichen Menschen sich unaufhörlich verkörpernden Offenbarung des göttlichen Willens selbst, durch theils wahre, theils erfundene Ereignisse zu einem in der Nacht finsterer Jahrhunderte entstandenen System vollendet, auf die Voraussetzung gestützt, daß die Kirche sich im untrüglichen Besitze aller Wahrheit befinde, daß die Welt über diese ihr einmal gesteckten Grenzen in keiner Weise hinausgehen dürfe, mit der Anlage, dem besondern Charakter und der Bestimmung der europäischen Menschheit unvereinbar gewesen. Die sittlichen Grundsätze des Christenthums waren die Grundlage, auf welche die Völker Europas nach der Zerstörung des römischen Reiches gestellt worden, und das Selbstbewußtsein des germanischen Geistes die Flamme, die ihr Inneres in Bewegung setzen sollte. Alles Andere war und blieb für die moderne Menschheit ein Werkzeug, das sie brauchen und dann fortwerfen, eine Hülle, in die sie sich kleiden und die sie dann zerreißen konnte, um nach dem ihr von der Vorsehung gestellten Ziele fortzuschreiten. Mit dieser eingebornen und unwiderruflichen Bestimmung des Fortschrittes stand das Papstthum, durch seinen Anspruch einer untrüglichen Vollendung des von ihm geschaffenen Daseins, im grellsten Widerspruche. Es verdankte seine bis zum dreizehnten Jahrhundert immer steigende Macht der idealen Richtung, die es ursprünglich genommen, der Behauptung einer Herrschaft des Geistes über die Materie, der Erstrebung des Friedens und der Ordnung auf der Erde. Es hatte sich in den vielen Stürmen des Mittelalters als ein Pharus für die Menschheit hingestellt und eine Zeit lang diesen Zweck wirklich erfüllt. Unter Gregor VII. und während der ersten Kreuzzüge war es diesem Geiste im Ganzen treu geblieben. Unter Innocenz III. begann es aber eine fast ausschließend politische, auf die Erreichung weltlicher Macht und Größe gerichtete Stellung zu nehmen, zu der sein geistlicher Einfluß nur das Mittel wurde.

Die Freiheit, die, als ein inneres und allgemeines Gut, dem Orient und der alten Welt unbekannt geblieben, war durch das

Christenthum und seine Verbindung mit dem germanischen Geiste in die Welt gekommen. Durch die Entstehung des Feudalwesens war indessen der Genuß dieser Freiheit, wie sie in der Aeußerlichkeit erscheint, auf einen engen Kreis beschränkt worden. Gegen diese Beschränkung erklärten sich die städtischen Gemeinden des Mittelalters Die Freiheit der Idee und des innern Lebens, wie sie aus dem Geiste des Evangeliums spricht, war, als sich letzteres in einer Kirche verkörpert hatte, wenn auch nicht vernichtet, doch sehr verringert worden. Gegen diesen Druck erhoben sich die verschiedenen Dissidenten, die das eingeborne Recht der Wahl und innerer Ueberzeugung, mit mehr oder weniger Erfolg, vertheidigten. So lange die europäische Menschheit noch von den Wunden, welche die Zerstörung einer ganzen Welt, wie die des Alterthums, ihr geschlagen, blutete, unterwarf sie sich, bei seltenen und unglücklichen Versuchen des Widerstandes, dem doppelten Joche, welches die Kirche und das Feudalwesen ihr aufgelegt hatten. Vom zwölften Jahrhundert an begann der moderne Geist, wenigstens der vornehmsten europäischen Völker, eine neue Bahn einzuschlagen und eine Ahnung seiner Bestimmung, welche keine andere als eine auf Sittlichkeit gegründete Freiheit sein kann, erwachte in ihm. Das Feudalwesen, das bis dahin die äußere Welt fast ausschließend beherrscht, setzte dieser neuen Richtung, die besonders durch die Kreuzzüge begünstigt wurde, einen weniger heftigen Widerstand, als man hätte erwarten sollen, entgegen. Die Freiheit begann in den Städten allmälig festen Boden zu fassen. Zugleich erhob sich, ob äußerlich hiervon noch so getrennt, innerlich in einem leicht nachzuweisenden Zusammenhange stehend, die intellectuelle und innere Freiheit in Abailard und seiner Schule. Gegen diese begann die Kirche einen feindlichern Kampf, als die Lehnswelt gegen die Städte geführt: ein Beweis, daß sie Widerstand weniger vertragen und in ihrem Innersten despotischer als die weltliche Macht gesinnt war. Die Ueberreste der klassischen Literatur, der Philosophie vornehmlich und, obwohl in geringerm Maße, auch der Poesie und Geschichte, legten, in Verbindung mit der Anregung, die der Orient gegeben, den ersten Keim zu einer, von der kirchlichen Autorität unabhängigen und außerhalb ihres strengen Kreises stehenden Bildung, die im funfzehnten Jahrhundert zu ihrer Reife kommen sollte. Die Hierarchie verdammte, verfolgte, zerstörte die hervorragenden Gestalten, die jenes erste Licht zu entzünden suchten, es lag aber nicht in ihrer Macht, dies selbst auszulöschen. Als Innocenz III. auf den päpstlichen Thron stieg, fand er, wie seine immerwährenden Kämpfe gegen Frankreich, England, Deutschland u. s. w.

beweisen, die Welt in einer der geistlichen Macht großentheils feindlichen Stimmung. Er raffte alle von dem Papstthum früher bereiteten Mittel und Werkzeuge zusammen und ging, da seine große und kraftvolle Persönlichkeit in eine Zeit des Ueberganges fiel, wo der neue Geist noch keine vollkommene Konsistenz in sich gewonnen, sondern seinen Flug noch erst versuchte, aus diesem Streite der Freiheit und Autorität als Sieger hervor. Es war dies aber ein persönlicher Sieg, die letzte glückliche Anstrengung, der letzte große Erfolg des wankenden Papstthums. — Der veränderte Geist der Zeit, die bedrohte Stellung der kirchlichen Autorität und ihre Ohnmacht, um in mit ihrem Ursprunge und ihrer Natur übereinstimmenden Mitteln einen Schutz gegen die Angriffe, die sie erfuhr, zu finden, trat am Deutlichsten in dem Kriege gegen die Albigenser hervor. Wie verkehrt und verwerflich die Grundsätze dieser Opposition der Kirche erscheinen mochten, letztere mußte, sobald sie sich selbst treu bleiben wollte, nur durch Lehre und Wissenschaft, durch die geistige Ueberlegenheit reinerer Sitten und wahrerer Grundsätze gegen ihre Gegner kämpfen. Statt dessen aber predigte sie, nach einigen unbedeutenden Versuchen, sie zu erleuchten, einen Kreuzzug gegen sie, und behandelte sie mit mehr Härte und Grausamkeit, als einst die heidnischen Kaiser gegen das entstehende Christenthum, zur Zeit der Verfolgungen, gethan. Selbst die Inquisition, die, ihrer Bedeutung nach, überhaupt sich an den verweltlichten Geist der Kirche schloß, deren Ursprung aber dieser Epoche angehört, verfuhr später, wenn auch nicht milder, doch behutsamer, mehr mit der Hülle einer gewissen Gerechtigkeit bekleidet, als die päpstlichen Legaten und die Mönche von Citeaux in diesem Kampfe gethan. Früher hatte die Kirche nur einzelne ihrer Gegner geopfert. Hundert Jahre vorher war Arnold von Brescia verbrannt worden, hier fiel ein ganzes Volk unter ihren Streichen. Diese blutige Katastrophe mußte die, welche bisher zwischen einer unbedingten Hingebung an die päpstliche Autorität und ihrer eigenen Vernunft geschwankt, der erstern vollkommen abwendig machen und selbst den Gläubigsten beunruhigen.

Unter letztere gehörte vor Allen Ludwig IX., der, obwohl den religiösen Ueberzeugungen seiner Zeit, wie kein anderer, zugethan, sich der päpstlichen Machtvollkommenheit, wie sie sich früher geäußert und wie sie, ihren Ansprüchen nach, immer blieb, im Laufe seiner Regierung mehr als einmal entgegenzusetzen gezwungen war. Von einer auf so hoher Stufe weltlicher Macht selten gesehenen Aufrichtigkeit und Reinheit der Gesinnung erfüllt, zugleich aber von

der Natur mit einem klugen und festen Urtheil begabt, mußte er von der Lage der Welt, in die seine Erscheinung fiel, mehr als ein Anderer verletzt und beunruhigt werden. Er trug ein tiefes Bedürfniß des Glaubens, der Hingebung an Andere, eine besondere Neigung für die Verwirklichung des Guten und Wahren in sich. Sein ganzes Leben beweist, wie mächtig diese sittlichen Anlagen, wie eingeboren sie ihm waren. Er fand den religiösen Glauben in den theologischen Disputationen seiner Zeit, in dem Streite der philosophischen Schule der Universität Paris und den Meistern der beiden neu entstandenen Orden der Franziskaner und Dominikaner erschüttert, und er konnte, mit einer bedeutenden Intelligenz begabt und keiner Richtung seiner Zeit fremd, sich dagegen nicht, wie rohere und beschränktere Naturen es gethan haben würden, verschließen. Zugleich aber, und dies war noch viel wichtiger, sah er die Kirche selbst durch den Krieg gegen die Albigenser, nicht um des Unglückes willen, daß diese erfahren, denn er war der entschiedenste Gegner ihrer religiösen Grundsätze, wohl aber durch den Untergang so vieler schuldlosen Opfer der wildesten und rücksichtslosesten Verfolgung befleckt. In seinem eigenen Wirkungskreise, den ihm unmittelbar unterworfenen Verhältnissen thaten sich ähnliche Gegensätze zwischen der Wirklichkeit und seinen Ueberzeugungen kund. Sein Großvater hatte die englischen Lehne eingezogen, Johann war, obwohl wahrscheinlich schuldig, dennoch ungehört verdammt worden und sein Sohn Heinrich III. widersprach diesem Urtheile unaufhörlich. Sein Vater Ludwig VIII. hatte die königliche Macht durch die Beraubung der albigensischen Fürsten und Barone bereichert, deren religiöse Meinungen ihm verhaßt und verdächtig waren, deren politische Vernichtung, auch auf ihre schuldlosen Erben ausgedehnt, seinem Verstande gleichwohl als ein großes Unrecht erschien. Ein Krieg zur Befreiung der morgenländischen Christen, zur Bekämpfung der Mahomedaner unternommen, ein neuer Kreuzzug bot sich als das einzige Mittel dar, aus dieser moralisch und politisch ungewissen und drückenden Lage hervorzugehen. Zu einem solchen Unternehmen angewandt, konnte die durch Johann's, Raimund's und so vieler Anderer Ruin vermehrte Macht der Krone gesühnt und der an ihr haftende Flecken der Ungerechtigkeit und Habsucht vertilgt werden. Die Lage des Orients schien einen neuen Kreuzzug nöthiger als je zu machen. Im Innern Asiens hatte sich ein die ganze übrige Welt bedrohender Sturm erhoben. Die seit den Zeiten der Völkerwanderung furchtbarste Bewegung, das Vordringen der Mongolen, bedrohete Christen und Mahomedaner zugleich. Der König hätte so

gern die heiligste seiner Pflichten erfüllt und dem bedrängten Kreuze Hülfe gebracht, aber die durch Philipp August und Ludwig VIII. gedemüthigten Vasallen im Süden lehnten sich von Neuem gegen die Krone auf und traten zu einem Bunde zusammen, der, hätte ihn mehr Einigkeit belebt, leicht gefährlich geworden wäre. Heinrich III. von England, als Herzog von Aquitanien, Raimund VII., der die Erniedrigung seines Hauses nicht ertragen konnte, die Könige von Aragonien und Kastilien, denen der Einfluß und die Nachbarschaft der Nordfranzosen drohend erschienen, begannen die Feindseligkeiten, wurden aber, einer nach dem andern, besiegt. Ludwig schlug die Engländer an der Brücke, die bei Taillebourg über die Charente geht, so gänzlich, daß Heinrich III. sein Heer nur durch einen Waffenstillstand, den der König von Frankreich ihm bewilligte, retten konnte. Diese Schlacht war die erste große Kriegsthat Ludwig des Heiligen.

Die Gefahr für die morgenländischen Christen ward aber immer größer. Die Mongolen hatten Bagdad erobert und zerstört, Jerusalem eingenommen und die Einwohner ermordet. In der Schlacht von Gaza waren fünfhundert Templer, die gesammte Streitkraft, die der Orden im gelobten Lande besaß, gefallen. Unter diesen Umständen vermochte der König nicht länger zu rasten. Er nahm, eben von einer gefährlichen Krankheit erstehend, das Kreuz. Eine Menge der durch die Besiegung der Albigenser ihres Besitzes beraubten und heimathlos gewordenen Provençalen wurde seinem Heere einverleibt. Auch entschädigte er den Vikomte von Trencavel, da er, ohne zu viele Interessen zu verletzen, ihm sein verlornes Erbe, Bezieres und Nimes, nicht zurückgeben konnte, durch eine angemessene Geldsumme. Anstatt, wie andere Fürsten bei ähnlichen Gelegenheiten gethan, durch Erpressungen aller Art Geld zusammenzubringen, bereitete sich Ludwig durch Handlungen der Gerechtigkeit und Milde auf diesen heiligen Krieg vor.

Die der Feudalwelt eigenthümliche Ungeschicklichkeit, ihre Unerfahrenheit, ihr Mangel an Plan und Vorsicht, die Unmöglichkeit, mit einer aus Lehnsleuten, die nur eine bestimmte Zeit und unter gewissen Bedingungen zum Dienste verpflichtet waren, aus Söldnern und Abenteurern aller Nationen gebildeten Kriegsmacht, etwas Dauerndes und Großes auszuführen, bewirkte, daß dieser Kreuzzug, wie alle frühern, scheiterte. Die immer sichtbarer werdende Erfolglosigkeit dieser Unternehmungen war ein Zeichen der wachsenden Gleichgültigkeit für dieselben, und ein Beweis, daß die Aufmerksamkeit und Thatkraft der Menschen sich auf andere Gegen-

stände zu lenken, sich in der Nähe und Gegenwart zu befriedigen, daß eine politische Richtung eine rein religiöse zu verdrängen begann. Ludwig verherrlichte sich in diesem Kriege nicht nur, wie andere Helden vor ihm gethan, durch persönliche Tapferkeit, sondern, wie kein Anderer je gethan, durch die großmüthigste Sorge für seine Krieger, das hochherzigste Vergessen seiner eigenen Gefahren und Leiden. Die Nachricht von dem Tode seiner geliebten und verehrten Mutter, die während seiner Abwesenheit, wie einst in seiner Minderjährigkeit das Land regierte, kam ihm in einem Augenblicke zu, als er eben von der Erfolglosigkeit seines Unternehmens auf das Tiefste gebeugt war. Doch ließ er sich, als er aus der Gefangenschaft der Ungläubigen befreit worden, durch nichts von der Sorge für seine Getreuen und der Behauptung der wenigen, den Christen im Orient übrig gebliebenen Plätze und Hülfsquellen abhalten.

Der Zustand, in welchem Ludwig Europa bei seiner Zurückkunft fand, war nicht gemacht, sein von Kummer über das Unglück der morgenländischen Christen und die vereitelte Hülfe, die er ihnen verheißen, gebrochenes Herz zu trösten. Er fand eine außerordentliche Gährung in den Gemüthern vor, entstanden durch den im Kampfe gegen die Albigenser und das schwäbische Kaiserhaus verweltlichten und entweihten Geist der Kirche und den immer von Neuem erwachenden Widerstand gegen ihre Gesetze und Einrichtungen. Man begann endlich zu begreifen, mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken die Kirche stritt. Als der König von Frankreich sich zum Kreuzzuge vorbereitete, war es der Papst gewesen, der ihn von seinem Vorhaben abzubringen gesucht und ihn gegen England, das sich etwas freier als unter Johann zeigte, brauchen gewollt. Er hatte Ludwig für seinen Bruder die Krone von Deutschland und später die von England angeboten. Er verfolgte das schwäbische Haus mit dem grimmigsten Hasse. Wie sehr hatte sich der Geist und die Stellung des Papstthums seit der Zeit verwandelt, da es den ersten Kreuzzug predigte! Es war seit dem Kriege der Albigenser in eine neue Bahn getreten, und erregte, von jetzt an, mehre Jahrhunderte lang, einen blutigen Kampf nach dem andern! Zugleich entfesselte sein sinkendes Ansehen den im Schooße der Christenheit gährenden Drang nach Abschüttelung dieses Joches. Der Mysticismus, durch die Kreuzzüge unter die Massen verbreitet, trug seine Frucht: den Haß des Gesetzes — und die regellose Begeisterung für eine religiöse und politische Befreiung. Diese Bewegung, die sich bis zur vollständigen Trennung der beiden großen christlichen Principien und der vollkommenen Befreiung des einen durch den Protestantismus

unaufhörlich wiederholen sollte, war während Ludwig's Abwesenheit in Frankreich ausgebrochen. Arme, besonders Landleute und Hirten, hatten sich unter dem Namen „Pastoureaux" zusammengerottet und unter dem Vorwande, dem Könige nach dem Orient zu Hülfe ziehen zu wollen, überall Schrecken und Verwüstung verbreitet. Während der frühern Zeiten des Mittelalters hatten sich Einzelne, besonders aus dem geistlichen Stande selbst, gegen die Kirche aufgelehnt. Von der Katastrophe der Albigenser an wird dieser Widerstand in den Massen sichtbar und die ersten Vorzeichen des großen im sechszehnten Jahrhundert ausgebrochenen Kampfes erscheinen im dreizehnten. Die Kirche hatte sich so materialisirt, sie hatte die Scheidewand, die sie von der Welt trennte, so oft durchbrochen, daß die Welt sich wiederum in sie einzudrängen, sie auf ihrem eigenen Gebiete anzugreifen suchte. Die Pastoureaux hatten bei ihrem Aufstande die Organisation der Kirche nachgeahmt und einen Papst, Kardinäle und Bischöfe unter sich eingeführt. Sie trugen das Bild eines Lammes in ihren Fahnen. Während sie die Priester überall ermordeten, äfften sie die Einrichtungen der Kirche nach. So sehr war diese von der Höhe, auf der sie früher gestanden, herabgestiegen. Die Bewegung der Kreuzzüge, die Art, wie der Orient den Ideen und Meinungen des Abendlandes näher getreten, war schon in den Grundsätzen der Albigenser erschienen. Die Pastoureaux gehorchten ebenfalls einem Obern, der der Großmeister von Ungarn genannt wurde. Sie wurden endlich besiegt und ausgerottet.

Ludwig, durch alle diese feindlichen Erscheinungen mit seinem auf Glauben und Hoffnung gerichteten Sinne noch mehr als früher in sich selbst zurückgedrängt, entsagte eine Zeit lang allen äußern Unternehmungen und erdrückte jeden, bei der günstigen Lage seiner Krone, sonst so natürlichen Wunsch nach Vergrößerung. Das in seinem Innern wohnende zarte und mächtige Gefühl für das Recht bewog ihn endlich zu einer in der Geschichte der Staaten einzigen Aeußerung dieser Gewissenhaftigkeit. Er gab dem Könige von England: Perigord, Limousin, Agenois und den von ihm besessenen Theil von Quercy und Saintonge zurück, wofür jener seinen Ansprüchen auf die Normandie, Touraine, Anjou, Maine und Poitou entsagte. Der wilde und verwirrte Sinn der meisten Plantagenets, ihre unaufhörlichen innern und äußern Kriege, ihre Schwäche und Tyrannei zugleich hatten ihnen die Bevölkerung ihrer ehemaligen Continentalländer, die sich unter den Königen von Frankreich eines größern Schutzes und einer gerechtern Herrschaft erfreueten, fremd gemacht. Die abgetretenen Provinzen kehrten ungern unter England

zurück und vergaben, die Gesinnungen Ludwig's verkennend, ihm diese Restitution niemals. Als dieser König später kanonisirt wurde, weigerten sich diese Provinzen dem Urtheile der Kirche zu gehorchen und sein Fest zu begehen.

Während der König von Frankreich freiwillig auf diese Art seine Macht schwächte und sein politisches Walten immer mehr seinem Gewissen unterordnete, ließ sich die französische Nationalität, die durch die Kreuzzüge, die Erhebung der französischen Städte, den Sieg über die Albigenser und die Bedeutung der Universität Paris einen Einfluß auf ganz Europa erlangt, in ihrer Ausbreitung und Entwicklung nicht aufhalten. Ein politisch bedeutendes, obgleich sittlich nicht günstiges Zeichen hiervon war die Eroberung Neapels und Siciliens durch Karl von Anjou, den Bruder Ludwig's IX. Das alte Bündniß der Könige von Frankreich mit dem Papstthum trat bei dieser Gelegenheit wieder bedeutend hervor, denn die Kirche siegte über das schwäbische Haus vornehmlich durch den Beistand eines französischen Prinzen, und die alte Ueberlegenheit der Könige von Frankreich über ihre englischen Nebenbuhler erschien in dem Schiedsamte, das Ludwig über Heinrich III. und seine Barone ausübte.

Während das Papstthum im Abendlande seinen geistlichen und politischen Gegnern einen Kampf auf Leben und Tod lieferte und die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um sich auf der von Innocenz III. errungenen Höhe zu erhalten, war die christliche Macht im Orient immer tiefer gesunken. Die letzten festen Plätze wurden von den aus Aegypten kommenden Mameluken eingenommen. Antiochia, eine der ersten Pflanzstädte des Christenthums, gerieth in die Gewalt der Mahomedaner. Siebenzehntausend Christen fielen unter dem Schwerte, über hunderttausend wurden verkauft. Aehnliches geschah in Cäsarea, Japha u. s. w. Als die Kunde dieser Unfälle nach Europa gelangte, erregte sie Schmerz und Theilnahme, aber nicht mehr jene kriegerische und fromme Begeisterung, wie einst die Verluste von Edessa und Jerusalem unter Ludwig VII. und Philipp August hervorgebracht hatten. In Ludwig IX. allein war das Gefühl früherer Zeiten lebendig geblieben. Der Papst Clemens IV. selbst rieth ihm, im Innern wahrscheinlich von der Vergeblichkeit eines erneueten Versuches überzeugt, von der Annahme des Kreuzes ab. Aber die charakteristische Sinnesweise der besten Epochen des Mittelalters, ein brennender Glaubenseifer im Bunde mit einem unerschütterlichen Muthe, lag zu tief in dem Gemüthe dieses Königs als daß die Gleichgültigkeit oder der Widerstand Anderer ihn von der Erfüllung der ihm heiligsten aller Pflichten, der Vertheidigung

des christlichen Namens, hätte abhalten können. Seine religiöse Begeisterung schien sich sogar, ein besonderer Zug seines Wesens, mit dem Alter zu vermehren und ihm immer mehr zur andern Natur zu werden. Er nahm, obgleich durch strenge Bußübungen und Entbehrungen entkräftet, mit seinen drei Söhnen, seinen Brüdern und einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Herren das Kreuz. Er zog es diesmal vor, die Ungläubigen an der afrikanischen Küste zu bekämpfen und dadurch den Zusammenhang der mahomedanischen Welt im Orient, in Afrika und Spanien zu trennen. Er wurde, ohne Gelegenheit zu neuen Thaten gefunden zu haben, mit vielen seiner Begleiter von einer ansteckenden Krankheit ergriffen und starb in der Nähe von Tunis, unfern der Trümmer des alten Karthago, wo ihm jetzt, nach sechs Jahrhunderten, ein Denkmal errichtet worden. In ihm erlosch die edelste und tiefste Personifikation des Mittelalters. Die Einheit, zu der sich in seinem Wesen sonst so getrennte Eigenschaften, wie ein unbezwingbarer Muth und eine ungeheuchelte Demuth, große politische Thätigkeit und ein unbestechliches Gefühl für Recht, eine bis in sein innerstes Wesen gedrungene Religiosität mit einer richtigen Auffassung seiner Pflichten als Regent verbunden, machen ihn zu einer in der Geschichte einzigen Erscheinung. Die Feudalwelt hat keine christlich heiligere und sittlich gerechtere Individualität als die seinige hervorgebracht. Wie alle außerordentlichen Persönlichkeiten ist er sein ganzes Leben lang von einer großen Idee ausschließend beherrscht gewesen und zuletzt für sie gestorben. — Er näherte sich schon der Grenze des Mittelalters, das einige Generationen nach ihm schnell zu verfallen anfängt, und es wird an ihm, wie sonst mehrmals in der Geschichte sichtbar, daß der Geist einer großen sinkenden Epoche sich noch einmal, gegen sein Ende hin, in einer heroischen Gestalt, mit ganzer Kraft, wie in einem letzten Lebensblitze entzündet, eine Betheuerung dessen, was er gewesen, eine Verwahrung gegen das Urtheil des Schicksals, das seinen Untergang ausgesprochen. Auch gewährt die Betrachtung dieses, wie jedes großen Daseins einen eigenthümlich erhabenen und Ehrfurcht gebietenden Eindruck. Man fühlt, daß es ganz wie aus einem Stücke gegossen war und daß nichts Fremdes, Hinzugefügtes, Erkünsteltes seine Reinheit gestört hat. Die Persönlichkeit dieses Fürsten erscheint, wie die des Epaminondas und Mark Aurel, an und für sich, fast untadelhaft und der Vollkommenheit nahe. Was ihr gemangelt, ist das ihr mit allen Sterblichen gemeinsame Loos, den Irrthümern ihrer Zeit unterworfen gewesen zu sein. Die wilde und fanatische Beschränktheit des Mittelalters

erscheint jedoch im Leben Ludwig des Heiligen nur in wenigen Zügen und hat den Glanz dieser erhabenen Gestalt nicht zu trüben vermocht.

Die hohe sittliche und religiöse Stimmung dieses Königs, sein lebendiges Gefühl für Recht, die Zurückgabe eines Theiles der von seinem Großvater eroberten englischen Lehne könnte die Vorstellung erwecken, als habe die Macht der Krone unter ihm abgenommen und als sei die von dieser untrennbare Entwicklung und Ausbreitung der französischen Nationalität selbst durch die großen Eigenschaften dieses Königs eher aufgehalten als befördert worden. Dies wäre jedoch ein großer Irrthum. Das Königthum schritt unter Ludwig auf der seit mehren Regierungen betretenen Bahn fort, nur daß die Mittel, durch welche sich dasselbe befestigte und erhöhte, mit der Wahrheit und Gerechtigkeit übereinstimmten, und nicht, wie sonst gewöhnlich, auf List und Gewalt gegründet waren. Seine Regierung ist auch darum merkwürdig, weil sie die seltene Erscheinung einer mehr von der Gewissenhaftigkeit als dem Vortheil vermehrten Macht gewährt.

In die Stelle einiger der zurückgegebenen englischen Besitzungen wurden unter Ludwig IX. folgende Provinzen mit der Krone vereinigt: die Lande des Grafen von Toulouse auf dem rechten Ufer der Rhone, das Herzogthum Narbonne, die Grafschaften Beziers, Agde, Maguelone, Nimes, Uzes und Viviers, die Hälfte der Grafschaft Albi, die Städte und Lehne von Chartres, Blois, Sancerre und Chateaudun, die Grafschaften Macon, Perche, Arles, Foix, Cahors und zu verschiedenen Zeiten viele andre Lehne, Städte und Schlösser, die zu weitläufig sein würde, alle einzeln bezeichnen zu wollen. Außerdem kam die Provence durch Heirath, wenn auch nicht an die Krone, doch in das Haus des Königs. Trotz des tiefen Unterschiedes in den Mitteln steht Ludwig des Heiligen Regierung auch in Bezug auf die äußere Vermehrung des Königreiches nicht viel unter der Philipp August's.

Jedoch viel wichtiger in ihren Folgen waren die innern Veränderungen und Reformen, die unter diesem Könige in der Verfassung und den Gesetzen des Landes und damit in den Sitten und Einrichtungen des Lebens vor sich gingen. Das Lehnswesen war durch das Uebergewicht, das die königliche Autorität, von der frühern nominellen Oberherrlichkeit zu einer wahren Souverainetät immer mehr fortschreitend, errungen und durch die Bedeutung, zu der die Städte gelangt waren; die Hierarchie durch die Uebertreibung ihrer weltlichen Ansprüche, die zahllosen Kämpfe, in die sie sich zu deren Behauptung einließ, durch die Erhebung einer auf den Universitäten, an

ßerhalb ihres unmittelbaren Bereiches, ihrer Grundsätze und Formen wirkenden Bildung, geschwächt worden. Die beiden vornehmsten Elemente des Mittelalters: die Kirche und der Adel — fingen jetzt, in Vergleich zu dem, was sie früher gewesen, sichtbar zu sinken an. Manche haben diesen König, verführt von der in seinem Leben so sichtbaren Einheit religiöser Begeisterung und ritterlicher Tapferkeit, als einen Repräsentanten der Feudalwelt angesehen, während seine Regierung wesentlich zu deren Schwächung und endlichen Auflösung beigetragen. Andere haben ihm, den tiefen Sinn für Recht, der ihm eingeboren war, und die Verhältnisse seiner Zeit verkennend, die bewußte Absicht zugeschrieben, die Krone von dem Lehnssystem vollkommen unabhängig zu machen. Die eine wie die andere dieser Meinungen erscheint als mit der Geschichte im Widerspruche stehend. — In Ludwig's ganzem Walten als Mensch und als Fürst wird vor Allem der Charakter des Christen sichtbar, allerdings in manchen Aeußerungen von den Einsichten und Grundsätzen seiner Zeit bestimmt, im Wesenlichen aber mit den sittlichen Vorschriften des Christenthums so übereinstimmend, daß er auch ohne seine thätige Begeisterung für die Vertheidigung des Glaubens, die ihm die besondere Anerkennung der Kirche erworben, selbst in seinem weltlichen Treiben, als ein Heiliger, als eine von den erhabensten Gesinnungen beseelte Natur, die überall die Materie dem Geiste unterordnete, erscheinen würde. Vermöge dieser Stimmung seines Innern war er stets geneigt, das Recht, wie es seine Zeit begriff, anzuerkennen und nur dessen Widersprüche und Mißbräuche aufzuheben. Daher sein, bei einem bis zum Fanatismus gesteigerten Glaubenseifer, unerschütterlicher Widerstand gegen die Eingriffe des Papstthums und der Geistlichkeit in die Rechte seiner Krone. Einem so gesinnten Charakter, der freiwillig einen Theil seines Landes einem fremden Fürsten abtrat, weil er dessen Erwerbung für unrechtmäßig hielt, konnte es nicht einfallen, die von der Lehnswelt noch besessenen, seit mehren Generationen aber geschmälerten Rechte, zu seinem Vortheile, angreifen und abschaffen zu wollen. Auf der andern Seite hatte Ludwig die unter den vier vorangegangenen Regierungen vermehrte Macht des Königthums geerbt und hielt diese natürlich für ein eben so geheiligtes Gut als die Rechte des Herrenstandes selbst. Das Königthum befand sich aber, wie mehrmals erwähnt worden, in mancher Beziehung, von Hause aus, in einer von dem Lehnssystem verschiedenen und ihm überlegenen Stellung. Es war schon ursprünglich, wenigstens der Theorie nach, mit einigen der wichtigsten Souverainetätsrechte begabt und übte über die Feudalwelt eine in vielen

Fällen von dieser selbst anerkannte Leitung und Beaufsichtigung aus. Diese Stellung der königlichen Macht fand Ludwig vor, und so wenig er die den Vasallen zustehenden Rechte angriff, ebensowenig begab er sich des Einflusses, den die Krone auf sie auszuüben befugt war. Er hielt sich streng an den gesetzlichen Zustand, den er beim Antritt seiner Regierung vorfand. Aber die Natur des Königthums und der Lehnswelt waren so unversöhnlich mit einander und die Stellung der Krone war eine solche geworden, daß jede Ausübung ihrer Rechte das Feudalwesen beschränken, hemmen und endlich zerstören mußte. Dies ist der Grund, warum die Regierung Ludwig des Heiligen, obwohl er, wie viele und entscheidende Beispiele beweisen, kein wohl erworbenes Recht verletzte, zum Untergange des Lehnssystems beigetragen hat.

Eine der größten Unvollkommenheiten des Feudalwesens, aus seiner Entstehung, die sich auf das Faktum einer Territorialeroberung gründete, und seiner Verfassung, die aus einem Bunde größerer und kleinerer Souveraine bestand, hervorgegangen, war die Art, wie die Gerechtigkeit in ihm verwaltet wurde. Es war in dieser Beziehung zu keiner festen mit der Vernunft einigermaßen übereinstimmenden Organisation gekommen. Sowohl die Mittel, das Recht zu erkennen, als dasselbe, wenn es erkannt war, in Ausübung zu bringen, waren gleich unvollkommen. Der einzige Ausweg in allen Fällen, wo verschiedene Rechte und Interessen mit einander in Widerspruch geriethen, war deshalb der Privatkrieg und der gerichtliche Zweikampf, d. h. ein Zustand, wo Gewalt statt der Gerechtigkeit und Vernunft entschieden. Als unter den langen Regierungen Ludwig's VII. und Philipp August's die lokale Souverainetät durch die Folgen der Kreuzzüge, die Erhebung der Städte und das mit der Kirche im Bunde stehende Königthum geschwächt worden, wurden die Privatkriege allerdings viel seltener, der gerichtliche Zweikampf aber erhielt sich nicht nur, sondern die Berechtigung dazu ward sogar häufig, wie wir mehrmals erwähnt haben, z. B. auf die Hörigen der Klöster und Kirchen ausgedehnt, denn er war das einzige wahrhaft wirksame Rechtsmittel der Feudalwelt, und wer denselben nicht in Anspruch nehmen durfte, blieb in den meisten Fällen vollkommen rechtlos. Die Roheit dieser Gesetzgebung, die grenzenlosen Widersprüche und Ungerechtigkeiten, die aus ihr hervorgehen mußten, waren, besonders da die Geistlichkeit ihr widerstrebte, nie ganz unbeachtet geblieben; aber tief in die Sitten und Verhältnisse des gesammten gesellschaftlichen Zustandes gedrungen, war es, so lange die Feudalwelt ihre Macht erhielt, unmöglich gewesen, dieselbe zu be-

schränken. Die ersten Versuche hierzu wurden erst unter Ludwig VII. und Philipp August gemacht. Zugleich hatten die Ideen des römischen Rechtes, zum Lehnssystem einen schneidenden Gegensatz bildend, sich im zwölften Jahrhundert überall verbreitet. Diese Umstände machten es Ludwig dem Heiligen möglich, diese rohe und unvollkommene Gesetzgebung anzugreifen. Sein mit der Betrachtung und Erforschung der heiligen Schrift ohne Unterlaß beschäftigter Geist mußte ein ihrem Geiste so widersprechendes Rechtsmittel, wie den gerichtlichen Zweikampf, verwerfen und die Macht, die ihm seine Stellung gewährte, erlaubte ihm seine Ueberzeugung in das Leben einzuführen. In einer noch vollkommen erhaltenen Ordonnanz verbietet er den gerichtlichen Zweikampf und setzt an dessen Stelle den Beweis durch Zeugen. (... et en lieu de batailles nous mettons preuves de temoins — et ce qu'il prouvoit par bataille, il prouvera par temoins —*)) „und an die Stelle des Zweikampfes setzen wir Zeugen — und was er durch den Kampf bewies, soll er durch Zeugen beweisen." — Welche Veränderung mußte dieses Gesetz in den Sitten und Verhältnissen der Zeit hervorbringen!

Die oben erwähnte Weise, wie Ludwig die Rechte der Vasallen achtete und gleichwohl die Pflichten des Königthums erfüllte, so daß man ihm weder die Absicht beimessen kann, das Lehnssystem unterdrücken, noch sich alles Einflusses auf dasselbe haben begeben zu wollen, geht aus dieser entscheidenden Reform besonders klar hervor. Er sagt im Anfange und am Ende seiner Ordonnanz, daß er dieselbe nur für seine Erblande, in denen er Lehnsherr und Souverain zugleich war, gäbe, sie ist nicht für das gesammte, noch immer feudale Königreich, sondern nur für die ihm unmittelbar unterworfenen Lande (notre demengne, unsere Domainen) bestimmt. Er konnte und wollte sie nicht über ganz Frankreich erstrecken, denn er hatte hierzu kein Recht, er konnte nur in seinen Erbstaaten als unmittelbarer Gesetzgeber auftreten. Diese waren aber allmälig ein bedeutender Theil des Reiches selbst geworden und Ludwig wandte seinen Einfluß als Oberlehnsherr dazu an, seine Vasallen zu bewegen, jene bisher üblichen Rechtsmittel in ihren Lehnen abzustellen. Mit manchen derselben schloß er hierauf Bezug habende Verträge ab, andere folgten freiwillig seinem Beispiel und jener Mißbrauch, obwohl noch lange nach ihm üblich, erhielt durch ihn einen tödtlichen Schlag. Die Aufhebung des gerichtlichen Zweikampfes in den Domainen des

*) Recueil des Ordonnances t. I. p. 86—93.

Königs und die Errichtung eines regelmäßigen Verfahrens in einem alle Individuen und Stände in jedem Augenblick berührenden Verhältnisse, wo die Vernunft statt der Gewalt entschied, griff die Lehnswelt, die auf letztere und nicht auf erstere gebauet war, in einer ihrer Grundfesten an.

Ein fast eben so wichtiger Angriff auf eine der charakteristischen Erscheinungen des Mittelalters war die Beschränkung, die Ludwig IX. der Wuth der Privatkriege auflegte. Sie waren durch die Erhöhung der königlichen Macht und deren Beaufsichtigung der Vasallen allerdings viel seltener als im zehnten und elften Jahrhundert geworden, sie bestanden aber noch immer, sie waren sogar das eigentliche Lebenselement der Feudalwelt, die ohne sie gar nicht denkbar wäre. Ludwig hatte weder die Macht noch das Recht, sie zu verbieten, denn er war kein unumschränkter Souverain. Die Idee, daß jeder Lehnsmann nach eigenem Belieben, Krieg anfangen und Frieden schließen könne, so weit dies nicht die Rechte des Oberlehnsherrn verletzte, war noch immer eine der Grundmaximen des Staates jener Zeit. Seit Ludwig VI. hatten die Könige eifrig dahin gestrebt, sie in ihren eigenen Domainen auszurotten, was ihnen großentheils gelungen war. Ihr Beispiel hatte bei den großen Lehnsträgern, die natürlich an dem schrankenlosen Walten einer kleinen Adelsdemokratie kein Gefallen finden konnten, Eingang gefunden, indessen bestanden sie noch immer, sowohl dem Recht als der Ausübung nach. Ludwig IX. erneuerte eine Verordnung seines Großvaters, schärfte sie noch weit mehr und in bestimmtern Vorschriften ein und setzte fest, daß keine Fehde vor dem Ablaufe von vierzig Tagen, von dem Moment der Ankündigung an, eröffnet werden dürfe. Es war dies ohne Zweifel eine starke Schranke für die Zügellosigkeit des Adels, dessen Rache und Habgier, die vornehmsten seiner übeln Eigenschaften, während dieser Frist, die zu Vergleichen und anderweitigen friedlichen Auskünften Gelegenheit gab, von ihrer Glut und Härte verlieren mußten. Diese Verordnung, welche ein von dem Herrenstande in Anspruch genommenes Recht nicht durchaus, wie den gerichtlichen Zweikampf in den Erblanden, verbot, sondern nur an gewisse Formen band und beschränkte, war für das ganze Königreich gegeben, denn Ludwig trat hier nicht als Souverain, sondern als oberster Lehnsherr auf, der eine der politischen Gewohnheiten des Feudalstaates regelte, ohne sie aufzuheben. So beschränkt, ward die spätere Aufhebung der Privatkriege vorbereitet. Die Kirche hatte sowohl den Privatkrieg als den gerichtlichen Zweikampf durch ihre Gesetzgebung, ihre Lehren und ihr Beispiel, aber

immer vergeblich bekämpft. Es war endlich dem Königthum gelungen, beide zu beschränken, eines der vielen und bedeutenden Beispiele, daß, vom Erlöschen des eigentlichen Mittelalters an, die Monarchie als die leitende und ordnende Macht an die Spitze der Gesellschaft zu treten und eine politische Gewalt an die Stelle einer religiösen sich zu stellen bestimmt war.

Ein anderer wichtiger Angriff auf die Feudalwelt war die Ausdehnung, welche die königliche Gerichtsbarkeit unter diesem Fürsten zu nehmen bestimmt war. Es wurden immer mehr streitige Fälle der Entscheidung der Lehnsgerichte entzogen und an die der Krone gewiesen. Einmal war es nicht die Einführung, denn das Verhältniß hatte längst bestanden, sondern die Ausdehnung der „cas royaux," d. h. der Rechtshändel, welche vor das Forum des Königs gehörten, welche die Bedeutung der Lehnsgerichte schwächte und ihrer Jurisdiktion immer engere Grenzen zog, dann waren es die „appels," wo von der Entscheidung der Tribunale der Vasallen an die des Oberlehnsherrn appellirt werden konnte, die dasselbe Resultat hervorbrachten. Die der Feudalmonarchie eigenthümliche Vermischung der Souverainetät und Oberlehnshoheit, die, scharf getrennt, das Königthum in engen Banden gehalten hätten und deren Verwechslung und stete Berührung seinen Ansprüchen so vortheilhaft war, gab diesen Appellationen eine große Ausdehnung. Die Vasallen wurden auf diese Art genöthigt, die Oberaufsicht der königlichen Gerichte, und damit nicht nur die oberste Lehnshoheit, sondern die in ihr Schicksal unmerkbar eingreifende, dasselbe entscheidende souveraine Macht der Krone anzuerkennen.

Wenn Ludwig für die Erhaltung und Vermehrung der königlichen Macht, die bald, wie früher das Papstthum, an die Spitze der europäischen Gesellschaft treten sollte, so viel und mehr wie seine Vorfahren gethan, so bewies er, so weit es der Geist der Zeit und die vorhandenen Umstände erlaubten, eine aufrichtige Sorge für das Geschick der niedern Klassen in seinen unmittelbaren Landen, wo er als unmittelbarer Gebieter und Gesetzgeber an keine fremde Zustimmung gebunden war. Er sammelte und verbesserte die Gewohnheiten und Statuten der pariser Korporationen, die in einer großen Ordonnanz zusammengetragen wurden, welche den Namen: „Etablissement des corps et metiers de la ville de Paris" führte. Von seiner Liebe zur Gerechtigkeit, von seinem sich über seine Zeit erhebenden Gefühle für Billigkeit sind so viele und so charakteristische Zeugnisse auf die Nachwelt gekommen, daß deren Kunde vorausgesetzt werden kann. Er erneuerte zum Schutze seiner Unterthanen

die Missi dominici Karl's des Großen, die sein Biograph: „Enquesteurs“ (Untersucher) nennt, diese in einer unvollkommenen und großentheils unfreien Gesellschaft heilsamste Einrichtung; befahl, daß jeder abtretende Beamte von seinem Nachfolger vierzig Tage lang angeklagt werden könne, und daß jeder neue Beamte die Beobachtung seiner Pflichten öffentlich vor dem Volke beschwören solle (non pas seulement pour la paour de Dieu et de nous, mais pour la honte du peuple, oder: nicht allein aus Furcht vor Gott und vor uns, sondern auch aus Furcht vor dem Tadel des Volkes). Was die Etablissements des corps et metiers u. s. w. für die Hauptstadt, waren die: Etablissements de St. Louis für das ganze Reich, eine Art Codex, wo die verschiedenen Gewohnheitsrechte der Monarchie, die Ordonnanzen der Könige, die Beschlüsse der Concilien, die Entscheidungen der Dekretalen mit den Bestimmungen des römischen Rechts vermischt erscheinen. Obgleich dieser Codex Vieles von dem inkongruenten, aus so mannigfaltigen und disharmonischen Elementen gebildeten Geiste des Mittelalters enthielt, so war er dennoch für jene Zeit ein großer Fortschritt. Der Druck der geistlichen und weltlichen Aristokratie wurde durch ihn vielfach gemildert und der schützende Einfluß des Königthums weniger durch Aufstellung neuer Grundsätze, als durch die erweiterte Anwendung der vorhandenen und längst bekannten vermehrt.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert war die französische Monarchie in dem innigsten Bunde und unter dem unmittelbaren Einflusse der Kirche und des Papstthums geblieben. Von dieser Zeit fängt sie sich von diesen am schwersten zu lösenden Fesseln in etwas zu befreien an. Der Feudaladel, gegen die Krone ohnmächtig geworden, begann wie einst in der ersten Zeit des Mittelalters sich gegen den Klerus zu setzen. Im Jahre 1246 schließt Mauclerc, Graf oder Herzog von Bretagne, mit dem Herzoge von Burgund, den Grafen von Angouleme, St. Pol und vielen Andern eines jener Bündnisse, Ligue genannt, die sich bis zum vollständigen Siege des absoluten Königthums so oft gezeigt, worin die Verbündeten unumwunden ihre Abneigung gegen den Klerus aussprechen und sich besonders gegen die Eingriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit verwahren, die, da so viele Akte des weltlichen Lebens mit der Religion, besonders durch die Eidesleistung in Verbindung standen, unter diesem Vorwande alle möglichen Fälle des bürgerlichen Daseins vor ihr Forum zog. Die bezeichnendste Stelle in ihrem Manifest ist folgende: „damit unsre Gerichtsherrlichkeit wieder auflebe und von Neuem athme, und damit diese Leute (die Kleriker), die sich durch

unsere Beraubung bereichert haben, auf den Standpunkt der ursprünglichen Kirche zurückgeführt werden, damit sie in der Beschauung leben, während wir, wie es unsre Pflicht ist, ein thatenvolles Leben führen, damit sie uns die Wunder sehen lassen, die unser Zeitalter seit lange nicht mehr kennt u. s. w." (afin que notre juridiction revive et respire, enfin et que ces hommes enrichis de nos depouilles soient réduits à l'état de l'église primitive, qu'ils vivent dans la contemplation, tandis que nous menerons, comme nous le devons, la vie active, et qu'ils nous fassent voir des miracles, que depuis si long-temps notre siècle ne connoit plus . . .*). Das Papstthum fing unmittelbar nach Innocenz III., da es über seine Natur und Bestimmung hinausgegangen, moralisch zu sinken an und, da es sich an die Stelle der Kirche gesetzt und diese gewissermaßen in sich aufgenommen hatte, der Glaube selbst. Merkwürdig ist es zu sehen, wie Ludwig IX. die Religion, von der sein ganzes Wesen erfüllt war, von ihren Repräsentanten in vielen Fällen zu unterscheiden gezwungen wurde. Er widerstand nicht nur mehrmals den Eingriffen und Ansprüchen seiner Bischöfe, sondern den Päpsten selbst und erließ im letzten Jahre seiner Regierung die berühmte Verordnung: „la Pragmatique" genannt, durch die er die Unabhängigkeit der Krone und die Rechte des nationalen Klerus in ihren Verhältnissen zum römischen Stuhle feststellte. Es ist dies einer der großen Beweise, wie sehr sich der Geist, scheinbar unter denselben Formen fortlebend, in seinem Innern verwandelt haben mußte. Denn diese Trennung von der unmittelbaren Gemeinschaft und Beaufsichtigung des Papstthums, denn etwas Anderes ist jene Erklärung im Grunde nicht, der Wille, seine Macht an bestimmte Grenzen und Schranken zu binden, ging sonderbarerweise von dem Könige aus, der den Tod für den christlichen Glauben als eine Gunst des Himmels ansah und in dem sich die Innigkeit und Einfalt des frühesten Christenthums mit dem begeisterten Heroismus der Feudalwelt verbanden. Keiner seiner Vorfahren, obgleich ihm an religiösem Geiste nicht zu vergleichen, würde an eine solche Ordonnanz, wie die Pragmatique, gedacht, geschweige sie durchgesetzt haben. Die ideale Stimmung, die erhabene Reinheit, welche das Leben dieses Königs bezeichnen, machten ihn ohne Zweifel in seinem Verhältniß zur geistlichen Macht freier, als es andere ebenso gläubige, aber weniger reine Naturen gewesen sein würden, denn die

*) Preuves des libertés de l'église gallicane I. 99.

Sittlichkeit hat die Wirkung, daß sie in dem Individuum das Gefühl seiner Würde und das Vertrauen auf die Anerkennung der Reinheit seiner Absichten und Entschlüsse erhöht. Auch war Ludwig, wie es die Kirche später selbst ausgesprochen, eine heiligere Persönlichkeit als die meisten Kleriker seiner Zeit, und es konnte weder ihm, noch selbst seinen Gegnern einfallen, bei den Grenzen, die er den Anmaßungen der Hierarchie stellte, die Tendenz einer Schwächung des religiösen Princips sehen zu wollen, das gerade durch jene Schrankenlosigkeit gelitten hatte. — Es ist lehrreich zu beobachten, wie dieser König, der letzte und vollständige Ausdruck des Mittelalters, in dessen Geiste sich die Natur des Klostermannes und des Ritters in so großartiger Weise vereinigten, zum Untergange der Epoche, der er angehört, beigetragen hat. Denn indem er den Privatkrieg und den gerichtlichen Zweikampf beschränkte und die Gewalt des Königthums vermehrte, griff er die Feudalwelt in ihrem innersten Wesen an, und durch die Erklärung der Rechte seiner Krone und der Freiheiten der nationalen Kirche gab er dem Widerstande gegen das Papstthum die erste feste Grundlage. So gewiß ist es, daß alle besondern Erscheinungen dem Gesetze einer großen allgemeinen Bewegung unterthan sind, die sie gegen ihren Willen mit sich fortreißt und aus ihrem Thun das ihr Gemäße zur Erreichung ihres Zieles wählt.

Neunzehntes Kapitel.

Nach einer so thatenvollen und in jedem Betracht merkwürdigen Regierung, wie die Ludwig des Heiligen, erscheint die seines Sohnes Philipp, le Hardi oder der Kühne genannt, als unbedeutend. Jedoch wirkte die dem französischen Königthume von Philipp August verliehene Richtung nach innerer Unabhängigkeit und äußerer Vergrößerung so mächtig nach, daß es auch unter schwächern Fürsten das einmal gefaßte Ziel nicht aus den Augen verlor. Durch den Tod des Oheims und Bruders Philipp des Kühnen oder des Dritten

kamen bedeutende als Lehen ausgetheilte Lande wieder in den unmittelbaren Besitz der Krone zurück. Der König vermählte außerdem seinen ältesten Sohn mit der Erbtochter des Königs von Navarra, der zugleich Graf von Champagne war. Auf diese Art näherte er sich durch den Besitz von Navarra und Toulouse der spanischen, durch den von Avignon und dessen Umgegend, le Comtat genannt, der italienischen Grenze. Jedoch ist das wahre Haupt des kapetingischen Hauses in dieser Zeit nicht der König von Frankreich, sondern dessen Oheim, Karl von Anjou, König von Neapel und Sicilien und Graf von Provence, der über ganz Italien, auf den Papst sowohl als die freien Städte der Lombardei einen so entschiedenen Einfluß ausübt, daß er eine Zeit lang wie der Herr dieser Gegenden erscheint, auf die Eroberung des griechischen Kaiserthumes sinnt, an der Ausführung seiner umfassenden Plane aber durch die sicilianische Vesper gehindert wird. Dieses moralisch und politisch merkwürdige Ereigniß hemmte mit einem Male die beginnende Größe des Hauses Anjou, das sich sonst wahrscheinlich weit ausgedehnt haben würde, und ist eines der vielen Beispiele, zu welchem Mißbrauche und Uebermuthe Glück und Erfolg den französischen Charakter, der, sobald er die ihm natürliche Grundlage verläßt, der maßloseste von allen wird, hinzureißen pflegen, und welche Reaktionen derselbe gegen sich erregt. — Im Innern schritt Philipp III. auf der von seinen Vorgängern betretenen Bahn, die aristokratische Verfassung des Reiches überall, wo sich eine Gelegenheit fand, zu erschüttern und den Einfluß der Krone zu vermehren, fort. So befahl er z. B. seinen Beamten, die Erwerbung adeliger Besitzungen reich gewordenen Bürgern und Landleuten zu erleichtern. Denn es giebt eine Verordnung Ludwig's des Heiligen, durch die er, der den Adel unterwerfen, aber nicht erdrücken wollte, solche Ankäufe, die ihn natürlich schwächen mußten, zu beschränken sucht. Zugleich war Philipp der erste König seines Landes, der Adelsbriefe austheilte, d. h. der Personen, die früher nur durch im Kriege bewiesene Tüchtigkeit sich aus der Dunkelheit emporarbeiten und in die Reihen des herrschenden Standes übergehen konnten, jetzt um ihres Reichthumes willen, aus Gunst oder anderer Rücksichten wegen, diesem einverleibte, ohne daß sie deshalb in den eigentlichen Lehnsnexus eingetreten wären.

Mit dem Sohn und Nachfolger dieses Königs, Philipp dem Schönen, beginnt für das französische Königthum eine neue Epoche, deren Keim schon in seinen Ursprung versenkt, in dem dunkeln chaotischen Zustande unter Robert, Heinrich I. und Philipp I. lange

vergraben, unter Ludwig VI. zum ersten Male zum Vorschein kommt, und unter weltlich gesinnten wie unter frommen Königen, unter Philipp August wie unter Ludwig IX., selbst unter persönlich mittelmäßigen Fürsten, wie unter Ludwig VII. und Ludwig VIII., von seiner eigenen Kraft genährt und von den Umständen begünstigt, sich unausgesetzt erweitert. Aber diese Erhebung der königlichen Gewalt wurde von keinem allgemein anerkannten Princip getragen. Sie war dem Recht und der Meinung nach keineswegs unumschränkt. Sie stieß bei ihrem Fortschritte immerwährend auf Hindernisse, durch deren Bekämpfung aber für sie ein instinktartiges Vertrauen auf ihre Kraft und Bestimmung und für ihre Gegner eine immer zunehmende Scheu, ihr zu widerstehen, sich bildete. Jedoch stand das kapetingische Königthum das ganze Mittelalter hindurch als keine absolute Macht da, es gab sich weder für eine solche, noch ward es für eine solche genommen. Denn obwohl sehr früh, schon im Leben Ludwig des Dicken von Suger, einzelne Grundsätze aufgestellt werden, deren folgerechte Anwendung zu unumschränkter Herrschaft hätte führen müssen, und obwohl Philipp August in vielen seiner Regierungshandlungen als sich allein bestimmend und entscheidend auftritt, so gehen aus diesen vereinzelten Ereignissen und Ansprüchen keine politischen Maximen hervor und die Stellung der Krone wird durch sie keineswegs fixirt. Wenn diese nun für keine absolute Autorität gelten kann, so erscheint sie auf der andern Seite als keine eigentliche beschränkte Gewalt. In der politischen Gesellschaft jener Zeit wird keine Institution, keine Macht sichtbar, die ihrem Umsichgreifen Grenzen stellen oder ihren Ansprüchen hätte das Gleichgewicht halten können. Die Lehnswelt bildete keine eigentliche aristokratische Körperschaft, wenigstens in Frankreich nicht, sondern eine militairisch organisirte Konföderation von unter sich sehr ungleichen größern und kleinern Grundherren, die Kirche beaufsichtigte das Königthum in rein moralischer Beziehung, übte aber auf dasselbe keinen bestimmten politischen Einfluß aus und eine Nation, im modernen Sinne des Wortes, gab es noch nicht. In der äußern Verfassung und in dem innern Bewußtsein jener Epoche waren weder eine Organisation, noch eine Idee vorhanden, die dem Königthume politische Schranken setzte, über die es nicht hätte hinausgehen können, die es an seinen Ursprung erinnerte, seine Fortschritte beobachtete, seine Thaten richtete. Man glaubte zwar keineswegs, daß es ein Recht habe, Alles zu wollen, Alles zu thun, aber man kannte die Grenzen seines Rechts nicht, man bekümmerte sich nicht einmal darum, diese zu wissen.

Das französische Königthum war beim Regierungsantritte Philipp des Schönen demnach keineswegs eine systematisch absolute Monarchie, aber es gab, wie gesagt, weder eine politische Institution, noch eine moralische Meinung, die ihm bestimmte Schranken gesetzt hätte. Die Krone war seit Ludwig VI. die lebendigste, hervortretendste, thätigste Gestalt des öffentlichen Lebens geworden. Der Landmann verdankte ihr die Bezähmung der kleinen Lehnsmänner, deren Tyrannei durch sie bedeutend beschränkt worden, der Bürger die Anerkennung seiner Gemeinderechte, die Kirche einen wirksamen Schutz gegen den ihren Reichthum beneidenden Feudaladel. Für diese Stände war der König ein wahrer und vollständiger Souverain, ein geliebter und geehrter Schirmherr, über dessen Recht, so lange er an dem herrschenden Glauben hing, ihnen kein Zweifel einkam, dessen Gewalt sie lieber vermehrt als vermindert hätten. Der Adel aber lag in den Fesseln seines Vasallenverhältnisses, welches, da in dem Lehnssystem der höher Gestellte, der Mächtigere große Vortheile über den Geringern und Schwächern genoß, dem Königthume, das von Hause aus an die Spitze der Feudalwelt gestellt war, zu deren Bezwingung, ohne es zu wissen und zu wollen, die größten Dienste geleistet hat. Da das Lehnssystem die letzte Form war, in welche die Eroberung mit ihren Folgen sich verwandelte, so mußte das Recht der Stärke, ungeachtet des Versuches, dasselbe durch gewisse Bestimmungen zu mäßigen, sein eigentliches Princip sein. Der König, auf den Gipfel dieses Systems gestellt, war offenbar der Stärkere. Er hatte dieses Verhältniß nur auszubeuten, um aus einem obersten Lehnsherrn ein wirklicher Souverain zu werden. Es bedurfte hierzu nur eines gewissen Maßes von Thätigkeit und Umsicht, und vor Allem der Zeit und Geduld. Wie alle Resultate sich aus vielfachen Motiven bilden und nichts Lebendiges aus rein allgemeinen Principien und Situationen hervorgeht, so hatte der persönliche Charakter der kapetingischen Fürsten offenbar mit zu der Erhebung beigetragen, in der wir das französische Königthum am Ende des dreizehnten Jahrhunderts erblicken. — Ludwig VI., Philipp August und Ludwig der Heilige sind, jeder in seiner Art, höchst ausgezeichnete, kräftige, thätige Charaktere gewesen, jeder der Zeit und den Umständen, in denen er auftrat, angemessen und überlegen und von dem Gedanken beseelt, in ihrem Reiche Recht und Ordnung, so weit es der Geist der Epoche und die herrschenden Verhältnisse erlaubten, einzuführen und geltend zu machen. Keiner ihrer großen Vasallen konnte ihnen hierin verglichen werden. Selbst die mittelmäßigern unter diesen Königen, wie Ludwig VII., Lud-

wig VIII. und Philipp III. erscheinen nie ganz von den einem damaligen Souverain nöthigen Eigenschaften entblößt. Man vergleiche damit die übrigen großen Dynastien Europas, die, theils unter sich, theils mit der Kirche in beständigen Streit verwickelt, nur auf Krieg und Zerstörung bedacht sind, während die Laufbahn der meisten Kapetinger von einem rastlosen Geiste des Schaffens und Ordnens bezeichnet wird. Welchen Glanz mußte nicht die Tugend, die Weisheit und der Heldenmuth Ludwig des Heiligen auf sein Haus und seine Krone werfen! Deutschland empfand alle Unfälle, die von der unglücklichsten aller politischen Combinationen, einem Lehnsstaate, dessen Oberhaupt von der Wahl seiner Vasallen abhängt, während diese sich einer erblichen Macht erfreuen, unzertrennlich sind. Jeder Kaiser gerieth alsbald mit der Kirche und seinen großen Lehnsmännern in Streit und hatte außerdem noch mit Nebenbuhlern zu kämpfen. Italien und Spanien waren noch zerrissener. In England erschienen im Laufe mehrer Jahrhunderte zwar einige Helden auf dem Throne, aber selten ein König, im wahren Sinne des Wortes. Der verständige, beharrliche und vergleichungsweise sittliche Geist der französischen Könige des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ließ ihre Macht so feste Wurzeln schlagen, daß dieselbe die furchtbaren Stürme, von denen sie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert getroffen wurde, ohne, wie so viele andere politische Gewalten, unter ähnlichen Umständen untergehen, ertragen konnte. Die Kapetinger galten, selbst als das Haus Oesterreich emporgekommen, immer für das erste königliche Geschlecht der Erde. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß bis zu Ludwig XIV. nicht die innere moralische Geschichte der europäischen Menschheit, wohl aber ihr politisches Thun und Treiben, sich um die Vergrößerung oder Bekämpfung dieser Dynastie bewegt hat, deren endlicher Fall für immer den Anfang einer durchaus neuen Epoche in der Geschichte bezeichnen wird.

Unter solchen der Krone überaus günstigen Umständen trat Philipp der Schöne, noch im ersten Jünglingsalter stehend, die Regierung an. Unter ihm begann die geistliche und weltliche Aristokratie, auf die das Mittelalter gebaut war, und damit dieses selbst, offenbar und unaufhaltsam zu sinken. Es erhielt sich zwar, wie alle großen Ordnungen, die einen weiten Zeitraum belebt haben, noch lange in einzelnen Formen und Fragmenten, schien hier und da, dann und wann sich von Neuem erheben und das Verlorne wiedergewinnen zu wollen, aber sein Hauptnerv wurde ihm unter dieser Regierung durchschnitten und die Lebenszeichen, die er später

noch von sich gab, gehörten mehr der Erinnerung und Vergangenheit, als der Wirklichkeit und Gegenwart an. — Philipp, des Sinkens des religiösen und ritterlichen Geistes seiner Zeit und der Schwäche und Zerrissenheit der priesterlichen und feudalen Aristokratie gewahr werdend, ließ kein Mittel unversucht, den Geist der Unabhängigkeit, der, obwohl geschwächt, in ihr fortlebte, mit Gewalt zu brechen. Drei in ihren Folgen ungemein wichtige Begebenheiten bezeichnen diese Epoche und streben alle nach demselben Ziele hin: die Einführung der Städte in den Kreis der nationalen Repräsentation, die vorher nur von der Geistlichkeit und dem Adel gebildet war; der Angriff auf das Papstthum und dessen Verpflanzung nach Frankreich, und die Aufhebung des großen kirchlichen und feudalen Ordens der Tempelherren, des charakteristischen Symbols des geistlichen und kriegerischen Genius des Mittelalters. Die militairischen Unternehmungen Philipp des Schönen, früher die wichtigste That der Könige, sind unbedeutend und ohne sichtbaren Erfolg gewesen. Er hat sein Reich nach außen hin wenig vermehrt. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, die königliche Gewalt im Innern ihrem Wesen nach zu einer unumschränkten und jeden Widerstand gegen sie schwer und erfolglos zu machen. Dies Ziel ward von ihm in der That großentheils erreicht und seine Fehler wie seine Vorzüge, unerschütterliche Ruhe und bis zur Grausamkeit gesteigerte Härte, ein klarer Blick und eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Wahl der Mittel und die Meinung der Menschen, sind ihm dabei gleich nützlich gewesen.

Es hatte sich allmälig in fast allen Reichen, seitdem die königliche Macht über die Feudalwelt ein entscheidendes Uebergewicht zu erlangen begonnen, an den Höfen und in dem Rathe der Fürsten ein besonderer Stand zu bilden angefangen, der in dem eigentlichen Lehnssystem keine Stelle einnahm und sich mit dessen vollkommener Herrschaft entweder nicht vertragen oder unter ihr wenigstens keine große Bedeutung erlangt haben würde. Es waren dies die sogenannten Legisten oder Rechtskundigen, die, wie die scholastischen Philosophen des elften und zwölften Jahrhunderts im Schatten der Kirche verborgen, und anfangs mit dem Klerus vermischt, sich, da ihr Streben überhaupt auf die Welt gerichtet war, noch weit mehr als jene, von der herrschenden Hierarchie getrennt hatten. Obgleich Viele von ihnen zu großen geistlichen Würden erhoben und Alle, besonders ehe die königliche Autorität stark genug geworden, um in der Mitte der priesterlichen und feudalen Organisation einen eigenen, von ihr abhängigen und nur an ihre Interessen gebundenen Stand

zu schaffen, wegen gewisser äußerer Zeichen, wie die Kleidung, die ihnen mit den Geistlichen gemein war, und wegen eines intellektuellen Forschungen gewidmeten Lebens, der Kirche damals allein eigenthümlich, zum Klerus gerechnet wurden, so standen sie mit demselben dennoch in keinem wahrhaften Verbande und zeigten sich, als sie mit der fürstlichen Macht zugleich stiegen, sogar als die entschiedensten Gegner desselben. Diese Klasse war es, die das Studium des römischen Rechts erneuerte und dessen Grundsätze verbreitete. Obgleich in dem Feudalsystem selbst ein fruchtbarer Keim für die Erweiterung der königlichen Gewalt lag und eine Dynastie, in welcher die Oberlehnsherrlichkeit erblich war, wenn sie einigermaßen von den Umständen begünstigt wurde, im Laufe der Zeit zum Besitze einer vollständigen Souverainetät gelangen mußte, so ist der Einfluß, den die politische Seite des römischen Rechtssystems im Mittelalter ausgeübt, für die Erhebung des Königthums und die Zerstörung des Lehnswesens, von großer Bedeutung gewesen. Denn es wurde in demselben nicht nur überall auf die dem Feudalleben fremde und feindliche Idee einer obersten unumschränkten Herrschaft hingewiesen und sein sich in allgemeinen Grundsätzen aussprechender Geist war dem Uebergewicht, das die Individualität im Mittelalter ausübte, entgegengesetzt, sondern seine einzelnen Bestimmungen und Anordnungen waren sämmtlich auf die Zerstörung aller charakteristischen Institutionen der Feudalwelt wie berechnet. Mit den Ansprüchen und Grundsätzen der Hierarchie, wie sie im Laufe der Zeiten geworden, war es seinem Wesen nach ebenso unverträglich, denn wenn der Adel des Mittelalters auf das Faktum eines durch eine Eroberung erlangten höhern Rechts, so war die Geistlichkeit auf die Idee von dem Besitze einer übersinnlichen, ihr ausschließend verliehenen höhern Macht gegründet, die, da sie die Menschen für den Himmel erzog, sie auch in diesem Leben in allen wichtigen Verhältnissen zu leiten sich für berechtigt hielt. Ein auf die Erkenntniß rein weltlicher und endlicher Zustände gerichtetes System, wie das römische Recht, das im öffentlichen Leben nur Einen Willen, Ein Recht, von dem Souverain ausgehend, anerkannte und die besondern Lagen der Einzelnen, ohne Rücksicht auf die Individualität, nach allgemeinen unwandelbaren Grundsätzen entschied, mußte, sobald es Gelegenheit, sich geltend zu machen fand, sowohl dem feudalen als priesterlichen Geiste, wie letzterer im Mittelalter erschien, feindlich gegenübertreten. Die Fürsten, welche die niedern Klassen für sich hatten, in ihrer Macht aber durch die Ansprüche eines geistlichen und weltlichen Herrenstandes so oft ein-

geschränkt wurden, mußten natürlich leicht begreifen, wie vortheilhaft ein System war, das im Verhältnisse zur öffentlichen Gewalt den Individuen keine Rechte und Freiheiten, keine politische Unabhängigkeit irgend einer Art zuerkannte. Auch ging aus dem Studium des römischen Rechtes und der damit verbundenen Betrachtung des römischen Lebens überhaupt noch eine andere, der souverainen Macht ungemein vortheilhafte Vorstellung, ohne deren Anwendung sie zu keiner Vollendung gekommen sein würde, hervor. Das römische Recht wies überall auf eine territoriale Einheit des Staates, auf den gleichmäßigen Einfluß des Fürsten in allen Theilen des Reiches hin, während das Lehnssystem, so lange es in seiner Kraft bestand, ihm eine nur sehr beschränkte, unbestimmte und rein äußere Einwirkung auf seine Vasallen zugestand. Die Unterthanen eines Herzogs, Grafen u. s. w. wurden im Grunde, wenigstens in Frankreich, gar nicht als die des Königs gedacht. Sie mußten ihrem unmittelbaren Herrn sogar gegen den Oberlehnsherrn Hülfe leisten, was noch von Ludwig IX., obwohl schon unter einigen praktischen Beschränkungen, aber dem Princip nach vollständig anerkannt worden. Ohne diese Grundsätze hätte die Feudalwelt sich in ihrer Eigenthümlichkeit nicht erhalten können. Ohne das Recht des Krieges der Vasallen gegen den Lehnsherrn, als eines legalen Widerstandsmittels, hätten sie bei ihrer Trennung und Ungleichheit unter einander einer concentrirtern Macht alsbald erliegen müssen und wären aus dem Verhältnisse von Territorialherren und souverainen Eigenthümern in das von unbedingten Unterthanen herabgesunken. Diese ständische Freiheit des Lehnsadels, der das Königthum, sobald es zu einiger Consistenz gelangt, sich als eine höhere Macht fühlend, so entgegengesetzt war, wurde durch den Einfluß des römischen Rechtes weit mehr als durch den der Kirche bedroht, die, selbst im Staate ein bevorrechteter Stand, zwar oft bei dem Königthume Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten des weltlichen Herrenstandes suchte, den Privilegien desselben aber, sobald sie nicht selbst unter ihnen litt, nicht durchaus entgegengesetzt sein konnte. Die Könige begünstigten demnach eine Klasse, die mit der Erkenntniß und Verbreitung eines Systems, dessen Grundsätze der souverainen Gewalt so vortheilhaft waren, sich beschäftigte, zogen deren ausgezeichnetste Glieder in ihre Nähe und belohnten sie, ehe sie noch einen von der Feudalwelt getrennten Stand von Beamten und öffentlichen Dienern geschaffen, meist durch Ertheilung geistlicher Aemter und Pfründen, wobei sie aber zuweilen die Erfahrung machten, daß die Unabhängigkeit, die der Besitz dieser Würden ihren Günstlingen gab, dieselben

ihren Interessen untreu machte. Dieser dem wachsenden Königthume so nothwendige und nützliche Stand der Legisten oder Rechtskundigen hatte vom zwölften Jahrhundert an in fast allen Ländern, wie die Beispiele der Könige von England, Frankreich, Kastilien, und besonders der deutschen Kaiser in ihren Streitigkeiten mit den italienischen Herren und Städten, beweisen, an den Höfen eine große Rolle zu spielen angefangen. Das Ideal, das ihnen bei ihren Operationen vorschwebte, war die dem römischen Reiche nachgeahmte Allgewalt des Souverains, die Fiskalität des alten Staates und die Neigung, von allen besondern Rechten und Verhältnissen abstrahirend, alle Seiten des Daseins der öffentlichen Gewalt möglichst zu unterwerfen, diese zum einzig herrschenden Princip des Lebens zu machen. Da sie gewöhnlich weder aus dem Adel noch dem Klerus, sondern meist aus dem Bürgerstande hervorgingen, so hegten sie gegen jene beiden ersten Klassen eine angeborne Abneigung, und da sie sich auch sehr bald über letztern erhoben, ohne jenen beiden bevorrechteten Klassen, seltene Ausnahmen abgerechnet, vollkommen einverleibt zu werden, so schlossen sie sich um so fester an den Thron, ihren einzigen Halt an, von dem sie Alles zu hoffen hatten. Aus ihnen ist der moderne Beamtenstand, den weder das eigentliche Mittelalter noch das Alterthum gekannt, entstanden. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, durch seine Hierarchie, durch das Maß, die Ordnung und Sicherheit, die er in die Verwaltung der Staaten eingeführt, verhindert zu haben, daß die unumschränkte Monarchie, die ihm zum Theil ihre Entstehung wie ihre Erhaltung verdankt, in einen willkürlichen Despotismus ausgeartet ist. Auf der andern Seite ist er der Freiheit und dem erhöhten Leben, das sie hervorbringt, wie überhaupt einer gewissen Spontaneität des Daseins häufig aus Interesse und Gewohnheit fremd geblieben.

Unter Philipp dem Schönen tritt diese Klasse der Legisten zum ersten Male, wenigstens in Frankreich, mit politischer Bedeutung auf. Dieser König, in fast immerwährenden Kämpfen gegen die Kirche und die Feudalwelt begriffen, nahm, da ein eigentliches Volk als bewußter politischer Körper, wie im Alterthume und in der neuesten Zeit noch nicht bestand, die Instrumente zur Ausführung seiner Plane aus diesen Richtern und Rechtskundigen, die durch die Bedeutung, welche die Intelligenz überhaupt seit zwei Jahrhunderten gewonnen, durch die Stiftung der hohen Schulen und ihre Stellung im Staate, durch die für jene Zeit umfassende Bildung, die sie besaßen, vornehmlich aber durch den Umstand, daß sie weder zum Adel noch zum Klerus gehörten, die einzig möglichen Diener für einen

Fürsten waren, der diese beiden Stände sich soviel als möglich unterwerfen wollte. Diese Legisten haben, da ihre Grundsätze mit den Gesinnungen Philipp des Schönen übereinstimmten, ohne Zweifel einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt, so daß es schwer zu bestimmen ist, wem bei dem Guten und Bösen, das unter dieser Regierung sich begeben, dem Könige oder diesen seinen Dienern, der größte Antheil zufalle. Die seit mehren Generationen so sehr herangewachsene Macht der Krone machte den Wunsch Philipp's IV. natürlich, auf Staat und Kirche einen entscheidenden Einfluß auszuüben aber sein persönlicher Charakter, sein Hang zum Despotismus; veranlaßten ihn, über alle Grenzen hinauszugehen und beide, ohne Rücksicht auf ihre Rechte, seinem Vortheile zu unterwerfen. Uebrigens bedurften die Krone und die Legisten einander. Erstere hätte ohne Hülfe letzterer ihren feudalen Ursprung nicht in dem Grade, wie sie später gethan, abstreifen und sich zu einer Personifikation der Nation selbst machen können, und jene würden, ohne eigentliche Wurzel im Staate, ohne den Schild und Hebel des Königthums, sich nicht aus ihrem Dunkel hervorgearbeitet haben. Aus diesem Bunde ging bei der zunehmenden Schwäche der Kirche und der Lehnswelt und der Trennung und politischen Unmündigkeit des Bürgerstandes, im Laufe der Zeiten, die unumschränkte Monarchie in Frankreich hervor.

Die ersten Angriffe Philipp des Schönen waren gegen die Kirche seines Landes gerichtet. Die Krone hatte über diese bisher weniger Siege als über die Feudalwelt davongetragen. Einmal war der Geist des Volkes ihr noch immer günstig geblieben, und dann machte es das Verhältniß zu einem außer dem Bereiche des Lehnssystems stehenden Oberhaupte, dem Papst, derselben möglich, sich der königlichen Eingriffe besser als der weltliche Herrenstand, der durch bestimmte Pflichten an den Oberlehnsherrn gebunden, in sich getheilt, dem Recht und der Wirklichkeit nach ihm untergeordnet war, zu erwehren. Der kühne und zugleich berechnende Geist dieses Königs begann mit dem schwersten Theile seines Werkes. Im dritten Jahre seiner Regierung erschien eine Verordnung, in welcher er allen seinen Vasallen, ohne Ausnahme, geistlichen und weltlichen Standes, im ganzen Königreiche, sowie überhaupt Allen, welche eine Jurisdiktion besitzen, befahl, zu ihren Richtern (bailli, prévôt, sergent) nur Laien zu ernennen, damit, wenn diese ihrer Pflicht ermangeln, die Krone sie, ohne durch den Einspruch geistlicher Oberhäupter gehindert zu werden, zur Verantwortung ziehen könne. Alle geistliche Richter sollten sogleich entfernt werden. Ebenso

durften die Parteien weltlichen Standes fortan nur weltliche Prokuratoren mit der Führung ihrer Rechtshändel beauftragen, Kapitel und Kloster allein waren autorisirt, dieselben aus den Stiftsherren und Mönchen zu nehmen. Diese Anordnung, welche uns heute so natürlich erscheint, war, wenn man die Stellung der Kirche zum Staate in jener Zeit betrachtet, eine der kühnsten und gewaltsamsten Maßregeln, die möglich war. — Sämmtliche Geistliche von der Verwaltung der Gerechtigkeit und was mit ihr in damaliger Zeit zusammenhing, d. h. der ganzen Verwaltung zu entfernen, versetzte der Kirche in Frankreich den schwersten Schlag, der sie bis dahin getroffen hatte. Sie mußte, wie an Einfluß, so zugleich an Ehrfurcht, unter dem Volke verlieren. Diese Ausschließung des Klerus von den zahllosen Gerichtshöfen, mit denen das feudale Königreich bedeckt war, denn auch auf ihren eigenen Besitzungen sollten sie weltliche Richter ernennen und ihre eigenen Glieder entfernen, muß allerdings für eine despotische und dem Geiste jener Zeit feindliche Maßregel angesehen werden, sie war aber zur Ausbildung einer bestimmten bürgerlichen Ordnung, zur allmäligen Vorbereitung einer nationalen Einheit von großer Wichtigkeit und verdient als einer der ersten Versuche, die politische und geistliche Macht, das civile und religiöse Princip, vollkommen zu trennen, beachtet zu werden. Auch ist es das erste Mal, daß ein König von Frankreich ein so wichtiges, so viele Interessen berührendes Gesetz, aus eigener Macht, ohne Zustimmung der Betheiligten erläßt und für sein ganzes Reich verbindlich erklärt. Zwanzig Jahre vorher hatte Ludwig der Heilige seinen „Etablissements" und andern auf Frieden und Ordnung Bezug habenden Gesetzen nur für seine unmittelbaren Besitzungen Gültigkeit verleihen können. Nicht lange nachher verbot Philipp seinen Beamten, die Juden auf Verlangen der Geistlichkeit zu verfolgen und den Anklagen der Inquisition im Süden, wo sie bestand, ohne besondere Bewilligung von seiner Seite, Folge zu leisten. Da die Kirche erwarb, ohne zu veräußern, und der Schatz des Königs die bei der Veränderung des Eigenthums üblichen Gefälle verlor, so befahl Philipp, daß die Geistlichkeit bei der Erwerbung von liegenden Gründen drei- bis sechsmal so viel als ein weltlicher Erwerber an den Fiskus zahlen solle. Dies war eine der ersten offenen Maßregeln, der Vergrößerung des kirchlichen Besitzes Einhalt zu thun. Früher hatten die Könige, wie alle andern Großen, sie nicht genug bereichern zu können geglaubt. Diese Folge von Anordnungen, die theils den Einfluß des Klerus, theils seinen Reichthum beschränken sollten, und die Möglichkeit ihrer Ausführung beweist, wie sehr die

Hierarchie gesunken, wie sehr das Königthum gestiegen war, und welche Veränderung im Geiste des Volkes, ohne dessen wenigstens schweigende Zustimmung, Eingriffe in so lang bestandene und für heilig gehaltene Verhältnisse unmöglich gewesen sein würden, vorgegangen sein mußte.

Einige dieser Verordnungen, die z. B. gegen die willkürlichen Verhaftungen der Juden und der Ketzerei Verdächtigen, waren von dem Parlament aus erlassen worden, das durch die oben erwähnte Verordnung des Königs gegen die geistlichen Richter einzig aus Laien und größtentheils dem Könige ergebenen Personen zusammengesetzt wurde. Man hat von diesem Institut oft wie von einer Schöpfung Philipp des Schönen gesprochen, die vor ihm gar nicht vorhanden gewesen, allein er hat nur dessen Wirksamkeit erweitert, die Formen seiner Thätigkeit bestimmt und es endlich, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, in Paris fixirt. Obgleich das Parlament im Laufe der Zeit vielfache Veränderungen erfahren, zuweilen sich geradezu an die Spitze der Nation gedrängt und dann wieder von der königlichen Autorität in den Hintergrund gewiesen worden, so ist es doch nie, selbst nicht zur Zeit seiner größten Beschränkung unter Ludwig XIV., ein bloßer Gerichtshof gewesen, sondern hat auf das Leben des Staates selbst und nicht blos auf die Verwaltung der Justiz einen mehr oder weniger sichtbaren Einfluß ausgeübt. Es ist hier der Ort, ein Bild von seinem Entstehen und seinem Wachsthum zu entwerfen. — Sobald sowohl jede Spur der alten Volksversammlungen, dann der „Placita" der Merowinger und des „Mallum Imperatoris" unter den Karolingern verschwunden ist und das Feudalwesen am Ende des zehnten Jahrhunderts mit den Kapetingern zugleich erscheint, so berufen diese ihre Lehnsmänner, geistliche und weltliche, zu einem großen Rathe zusammen, der sowohl in Frankreich als nach der Eroberung in England Parlament genannt wurde. Dieses Institut war es, welches über alle im Lehnswesen vorkommenden Angelegenheiten entschied, die, da in diesem System weder von einer Politik, noch einer Verwaltung im eigentlichen Sinne des Wortes, seltene Fälle, wie ein großer Krieg oder ein Zwiespalt mit der Kirche ausgenommen, die Rede sein konnte, meist Streitigkeiten über Recht und Besitz waren. Als im zwölften Jahrhundert durch die Bewegung, welche die Kreuzzüge und das Emporkommen der Städte verursachten, neben dem Streben nach größerer bürgerlicher Freiheit, sich durch die Betrachtung der aristotelischen Philosophie und des römischen Rechts ein Licht entzündete, das nicht mehr zu erlöschen bestimmt war und ein

größeres intellectuelles Bedürfniß sich fühlbar machte, so traten in diesen großen Rath des Königs oder das Parlament auch Personen aus dem Bürgerstande, Rechtskundige und Rechtslehrer ein, die, in einem zu den Prälaten und Edeln abhängigen Verhältnisse stehend, sich, wie dies unter Philipp dem Schönen sichtbar wird, an den Thron anschlossen und dessen Erhebung aus allen Kräften begünstigten. Da sie nicht wie die geistlichen und ritterlichen Mitglieder dieser Versammlung die Kirche und den Adel repräsentirten, denn sie waren nur um ihrer persönlichen Verdienste willen, und nicht etwa als Stellvertreter der Städte in das Parlament aufgenommen worden, und da der Stand, in dem sie geboren waren, großentheils unter dem Schutze der Krone, sich von dem Joche der geistlichen und weltlichen Lehnsherren frei gemacht hatte, so waren sie ersterer ebenso ergeben, als sie letztern abgeneigt sein mußten. Jedoch müssen Ehrgeiz oder Nothwendigkeit sie schon früh dazu gebracht haben, sich den Formen des herrschenden Standes zu nähern, denn die hervorragendsten Diener Philipp des Schönen, fast sämmtlich der Klasse der Legisten angehörig, wie Flotte, Plasian, Nogaret u. s. w. trugen alle den Rittertitel, obgleich dieselben der Lehnsaristokratie durch ihren Ursprung fremd und ihrer Tendenz nach feindlich waren. Philipp gab dem Parlament, nachdem es in Paris fixirt worden, und nicht mehr wie früher von dem Könige bald hier bald dort versammelt wurde und denselben sogar zuweilen auf Feldzügen und Reisen begleitete, die erste regelmäßige Einrichtung, die, obgleich im Einzelnen vielfach verändert, in ihren Grundzügen dieselbe blieb. Die Geistlichen, von diesem Könige einen Augenblick aus dem Parlament verbannt, traten später wieder in dasselbe ein, bildeten aber nie einen hervorragenden Theil desselben, denn sein Charakter war und blieb ein durchaus weltlicher und politischer und war dem Geiste der Hierarchie entgegengesetzt. Die Edeln, die lange den wahren Stamm desselben gebildet, dergestalt, daß ihnen und den Prälaten die eigentliche entscheidende Stimme gehört hatte und sie „conseillers jugeurs," die aus dem Bürgerstande hinzugekommenen Rechtskundigen „conseillers rapporteurs" genannt worden, zogen sich, da sie an Einsicht und Fähigkeit in dieser Sphäre von ihren Untergebenen sehr bald übertroffen wurden und die regelmäßige beständige Organisation, die diese Institution bekommen, ihrer ganzen Art zu sein, überhaupt zu fremd war, aus diesem Kreise zurück. Die, welche früher die Geschäfte vorbereitet und über sie berichtet hatten, wurden jetzt ausschließend mit deren Entscheidung beauftragt und aus Rapporteurs — Jugeurs. — Von

diesem Augenblick an, der nicht genau bestimmt werden kann, verlor das Parlament den Charakter seiner feudalen Entstehung und der einer eigentlichen Magistratur wurde in ihm vorherrschend. Da die Legisten, wie die Philosophen des Mittelalters, ursprünglich mit der Kirche in Verbindung gestanden und manche ihrer äußern Formen beibehalten hatten, so hießen sie: „hommes de longue robe" und als sie später bei der seltenen Zusammenberufung der Reichsstände und dem geringen Einflusse derselben, gewissermaßen die Vermittler zwischen dem Volke und dem Könige geworden, als die meisten ihre Würden erblich überkommen und außerdem durch den Ankauf von Lehnen adelige Rechte und Titel erhalten hatten, so wurde der Theil von ihnen, der in den Parlamenten saß, „noblesse de robe," im Gegensatze zu dem Feudaladel, „noblesse d'epée" genannt. Die Trägheit oder Unwissenheit der meisten Edeln überließ die Verwaltung der Gerechtigkeit, das kostbarste Vorrecht eines herrschenden Standes, von welcher in einer wenig entwickelten Zeit fast alle übrigen Verhältnisse abhängen oder abhängig werden, Bürgern, die obgleich allmälig selbst zu Patriziern werdend, von dem eigentlichen Adel immer unterschieden blieben. Karl VII. schmälerte die Bedeutung des Parlaments, indem er einen besondern Staatsrath, mit dem die Könige von jetzt an die wichtigsten Geschäfte beriethen, schuf, und suchte dasselbe auf die Ausübung rein richterlicher Funktionen zu beschränken, was jedoch einmal wegen des in den Ursprung dieser Institution verwebten politischen Geistes, und dann, weil dieselbe, in Ermangelung anderer Garantien, die Freiheiten der Nation zu bewahren schien, nicht gelang. Denn das Parlament, das so viel zum Emporkommen der absoluten Souverainetät und der Vernichtung der feudalen und hierarchischen Rechte beigetragen, beschränkte, obgleich es der Krone nie untreu wurde, deren Allmacht häufig und verhinderte, bis zu Richelieu's Zeit, das Umsichgreifen eines reinen Hof- und Militairdespotismus, der sich auf den Trümmern der Lehnsmonarchie zu erheben suchte. Es wurden allmälig in fast allen Provinzen Parlamente errichtet, das von Paris erhielt aber durch den Gebrauch, die königlichen Ordonnanzen, die Abgaben betreffend, zu diskutiren, gegen sie Vorstellungen zu erheben, sie durch die Einregistrirung derselben oder die Verweigerung dieses Aktes anzuerkennen oder zu verwerfen, das Ansehn einer obersten, die Nation selbst repräsentirenden Autorität. Außerdem hatten die Prinzen des königlichen Hauses, und die alte und die neue Pairie in ihm ihren Sitz. Es entschied, ohne Appel, über die Angelegenheiten der größten Vasallen und spielte bei den spätern

Religionsstreitigkeiten und überhaupt während der Minorennitäten der Könige und während der Regentschaften eine entscheidende Rolle. Es erhielt durch seinen Geist und seine Traditionen unter der unumschränkten Monarchie die Idee einer, wenn auch nicht klar begriffenen, doch nie ganz erlöschenden politischen Freiheit und ein gewisses Maß selbstständiger nationaler Maximen in der Erinnerung und dem Gefühle des Volkes lebendig. Der größte und wahrhaft liberalste Publicist neuerer Zeiten, Montesquieu, ging aus dieser Klasse hervor, die mehr bedeutende Individualitäten als die Magistratur irgend eines andern Volkes hervorgebracht hat. Sowie einst die Bürger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gegen das Joch der geistlichen und weltlichen Aristokratie gekämpft hatten, so kämpften später, als die Zeit und ihre Bedürfnisse sich geändert, ihre Nachkommen in den Parlamenten gegen die Mißbräuche der unumschränkten Herrschaft. So wie aber die städtischen Gemeinden des Mittelalters allmälig in der Einheit, der Sicherheit und Ordnung, die das absolute Königthum in das Leben des Volkes eingeführt, mit ihren besondern Rechten und Verfassungen verschwanden, ebenso gingen die Parlamente, als Körperschaft, in der großen Erneuerung des französischen Lebens am Ende des achtzehnten Jahrhunderts unter. Manches von dem sie unterscheidenden Geiste hat sich jedoch, wenn auch unter sehr verschiedener Form, in der heutigen französischen Magistratur erhalten, die noch immer die beste der hiesigen Institutionen ist und dem in dieser Nation sich im Stillen immer mehr verbreitenden Geiste der Anarchie und Immoralität, so viel von ihr abhängt, widersteht.

Ein ebenso wichtiges und folgenreiches Ereigniß im Leben dieses Königs, wie die Fixirung und Regulirung des Parlaments, war seine Berufung der Abgeordneten der Nation zu einer allgemeinen Versammlung, auf welcher die Städte zum ersten Mal als Repräsentanten ihres Standes erschienen. Früher hatten verschiedene Könige, namentlich Ludwig der Heilige, die angesehensten Bürger dieser und jener Stadt, bei der Vorbereitung und Berathung gewisser Handel und Gewerbe betreffenden Verordnungen, zugezogen. Philipp der Schöne aber vereinigte, was vorher nie geschehen, Prälaten, Edle und Bürger zu einem einzigen Körper, wodurch letztere zu einem integrirenden Theile der Nation gemacht wurden, was sie bis dahin nicht gewesen waren. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß keinem, selbst der fähigsten seiner Vorgänger der Gedanke an eine solche Einigung der verschiedenen Elemente des nationalen Lebens eingekommen und daß früher die Ausführung eines

solchen Plans, wäre er wirklich gehegt worden, unmöglich gewesen sein würde. Dieser Moment, dessen spätere Bedeutung, wie beim Anfange aller großen Ereignisse, von denen, die sie ins Leben gerufen, nicht geahnt werden konnte, sondern der nur aus augenblicklichen Bedürfnissen und einer dringenden Nothwendigkeit hervorzugehen schien, war der Taufakt des modernen Frankreichs, das von jetzt an, trotz der harten Prüfungen, die dasselbe in den englischen Kriegen treffen sollten, nie mehr das Gefühl seiner nationalen Einheit und das Streben nach deren vollständiger Darstellung verlor.

Diese Maßregeln, die später von so entschiedenen Folgen geworden, wurden dem Könige durch den Kampf aufgedrungen, den er um diese Zeit gegen den Papst einging und der, um seiner allgemein geschichtlichen Bedeutung willen, eine noch höhere Stelle als jene politischen Reformen einnimmt. Er mußte, um sich gegen den römischen Hof anfangs vertheidigen, dann denselben angreifen zu können, mit seinem Volke und allen Ständen desselben im innigsten Bunde da stehen, denn als Feudalfürst mit seinen Vasallen, ohne die Theilnahme der Geistlichkeit und der Städte, würde er einem solchen Gegner unterlegen sein. Dieser Streit der geistlichen und weltlichen Macht zeichnete sich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter aus. Philipp widerstand nicht nur dem Papste, sondern suchte ihn in seiner Heimath, auf seinem eigenen Boden auf. Er griff das Papstthum durch die Art, wie er dasselbe von der Kirche und den zeitlichen Inhaber desselben von der Natur dieser Institution unterscheiden wollte, in seinem Dasein selbst an, welches, wenn die Vorstellung von einer solchen Trennung allgemein werden könnte, in sich selbst zerfallen müßte. Durch die Mißhandlungen, die Bonifacius, auf Philipp's Veranlassung, in seiner Geburtsstadt und seinem eigenen Palaste erfuhr, ward nicht sowohl die äußere Macht des Papstthums geschwächt, als, was für eine auf übersinnliche Vorstellungen und geheimnißvolle Ueberlieferungen gegründete Gewalt ein viel schwererer Schlag ist, dessen Würde erniedrigt. Wenn man die übrigens so bekannten Details dieser Katastrophe betrachtet, so wird man ebenso sehr von der rohen und frechen Willkür, mit der Philipp bei dieser Gelegenheit, einzig auf das Recht der Stärke trotzend, gegen die älteste und geheiligtste Macht in der Christenheit auftrat, als von dem Mangel an Theilnahme für das Geschick des Papstes, dessen Herabwürdigung mehr Freude als Trauer erregte und der keinen einzigen Vertheidiger von Bedeutung fand, überrascht. Der religiöse Geist scheint in jener Zeit unter den Großen tief gesunken gewesen und die kirchlichen Formen scheinen nur

zu einem Mittel zur Erreichung weltlicher Zwecke, zu einem Gefäß gedient zu haben, das jeden beliebigen Inhalt vertrug. So kühn und gewaltthätig Philipp der Schöne war, so sehr er sich von der frommen Scheu, mit der seine Vorfahren an die Prüfung ihrer und der Kirche Rechte gingen, entfernen mochte, so würde er einen Papst von einem andern Charakter, als Bonifacius VIII. besaß, wahrscheinlich nicht mit solchem Uebermuthe, solcher Verhöhnung der Kirche selbst anzugreifen gewagt haben. Der Papst scheint, nach allen vorhandenen Zeugnissen, ein in seiner Sphäre ebenso hart und willkürlich waltender Charakter wie der König gewesen zu sein. Seine erbitterte und unbeugsame Verfolgung der Colonna ist ein Beweis dieser Sinnesart. Auch ist es nach dem Urtheile unparteiischer Zeugnisse wahrscheinlich, daß er sich der Pflichten seines hohen Amtes wie einer ihm auferlegten Rolle entledigt und weder an dessen, noch des Christenthums Wesenheit überhaupt geglaubt habe. Im sechszehnten Jahrhundert würde ein solcher Charakter, durch lange Erfahrung von der Unmöglichkeit, die Welt nach Art Gregor's VII. und Innocenz' III. zu beherrschen, überzeugt, sich, wie die Päpste dieser Epoche gethan, außer der allgemeinen Kirchenregierung, mit Vergrößerung des Kirchenstaates, politischen Intriguen, Erhöhung seiner Familie, mit Kunst und Literatur beschäftigt haben. Aber manche dieser Interessen existirten im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts noch nicht, oder wären schwer zu befriedigen gewesen und Bonifacius VIII., der einer der ersten Legisten der römischen Kurie gewesen, wollte, an dem Buchstaben und der Form hängend, die große Veränderung nicht begreifen, die in den Zuständen und der Stimmung der Völker vorgegangen war. Sein kräftiger Wille scheiterte an der Unmöglichkeit, eine vergangene Zeit zu erneuern. Philipp der Schöne dagegen begriff, höchst wahrscheinlich ohne tiefere Einsicht, instinktartig das Sinken der spiritualistischen und mysteriösen Ideen, des priesterlichen und ritterlichen Geistes, die bisher die Welt beherrscht hatten, und die Erhebung einer neuen und weltlichen Ordnung, die sich in dem nach Einheit und Unumschränktheit strebenden Königthum aussprach. Am Ende des elften Jahrhunderts hatte Gregor VII. die weltliche Macht in der Person Heinrich's IV. zu seinen Füßen gesehen, allerdings eine große Demüthigung für letztere. Indessen war der Kaiser außerdem ein Christ wie jeder andere und denselben kirchlichen Gesetzen unterworfen. Es war hier nur öffentlich geschehen, was sonst im Tribunal der Buße von dem geringsten Priester über die erhabensten Personen, wie das Beispiel Ludwig's des Heiligen zeigt, der sich von seinem Beicht-

vater geißeln ließ, verhängt werden konnte. Der Mensch wurde hierdurch, nach den Vorstellungen jener Zeit, nicht erniedrigt. Bei einem Papste aber war eine solche Trennung des Individuums und seiner Würde, der weltlichen Macht gegenüber, nicht möglich, und die Mißhandlung der Person traf hier zugleich die Idee, die von derselben dargestellt wurde. Ungeachtet des Ungemaches, das einigen spätern Päpsten widerfahren, so hat doch keiner der Nachfolger Bonifacius' VIII. ein so hartes Schicksal als er erlitten. Die feindliche Berührung des letzten geistlichen und des ersten weltlichen Despoten wurde durch ihre Folgen eine ungemein wichtige und entscheidende Begebenheit. In Philipp dem Schönen trat das unumschränkte Königthum, obgleich noch in seinem Entstehen, wie jede lang und mühsam vorbereitete, endlich durchbrechende Erscheinung, mit einer besondern Art von Fanatismus auf, der aus der Neuheit und Unsicherheit lang streitiger Rechte zu entstehen und in allen Uebergangsepochen der Geschichte sich zu zeigen pflegt.

Die wichtigste Folge dieses Kampfes war die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon und die Ernennung einer Anzahl meist unwürdiger französischer Päpste, die, als Kirchenhäupter sehr weit von den Maximen Bonifaz' VIII. oder wenigstens von deren Verwirklichung entfernt, die Sicherheit der päpstlichen Macht nicht durch die Verfolgung unmöglich gewordener Ansprüche gefährdeten, dieselbe aber durch Privatlaster aller Art, besonders aber durch eine weder vorher noch nachher so weit und so öffentlich getriebene Simonie befleckten. Der erste dieser neuen Päpste, denn so kann man ihn und mehre seiner Nachfolger, der ganz veränderten Stellung wegen, die sie in dieser Art Verbannung einnahmen, nennen, Klemens V., schien dadurch, daß er Philipp's Forderung, Bonifazius' Andenken zu verdammen und seine Leiche als die eines der Ketzerei Ueberwiesenen ausgraben und verbrennen zu lassen, wenn auch nur einen Augenblick in Betracht zog, die Verurtheilung des Papstthums selbst zu unterschreiben. Nur mit Mühe gelang es ihm, den König von dieser Forderung abzulenken und denselben durch die Preisgebung des Tempelordens, für den Verlust der gewünschten Rache zu entschädigen. Wenn man den Charakter Philipp's des Schönen, sein scharfes Urtheil und seine unbeugsame Festigkeit in der Verfolgung seiner wahren Absichten kennt, so muß man glauben, daß es ihm mit einer solchen Verurtheilung Bonifacius' VIII. selbst nicht Ernst gewesen, sondern daß er Klemens V., der außerdem ganz in seinen Händen war, durch diese Forderung nur schrecken und zu unbedingter Nachgiebigkeit für seine übrigen Plane stimmen wollte.

Philipp der Schöne hatte durch die Art, wie seine geistlichen und weltlichen Vasallen seine Macht, indem sie sich den ohne ihre Zustimmung erlassenen Gesetzen unterwarfen, anerkannt, noch mehr aus der Willfährigkeit, mit der sie ihre etwaigen religiösen Bedenklichkeiten, bei seinen Streitigkeiten mit dem Papst, ihm zu Gefallen unterdrückten, sich dem Wesen nach so ziemlich als unumschränkten Herrn seines Reiches ansehen gelernt, in dem Parlamente nur ergebene Diener und in den mehrmals zusammenberufenen Reichsständen nur gehorsame Unterthanen gefunden. Der Orden der Tempelherren, der nach seiner Vertreibung aus Palästina seinen Hauptsitz in Frankreich genommen, da hier seine meisten Besitzungen lagen und er größtentheils aus Franzosen bestand, nur dem Papst unterworfen, außerhalb des Lehnsnexus sich haltend und darum von der weltlichen Macht unabhängig, war der einzige Stand, der sich von jener monarchischen Einheit, in die Philipp Geistliche, Adel und Städte seines Landes gebracht hatte, ausschloß.

Die neue von Philipp dem Schönen gebildete monarchische Organisation des Reiches hatte eine schon sehr komplicirte Maschine von Richtern und Verwaltern aller Art geschaffen, die dem Könige einzig und unmittelbar unterworfen, nicht mehr wie früher mit Ueberlassung von Land und Leibeigenen, denn dies hätte sie in gewisser Art theils persönlich unabhängig gemacht, theils in Verhältniß zu andern Vasallen gebracht, sondern jetzt durch Geld, durch Gehalte nach unserer Art zu reden, für ihre Mühewaltung entschädigt oder ihren Eifer belohnt werden mußten. Die Mittel hierzu konnten nur durch Vermehrung der Abgaben herbeigeschafft werden, die, da Handel und Kunstfleiß noch in der Kindheit standen, das Königthum sich aber schon auf einer ziemlich modernen Bahn bewegend, große Bedürfnisse hatte, für das Volk, wie mehre Aufstände, von denen einer den König selbst bedrohte, beweisen, äußerst drückend wurden. Auch nahm Philipp mehrmals seine Zuflucht zu dem so gehässigen Mittel der Münzverfälschungen. In frühern Zeiten waren die Bedürfnisse einfacher und die Quelle zu ihrer Befriedigung von der Natur selbst geboten gewesen. Jeder öffentliche Dienst war von der Regierung mit Land bezahlt worden. Bei einer der Concessionen, zu denen sich Philipp, wie ihm dies mehrmals in vorübergehenden Verlegenheiten begegnete, gegen den Adel seines Landes verstehen mußte, verspricht er ein eingezogenes Lehn alsbald wieder an eine angemessene Person auszuthun, setzt aber hinzu: „wenn wir dieselbe sonst nicht auf andere Art entschädigen," worunter natürlich nichts Anderes als Geld verstanden werden

konnte. So befinden sich unter Anderm in den französischen Archiven noch heute die Quittungen, die Nogaret, wie bekannt, einer der ersten Räthe Philipp's des Schönen, gegen Empfang seines Gehaltes ausgestellt, das nach den Diensten, die er gegen Bonifacius VIII. erwiesen, fast verdoppelt wurde. Zur Zeit der reinen Feudalherrschaft waren, außerordentliche Umstände abgerechnet, die Einnahmen den Ausgaben im Ganzen gleich gewesen. In der gegenwärtigen künstlichern Verfassung gestaltete sich dies aber bald ganz anders. Aus der vermehrten Ordnung und Sicherheit, aus der fortschreitenden Befreiung der niedern Klassen mußten nothwendig Handel und Kunstfleiß und damit allmälig der Reichthum des Landes zunehmen, dieses Resultat verständigerer und billigerer Einrichtungen konnte aber nicht gleich anfangs zum Vorschein kommen. Wie im Beginn jeder neuen Organisation fühlte man den Verlust der bisherigen Hülfsquellen und die neu eröffneten flossen nicht sogleich. Indirekte, immer höher getriebene Abgaben auf jeden Verkauf, Steuern, unter dem Namen freiwilliger Beiträge von der Geistlichkeit erhoben, zur Gewohnheit gewordene Münzverfälschungen, dies Alles reichte nicht zu den Bedürfnissen des Königs hin und vermochte nicht seine Ausgaben zu decken. Das Lehnssystem war seinem ursprünglichen Geiste schon so entfremdet worden, daß die Vasallen für ihren Kriegsdienst Geld zu verlangen anfingen. Philipp hatte noch keine andere militairische Macht als die Hülfe seiner Lehnsleute. Söldner würden ihn noch mehr gekostet und, durch kein Band an ihn gefesselt, ihm gefährlich geworden sein. Die Kriege, die er geführt und von denen einer gegen die Flamänder äußerst unglücklich gewesen, hatten unendlich mehr gekostet, als es unter seinen Vorfahren der Fall gewesen.

Der Tempelorden war unermeßlich reich, ohne Zweifel die reichste Körperschaft, die es damals gab, und seine meisten Besitzungen lagen in Frankreich. Diese geistlichen Ritter waren, nach dem Verluste Palästinas und dem Aufhören der Kreuzzüge im Orient unnütz geworden und auf ihre Besitzungen nach Europa zurückgekehrt. Das Volk, das sie bisher in der Ferne bewundert, begann in der Nähe ihre Fehler, ihren Stolz, ihre Schwelgerei und Habsucht kennen zu lernen. Die Fürsten beneideten ihren Reichthum. Dieser Orden hätte sich erhalten können, wenn er, wie die Johanniter, sich auf einem der Grenzpunkte der christlichen Welt, als Schild gegen die Mahomedaner festgesetzt, oder, wie die deutschen Herren es thaten, in fernen Gegenden gegen heidnische und wilde Völker eine neue Bahn der Herrschaft und des Ruhmes auf-

gesucht hätte. Die Templer thaten aber nichts von diesem Allen, sondern führten auf ihren Besitzungen ein müßiges und ihrer großen Vergangenheit unwürdiges Dasein. Ihr Institut war noch mehr als die andern militairisch-geistlichen Orden auf immerwährenden Krieg gegen die Ungläubigen berechnet, seit langer Zeit aber hatte nur ein kleiner Theil von ihnen dieser Bestimmung nachgelebt. Die Unzweckmäßigkeit dieses Ordens mußte daher Jedermann einleuchten. Schon Ludwig der Heilige hatte den Templern gerathen, sich mit den Johannitern zu vereinigen, was von ihnen unter allerlei Vorwänden, wahrscheinlich weil sie reicher waren, verweigert worden. Die Templer konnten nicht, wie gewisse Klassen des Klerus, ein friedliches und zugleich weichliches Leben für sich in Anspruch nehmen, denn sie waren vor Allem Kriegsleute. Zugleich standen sie, als Philipp auf ihren Untergang zu sinnen begann, von den übrigen Klassen der Nation getrennt und einsam da. Sie hatten, sobald sie nicht mehr für das heilige Land kämpften, die Liebe und Achtung des Volkes verloren, das ihnen früher, um ihrer begeisterten Tapferkeit willen, ihren Stolz und Geiz nachgesehen hatte, sie waren von der Geistlichkeit durch ihre kriegerischen Einrichtungen und von dem Adel durch das in ihnen, wenn auch untergeordnet hervortretende kirchliche Element getrennt und zugleich den Fürsten verdächtig geworden, von denen sie unabhängig, als eine sich selbst genügende Körperschaft, ohne eigentlichen Verband mit dem Lande, obgleich im Besitze eines Theiles desselben, walteten. Dies Alles hätte die allmälige Auflösung oder Umwandlung des Ordens hervorbringen können, reichte aber nicht zu dessen plötzlicher und gewaltsamer Zerstörung hin. Hierzu gehörte, die Sittlichkeit und besonders den Glauben dieser geistlichen Ritter verdächtig zu machen, sie dem Bewußtsein jener Zeit nicht nur als entartete, sondern als verruchte Individuen, sie als von dem Christenthume, das, ungeachtet des Sinkens der päpstlichen Herrschaft, noch immer der Mittelpunkt des Daseins war, Abgefallene, ja demselben feindlich Gesinnte darzustellen. Es gelang Philipp dem Schönen und seinen Räthen, im Bunde mit dem damaligen Papste und der Geistlichkeit seines Landes, bei der Gleichgültigkeit des Adels und der Abneigung des Volkes gegen die Templer, den Orden, der so lange der muthigste Vertheidiger des Glaubens gewesen, als dessen Verächter, und ihn, welcher einst alle Gefahren des Kriegs- und alle Entbehrungen des Mönchslebens zugleich getragen, als mit den häßlichsten Lastern befleckt, als eine Schmach für den christlichen Namen hinzustellen.

Inwieweit die Anklagen gegen dieses in seinem Ursprunge großherzige und erlauchte Institut wahr gewesen, was hierbei auf Rechnung seiner Feinde, was auf seine eigene wirkliche Entartung zu schreiben, ist aus Mangel an unparteiischen Quellen und vollständigen Nachrichten nach so langer Zeit unmöglich zu ergründen. Es ist keiner, auch der gelehrtesten und scharfsinnigsten Prüfung späterer Zeiten möglich gewesen, das über dieser Begebenheit schwebende Dunkel aufzuklären und die, sobald irgend eine bestimmte Meinung dargethan werden soll, sich sogleich aufthuenden Widersprüche zu lösen. Wie dem auch gewesen sein mag, dieses Ereigniß ist einer der dunkelsten Flecken der französischen Geschichte und vielleicht nicht weniger schlimm als die Greuel der Bartholomäusnacht. Denn bei letzterer fand ein allerdings treuloser Ueberfall, aber gegen eine große mächtige Partei statt, die zu offnem Widerstande gerüstet gewesen, dort aber wurde eine mit der Masse ihrer Angreifer geringe Zahl unglücklicher und von Allen verlassener Männer, die so große Erinnerungen für sich hatten, deren Vorgänger sich so unsterbliche Verdienste erworben, der Rache, dem Geize und der Tyrannei eines Einzigen oder Weniger aufgeopfert. Auch ist es, wie sich von selbst versteht, nicht möglich, daß alle oder nur die meisten Glieder dieses Ordens an den ihm vorgeworfenen Gebrechen Theil gehabt hätten. Die Templer, obgleich unter derselben Regel verbunden, bestanden aus Leuten verschiedenen Alters, verschiedener Nationalität, und welche Unterschiede mußte nicht allein diese Ungleichheit unter ihnen hervorbringen, von der in dem Charakter und der Stellung der Einzelnen nicht zu sprechen. Ohne Zweifel waren die unter ihnen, welche eines so grausamen Todes starben, die Besten von Allen und die Ungerechtigkeit um so größer, denn es sind gewöhnlich die sich ihrer sittlichen Würde Bewußtesten, die sich in solchen Katastrophen am Muthigsten zeigen. Die wirklich schuldigen Glieder gaben, wie zum Theil aus den Verhören gegen sie hervorgeht, die ihnen zur Last gelegten Verbrechen am leichtesten zu und dachten nur daran, ihr Leben zu retten. Ein Theil zog sich, sobald die ersten Verfolgungen sichtbar wurden, freiwillig vom Orden zurück. Jedoch fehlte es, selbst als vierundfunfzig dieser Ritter, an Einem Tage, nach einer Art Scheinverhör und durch die Folter erpreßten Geständnissen, verbrannt worden, dem Orden nicht an muthigen Vertheidigern. Im Ganzen muß man aber gestehen, daß theils der Mangel an Voraussicht in Bezug auf den sich ankündigenden Sturm, theils die geringe Kraft und Standhaftigkeit so vieler Templer, die, von allen übrigen Rücksichten und Fesseln des Lebens

befreit, nur dem Orden angehörend und ihm Alles verdankend, für ihn ebenso hätten sterben müssen, wie sie für ihn gelebt hatten, das Sinken desselben beweist, denn einer Institution, die in ihrer Kraft steht, fehlt es niemals an thätigen, oder, wenn die Umstände dies unmöglich machen, an leidenden Vertheidigern.

Der persönliche Charakter Philipp's des Schönen stellt in dieser Katastrophe einen seltenen Beweis von List, Habsucht und Grausamkeit dar und setzt durch die Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, durch die Gleichgültigkeit gegen alle Grundsätze des Rechts und der Billigkeit, durch die Schamlosigkeit, mit der er sich über das Urtheil der Mit- und Nachwelt hinaussetzte, in Erstaunen. Der königliche Despotismus trat durch ihn in Frankreich schlimmer als irgendwo, Recht und Wahrheit verkennend, über die Mittel zur Erreichung seiner Zwecke gleichgültig, den materiellen Interessen, der Einheit und Macht des Landes günstig, aber den Charakter der Nation verderbend, als ein warnendes Beispiel auf, was eine unumschränkte Gewalt, unter gewissen Umständen, sich zu erlauben vermag.

Das Verhalten Papst Klemens' V. bei dieser Gelegenheit war ein Zeichen der unglaublichen Schwäche und Niedrigkeit seines Charakters. Der Orden, den er dem Könige von Frankreich preisgab, stand, wollte er auch die von ihm früher geleisteten Dienste vergessen, unter dem unmittelbaren Schutze des apostolischen Stuhles. Geiz war seine wie aller avignonischen Päpste herrschende Leidenschaft und Philipp gönnte ihm an dem gewonnenen Raube einen guten Theil. Das von ihm in Vienne gehaltene Concil, auf dem über dreihundert Bischöfe erschienen, erklärte, daß es, ohne die Vertheidiger des Ordens zu hören, denselben nicht verurtheilen könne. Klemens V. hob ihn, ungeachtet dieses Widerspruches, in einem von Kardinälen und Bischöfen seiner Partei gehaltenen Consistorium auf und machte diesen Beschluß der Versammlung bekannt, die keinen Einwand dagegen erhob. Dieser Papst war nur dem Namen nach das Haupt und der Vater der damaligen Christenheit, im Grunde aber der geistliche Minister Philipp des Schönen. Er opferte ihm außer den Templern, zwei der wesentlichsten, die Rechte der Kir betreffenden Bullen auf, zog, um in seiner Nähe zu sein, Avig Rom vor, half seinem Sohne, dem nachmaligen Ludwig X., in Navarra festzusetzen, erließ dem französischen Könige von Neap eine große Schuld an den heiligen Stuhl, kanonisirte einen seiner Söhne und verhalf einem andern zum Throne von Ungarn. Di waren keine kleinen Dienste, aber man muß auf der andern Sei

nicht vergessen, daß der Papst seine Erhebung dem Könige von Frankreich verdankte, der sich diesen Dienst theuer bezahlen ließ. Klemens war vor Allem „der Mann" Philipp des Schönen, wie man im Lehnswesen sagte, und zeigte weniger Kraft und Selbstständigkeit als die schwächsten seiner Vorfahren. Auch ist die päpstliche Macht unter keinem seiner Nachfolger, selbst in schwierigen Zeiten, so lange nicht etwa die Rechtmäßigkeit ihres Inhabers angefochten wurde, so tief, als unter ihm und einigen seiner französischen Nachfolger, gesunken. Philipp ging so weit, daß er bei einigen Gelegenheiten den Papst, z. B. als dieser über die plötzliche Verhaftung vieler Templer, die ohne seine Bewilligung, was gegen die anerkannten Statuten des Ordens war, geschehen, einige Unzufriedenheit bezeigte, der Lauheit im Glauben und des Irrthums beschuldigte und erklärte, daß er der Vertheidiger der Kirche und von dieser Gott Rechenschaft schuldig sei. Bei der Eröffnung der Reichsstände in Tours (1308) läßt er sich in der Rede, die an ihn, im Namen der Nation, von seinen Legisten gehalten wurde, mit Moses und den Papst mit Aaron vergleichen, der, als er den Juden das goldne Kalb gegossen, von seinem Bruder getadelt wurde, welcher, ohne den hohen Priester zu fragen, die Götzenbilder zu vertilgen befahl, und daraus schließen, daß er, als ein christlicher König, wenn die Geistlichkeit im Irrthum begriffen sei, gegen diese einschreiten dürfe. — Diese Anwendung des alten Testamentes zum Nutzen der weltlichen Macht war, so sonderbar sie uns auch heute vorkommen mag, nicht viel ungeschickter und unvernünftiger, als die, welche bei andern Gelegenheiten aus derselben Quelle zum Vortheile der geistlichen Autorität geschöpft wurde. — — So tief war, noch keine hundert Jahre nach Innocenz' III. Tode das oberste Tribunal der christlichen Welt gesunken. Ohne Zweifel hatten einzelne Päpste, wie namentlich Bonifacius VIII., hierzu beigetragen, indessen war die Institution selbst, weil sie zu sehr in die Interessen der Welt eingegriffen, ohne sich über ihnen erhalten zu können, gealtert. In dem Kampfe gegen die geistliche Macht waren das Volk, die Bürger der Städte, die Universität, die niedere Geistlichkeit, noch weit mehr als die Prälaten und die Barone, die mehr von dem Strome fortgerissen worden, daß sie ihm freiwillig gefolgt wären, auf die Seite des Königs getreten. Früher, zu den Zeiten Gregor's VII. und selbst noch zu denen Innocenz' III., hatte das Papstthum, in ähnlichen Lagen, die Massen für sich gehabt. Seitdem aber war es zu politisch und weltlich geworden, um jene geistige Hoheit und geheimnißvolle Macht ausüben zu können, ohne die es jedoch zu einem wesenlosen Scheine,

zu einer Art Schatten, ohne wirkliche Kraft und Größe, herabkommen mußte. Sobald es unter kirchlichen Formen für weltliche Zwecke stritt und in den Kampfplatz für äußere Güter mit andern weltlichen Mächten herabstieg, mußte es, wie dies durch Philipp den Schönen geschah, von diesen, die sich hier auf ihrem wahren Boden befanden, während die Hierarchie den ihrigen verlassen hatte, besiegt werden.

Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts begann eine bedeutsame Epoche der Umgestaltung in der innern Gesinnung wie in den äußern Verhältnissen der europäischen Welt vorzugehen. Das Mittelalter, als eine lebendige und geschlossene Zeit gedacht, verlor damals seinen Halt und seine Einheit und sollte nur noch in einzelnen Ueberlieferungen und Formen, ohne wahrhaften Mittelpunkt, ohne innere Kraft, überall von Feinden umgeben, ohne Mittel des Widerstandes fortdauern. Das Papstthum stieg in Avignon tiefer als je in den Schlamm der Welt herab, die religiöse Begeisterung, welche die Kreuzzüge hervorgebracht, die Blüthe, nicht der mittelalterthümlichen Institutionen, aber des mittelalterthümlichen Geistes, ward im Blute der Tempelherren erstickt. Statt der kühnen, auf sich gestellten Gesinnung des Feudaladels fing jetzt, im Namen eines Andern, der Rechtskundige, der Beamte zu herrschen an, der, ohne eigenen Willen, eigenes Recht, sich nach einer ihm von Außen zugekommenen Regel bewegte. Der wunderbare Bund der heroischen Individualität des Germanen mit dem übersinnlichen und tiefsinnigen Geiste des Christenthums löste sich und beide Theile verloren in dem Aufhören dieser langen und innigen Vereinigung. Eine neue Zeit kündigte sich überall an. Noch konnte, was Großes in ihr lag, nicht geahnt, geschweige erkannt werden, und der Verlust des Vergehenden ward allgemein gefühlt. Wovon tiefere Geister bei diesem Verluste am Meisten ergriffen wurden, war die Betrachtung, daß jene Zeit sich ihr eigenes Grab gegraben zu haben, daß sie durch ihre eigene Schuld, wie durch einen Selbstmord, zu Grunde zu gehen schien. Die Kirche hatte ihre tiefsten Wunden durch das Verhalten ihrer eigenen Oberhäupter empfangen und die Templer hatten bei der Vertheidigung ihres Ordens nicht die Hoheit der Gesinnung gezeigt, die man von ihnen erwarten konnte. Alles, was bisher groß und erhaben gewesen, was allgemeiner Verehrung genossen, verschwand oder sank, von Schmach bedeckt, und ließ denen, die an seine Wahrheit bisher geglaubt, selbst nicht einmal eine reine Erinnerung zurück. Dante, der größte Dichter des Mittelalters, der den heranbrechenden Untergang dieser Epoche selbst gesehen und so tief gefühlt, giebt in

der tragischen Stimmung, von der sein Werk durchdrungen, die Stimmung und Empfindung seiner Zeitgenossen wieder. Der eigentliche Geist des Mittelalters ging im vierzehnten Jahrhundert unter und die neue Zeit trat mit der sie bezeichnenden Herrschaft des Verstandes und der äußern Interessen, von einem reichen geistigen Innern noch nicht gebildet und verschönert, in der Person Philipp des Schönen, des Despoten, des Falschmünzers, des Verfolgers der Kirche, des Mörders der Tempelherren, auf. Nur vierzig Jahre lagen zwischen Ludwig dem Heiligen, der für das Kreuz gestorben, und seinem Enkelsohn, der es mit dem Blute seiner standhaftesten Vertheidiger befleckte. Selten hat sich, in so geringer Entfernung, ein so großer Unterschied der Zeiten, aus sich selbst, ohne außerordentlichen äußern Anstoß entwickelt.

Zwanzigstes Kapitel.

Im Laufe der nach monarchischer Einheit und Unumschränktheit strebenden Regierung Philipp des Schönen finden sich zwar einzelne Verordnungen zu Gunsten des Adels und der Geistlichkeit, durch die jedoch das im Ganzen auf die Zerstörung der politischen Macht dieser beiden Stände gerichtete System des Königs nur für Augenblicke unterbrochen wird, und die mit den Umständen, welche solche Concessionen herbeigeführt haben, wieder verschwinden. Die Geistlichkeit, gezwungen gegen den Papst Partei zu nehmen, hatte dadurch ihre alte Stellung zum Königthum unwiederbringlich verloren und der Adel war durch die Kraft, mit welcher Philipp ein allgemeines Recht der Gesetzgebung und Besteuerung für sich in Anspruch nahm, dem Verhältnisse eines von einem Höhern unbedingt abhängigen Unterthanen nahe gebracht worden. Diese große Veränderung in der Verfassung des Feudalstaates, von der sich einzelne Zeichen schon sehr früh, von der Regierung Ludwig's VI. an, vorfinden und die durch das unter jeder Regierung zunehmende Ansehn der Krone immer mehr vorbereitet wird, findet endlich unter Philipp IV. allerdings nicht der Form, wohl aber dem Wesen nach

statt. Denn sobald die königliche Macht so hoch gestiegen war, daß sie den Kampf mit der Lehnswelt nicht mehr zu fürchten brauchte, so ließ sie dieser einzelne Rechte und Auszeichnungen, wie eine Erinnerung an das, was sie früher gewesen, denen aber, da sie nur durch diese beliebige Anerkennung bestanden, keine wahre Bedeutung mehr einwohnte. Das Parlament von Paris schrieb z. B. an den Grafen von Comminges, einen der entferntesten Vasallen vom Centrum der königlichen Autorität, denn er waltete am Fuße der Pyrenäen, im Namen Philipp des Schönen, unter Anderm Folgendes: „Die Untersuchung und Bestrafung über unerlaubtes Tragen der Waffen gehört in unserm ganzen Reiche uns allein zu." — Eine solche Erklärung würde hundert Jahre vorher einem der größern Vasallen kaum verständlich gewesen sein. — Das Feudalwesen war eines der ausschließendsten, isolirtesten und darum verletzbarsten Systeme, die über die menschliche Gesellschaft geherrscht haben. Die Monarchie, Aristokratie und Demokratie können manche ihnen fremde Bestandtheile unter sich aufnehmen und dennoch ihren Grundcharakter bewahren. Ward dem Lehnswesen aber eines seiner integrirenden Elemente genommen: die politische Unabhängigkeit des Besitzers in seinem Gebiet, die Freiheit des Privatkrieges, die bestimmte Begrenzung der Rechte des Oberlehnsherrn u. s. w. und ein ihr ursprünglich fremdes, wie das Einschreiten einer obersten Gewalt in die lokale Gesetzgebung, das Verbot der Fehden u. s. w. eingeführt, so ward das ganze System bedroht. Der Feudalstaat besaß nichts von der Elastizität anderer politischer Organisationen. Es ging ihm wie denen, die ihn vertheidigten. Er war über und über von einer starren und spröden Hülle umzogen und es war schwer, ihm beizukommen, aber die Wunden, die ihm geschlagen wurden, heilten nicht leicht.

Nach der Zerstörung des Tempelordens und bei der vollkommenen Ergebenheit des Papstes, der dem Könige nichts versagte, schien dieser in seinen Eingriffen in die ohnedies so erschütterten Rechte seiner Vasallen keine Grenzen zu kennen und verbot ihnen auf einmal, ohne ihnen irgend eine Entschädigung anzubieten, oder ihre Zustimmung zu suchen, ohne seine besondere Erlaubniß Geld zu schlagen. Dieses Recht, das ursprünglich als der Territorialsouverainetät angehörig, jeder Vasall ausgeübt, von den kleinern aber allmälig aufgegeben worden, hatte unter Ludwig dem Heiligen noch achtzig Prälaten und Baronen angehört. Dieser Eingriff in ein ihm vorher nie bestrittenes Recht und besonders die kurze und kategorische Art, mit der es ihm genommen ward, ermüdete endlich die

Geduld des hohen Adels und er beschloß, im Verein mit einer Zahl kleinerer Lehnsmänner, lieber Alles zu wagen, als sich so allmälig alle Vorrechte, eines nach dem andern, nehmen und sich auf den Standpunkt des Unterthanen herabbringen zu lassen, der ohne eigenen Willen jeden Augenblick eine Modifikation seines Zustandes von oben her erwarten kann. Der Herrenstand im Norden und Osten schloß einen Bund, zu dem er seine übrigen Standesgenossen einlud. Er legte seine Beschwerden und seine verletzten Privilegien öffentlich dar und nahm das Recht des Widerstandes für sich in Anspruch. Dieser Entschluß, nach so langem und stummem Gehorsam, hätte Philipp den Schönen in Verlegenheit setzen können, denn die Stellung des Königthums glich damals in etwas der des Papstthums, zur Zeit seiner Höhe, sie beruhte nämlich mehr auf einer moralischen als materiellen Grundlage. Der Name des Königs, die Idee von seiner Gewalt, die Vorstellung von seinen Rechten waren groß, seine wirkliche Macht aber noch schwankend, denn er besaß keine andere bedeutende Kriegshülfe als die feudalen Kontingente seiner Vasallen und konnte Geld nur durch ein noch keineswegs geregeltes, vielen Widersprüchen ausgesetztes Abgabensystem erhalten. Die Städte waren es fast allein, die sich zu Leistungen dieser Art, aus Dankbarkeit für den Schutz, den sie erfuhren, für wirklich verpflichtet hielten. Die Geistlichkeit und der Adel waren noch immer geneigt, die Forderungen der Krone, denen sie gewöhnlich nicht widerstehen konnten, dennoch für eine Erpressung anzusehen. Der Tod befreite Philipp den Schönen von der Lösung dieser Schwierigkeit. Er starb ohne vorhergehende Krankheit, wider alles Vermuthen, in der Blüthe und Kraft des Lebens, im sechsundvierzigsten Lebensjahre, nach einer der tadelnswerthesten aber folgereichsten Regierungen, die in den Annalen der französischen Geschichte verzeichnet sind.

Dieser König erscheint in der Geschichte mit einer von seinen Vorfahren durchaus verschiedenen Physiognomie. Jene waren vor Allem der Kirche ergeben gewesen. Wenn Robert, Philipp I., Philipp August vom Papste exkommunicirt worden, so geschah dies, weil sie, von sinnlicher Leidenschaft getrieben, die Gebote der Kirche verletzt hatten. Nach kurzem Widerstande unterwarfen sie sich und die päpstliche Censur erschien wie eine häusliche strenge Maßregel gegen einen verirrten Sohn, der, wenn er reuig zu seiner Pflicht zurückkehrt, mit alter Liebe aufgenommen wird. Von diesem Verhältniß ist unter Philipp dem Schönen keine Spur vorhanden. Er war von Natur kalt, in sich abgeschlossen, seines Willens Meister, in seiner Lebensweise geregelt und Niemandes Lehren und Ermah-

nungen bedürftig. Er stellte sich über den Papst. Bonifaz VIII. verdankte ihm die Tiare und Klemens V. war sein Geschöpf und Werkzeug. Der frühere Patritäts- und Filialgeist zwischen dem Statthalter Christi und dem erstgebornen Sohn der Kirche konnte unter ihm keine Anwendung mehr finden. Die meisten frühern Könige waren, vor Allem, Feudalherren gewesen. Sie erhielten nicht nur deren Erziehung, sondern theilten ihre Vergnügungen, Ideen, Vorurtheile. Obgleich über ihnen stehend und sich dieser Höhe wohl bewußt, fiel es ihnen nicht ein, sich von ihnen trennen zu wollen. Sie stritten über die Grenzen ihrer gegenseitigen Rechte, befehdeten sich, vertrugen sich aber immer wieder. Philipp IV. geht systematisch auf den Untergang der Lehnswelt aus. Er ist fast immer mit Geschäften überhäuft, liebt die Turniere nicht, läßt sogar die, welche dergleichen z. B. während des flandrischen Krieges veranstalten, festsetzen, und lebt mit seinen Räthen und Beamten einzig mit der Ausführung seiner Plane beschäftigt. Die frühern Könige zeigen sich zuweilen hart und wild, werden aber leicht wieder zu Milde und Reue umgestimmt. Philipp verfolgt das Andenken Bonifaz' VIII. und die Templer mit einer der Inquisition würdigen, unablässigen Grausamkeit. Die meisten seiner Vorfahren suchten, wie die Barone ihre Territorien, so aus allen Kräften ihr Reich zu vermehren. Philipp zeigt sich hiergegen gleichgültig. Lyon ist die einzige bedeutende Erwerbung unter seiner Regierung. Er beschäftigt sich, einige nichts entscheidende und zum Theil unglückliche Kriege ausgenommen, unausgesetzt mit der Verwaltung des Innern. In Brüges war die sicilianische Vesper nachgeahmt und alle anwesenden Franzosen von den Einwohnern aus Erbitterung über die Treulosigkeit des Königs, der den Grafen von Flandern und seine Tochter verrätherischer Weise gefangen genommen, niedergemacht worden. In der Schlacht von Courtray schlugen die flamändischen Bürger den französischen Adel so gänzlich, daß viertausend Paar goldene Sporen auf dem Schlachtfelde den Getödteten oder Gefangenen abgenommen wurden. Philipp IV. besiegte sie zwei Jahre nachher bei Mons en Pucelle, aber dieser Sieg war nicht so vollständig als jene Niederlage. Die frühern Könige liebten es, bei dem in ihnen vorherrschenden Feudalcharakter, sich ihren Vasallen und Unterthanen glänzend darzustellen und bei Festen, Turnieren und in Schlachten ihre Person hervorzuheben. Diese mit der vorherrschenden individuellen Richtung des Mittelalters in allen Dingen zusammenhängende persönliche Eitelkeit und Ehrsucht übte wenig Einfluß im Leben dieses Königs aus. Er hat wenig gesprochen, sich wenig ge-

zeigt, aber viel gehandelt. Seine Person verschwand in dem System, das er verfolgte. Er beschäftigte sich, wahrscheinlich von seinen gelehrten Räthen veranlaßt, viel mit der Universität von Paris und unter seiner Regierung wurden eine Menge gelehrter Schulen oder Colleges gestiftet. Der Freiheit der Städte war dieser König eben so abhold wie der des Adels, dagegen hat er sich die persönliche Befreiung der Landleute angelegen sein lassen, wie die Ordonnanz, in der er die Aufhebung der Hörigkeit auf den Domainen seines Bruders Karl von Valois bestätigt und mit Theilnahme von den Leiden dieses unterdrückten Standes spricht, beweist. Bei einem so selbstsüchtigen und harten Fürsten kann dies nur aus einer politischen Ueberzeugung, aber nicht aus einem Gefühl des Rechts und der Menschlichkeit hervorgegangen sein. Im Entstehen der unumschränkten Monarchie mußte den Königen viel daran liegen, das Band zwischen den Herren und den Leibeigenen, ohne welche erstere keine selbstständige Bedeutung haben konnten, zu lösen. Als die Könige den Adel vollkommen unterworfen hatten, ließen sie das Werk der Emancipation ruhen, da sie dessen Widerstand nicht mehr zu fürchten hatten, ihn, im Gegentheil, als einen Damm gegen die Masse der Nation ansahen. Sowie das zwölfte Jahrhundert in Frankreich die Epoche der Befreiung der Städte, so ist das vierzehnte die der Befreiung des Landmannes gewesen.

Unter den kurzen und unbedeutenden Regierungen der Söhne Philipp des Schönen, die alle drei zusammen nur vierzehn Jahre regieren und von demselben Erzbischofe von Reims gekrönt werden, dauerte der Widerstand der Reste des Feudalgeistes gegen das Uebergewicht der königlichen Macht fort. Die Gerichte der Lehnsmänner thun auf allen Punkten des Königreiches gegen die Appellationen an das Parlament Einspruch. Die Edeln in Burgund, Champagne und Pikardie verlangen die Wiederherstellung des gerichtlichen Zweikampfes. Die Vasallen stellen überall den Anspruch auf, daß der König sich jeder unmittelbaren Verbindung mit ihren Unterthanen enthalten solle. Die Barone der Champagne behaupten, daß sie der Krone außerhalb ihrer Provinz zu keinem Kriegsdienst verpflichtet seien, die der Pikardie wollen das Recht des Privatkrieges erneuern. Ludwig X., Philipp's ältester Sohn, wird von den Edeln gezwungen, ihnen Enguerrand de Marigny, den ersten Minister seines Vaters, der in den Chroniken der „coadjuteur et recteur du royaume" genannt und als Philipp des Schönen rechte Hand angesehen wird, preiszugeben. Einer Menge, zum Theil absurder Verbrechen angeklagt, wird er nicht von dem Parlament, sondern von einer aus

Baronen bestehenden Kommission verurtheilt und auf die schimpflichste Art hingerichtet. Man hatte gegen ihn, da er immer auf Befehl seines Herrn gehandelt zu haben erklärte, keine politischen Anschuldigungen aufbringen können. Man nahm deshalb zu der großen Anklage jener Zeit, von der es keine Vertheidigung und Rettung gab, der auf Zauberei, seine Zuflucht. Von dem Prozeß gegen die Tempelherren an waren Beschuldigungen dieser Art gewöhnlich geworden. Ein Mönch, hieß es unter Anderm, habe zwei Brüdern, normannischen Rittern, d'Aulnay genannt, ein Mittel an die Hand gegeben, die drei Schwiegertöchter Philipp des Schönen, in deren Hofdienst sie standen, zu verführen. Die beiden Brüder, noch jung aber buckelicht, wurden zum Tode verurtheilt, außer andern Qualen lebendig geschunden und die Prinzessinnen in ein festes Schloß gesperrt. Ludwig X. ließ die eine derselben, Margarethe von Navarra, als er zur Regierung kam, heimlich umbringen, um sich wieder vermählen zu können. Philipp V. oder der Lange nahm die seinige, Johanna, wieder auf, und Blanka, die Frau des dritten Bruders, der als König Karl IV. oder der Schöne hieß, zog sich in ein Kloster zurück. Die seltsamsten und gräßlichsten Anschuldigungen waren in jener Zeit gewöhnlich und wurden fast immer mit den grausamsten Strafen belegt. Der Bischof von Troyes ward angeklagt durch Zaubermittel den Tod der Frau Philipp des Schönen, der Bischof von Chartres durch ähnliche Mittel den dieses Königs selbst verursacht zu haben. Der uralte Aberglaube, gegen den sich das Christenthum, als es unter Theodosius dem Großen zur Herrschaft gekommen, mit so großem Nachdruck erklärt, die Meinung, durch Formeln, Bilder, Tränke die Gesinnungen oder das Schicksal Anderer leiten oder voraussehen zu können, ein aus dem Drange der Menschen nach Ausdehnung ihrer beschränkten Persönlichkeit entstandener Wahn, der aber, die Gefahr, die der Aberglaube überhaupt hat, abgerechnet, häufig durch die besondern Umstände, die ihn begleiten, zu Verbrechen führt, erwachte in jener Epoche mit einer dem frühern Mittelalter unbekannten Stärke und drohte fast allgemein zu werden. Der Teufel wurde als in alle möglichen Verhältnisse eingreifend gedacht und ließ sich, so zu sagen, unter den Menschen nieder. Der Aberglaube bildete sich bei der unreifen Erkenntniß und düstern Gesinnung jener Zeit zu einem System einer vollständigen Dämonologie aus, in welcher der Fürst der Finsterniß und seine Heerschaaren, nach ihrer Herkunft, Gesinnung und Macht, in bestimmte Klassen getheilt wurden und eine regelmäßige Hierarchie bildeten. Die neuen Verhältnisse und Bedürfnisse, die größere Be-

wegung und Freiheit, die das Sinken des Feudalwesens begleiteten, erregten einen vorher unbekannten Durst nach Gold. Der Reichthum erschien dem noch unvollkommenen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft jener Zeit als nur im Besitz dieses kostbaren Metalls bestehend. Die Idee, denselben durch die Form und Bearbeitung gewöhnlicher Materien zu erlangen, war noch wenig verbreitet. In dieser Zeit begann die Alchymie ein Studium zu werden, mit dem die sonst fähigsten und ausgezeichnetsten Personen ihr Leben zubrachten und dem Päpste und Könige Aufmerksamkeit schenkten. Man mischte alle Elemente durch einander, zwang die widerstrebendsten Substanzen zu einem gewaltsamen Bunde, unterwarf die Natur, so zu sagen, der Folter, um nicht nur dieses Metall, sondern vor Allem seine reinste Essenz, ein flüssiges Gold zu gewinnen, durch dessen Genuß man die Dauer des Lebens zu verlängern hoffte. Ohne Zweifel stand dieser jetzt mehr als früher hervortretende Wahn mit der Abnahme des wahren Glaubens, der Schwächung der religiösen Bande, überhaupt der Leere, die das Sinken des religiösen und feudalen Geistes in den Gemüthern hervorgebracht, in Zusammenhang. Etwas Aehnliches wird am Ende der alten Welt sichtbar, wo die Magie, mit den Ideen des Plato und Pythagoras vermischt, einen so großen Einfluß ausübt und wo, während das Heidenthum verschwindet, das Christenthum aber noch nicht vollkommen begriffen und anerkannt ist, die Menschheit die Zweifel und die Leere ihres Innern durch eine phantastische Betrachtung des Einflusses, den der Geist und die Natur auf einander ausüben, zu befriedigen sucht. Dieselbe Erscheinung tritt unter den letzten Valois, während des heftigen und lange unentschiedenen Kampfes des Katholicismus und Protestantismus, hervor. Es fand, bei allem Unglauben, in einem Theile der höhern französischen Gesellschaft, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ebenfalls viel Aberglauben statt. Diese Stimmung scheint, wie die Schwüle vor einem Gewitter, den meisten großen Katastrophen voranzugehen.

Die Grundsätze der Monarchie und des Lehnssystems setzten unter den Regierungen der drei Söhne Philipp des Schönen ihren alten Kampf fort. Obgleich Ludwig X., Philipp V. und Karl IV. nicht die Kraft und die Beharrlichkeit ihres Vaters besaßen, so ging das Königthum unter ihnen, obgleich hier und da zu einigen Zugeständnissen gezwungen, im Wesentlichen nicht zurück. Der Grund hiervon ist, daß die Monarchie durch die Bekämpfung der hierarchischen und feudalen Tyrannei die Meinung des Volkes für sich gewonnen hatte, das den Thron des Königs wie eine verkörperte und

nahe gestellte Vorsehung zu betrachten anfing, eine Gesinnung, die in der Masse der Nation, bei allen Mängeln und allem Unglück der Könige, lange Zeit im Steigen begriffen geblieben ist. Nachdem die Kirche und der Adel gesunken, wurde das Königthum, da die moderne Welt zu keiner demokratischen Entwicklung, wie die antike, bestimmt ist, nach und nach der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und das herrschende Element, woraus seine Erhaltung und selbst sein Fortschritt, unter so oft ungünstigen Umständen, erklärt werden kann. Ungeachtet aller Widersprüche des Herrenstandes erläßt Ludwig X. dennoch die berühmte, von uns schon oben berührte Verordnung, durch die er die Hörigkeit in seinen unmittelbaren Landen aufhebt, ja, die Leibeigenen, die zu stumpf oder unwissend sind, den Werth dieser Befreiung zu fühlen, zu ihrer eigenen Loskaufung zwingt.

Ludwig X. starb nach einer Regierung von zwei Jahren und sein Tod giebt zum ersten Male zu einem Zweifel über die Rechte der Thronfolge Gelegenheit. Er hinterließ die Königin guter Hoffnung, aber der Sohn, den sie zur Welt brachte, starb schon nach wenigen Tagen. Eine Tochter erster Ehe war aber vorhanden und der dritte Sohn Philipp des Schönen, sowie der Bruder dieses Königs, Karl von Valois, schienen sich einen Augenblick für sie zu erklären. Allein die Reichsstände sprachen als Grundsatz aus, daß die Krone von Frankreich nicht in weibliche Hände fallen könne, obgleich dies bei allen übrigen großen Besitzungen stattfand. Die Rechtskundigen, welche die Einheit und Unabhängigkeit der Monarchie, die bei weiblicher Erbfolge und Einführung eines fremden Stammes damals, ohne Zweifel, gefährdet worden wäre, aus allen Kräften beschützten, vertheidigten diese zum ersten Male aufgestellte Maxime mit einem Artikel des alten salischen Gesetzes, nach welchem kein Grundstück unter den salischen Franken auf eine Frau fallen konnte, ohne zu bedenken, daß darin von Privatbesitz und nicht von einer öffentlichen Gewalt, wie das Regierungsrecht, die Rede ist. Diese Ausschließung der Frauen und die Unveränderlichkeit der Krone in allen Zweigen des Mannsstammes des königlichen Hauses hat wesentlich zur Größe Frankreichs beigetragen. Dieser Grundsatz ist es, durch dessen Anwendung die kapetingische Dynastie so tief in den Boden des Landes gedrungen ist, daß kein Sturm und keine Umwälzung sie hat vollkommen entwurzeln können. Unter der Regierung Philipp V. oder des Langen wird das Krongut für unveräußerlich erklärt. Das Königthum tritt hier, was es seiner öffentlichen Stellung nach längst war, auch in seinen Privatinteressen als ein von

allen andern verschiedenes Institut auf und stellt sich außerhalb des gemeinen Rechtes. Es wird dem Adel verboten, seine Schlösser, die nicht an den Grenzen des Reiches liegen, zu befestigen, und in einer Verordnung, die Organisation des Parlaments betreffend, wird den Prälaten der Zutritt zu demselben verwehrt. Ein mächtiger Lehnsmann, am Fuße der Pyrenäen, Jordan de Lille, der eine Nichte des Papstes geheirathet, wird, eines Todschlages wegen, vom Parlament zum Tode verurtheilt und, ungeachtet seiner Verbindungen und zahlreichen Klientel, an den Schweif eines Pferdes gebunden, zum Richtplatz geschleppt und gehängt. Der König sieht sich in seinem Parlament, das in den Chroniken zuweilen: „la clergie laique" — (das weltliche Priesterthum) genannt wird, wie in einem zweiten Ich personificirt an. Er empfiehlt ihm die Gesetze, ohne Rücksicht auf irgend eine fremde Dazwischenkunft, gegen Jedermann anzuwenden. Das Parlament fängt bei feierlichen Gelegenheiten den langen purpurnen, mit Hermelin verbrämten Mantel, sonst ein Zeichen der souverainen Gewalt, zu tragen an.

Der Hang, dunkle und schauerliche Verbrechen aufzusuchen und sie grausam zu bestrafen, spricht sich in einer Verfolgung der Juden und Aussätzigen aus, die unter diesem Könige beschuldigt wurden, mit den Arabern in Spanien im Bunde, die Christenheit durch Vergiftung der Brunnen ausrotten zu wollen und die zu Haufen verbrannt worden. Das Elend des niedern Volkes, das von der allgemeinen Unruhe jener Zeit mit ergriffen wurde, brach, wie schon einmal zur Zeit Ludwig's IX. in einem neuen Aufstande der Pastoureaux hervor. Dieser König begünstigte die Städte, für deren Vertheidigung und die Bewaffnung der Bürger er sich besorgt zeigte. — Sein Nachfolger, Karl IV. oder der Schöne, schritt während seiner kurzen Regierung auf der von seinen Brüdern betretenen Bahn fort. Unter ihm wird ein Enkelsohn Ludwig des Heiligen der Stifter des Hauses Bourbon. Karl der Schöne erhob die Baronie Bourbon, deren Erbin mit Ludwig, dem Sohne Robert's von Clermont, welcher der jüngste Sohn Ludwig's IX. war, vermählt worden, zu einer Pairie und einem Herzogthume. Ludwig nahm den Titel des Erbes seiner Frau an und ward der erste Bourbon. Karl IV. kämpfte, wie alle französischen Könige seit langer Zeit, gegen die Flamänder im Norden und die Engländer im Süden seines Reiches, aber ohne entscheidenden Erfolg. Er starb 1328 und mit ihm erlosch der direkte Mannsstamm Hugo Kapet's, nachdem dreihunderteinundvierzig Jahre lang in demselben sich Vater und Sohn, ein in der Geschichte fast unerhörter Fall, auf dem Throne

gefolgt waren, und eine Seitenlinie bestieg denselben — Die hervorragendsten Begebenheiten in dieser langen Epoche sind: die Eroberung Englands durch einen Vasallen der französischen Krone; die Einnahme Jerusalems; die Bildung der freien Städtegemeinden; das Erwachen der Philosophie und intellektuellen Freiheit überhaupt unter Abailard; die Consolidirung der Monarchie durch die Einverleibung der englischen Lehne unter Philipp August; die Stiftung eines französischen Reiches in Konstantinopel; die Trennung des religiösen und politischen Princips unter Philipp dem Schönen; die Errichtung einer von der Feudalwelt unabhängigen, der Krone allein verantwortlichen richterlichen und verwaltenden Behörde, wie das Parlament von Paris; die als Grundsatz ausgesprochene Befreiung der Leibeigenen unter Ludwig X. und die Einführung des Bürgerstandes in die politischen Versammlungen der Nation. — — — Das französische Volk entstand, als ein nationaler Körper, mit der Dynastie Hugo Kapet's. Keine andere Nation hat sich so im Schatten des Königthums und unter der Leitung desselben Geschlechtes wie die französische ausgebildet. Wenn man diesen ältesten Stamm der Kapetinger mit seinen beiden Zweigen, Valois und Bourbon, vergleicht, so muß ihm ein entschiedener Vorzug zuerkannt werden. Jene alten Könige entsprechen den Bedürfnissen ihres Volkes besser, als die spätern es gethan. Alle Elemente der nationalen Größe sind von ihnen vorbereitet worden. Unter ihrer Herrschaft hat die Nation sich zu individualisiren angefangen. Keiner der spätern Könige hat für die äußere Begründung des Staates so viel wie Philipp August, für die innere so viel wie Philipp der Schöne gethan und weder Heinrich IV. noch Ludwig XIV. haben, in ihren Personen, ihre Zeit auf eine so großartige Weise wie Ludwig der Heilige die seinige dargestellt.

Unserm Plane gemäß, von der Gestalt und Entwicklung von Paris, in einzelnen bedeutenden Epochen, dem Leser eine Vorstellung zu geben, wollen wir jetzt die bedeutendsten lokalen Veränderungen anführen, die seit Philipp August bis zur Erhebung des Hauses Valois stattgefunden haben. Es sind deren weniger als unter Philipp August gewesen, wo das Paris des Mittelalters entsteht und für lange Zeit, im Ganzen und Wesentlichen, ungeachtet so vieler wechselnder Schicksale, die ihm aber mehr von Außen zukommen als im Innern Wurzel fassen, bis zur Regierung Franz' I. dasselbe geblieben ist. Paris wurde z. B. unter der englischen Herrschaft in seiner Entwicklung mehr aufgehalten als eigentlich verändert. Dasselbe läßt sich von der Epoche Ludwig's XI. behaupten. Erst unter

den letzten Valois bringt der italienische Einfluß ein neues Element in das Leben der Hauptstadt. Die innern moralischen Veränderungen sind in den drei Jahrhunderten von Philipp August bis Franz I. allerdings sehr groß gewesen, sie müssen aber in der Geschichte des gesammten Landes gesucht werden und haben auf die Gestalt und das Leben der Stadt, als solcher, keinen entscheidenden Einfluß geäußert.

Das königliche Schloß, da wo heute der Palais de Justice ist, war lange in der Gestalt geblieben, die ihm die Erweiterung und Erneuerung durch König Robert verliehen hatte. Unter Ludwig dem Heiligen wurden einige Veränderungen vorgenommen. Von ihm rühren die unter dem heutigen Niveau des Bodens liegenden Säle her, die in frühern Zeiten bewohnt, durch die allmälige Erhebung des Terrains der alten Inselstadt zu Untergeschossen geworden. Sie werden jetzt gewöhnlich „die Küchen des heiligen Ludwig" genannt. In ihnen erheben sich die Pfeiler, auf denen die heutige „**Salle des Pas Perdus**", der größte Saal, den es in Frankreich gibt, ruht. Dieser Saal selbst ist, obgleich im Lauf der Zeit mannigfach verändert, ebenfalls ein Werk dieses Königs. Dieser Raum diente, Jahrhunderte lang, zu einer Halle, in welcher, nach der Sitte der Feudalwelt, die Könige die Huldigungen ihrer Vasallen annahmen, und wo zugleich die Feste, die sie denselben gaben, begangen wurden. Dieser Saal war bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein mit den Bildnissen aller Könige der Franken und Franzosen, von dem fabelhaften Pharamund an bis zu dem wohlbekannten Heinrich IV. geschmückt, die in einer Feuersbrunst zu Grunde gingen. In ihm befand sich zugleich eine sehr große steinerne Tafel, unter dem Namen „**Table de marbre**" berühmt, an der bei feierlichen Veranlassungen das königliche Banket gehalten wurde. Obgleich die Könige des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zuweilen den Louvre und andere Paläste, wie z. B. Karl der Weise das Hotel St. Paul bewohnten, so blieb das alte Schloß der Kapetinger dennoch bis zum Jahre 1431 die officielle Residenz derselben, wo dasselbe von Karl VII. dem Parlament für immer überlassen wurde. Von da an hielten an dieser „Table de Marbre", auf der einst der vergoldete Pfau auf silbernem Schilde, von dem Truchseß getragen und den Edelknechten begleitet, als ein kostbares Schaugericht aufgestellt worden, und um die sich so lange lauter gekrönte und fürstliche Häupter versammelt hatten, drei Behörden: die der „**Connetablie**", die der „**Amirauté**", und die der „**Eaux et Forêts de France**" ihre Sitzungen. Als im siebenzehnten Jahrhundert eine

Feuersbrunst diesen Saal und die große Tafel zerstörte, behielten dennoch diese Aemter bis zum Jahre 1790 ihre Benennungen bei, wo sie mit dem Parlament zugleich verschwanden. Bei den vertraulichen, sich wunderbar durchkreuzenden Sitten und Gebräuchen früherer Zeiten, in denen Heiliges und Profanes, Ernstes und Scherzhaftes so bunt wechselten, fiel es Niemanden auf, daß die „Clercs" des Parlaments, im Karneval und auch wohl zu andern Zeiten des Jahres, diesen großen Marmortisch zu einem Theater machten, auf dem sie satirische oder burleske Vorstellungen, „farces, soties, moralités" genannt, spielten, die bei dem Publikum denselben Beifall wie später Opern und Tragödien fanden. So sonderbar war das Schicksal dieser „Table de marbre," die in ihrem Ursprunge an die Tafelrunde König Arthur's und die Pairs und Paladine Karl's des Großen und deren festliches Zusammenleben erinnert hatte. — Die beiden Thürme an dem Quai de l'Horloge, die vom Pont neuf aus betrachtet sich so malerisch darstellen, gehören ebenfalls dieser Epoche an. In einem derselben befand sich eine Glocke, die das Zeichen zu den Metzeleien der Bartholomäusnacht gegeben hatte und in der Revolution zerstört wurde.

Die Erweiterung und Verschönerung des königlichen Schlosses ausgenommen, bestanden alle übrigen Veränderungen in Paris während dieser Epoche vornehmlich in der Errichtung neuer Klöster und Kirchen, oder in Anstalten, die mit diesen in Verbindung standen. Ludwig der Heilige zeichnete sich, wie leicht zu denken, in der Gründung dieser damals so wichtigen und einflußreichen Anstalten besonders aus. Manche sind von ihnen durchaus verschwunden, andere umgestaltet und zu andern Zwecken benutzt worden. Unter dem, was erhalten, steht die heilige Kapelle oder „Sainte Chapelle" obenan.

Die meisten Feudalherren hatten in ihren Schlössern immer eine Kapelle, in der sie und die Ihrigen dem öffentlichen Gottesdienste mit größerer Bequemlichkeit als in den von ihren einsamen Wohnungen oft so entfernten Pfarrkirchen beiwohnen konnten. Auch gewährte ihnen der Besitz einer solchen Kapelle, außer einem größern Ansehn bei ihren Umgebungen, noch andere, damals wichtige Vortheile, denn Päpste und Bischöfe waren geneigt, dergleichen Stiftungen zuweilen mit besondern Rechten und Privilegien zu begaben. Die Könige von Frankreich besaßen eine solche innerhalb der Mauern ihres Schlosses, welche verschiedene Namen geführt hatte. Als aber Balduin, der Kaiser von Konstantinopel, Ludwig IX., unter andern Reliquien, auch die Dornenkrone Christi überlassen hatte, so beschloß der König. zu ihrer würdigen Aufbewahrung eine neue Kirche zu

errichten, und beauftragte hierzu einen der berühmtesten Baukünstler jener Zeit, Peter de Montreuil, der sie im Jahre 1248 vollendete. Sie wurde, da der König diese Heiligthümer in seiner nächsten Nähe zu besitzen wünschte, unmittelbar neben dem Schlosse, innerhalb seiner Befestigungen erbaut. So wenig authentisch auch diese Reliquien sein mochten, so kann man ihnen doch nicht das Verdienst absprechen, zu einer der herrlichsten Schöpfungen der gothischen Architektur Gelegenheit gegeben zu haben, die selbst wieder zu einer Reliquie der Kunst geworden ist. Hier zeigte Ludwig der Heilige in der Charwoche dem Volke diese Heiligthümer mit eigener Hand, als wäre er selbst ein Priester gewesen. Unter den zahlreichen Kostbarkeiten, die im Laufe der Zeit dieser Kirche geschenkt wurden, steht die Camee obenan, welcher die Apotheose des Kaisers Augustus darstellt. Karl V. oder der Weise, der auf ihr einen christlichen Gegenstand erkennen wollte, hatte sie der Sainte-Chapelle verehrt. Erst unter Ludwig XIII. wurde ihre Bedeutung erkannt und sie wird jetzt in der Bibliothek der Straße Richelieu aufbewahrt.

In dieser Kirche wiederholte sich alljährig in der Nacht vom Charfreitage zum Sonnabende, noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, eine der sonderbarsten Mummereien, durch welche der Aberglaube und Unglaube zugleich befördert wurden. Eine Menge Bettler und anderes Gesindel strömte, sobald es finster geworden, in die Sainte-Chapelle und stellte sich, unter Geschrei und Zuckungen, als vom Teufel besessen dar. Nach den Schilderungen von Augenzeugen erhoben diese Besessenen zuweilen einen solchen Tumult, daß der der Rasenden in Bicetre dagegen für eine sanfte Klage zu halten gewesen sein würde. Sobald der Priester, mit dem Holze des wahren Kreuzes, einer der von Ludwig IX. erworbenen Reliquien, bewaffnet, erschien und den Dämon bedrohte, verschwanden die Zuckungen und das Gebrüll verstummte augenblicklich. Man erkannte sehr oft unter diesen Vasallen des Satans solche, die das Jahr vorher von seiner Tyrannei an derselben Stelle befreit worden und ihr wieder anheimgefallen waren. Da aber die Möglichkeit eines solchen Einflusses überhaupt einmal zugegeben war, so konnte man natürlich auch dessen Wiederkehr nicht bestreiten. Noch muß man hierbei nicht vergessen, daß die Besessenen nicht nur von ihren Qualen befreit, sondern für ihre Willfährigkeit, sich von ihnen befreien zu lassen, vom Klerus bezahlt wurden. — Seit einigen dreißig Jahren wird diese Kirche zur Aufbewahrung öffentlicher Dokumente gebraucht, die mit Ordnung und selbst mit Geschmack aufgestellt, doch sonderbar mit der ursprünglichen Bestim-

mung dieses Gebäudes kontrastiren. Die Fenster sind mit den schönsten Glasmalereien geziert und bilden ein leuchtendes Netz, durch das die Sonnenstrahlen auf die Schränke fallen, in denen jene Masse öffentlicher Papiere ruht, in deren Staube ein Theil der geheimen Geschichte dieses Landes begraben liegt und vielleicht nie an das Licht kommen wird.

In der langen, krummen und schmutzigen Straße St. Jacques, voll hoher finsterer Häuser und zahlloser kleiner Läden und Gaststuben hatten sich, unter Philipp August, in der Nähe einer dem heiligen Jakob gewidmeten Kapelle, einige Schüler des heiligen Dominikus niedergelassen, deren Zahl sich bald bedeutend vermehrte. Jene Straße war damals noch im Werden, sie und das Kloster, das in ihr errichtet wurde, erhielten ihren Namen von der Kapelle. Daher wurden die Dominikaner im gemeinen Leben in Frankreich: „Jacobins" genannt. Philipp August war den Bettelmönchen nicht geneigt gewesen und hatte nichts für sie gethan. Sein Enkelsohn wurde aber ihr großer Gönner, wählte aus ihnen seinen Beichtvater und war sogar dem Wunsche nicht fremd, unter sie aufgenommen werden zu können. Diese Dominikaner lagen, wie ihre Brüder, die Franziskaner, zur Zeit ihrer Kraft in langem Streite mit der Universität von Paris, die ihnen an Eifer und selbst an Gelehrsamkeit nachstand. Einige der ersten Geister des dreizehnten Jahrhunderts, wie Thomas von Aquino, ein Dominikaner, und Franz Bonaventura, ein Franziskaner, erhoben die Bettelmönche in der Meinung aller christlichen Völker und die Universität konnte ihnen nichts Aehnliches entgegensetzen. In der Kirche der Dominikaner der Straße St. Jacques befanden sich die Gräber der Stifter der beiden jüngern Linien des Hauses Kapet, nämlich des Grafen von Valois, eines Bruders Philipp des Schönen und Vaters Philipp's VI., des ersten Valois auf dem Throne, und Robert's von Clermont, des jüngsten Sohnes Ludwig des Heiligen, des Ahnherrn der Bourbons. In den Gebäudens dieses einst so berühmten Klosters hat jetzt die Stadt Paris eine Anzahl öffentlicher Freischulen errichtet, so daß, hier ein ziemlich seltener Fall, diese Räume zu keinem, ihrer frühern Bestimmung ganz unwürdigen Zwecke angewandt worden sind. — In einer unansehnlichen Straße des „Quartier latin," wie die Umgebungen der pariser Universität genannt werden, lag sonst ein Franziskanerkloster, das größte dieser Mönche, von den Franzosen im gemeinen Leben „Cordeliers" genannt. Philipp August, in dessen letzten Regierungsjahren dieser Orden in Paris Fuß faßte, begünstigte ihn ebenso wenig wie den

der Dominikaner, Ludwig der Heilige schien ihm aber, wenigstens in manchen Augenblicken, noch geneigter als dem der letztern zu sein. Die Franziskaner zeichneten sich im dreizehnten Jahrhundert durch die mystische Richtung, die sie dem Christenthum gaben, und durch die Begeisterung für den Dienst der Jungfrau Maria aus. Von einem idealern über die Welt noch erhabenern Streben als die Dominikaner erfüllt, waren sie der Orden, welcher von den Geheimnissen des Christenthums am Tiefsten erfüllt gewesen und am meisten inneres Leben in sich getragen hat. Die Bettelmönche stellten den religiösen Charakter des Mittelalters am besten dar und konnten sich nur in jener Zeit einer wahrhaften Bedeutung erfreuen. Dem grenzenlosen Umsichgreifen der Feudalwelt stellten sie eine grenzenlose Entsagung, der wilden Gier nach Ruhm, Genuß und Besitz Demuth, Ertödtung der Sinne und Entäußerung alles weltlichen Vortheiles entgegen. Der rohen, so zu sagen körperlichen Tapferkeit des Adels setzten sie einen aus dem Tiefsten der Seele geschöpften Muth entgegen, der sich bei der Härte der ihnen widerstehenden Materie oft bis zum Fanatismus steigern mußte, wenn er nicht unterliegen sollte. Das Mittelalter besaß die wunderbare Fähigkeit, den in der äußern Welt entstandenen Gebrechen und Uebelständen aus der innern Natur des Menschen genommene Heilmittel entgegenzustellen. Weder das Alterthum noch die neueste Zeit haben in dieser Beziehung ein ähnliches Geschick und eine ähnliche Kraft gezeigt. Der Idealismus des monastischen Princips hielt damals die Lage der Welt im Gleichgewicht, die ohne dasselbe, von dem Materialismus des Feudallebens beherrscht, in die tiefste Barbarei verfallen sein würde. Der sinnlichen Trunkenheit des damaligen Weltlebens mußte die Kirche eine bis zu den äußersten Extremen getriebene geistige Exaltation entgegensetzen, wenn sie nicht von ersterer zerstört werden wollte. Heut zu Tage, wie im Alterthume, sucht man den Geist des Bösen nicht sowohl zu überwinden, ihm unmittelbar selbst an das Leben zu gehen, als sich mit ihm zu vergleichen, ihm ein Terrain einzuräumen und ihn in gewisse Grenzen einzuschließen. Jene sittliche Unverträglichkeit und absolute Feindschaft des Mittelalters gegen das, was ihm verwerflich erschien, führte natürlich zu gewissen Extremen und Excessen des an und für sich Guten und Rechten, brachte aber wenigstens ein Resultat hervor, erreichte einen Theil seines Zweckes, während das mehr negative Verhalten der alten Philosophen und der neuern Moralisten dem verheerenden Strome keinen Damm entgegensetzen kann und über kurz oder lang erliegen muß. — — Das Mönchsthum des

Mittelalters dagegen trug alle Elemente moralischer Größe in sich. Es war in sich selbst leidend und nach Außen zu thätig, eine Vereinigung, die es zum Ideal und sittlichen Kern der damaligen Welt machen mußte. Die besten Repräsentanten des monastischen Princips waren die Schüler des heiligen Dominikus und heiligen Franziskus, weil sie jene der Welt entgegengesetzte und dennoch auf sie wirkende Tendenz am vollkommensten darstellten. Aeltere Orden, wie z. B. der der Benediktiner, hatten es sich nicht sowohl zur Aufgabe gemacht, das innere Leben der Menschen zu erheben, als die Bedürfnisse ihres gesammten Daseins zu befriedigen und vor Allem die Wunden zu heilen, welche die Auflösung des römischen Reiches der abendländischen Menschheit geschlagen hatte. Deshalb mußten sie selbst nothwendig große Grundbesitzer werden, sammeln, säen und bauen und am Leben der Welt nicht nur einen geistig, sondern auch sinnlich thätigen Theil nehmen, sonst hätten sie der Werkzeuge, auf dieselbe zu wirken, entbehrt. Die Dominikaner und Franziskaner richteten sich aber, nachdem das äußere Leben eine feste Grundlage gewonnen, ausschließend an das Innere der Menschen und bedurften jener äußern Mittel nicht. Jedoch fand zwischen diesen beiden Orden selbst ein bedeutender Unterschied statt. Die Dominikaner bewachten mehr die Außenwerke des Tempels gegen die ihn bedrohenden Feinde. Sie waren bis zur Stiftung der Jesuiten die eigentliche Miliz der Kirche und deshalb mit der Leitung der Glaubenstribunale beauftragt. Die Franziskaner erhielten im Innern das heilige Feuer lebendig und athmeten den balsamischen Hauch, der aus den Mysterien des Christenthums von dem Throne der jungfräulichen Mutter und des göttlichen Kindes weht. Die Dominikaner stellen in ihrem Streben mehr die Herrschaft des Glaubens, die Franziskaner mehr die der Liebe dar. Jene wirkten mehr durch das, was sie thaten, diese mehr durch das, was sie waren. Als das monastische Princip vom funfzehnten Jahrhundert an sichtbar zu sinken anfing, wurden beide Orden zur Erhaltung und Vertheidigung der Kirche fast unnütz und die Jesuiten, den modernen und politischen Geist der Hierarchie darstellend, traten an ihre Stelle.

Später, vom sechszehnten Jahrhundert an, thaten sich die Jünger der heiligen Dominikus und Franziskus in Paris weder durch große Gelehrsamkeit, noch sonst ausgezeichnetes Talent, häufig aber durch einen in andern Mönchsorden nie so weit getriebenen Geist des Widerspruches gegen ihre Obern, die Ordensregeln u. s. w. hervor. Sie nahmen seit der Zeit der Reformation an den Hän-

deln der Welt einen bedeutenden Theil und spielten in den Unruhen der Ligue eine große Rolle. Nach Beendigung der Religions- und Bürgerkriege schienen sie, wie die übrigen Orden, die Jesuiten ausgenommen, einzuschlummern und ihre Aufhebung im Jahre 1790 ließ im französischen Leben keine eigentliche Lücke gewahr werden. — Da wo sonst das große Kloster der Cordeliers stand, befindet sich heute die Ecole de Medecine. Der Platz vor derselben war von der Kirche eingenommen gewesen. Der gesammte Raum dieses berühmten Convents und die Ueberreste seiner Gebäude sind zu wissenschaftlichen Zwecken in dieser Fakultät benutzt worden.

Wenn man heute auf dem linken Ufer der Seine vom Pont Neuf nach dem Pont St. Michel geht, so führt der Weg auf dem Quai des Grands Augustins an der Halle, wo besonders Wild und Geflügel verkauft werden, vorbei. Hier war, wo jetzt dieser bedeckte Marktplatz steht, von unter Ludwig dem Heiligen nach Paris gekommenen Augustinermönchen, im vierzehnten Jahrhundert ein Kloster errichtet worden, das eins der größten der Hauptstadt und eins der vornehmsten dieses Ordens war. Auf einem Theil des ihm zugehörten Terrains liegen heute die Straßen Dauphine und Lodi. In der Kirche desselben ward bis zur Revolution das Grab des berühmten Geschichtschreibers und Rathes Karl des Kühnen und Ludwig's XI., Philipp de Comines, des französischen Machiavel's, gesehen. Dieses Stift findet sich in den historischen Denkwürdigkeiten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sehr oft erwähnt. Die Kapitel des heiligen Geistordens wurden lange in einem seiner Säle gehalten. In einem andern versammelten sich alljährig die Abgeordneten des französischen Klerus, die hier eine Art Nationalconcil bildeten, das sich jedoch, seltene Fälle, wie die Deklaration der Grundsätze und Freiheiten der gallikanischen Kirche, ausgenommen, nicht mit Dogmen und Ideen, sondern mit disciplinarischen und administrativen Anordnungen beschäftigte. Das Parlament von Paris hielt zu verschiedenen Zeiten in diesem Kloster seine Sitzungen. — Auch diese Mönche arteten, als überhaupt die Zeit des Monachismus in Frankreich vorüber war, wie die übrigen aus. Bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinein machte sich auch unter ihnen, ehe noch die absolute Monarchie alle Klassen der Nation vollkommen gezähmt, zuweilen der willkürliche Geist des Mittelalters in allerlei Unruhen und Gewaltthätigkeiten Luft, die einmal bis zu einem förmlichen Aufstande gingen, der von der bewaffneten Macht gedämpft werden mußte. Die oben erwähnte prachtvolle Halle, die unter Napoleon erbaut wurde, ist auf den Trümmern

der Kirche dieses Klosters errichtet und giebt von der Größe derselben eine Vorstellung. In den Kupferwerken, die das Innere von Paris unter Ludwig XIII. darstellen, zeichnet sich dieses Stift durch seine Ausdehnung und die unregelmäßige, aber malerische Anlage seiner Gebäude aus.

Dicht am Platze Maubert, der von einem Labyrinth enger, krummer und häßlicher Straßen eingeschlossen wird, in den Annalen der Volksaufstände des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts und noch heute durch das rohe und mitunter zur Klasse der Verbrecher gehörige Gesindel, das hier sein Wesen treibt, berühmt, stand in der Straße Montagne St. Genevieve ein Karmeliterkloster, dessen Mönche, zum ersten Male unter Ludwig dem Heiligen in Paris erscheinend, von Philipp dem Schönen das Gebäude erhielten, in welchem sie bis zum Ausbruch der Revolution geblieben sind. Sie waren in frühern Zeiten bei den Großen in Gunst, bis zu ihrem Erlöschen bei dem Volke beliebt geblieben, eine Popularität, die sie sich durch die Aehnlichkeiten ihrer Lebensweise und die Freiheit ihrer Sitten erworben hatten. Sie waren so zügellos, daß mehrmals Reformen an ihnen versucht wurden, die aber immer an ihrer Halsstarrigkeit scheiterten. Die Karmeliter stellten in Paris die Art des Mönchthums dar, die am unmittelbarsten in das Leben der niedern Klassen eingriff, und wurden von der höhern Geistlichkeit sehr oft als ein Mittel gebraucht, auf jene zu wirken. Sie müssen mit ihren braunen Kutten, weißen Mänteln und bloßen Füßen in frühern Zeiten das nicht angenehme, aber originelle Gewühl dieses Platzes auf eine charakteristische Weise vermehrt haben. — In der Umzäunung des heutigen Gartens von Luxenburg, im südlichen Theile desselben, da wo eine Baumschule sich nach dem Observatorium zu erstreckt, stand im zwölften Jahrhundert ein altes Schloß, „Château de Vauvert“ genannt, von hohen Mauern umgeben, dessen Ursprung schon damals Niemand mehr kannte und das vom Volke für den Sitz böser Geister gehalten wurde. Im dreizehnten Jahrhundert war dasselbe seit langer Zeit unbewohnt. Es lag außerhalb der Mauern der damaligen Stadt, von einsamen Wiesen und Gehölzen umgeben, über die seine Zinnen weit emporragten. Seine Fenster schienen in der Nacht, zum Entsetzen des Volkes, zuweilen plötzlich erleuchtet zu werden. Man hörte klagende und drohende Stimmen aus ihm ertönen und glaubte, daß der Teufel und die Hexen zu gewissen Zeiten in diesen öden und weiten Räumen ihre Zusammenkünfte hielten. Die Pariser vermieden sorgfältig sich demselben zu nähern, und machten in dieser Absicht lieber einen be-

deutenden Umweg. Ludwig der Heilige räumte den Karthäusern dieses verwünschte Schloß ein, aus dem sie im Laufe der Zeit eines der reichsten und größten Klöster ihres Ordens bildeten. Von den Reliquien, Kostbarkeiten und Grabmälern, welche die Kirche desselben enthielt, ist nichts als die herrlichen Bilder von Lesueur, des religiösesten aller französischen Maler, übrig geblieben. Derselbe hatte im Jahre 1646 das Leben des heiligen Bruno für dieses Kloster gemalt. Diese Gemälde sind jetzt im Louvre aufgestellt, wo sie ein eigenes Museum unter dem Namen dieses großen Künstlers bilden. — Als Maria von Medicis den Palast Luxenburg erbaute, kaufte sie den Mönchen den Boden ab, auf dem der öffentliche Garten dieses Namens angelegt wurde und gab ihnen außerdem ein ansehnliches Terrain, über das einst die alte römische Straße von dem Pons Minor (Petit Pont) nach Issiacum (heute Issy) führte. Der südliche Theil dieses Gartens, die große Allee, die nach der Sternwarte führt, und die Baumschule auf beiden Seiten sind auf dem Grunde dieses Klosters errichtet, das bis auf wenige Reste verschwunden ist. — Da wo heute des Sonntags die flüchtigen Füße der pariser Studenten und ihrer Freundinnen, der Putzmacherinnen, Nähterinnen und Ladenmädchen dieses Quartiers sich ergehen, wandelten einst mit schweren Schritten die einsamen Mönche dieses Klosters und riefen sich ihr: „Memento mori!“ zu. Andre Zeiten, andre Sitten! Auf derselben Stelle stand, wie wir in der Schilderung der alten Lutetia erwähnt haben, ein Uebungslager der römischen Besatzung. Die so verschiedene Anwendung dieses Raumes bezeichnet im Kleinen ungefähr den Charakter der drei Epochen, in denen sie sich geltend gemacht. Unter den Römern war er für den Krieg, im Mittelalter und so lange dessen Einfluß dauerte, für die Religion, heute ist er für die Zerstreuungen des geselligen Lebens bestimmt, auf deren Befriedigung allmälig alle Einrichtungen, zu nicht geringer Verflachung und selbst Verschlechterung der sittlichen Natur des Menschen berechnet zu werden scheinen.

Ein Kapellan Ludwig des Heiligen, Robert Sorbon, errichtete eine Anstalt zur Bildung junger Kleriker, die, auf Kosten derselben erzogen, sich ausschließend dem Studium der Theologie widmen sollten. Obgleich Ludwig, der keine Gelegenheit, das theokretische Princip, das schon unter ihm zu wanken anfing und von dessen Stärke noch immer alles sittliche Leben abhing, zu befestigen, vorübergehen ließ, zu diesem frommen Werke reichlich beigetragen, so erhielt diese Stiftung dennoch den Namen jenes Geistlichen, ward unter der Benennung der Sorbonne zur theologischen Fakultät der

Universität Paris erhoben und übte einen im Laufe der Zeit zwar wechselnden, aber bis zur Revolution nie ganz verschwindenden moralischen und zuweilen selbst politischen Einfluß aus. Die Gebäude, die man heute die Sorbonne nennt und in denen die Facultés de Théologie, de Belles Lettres et de Sciences ihren Sitz haben, schreiben sich aber aus dem siebenzehnten Jahrhundert her, und sind eine Stiftung Richelieu's, deren wir zu ihrer Zeit erwähnen werden.

Das Kollegium oder Gymnasium von Navarra (Collège de Navarre) war die berühmteste unter den Anstalten dieser Art, die dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ihr Dasein verdanken. Es wurde von Johanna von Navarra, der Frau Philipp des Schönen, gestiftet und hat in der Geschichte des öffentlichen Unterrichts in Paris eine lange und thätige Rolle gespielt. In der Revolution verschwand es. Da wo sonst dieses geistliche Collegium lag, denn alle Professoren desselben waren Kleriker, hat jetzt die polytechnische Schule ihren Sitz. Statt der schwarzröckigen Seminaristen, die hier vorzüglich Theologie und alte Sprachen studirten, sieht man jetzt, besonders Sonntags, die uniformirten Schüler dieser militairischen Anstalt sich nach den eleganten Quartieren der Stadt wenden und sowohl durch den ausgezeichneten Ruf, den sie in der pariser Bevölkerung genießen, als durch das gute Ansehn der meisten von ihnen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich ziehen. Außer diesen Stiftungen für Religion und Unterricht schuf die Milde der Machthaber des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zwei berühmte Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit. Das große pariser Krankenhaus, „Hôtel-Dieu“ genannt, der Sage nach von dem heiligen Landri, Bischofe dieser Stadt, gestiftet, wurde von Ludwig dem Heiligen, nach langer Vernachlässigung, wieder hergestellt und mit vielen Rechten und Freiheiten begabt. Die Blindenanstalt, „Quinze-Vingt“ genannt, für dreihundert Unglückliche dieser Art bestimmt, ist ebenfalls ein Werk der Menschlichkeit dieses frommen und edeln Fürsten. — Für Paris, das seit Philipp August sich rasch verschönert und erweitert hatte, begann, wie für das ganze Land, mit der Erhebung des Hauses Valois auf den Thron eine Epoche des Stillstandes und des Unglücks, in der Niederlagen gegen den äußern Feind, Bürgerkriege, Aufstände und verheerende Krankheiten sich vereinigten, um eine Entwickelung dessen aufzuhalten, was mit so großem Glück und Erfolg begonnen war. Die Schilderung dieser Drangsale gehört einem spätern Theile dieser Darstellungen an.

Druckfehler.

Seite	57	Zeile	5	von unten	statt: Ostsee lies: Nordsee
=	60	=	11	= =	st. des südlichen l. das südliche
=	92	=	12	= oben	st. noch lebt l. nachlebt
=	93	=	10	= =	st. Morel l. Moral
=	102	=	16	= =	st. Ogaius l. Ogmius
=	210	=	3	= =	st. Tage l. Jahre
=	254	=	8	= unten	st. Nanra's l. Nanna's
=	257	=	5	= =	st. Weltgeiste l. Volksgeiste
=	312	=	13	= =	st. dreiundsiebenzig l. dreiundsechszig
=	317	im Columnentitel st. Merowinger l. Normänner			
=	330	Zeile	13	von oben	st. zog l. sog
=	362	=	1	= unten	st. Palastes in Paris, l. Palastes, in Paris
=	376	=	25	= oben	st. Stiftungen l. Richtungen
=	384	=	1	= unten	st. von Reims l. in Reims
=	456	=	17	= oben	st. zwar l. gern
=	632	im Columnentitel st. Glaubens l. Aberglaubens			

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

Author Arnd, Eduard 8702 HF. A747g

Title Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes. Vol.1

BOUND BY THE ... COMPANY